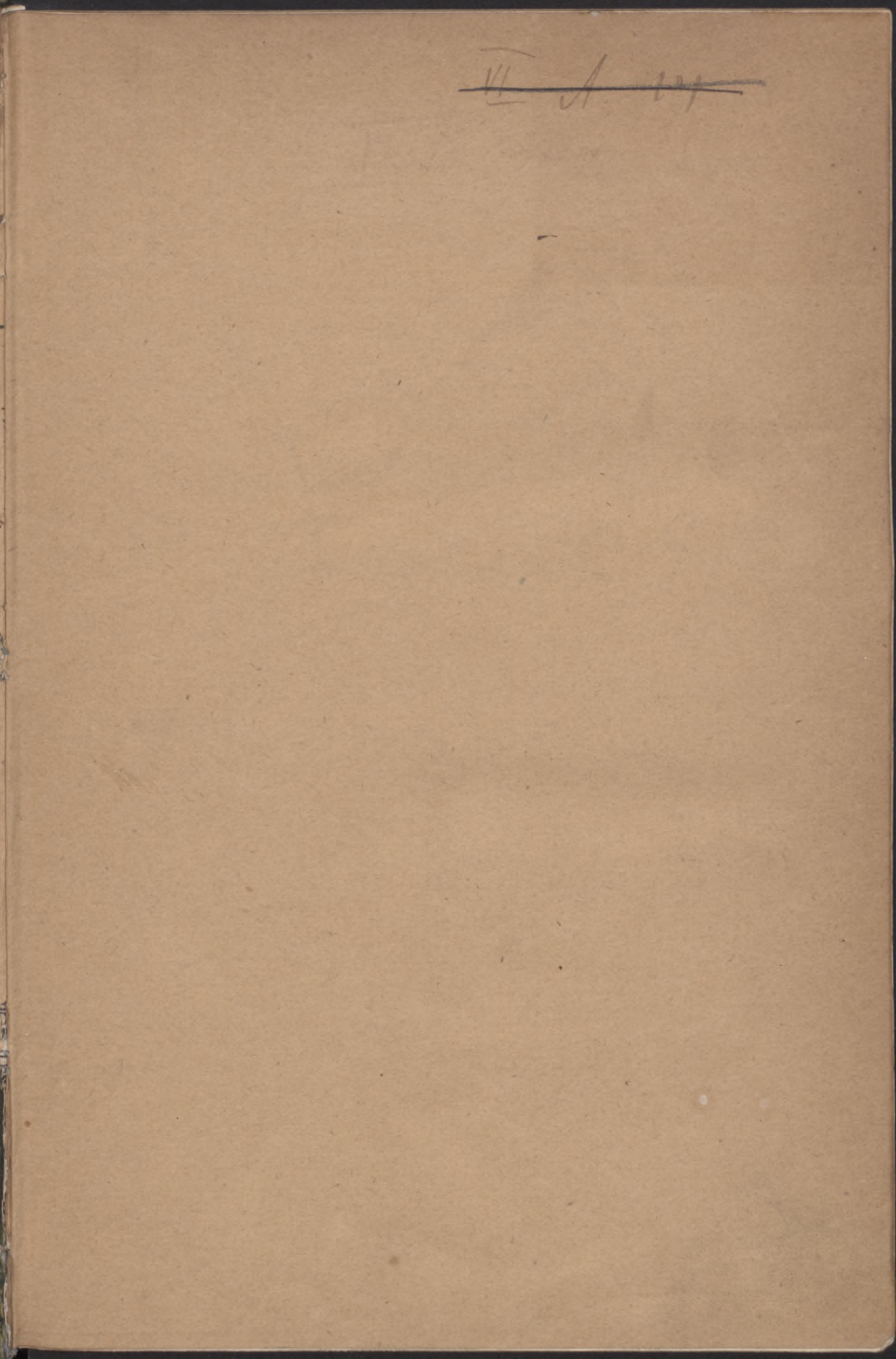
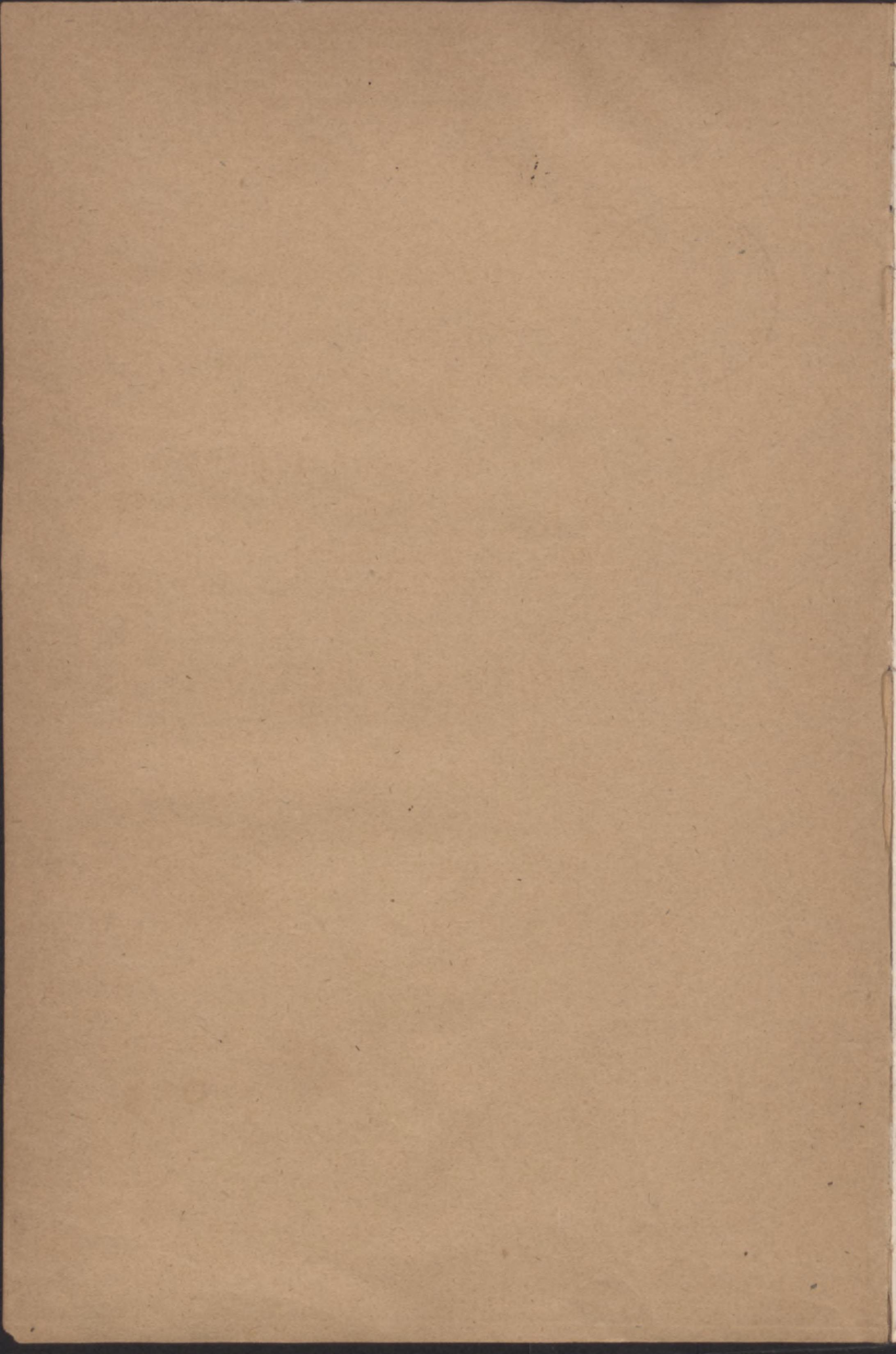






Illustrirte

Haus- und Schulbibliothek

zur

Pflege vaterländischen Sinnes.

Unser Deutsches Land und Volk.

II.

Unser
Deutsches Land und Volk.

Vaterländische Bilder
aus
Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben
des
Deutschen Reiches.

Zweite gänzlich umgestaltete Auflage.

Unter Redaktion
von
Dr. G. A. v. Klöden und **F. v. Köppen.**

In zwölf Bänden.

Zweiter Band.

Bilder aus der Schwäbisch-Bayerischen Hochfläche, den Neckar- und Maingegenden.

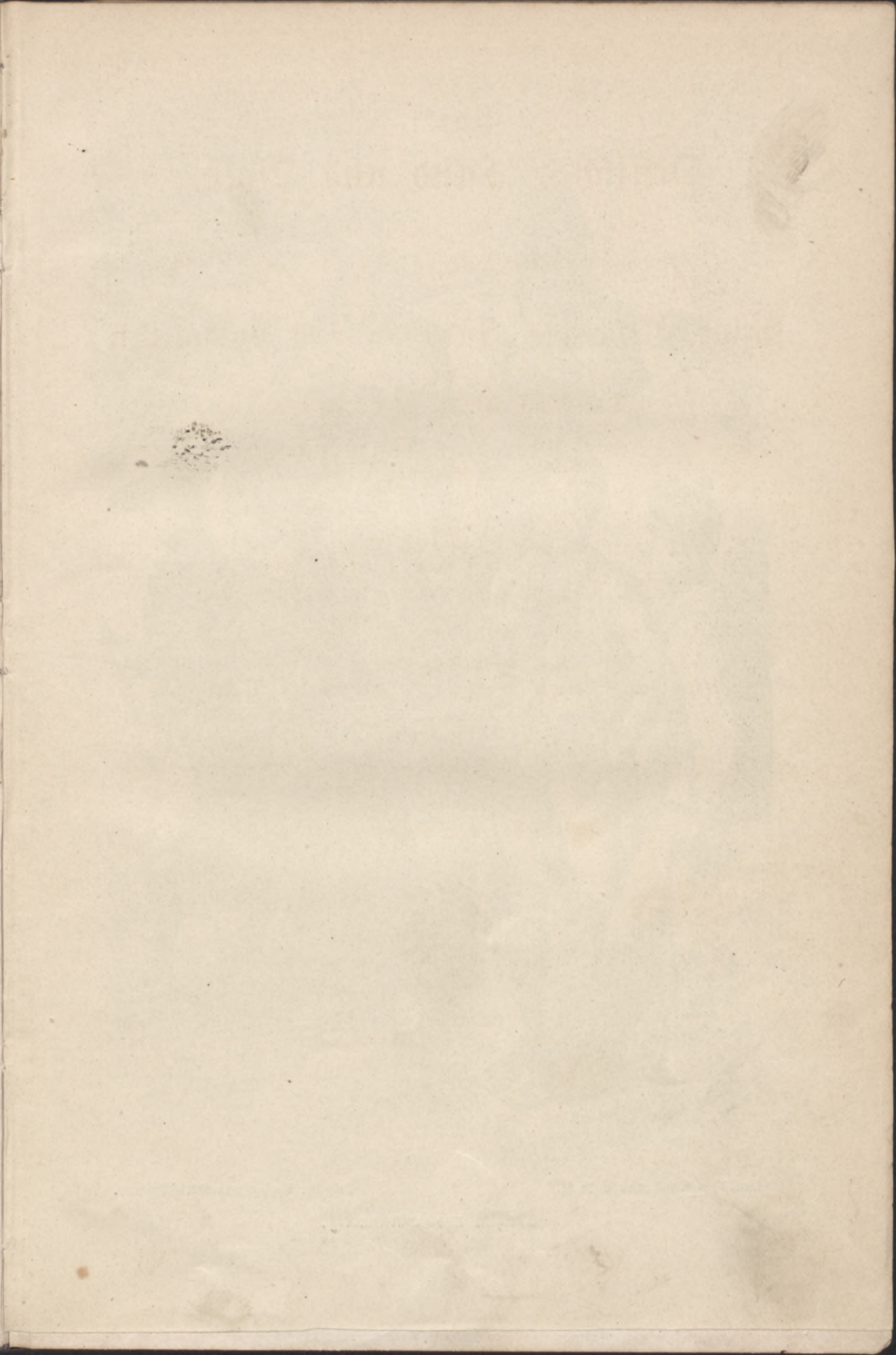
Von
Fedor von Köppen.



Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Tonbildern, Karten-Beilagen u. s. w.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1879.





Deutsches Land und Volk II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Trachten aus Württemberg.

Unser Deutsches Land und Volk.

Bilder aus der Schwäbisch-Bayerischen Hochfläche, den Neckar- und Maingegenden.

Unter Mitwirkung von

Dr. O. Fraas, Dr. J. G. Fischer, Dr. C. Mehlis, J. P. Priem, Dr. F. L. Dammert und Dr. J. Finger

bearbeitet und herausgegeben

von

Fedor von Köppen.



Mit 110 Text-Illustrationen, drei Tonbildern und zwei Karten.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1879.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

Es ist uns eine angenehme Pflicht, vor Allem den geschätzten Mitarbeitern an dem vorliegenden zweiten Bande der Vaterländischen Bilder aus: „Unser Deutsches Land und Volk“, insbesondere den Herren Dr. O. Fraas und Dr. J. G. Fischer in Stuttgart, Dr. C. Mehlis in Dürckheim an der Hardt, Dr. F. L. Dammert in Freiburg (Breisgau), J. P. Priem in Nürnberg und Dr. J. Finger in Frankfurt am Main, unsern Dank für die von ihnen übernommenen Schilderungen aus ihren Heimatgegenden auszusprechen. Dem mitunterzeichneten Redaktionsmitgliede Fedor von Köppen, aus dessen Feder insbesondere die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Partien dieses Bandes herrühren, fiel außerdem die Aufgabe zu, die Beiträge der Einzelnen zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen und zu verarbeiten.

Die Verlagsbuchhandlung hat es sich angelegen sein lassen, auch diesen Band in angemessener Weise mit Originalzeichnungen auszustatten, um dem Volke das Gute in geschmackvoller und schöner Form entgegenzubringen.

Daß der Anfang des Werkes hinsichtlich seines Werthes selbst weitgehenderen Erwartungen entsprechen dürfte, dafür zeugt die beifällige Aufnahme, ehrenvolle Anerkennung und Empfehlung, welche dem ersten Bande seitens mehrerer hohen Deutschen Landesstellen, vornehmlich seitens der königlich Bayerischen, Sächsischen und Württembergischen Kultusministerien zu Theil geworden ist. Dennoch ist es leider eine nicht zu verhehlende Thatsache, daß der mit großem Kostenaufwande hergestellte erste Band im Publikum nicht diejenige Theilnahme und Verbreitung gefunden hat, auf welche die Verlagsbuchhandlung für die Durchführung ihres nationalen Unternehmens hoffte.

Wir schreiben indessen die Ursache für dieses weniger günstige Ergebniß in erster Reihe nicht der Ermattung des nationalen Sinnes in unserm Volke, nicht dem mangelnden Interesse für diejenigen Bande, welche Deutsche mit Deutschen verbinden, zu, sondern dem Drucke der Zeitverhältnisse, und wir möchten die Hoffnung aufrecht erhalten, daß der Erfolg dieses hier vorliegenden zweiten Bandes uns für die unerwarteten Erfahrungen beim ersten trösten und uns zur Fortsetzung des seiner Zeit mit warmer patriotischer Hingebung und Zuversicht unternommenen Werkes ermuthigen werde.

Wenn nicht jeder unserer Leser die Wünsche, die er in Bezug auf die Ausführung des Planes für unsere „Vaterländischen Bilder" geäußert hat, berücksichtigt findet, so glauben wir eine Entschuldigung in dem Umstande zu finden, daß es unmöglich ist, verschiedenen Ansichten zugleich gerecht zu werden. Es ist uns insbesondere zum Vorwurfe gemacht worden, daß wir nicht von dem größten deutschen Staate, von Preußen, sondern von Ober-Deutschland unsern Ausgang genommen haben, und daß wir den Bildern aus der Mark Brandenburg, aus der Hauptstadt des Deutschen Reiches, Berlin, und aus den deutschen Küstenländern erst in den letzten Bänden dieses Werkes Raum geben wollen. Die Rechtfertigung unsers Verfahrens liegt darin, daß wir von unserm Standpunkte nicht die politische Eintheilung des Reiches in verschiedene Einzelstaaten, sondern — wie bereits in dem Vorworte zum ersten Bande gesagt — die Gemeinsamkeit der Bodenverhältnisse, der wirthschaftlichen Interessen und der geschichtlichen Vergangenheit in den verschiedenen Landschaften bei Gruppirung des Stoffes dem Plane zu den „Vaterländischen Bildern" zu Grunde gelegt haben, und daß sich uns in dieser Beziehung als das Natürlichste empfahl, von der großen Gebirgsbasis im Süden, der Länder- und Völkerscheide der Alpen, unsern Ausgang zu nehmen. Ein politisch-partikularistischer Standpunkt schien uns nirgends mehr anfechtbar, als bei dem Entwurf eines Planes für unsere Bilder aus dem deutschen Gesammtvaterlande. Und ist nicht unsere Kulturgeschichte seit der Einführung des Christenthums derselben Richtung gefolgt? Stand nicht auch die Wiege des mächtigen Herrschergeschlechts, unter welchem unsere Nation ihre Einheit wiedergefunden, in denselben Gegenden Süddeutschlands? Ist es nicht die alte Burg der Hohenzollern, von der aus der Adler seinen Flug vom Fels zum Meere nahm? —

Wir bitten deshalb die Leser dieses Bandes sowie alle unsere Freunde und Gönner, welche die weitere Fortführung des Werkes wünschen, uns bei der Verbreitung desselben ihre wohlwollende Unterstützung und Förderung zu Theil werden zu lassen; insbesondere empfehlen wir dasselbe allen Männern, denen die Vorbereitung unseres jüngeren Geschlechts für die vaterländischen Aufgaben der Zukunft obliegt. Möchte unser Werk in dem weiten Leserkreise, für den es bestimmt ist, Freude bereiten und Segen wirken; dann würden wir uns in unserm Streben neu ermuthigt und unserm Ziele um eine gute Strecke näher gerückt finden.

Berlin und Leipzig, im Juli 1878.

Die Redaktion und die Verlagsbuchhandlung:

G. A. von Klöden. Fedor von Köppen.

Otto Spamer.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vierte Abtheilung.

Das Mainland.

Die Extrabeigaben sind, wie folgt, einzuheften:

Dem nächsten Bande wird als Karte der südwestliche Theil von Deutschland, Baden und Württemberg, beigegeben.



Dritte Abtheilung.

Die schwäbisch-bayerische Hochfläche und das Neckarland.

Gestiegen aus verborgnen Quellen,
Im grünen, lustigen Gewand,
Um welches tausend Falten schwellen,
Strömt weit die Donau durch das Land.
Die Städte, die sich drin erblicken,
Erzählen von vergangner Zeit
Und fragen dann mit stillem Nicken:
Wann wird die alte Pracht erneut?

K. Buchner.



Die Walhalla.

Regensburg und die Ansiedelungen an der oberen Donau.

Deutsche Reichstage zu Regensburg. — Zur Physiognomie der alten Reichsstadt. — Zwei deutsche Ehrentempel; die Walhalla bei Donaustauf und die Befreiungshalle bei Kelheim. — Zwei Festungen an der Donau; Ulm und Ingolstadt. — Ulmer Stadt- und Domgeschichten. — Ulmer Industrie und Volksleben; das Fischerstechen auf der Donau. — Der Geschichtschreiber von Abensberg.

Deutsche Reichstage zu Regensburg. Von der Vorstufe der Alpen steigen wir hinab an die Ufer der Donau, welche durch die schwäbisch-bayerische Hochfläche ihre tiefe Furche zieht. In dem Scheitel ihres gegen Norden vorspringenden Bogens, nach welchem sich die Thäler von drei linken Zuflüssen — Altmühl, Naab und Regen — von Nordwesten und Norden her öffnen, liegt das alte Regensburg, noch 341 m. über dem Meere.

Die strategische Wichtigkeit dieses Punktes wurde schon von den Römern anerkannt, welche hier (etwa 14 vor Chr.) ein befestigtes Standlager, die castra regina, anlegten. Nachdem die Fluten der Völkerwanderung über den Platz hinweggegangen, erscheint Regensburg im sechsten Jahrhundert als die Hauptstadt der Bajuwaren, deren Stammesherzoge aus dem Geschlechte der Agilolfinger hier Hof hielten. Karl der Große erhob Regensburg nach der Unterwerfung Thassilo's von Bayern zu einer civitas regia und die deutschen

Könige karolingischen Stammes wählten sie vorzugsweise zu ihrem Herrschersitze. Nachdem Friedrich Rothbart den Welfenfürsten Heinrich den Löwen seines Herzogthums Bayerns verlustig erklärt und dieses Land an Otto von Wittelsbach verliehen hatte (1180), ertheilte er Regensburg die Rechte einer freien Reichsstadt.

Infolge seiner günstigen Lage an der Biegung des großen Donaustromes und an der Vereinigung bedeutender Verkehrswege zwischen Mittel- und Oberdeutschland beherrschte Regensburg während des Mittelalters den ganzen süddeutschen Handel. Seine Scharlachtücher, kostbaren Wollenzeuge und Barchente waren überall gesucht, und seine Wohlhabenheit stieg, als während der Kreuzzüge seine Schiffer die Frachten der Kreuzfahrer die Donau hinabschafften und bis nach Syrien fuhren, um die Schätze des Orients dafür zurückzubringen. Als der Handel mit der Levante an Genua und Venedig überging, trat Regensburg auch mit diesen Plätzen in Verbindung, bis es später von Nürnberg und Augsburg überflügelt wurde.

In der Napoleonischen Zeit verlor die Stadt ihre Reichsunmittelbarkeit und wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß (1803) dem Kurerzkanzler von Mainz und Fürsten Primas Karl von Dalberg übergeben. Von diesem kam es, wie früher Nürnberg, 1810 an das neue Königreich Bayern.

Die günstige Lage und schnelle Entwicklung der Stadt hatte zur Folge, daß sie während des Mittelalters gleichsam als die Hauptstadt des Reiches angesehen wurde. Keine Stadt hat den Reichstag so oft in ihren Mauern gesehen. Dann versammelten sich hier der Kaiser und die sämmtlichen Stände des Reiches, um über des Reiches Angelegenheiten zu rathschlagen und Schlüsse zu fassen. Im Ganzen gab es im Reiche 296 Stände oder, da mitunter einem Fürsten mehrere Länder angehörten, 251 Regenten; nämlich dem Range nach: die geistlichen und weltlichen Kurfürsten, die Erzbischöfe, Bischöfe und gefürsteten Aebte, einen Erzherzog, die Herzoge, Pfalzgrafen, Markgrafen, Landgrafen, Burggrafen, Fürsten und gefürsteten Grafen, ferner die Reichsprälaten oder Aebte, Pröpste und Aebtissinnen, die Reichsgrafen und Herren und die reichsunmittelbaren Städte. (Außerdem gab es noch unmittelbare Glieder des Reichs, die aber keine Reichsstände waren, — nämlich verschiedene Fürsten, Grafen und Herren, — und die freie unmittelbare Reichsritterschaft, theils aus gräflichen, größerentheils aus freiherrlichen und adeligen Familien bestehend. Danach hatte Deutschland nahe an 1800 von einander unabhängige Fürsten und Grundherren.) Die Reichsstände theilten sich nach ihrer Würde in die drei Kollegien der kurfürstlichen, fürstlichen und reichsstädtischen Stände. In jedem Kolleg wurde der Beschluß mit Stimmenmehrheit gefaßt; nur Religionssachen oder Sachen, in denen die Stände nicht als einiger Körper angesehen werden konnten, oder auch solche, in denen alle Katholiken einer, alle Protestanten einer andern Meinung waren, machten eine Ausnahme. Waren alle drei Kollegien einig, so ward ein Schluß der drei Reichskollegien und aus diesem ein Reichsgutachten an den Kaiser oder dessen Prinzipal-Kommissarius abgefaßt. Waren nur zwei Kollegien mit einander einig, so ward sowol ihr Schluß als derjenige des dritten insbesondere anstatt eines

Reichsgutachtens der kaiserlichen Kommission übergeben. Wenn der Kaiser entweder das Reichsgutachten oder den Schluß zweier Kollegien genehmigte, so ward ein verbindlicher Reichsschluß daraus und sogleich zur Vollziehung gebracht, am Ende des Reichstages aber in den Reichstagsabschied (recessus imperii) aufgenommen.

Der Einzug des Kaisers zu den Reichstagen wurde gewöhnlich mit großem Gepränge gehalten. Auch fanden während des Reichstags stets große Festlichkeiten und öffentliche Lustbarkeiten aller Art statt. Der Straßburger Reformator Dr. Martin Butzer oder Bucerus sagte bei Veranlassung des Reichstages zu Regensburg 1541, auf den Reichstagen seien „das köstlich Prachtiren, Banketiren und Zusaufen schier die größten Geschäfte, denen man am emsigsten obliege."

Dem Reichstage von 1541 verdankt das sogenannte „Regensburger Interim" (29. Juli) Entstehung und Namen. Kaiser Karl V., welcher sich die Hülfe der protestantischen Fürsten gegen die Türken sichern wollte, hatte durch seinen Kanzler, Kardinal Granvella eine Schrift aufsetzen lassen, auf deren Grund er eine Einigung zwischen Katholiken und Protestanten herbeizuführen wünschte. In der That kam in dem Religionsgespräch zwischen dem milden, friedliebenden Melanchthon und dem ebenso gemäßigten päpstlichen Legaten Contareni eine Einigung über vier der wichtigsten Lehren zu Stande. Aber sowol der Papst, der in der Nachgiebigkeit seines Legaten einen Verrath argwöhnte, als Luther, der einen Fallstrick fürchtete, widerstrebten der Einigung. Trotz des friedlichen Reichstagsabschiedes gaben sowol der Papst als die protestantischen Fürsten den Gedanken an Versöhnung auf und bereiteten sich zum Kriege vor, der nur durch die drohende Türkengefahr noch hinausgeschoben wurde.

Verstimmt und körperlich leidend, erschien Kaiser Karl V. fünf Jahre später (1546), also kurz vor dem Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges, abermals in Regensburg zum Reichstage. Luther konnte seine Friedensmahnungen nicht mehr ertönen lassen, er war bereits einige Monate vorher gestorben, und der Kaiser machte keinen Hehl daraus, daß er nunmehr entschlossen sei, die reformatorische Bewegung mit Waffengewalt zu unterdrücken.

An diesen Regensburger Aufenthalt des Kaisers knüpfte sich für ihn die folgenreiche Bekanntschaft mit der geistvollen und feingebildeten Barbara Blumberger, eines Regensburger Patriziers Tochter, deren liebliche Stimme beim Kirchengesange einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Barbara wurde von des Kaisers Schwester Margarethe unter ihre Hoffrauen aufgenommen, so daß der Kaiser Gelegenheit fand, sich ihr zu nähern. Der Bund der Herzen war bald geschlossen, und im folgenden Jahre gebar sie dem Kaiser an seinem Geburtstage (25. Februar) zu Regensburg einen Sohn, den nachmals unter dem Namen Don Juan d'Austria so berühmt gewordenen Kriegshelden, der in Granada die letzten Reste der Mauren bezwang (1568 bis 1570) und bei Lepanto den glänzenden Seesieg über die Türken erfocht (15. Okt. 1571). Der junge Held, welcher vor allen Angehörigen des kaiserlichen Hauses die geistige Lebendigkeit und ritterliche Thatkraft seines Vaters

geerbt hatte, erregte den Neid seines Bruders und fürstlichen Gebieters, König Philipp's II. von Spanien. Als Statthalter in den Niederlanden (seit 1576) von dem argwöhnischen Philipp mit einem Gewebe von Falschheit, Tücke und Späherei umstrickt, starb Don Juan bereits am 1. Oktober 1578 im Lager zu Namur, wie man sagte, an Gift, das ihm sein Bruder reichen ließ.

Verhängnißvoll war der Reichstag zu Regensburg im Jahre 1630, auf dem der Kaiser, dem Antriebe der Fürsten, insbesondere des Herzogs Maximilian von Bayern folgend, die Absetzung Wallenstein's aussprach, in einem Augenblicke, als bereits neue, schwere Gefahren für ihn und sein Haus im Anzuge waren. Zu Memmingen mit astrologischen Studien beschäftigt, vernahm der tiefgekränkte Feldherr den Beschluß, der ihm seine Absetzung ankündigte, und schrieb mit Kreide vor sich auf den Tisch die vorbedeutungsvollen Worte:

„Hier liegt mein' Reputation
Und des Kaisers Kron';
Die Kurfürsten werden empfangen ihren Lohn.“ —

Im Jahre 1641 war wiederum ein Reichstag zu Regensburg versammelt, als der kühne schwedische General Banèr den Plan faßte, aus seinen Winterquartieren in Norddeutschland gen Regensburg aufzubrechen und den Kaiser sammt den Fürsten aufzuheben. Ein Gelingen dieses Planes hätte allerdings dem Kriege eine völlig unerwartete Wendung gegeben. Das eingetretene Thauwetter verzögerte jedoch den Anmarsch und verschaffte dem Kaiser Zeit, Hülfstruppen herbeizuziehen. Nachdem er fünfhundert Kanonenschüsse auf die Stadt abgefeuert, sah sich Banèr genöthigt, den Rückzug anzutreten, auf dem er infolge der großen Anstrengungen noch im kräftigsten Mannesalter starb (21. Mai).

Mit dem 20. Januar 1663 begann in Regensburg derjenige Reichstag, der — fort und fort verlängert — schließlich in den beständigen überging und, weil er von dem Kaiser sowie von den Ständen nur durch Vertreter beschickt ward, die lediglich nach erhaltenen Instruktionen abstimmten, einen vorwiegend diplomatischen Charakter annahm. Es läßt sich kaum ein kläglicheres Bild denken, als jene ständische Vertretung, welche mit ungeheuerer Wichtigkeit die Streitfrage berieth, wem die Ehre gebühre, auf einem rothen oder auf einem grünen Polster zu sitzen, oder wessen Stuhl auf demselben Teppiche, wie der Stuhl des kaiserlichen Prinzipalkommissarius unter dem Baldachin stehen dürfe; denn es war kein geringer Triumph für die altfürstlichen Häuser, als sie durchsetzten, daß die Sessel ihrer Gesandten wenigstens mit den beiden vorderen Füßen auf den Franzen des Teppichs stehen durften.

Der kläglichste aller Regensburger Reichstage war aber wol derjenige, auf welchem Kaiser Franz II. die Akte vorlegen ließ, durch welche er die Kaiserkrone niederlegte und alle Stände aus den Pflichten gegen das Reich entließ (6. August 1806). Das alte Reich, durch innere Zwietracht und machtlose Vielherrschaft schon längst in den Fugen erschüttert, war damit zu Grabe bestattet, um vierundsechzig Jahre später in neuen Formen mächtig und einig wieder aufzuerstehen.

Zur Physiognomie der alten Reichsstadt. Regensburg trägt noch heute, wie kaum eine andere deutsche Stadt, das Gepräge einer freien Reichsstadt aus dem Mittelalter. Es bietet in der Urkundensprache seiner alten Mauern und Bildwerke eine Fülle belebender Illustrationen zu mancher wichtigen Epoche unserer deutschen Kultur- und Reichsgeschichte.



Das Haus mit dem Goliathbilde in Regensburg.

Wer die engen, winkeligen Straßen zwischen alterthümlichen Häusern durchwandert, der glaubt wol noch heute dort den Gestalten der alten freien Reichsbürger begegnen zu sollen, wie sie mit wichtigen Mienen über die Aufgaben der in ihren Mauern tagenden Reichsversammlung oder über das Wohl ihrer Vaterstadt rathschlagen.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der Stadt bilden die vielen mächtigen Streit- und Ritterthürme an burgähnlichen Gebäuden, welche den ehemaligen Geschlechtern des Stadtadels gehörten, so der „Goldene Thurm" in der Wallerstraße; das Haus mit dem Goliathbilde, dem eigentlichen Wahrzeichen Regensburgs, gegenüber der Brücke, das Stammhaus der Auer; der Thurm am

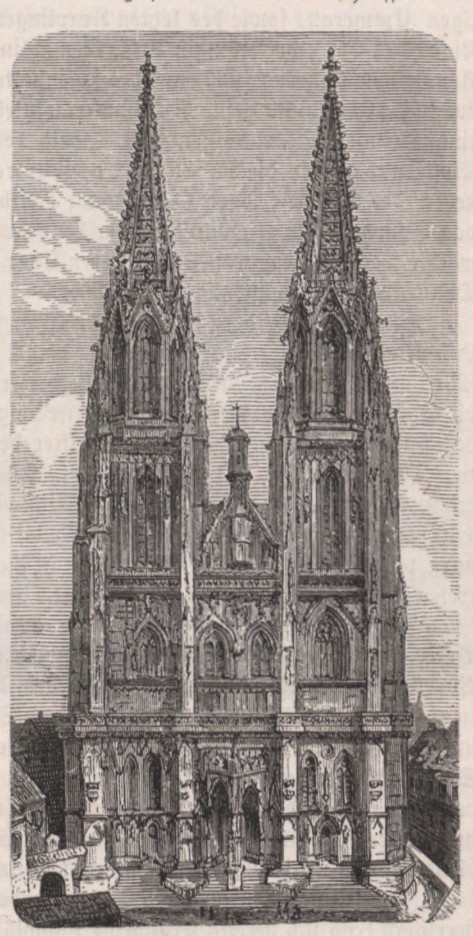
Gasthofe „Zum goldenen Kreuz", wo Karl V. während des Reichstages 1546 wohnte, und das Thundorfer Haus in der Kramgasse. Andere Häuser, besonders in der Gesandtenstraße, zeigen noch die Wappen, die an den Wohnungen der Reichstagsgesandten angebracht waren, den Reichsadler, den Löwen von St. Marcus u. a.

An diese Bauwerke knüpft sich manche bedeutsame Erinnerung. Fehlt es auch an Beweisen dafür, daß auf dem heutigen Kornmarkt sich das Kapitol der alten Römerstadt erhob, daß an Stelle der Alten Kapelle ein Junotempel stand und an der Stelle der Klostergebäude von St. Emmeran, der jetzigen Residenz des Fürsten Thurn und Taxis, einst Herkules verehrt ward, so wissen wir doch, daß in der „fröhlichen Türkenstraße" fast vier Jahrhunderte lang Römer verkehrten.

Die (319 m. lange) steinerne Brücke, welche ihre mächtigen Bogen oberhalb der Mündung des Regen über den Strom spannt und Regensburg mit seiner auf dem linken Ufer gelegenen, nördlichen Vorstadt Stadt am Hof verbindet, wurde bereits unter dem Welfenfürsten Heinrich dem Stolzen in den Jahren 1135—1146 aufgeführt. Sie erinnert aber auch an die blutigen Kämpfe, deren Schauplatz Regensburg im Jahre 1809 war. Nachdem Napoleon in den vorausgegangenen Gefechten bei Thann (19. April), Abensberg (20. April) und Eckmühl (22. April) die Oesterreicher bis Regensburg zurückgeworfen hatte, griff er sie hier am 23. April abermals an, als Erzherzog Karl im Begriffe war, seine geschlagene Armee über die Donau zu führen. Stadt am Hof wurde von den Franzosen erstürmt und ging beinahe ganz in Flammen auf. Darauf drangen die Franzosen über die Donaubrücke, welche durch Granaten und Kanonenkugeln arg beschädigt wurde, in Regensburg ein. Auch in der Stadt wurden 134 Häuser in Asche gelegt. Napoleon selbst wurde während des Gefechtes leicht an der Ferse verwundet; — es war das einzige Mal in seinem Leben. Erzherzog Karl führte seine Armee bis in die Nähe von Wien zurück, um auf dem Schlachtfelde von Aspern (21. und 22. Mai) den österreichischen Waffenruhm wieder herzustellen.

Wer von der steinernen Brücke kommend beim Goliath sich rechts wendet, gelangt nach wenigen Schritten zu einem düsteren unregelmäßigen Gebäude, dem Rathhause, das ebenso merkwürdig ist als Bau, wie berühmt durch seine Geschichte. Steinmetzzeichen an seinem älteren Theile weisen darauf hin, daß dieser von Domwerkleuten in der Zeit von 1320 bis 1330 erbaut ward; doch ward der große Rathssaal erst 1408 vollendet. Von den Malereien, mit denen Johannes Boxberger im sechzehnten Jahrhundert das alte Rathhaus schmückte, ist leider nur noch wenig zu erkennen; auch das 1506 unter dem Erker erbaute Narrenhäuschen, ein eiserner Käfig für nächtliche Ruhestörer, ist längst abgebrochen. Aber das Innere hat sich fast in allen Theilen trefflich erhalten; so vor Allem der große Reichstagssaal, zu Zeiten des beständigen Reichstages der „Re- und Korrelationssaal" genannt, mit seiner prächtigen Holzdecke und der Empore für Musik. Nicht fern vom großen Reichstagssaale befindet sich das ehemalige kurfürstliche Kollegium, die Wände mit gewirkten Wandteppichen aus dem vierzehnten Jahrhundert geschmückt,

welche Bilder aus dem Minneleben, Tristan und Isolde, Frau Venus im Hörselberge den Tannhäuser empfangend u. s. w. darstellen. Es sind wahre Meisterwerke, welche darthun, einen wie hohen Grad von Kunstfertigkeit sich zu jener Zeit deutsche Frauen und Fräulein aus den höchsten Ständen in dieser Richtung angeeignet hatten; denn an den Höfen und in den Schlössern des Adels wurde diese Kunst mit besonderer Vorliebe betrieben. Auch im Deputationszimmer finden wir noch manchen künstlerischen Schmuck, unter Anderem auch das Porträt der Barbara Blumberger, der Geliebten Kaiser Karl's V., deren Schicksal wir soeben kennen gelernt haben.



Der Dom zu Regensburg.

Wir müssen noch einen Schritt in einen unheimlichen, unterirdischen Raum des Rathhauses thun, welcher uns an eine der düstersten Seiten des Mittelalters erinnert. Es ist die Folterkammer, welche mit ihrer ganzen Einrichtung sich in einer grauenerregenden Vollkommenheit erhalten hat, die selbst starken Nerven zu viel zumuthet. Wir verzichten gern darauf, eine nähere Beschreibung der hier aufbewahrten abscheulichen Folterwerkzeuge zu geben, welche der menschliche Geist — nicht zu seiner Ehre — erfunden hat, um den unglücklichen Angeklagten unglaubliche Geständnisse abzuquälen, und deren Bestimmung ungefähr schon ihre Namen — der „gespickte Hase“, die „schlimme Liesel“, der „Jungfrauenschoß“ u. s. w. errathen lassen.

Einige Schritte in südöstlicher Richtung vom Rathhause vorschreitend, haben wir die Hauptzierde Regensburgs, den Dom von St. Peter, vor Augen, eins der herrlichsten Bauwerke Deutschlands, in streng gothischem Stil gehalten. Ein Regensburger Patriziersohn, Leo der Thundorfer, war es, der im Jahre 1275 den Grund dazu legte. In den folgenden Jahrhunderten wurde der Bau fortgeführt, aber nicht vollendet. Erst in neuerer Zeit (seit 1838) wurde der Dom in großartiger Weise restaurirt und ausgebaut;

die Thürme wurden erst in den Jahren 1859 bis 1871 unter Denzinger's Leitung vollendet.

Auf eine weit ältere Zeit, als der Dom, weist das im südlichsten Stadttheile gelegene ehemalige Benediktinerkloster St. Emmeran zurück, dessen uralte Kirche die Gebeine seines bereits 652 verstorbenen Gründers, des heiligen Emmeran, sowie des letzten Karolingers in Deutschland, Ludwig's des Kindes († 911), der Königin Utta, Gemahlin des Königs Arnulf, des Herzogs Arnulf von Bayern († 937) und des sagenhaften Grafen Warmund von Wasserburg († 1010) umschließt. St. Emmeran blieb bis zu seiner Aufhebung (1803) eine Heimstätte der Wissenschaft. Seit 1809 verwandelten sich die alten Klostergebäude in die Residenz des Fürsten Thurn und Taxis. Rechts neben der Residenz ward (1830) eine Reitbahn erbaut und mit Bildwerken von Schwanthaler geschmückt. Ueber der Familiengruft des fürstlichen Hauses wölbte sich eine neue Kapelle, in deren Chor das berühmte Christusbild, von Dannecker in Marmor ausgeführt, steht.

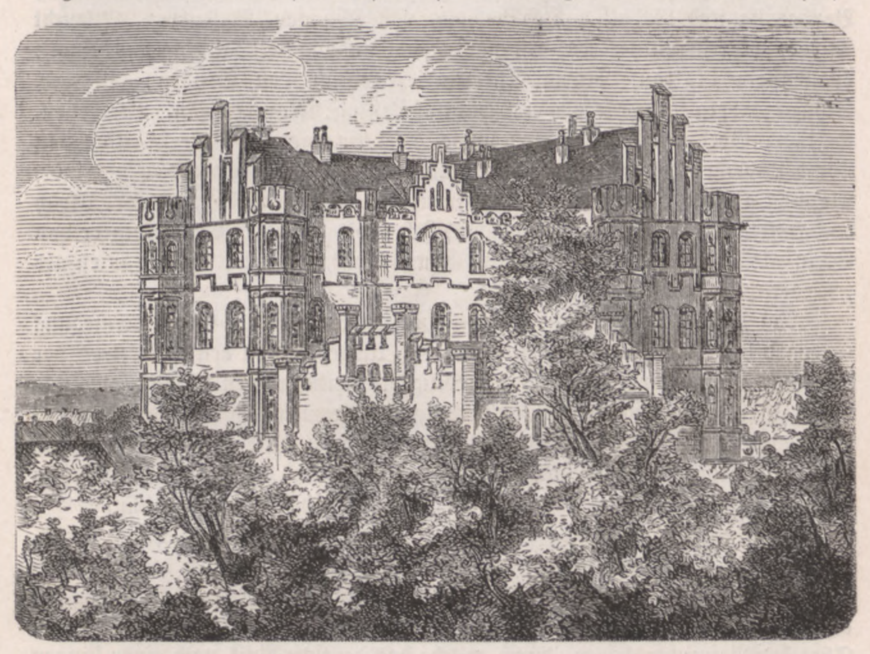
Hinter der Residenz liegt der Fürstengarten, welcher dem „gesitteten Lustwandler", wie es auf einer Tafel heißt, stets geöffnet ist. Ein Ausgang führt in die Anlagen, welche an Stelle der früheren Festungswerke und Wälle die Stadt auf der Landseite im Halbkreise umgeben. Ein Obelisk am Ausgange des Fürstengartens ist dem ersten Stifter der Anlage, Karl Anselm, Fürsten von Thurn und Taxis (1806), errichtet. In der Nähe befindet sich ein (1808 erbauter) offener Rundtempel mit der Büste des Astronomen Kepler, der hier 1830 auf einer Reise starb. Der alterthümlich finstere Charakter von Regensburg verliert sich sogleich, sobald wir in diese freundlichen Anlagen hinaustreten, mit welchem die neue Zeit die alte Reichsstadt bekränzt hat.

Zwei deutsche Ehrentempel, die Walhalla bei Donaustauf und die Befreiungshalle bei Kelheim. Zwei Stunden unterhalb Regensburg, da wo die Vorhöhen des Bayerischen Waldes sich dem linken Ufer des Stromes nähern, liegt der Marktflecken Donaustauf mit dem Sommerschlosse des Fürsten Thurn und Taxis am Fuße eines Berges, dessen Scheitel die Trümmer der alten Feste Stauf, die hier und da zwischen Gärten und Weinpflanzungen hervorschauen, bedecken. Nahe dabei erhebt sich auf einer mit Eichenwald bedeckten, 98 m. hohen Bergstufe als ein „Tempel deutscher Ehren" die Walhalla, mit dem blendenden Weiß ihrer Marmorsäulen weit in die Ebene hinausleuchtend.

Zur Zeit der Erniedrigung Deutschlands und der Napoleonischen Zwingherrschaft trug sich bereits Kronprinz Ludwig mit dem Gedanken, diesen Bau zu errichten, der dem Gedächtniß der berühmtesten Männer und Frauen Deutschlands aus allen Zeiten gewidmet sein sollte. Fast dreißig Jahre verflossen, ehe König Ludwig an die Ausführung gehen konnte. Leopold von Klenze wurde mit dem Entwurfe des Planes beauftragt, und im Jahre 1821 begannen in den Marmorbrüchen des Untersberges bei Salzburg die Vorarbeiten. Am 18. Oktober 1830, dem Gedenktage der Schlacht bei Leipzig, führte der König die Hammerschläge auf den Grundstein. „In dieser sturmbewegten Zeit" — so sprach er — „lege ich den Grundstein zu diesem Gebäude, im felsenfesten Vertrauen auf die Treue meiner Bayern; mögen, so wie

diese Steine sich zusammenfügen, alle Deutsche kräftig zusammenhalten!" — Zwölf Jahre nahm das Riesenwerk in Anspruch, bis es vollendet dastand.

Eine riesige Freitreppe führt von der Donauseite in sieben Terrassen mit 250 Stufen, davon die unteren aus pelasgischem oder kyklopischem Mauerwerk, zu dem am südlichen Abhange der Höhe gelegenen Tempel hinauf, welcher nach dem Vorbilde des Parthenon zu Athen im dorischen Stile aus weißem Untersberger Marmor erbaut ist. Derselbe ist 75 m. lang, 35 m. breit, 21 m. hoch.



Königliche Villa vor dem Ostenthore.

Sechzehn Säulen in zwei Reihen bilden die geräumige Vorhalle und tragen den vorderen Giebel; siebzehn Säulen an jeder Langseite und acht an der Rückseite umschließen den Bau. Das nördliche Giebelfeld zeigt in einer Marmorgruppe die befreite Germania, von den deutschen Stämmen und Provinzen umgeben; das südliche wird durch eine Gruppe aus der Hermannsschlacht ausgefüllt. Beide Gruppen sind von Schwanthaler's kunstreicher Hand ausgeführt. Das Innere, ionischen Stils, bildet einen Saal von 54,5 m. Länge, 15,5 m. Breite, 17 m. Höhe mit einer kassettirten, reich vergoldeten Erzdecke. Das Licht fällt durch drei große Fenster von oben hinein. Das in Weiß und Gold verzierte obere Gebälk wird von vierzehn farbigen Walküren als Karyatiden von Schwanthaler getragen, welche auf einem den ganzen Saal der Höhe nach in zwei Abtheilungen trennenden Gesims ruhen. Längs diesem Gesims läuft um den Saal ein Fries von Martin von Wagner, welcher die Entwicklung des deutschen Volkes bis zur Einführung des Christenthums darstellt. Die langen Wände werden durch vorspringende Pfeiler je in drei

Hauptabtheilungen getrennt, in deren Mitte je eine der sechs herrlichen, von Rauch ausgeführten Siegesgöttinnen erscheint. Oberhalb des Gesimses liest man an den langen Wänden auf 63 Marmortafeln die Namen derjenigen ausgezeichneten Deutschen, von denen keine Abbilder der Nachwelt überkommen sind; unterhalb desselben stehen in zwei Reihen — theils auf Konsolen, theils auf Postamenten — die Marmorbüsten der übrigen (101) „Walhallagenossen", nach der Auswahl des Königs Ludwig von Heinrich dem Finkler, Friedrich Barbarossa und Rudolf von Habsburg, von Johannes Gutenberg, Albrecht Dürer, Martin Luther (der erst nach König Ludwigs Abdankung hinzukam), Wallenstein bis auf Maria Theresia, Friedrich den Großen, Blücher, Schwarzenberg und Radetzky und bis auf Lessing, Mozart, Kant, Beethoven, Schiller, Goethe und Schelling, einige durch hinzugesetzte Unterschriften von König Ludwig näher bezeichnet; so Justus Möser als „advocatus patriae", Klopstock als der „heilige Sänger", Franz von Sickingen als „Ritter", Ulrich von Hutten durch seinen Wahlspruch: „Ich hab's gewagt", Carl Freiherr von Stein als „der Deutschen Befreiung Grundstein", Wilhelm von Oranien als „Niederländischer-Freistaatsstifter."

Am 18. Oktober 1842 — gerade zwölf Jahre nach der Grundsteinlegung — ward die Walhalla feierlich eingeweiht. Umgeben von den Vertretern der deutschen Bundesfürsten, sprach der König die denkwürdigen Worte: „Möchte die Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes! Möchten alle Deutschen, welches Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können, und trage Jeder bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung!"

Noch ehe die Walhalla vollendet von dem Berge in das Land herabschaute, war bereits der Gedanke zu einem zweiten Ehrentempel der Deutschen in der Seele des hochsinnigen Königs gereift. Auf einer Reise in Griechenland erfaßte König Ludwig zuerst den Plan, das Gedächtniß an die große nationale That der Befreiungskriege, durch welche das deutsche Volk nach einer langen Zeit der Schwäche und Zerrissenheit sich zum ersten Male wieder als ein Volk kundgegeben, durch einen prächtigen monumentalen Bau zu würdigen. Als den geeigneten Platz für die Errichtung desselben ersah der König den Michaelsberg bei Kelheim, einige Meilen westlich von Regensburg.

Etwas oberhalb der Altmühl-Mündung in die Donau, bei Hienheim, treten die Kalkfelsen, welche eine mächtige Scheidewand zwischen Donau und Altmühl bilden, dicht an das Ufer und zwingen den Strom mit den vom rechten Ufer gleichfalls herantretenden Bergen in ein enges Bett. In dieser Stille und Einsamkeit liegt das alte Benediktinerkloster Weltenburg, im Jahre 775 vom Herzog Thassilo gestiftet.

Unterhalb Weltenburg beginnt der Strom sich gewaltsam Bahn zu brechen. Mitten im Gebirge öffnet sich eine Riesenspalte, durch die er seine Wogen rollt. Senkrecht fallen die Felswände zu beiden Seiten in die Tiefe des Stromes. Selbst für den schmalen Fußsteig bleibt kein Raum übrig, und die stromaufwärts fahrenden Schiffer müssen ihre Kähne an eisernen Ringen, die in das Gestein eingelassen sind, heraufhäkeln. Bei stiller Luft gleicht der Strom einem See;

heult aber der Sturm durch die enge Klamm, dann brausen und branden die Wogen ungestüm an das Gefelse und drohen den Schiffer hinabzuziehen.



Innere Ansicht der Walhalla.

Die zerklüfteten, in den Schluchten und auf den Höhen mit dunkeln Tannenwäldern bekleideten Kalkberge überraschen durch die Wunderbarkeit ihrer Formen, welchen das Volk eigenthümliche Namen gegeben hat. Drei aus den Wellen emporragende flache Felsblöcke werden die „drei Brüder“ genannt, zwei allein stehende Felsen „Peter und Paul“; eine finstere Kluft

heißt das „Rabenloch", ein weißes Gestein, einer Nonne im langen Ordensgewande vergleichbar, „unsere liebe Frau", ein überhängender Fels die „lutherische Kanzel." Um viele dieser Felsgestalten hat die Sage ihr luftiges Kleid gesponnen.

Da wo die schauerliche Enge sich erweitert und freundlichere Bilder sich entfalten, am Einfluß der Altmühl in die Donau, liegt das betriebsame Städtchen Kelheim. Auf dem Felsenrücken des Michaelsberges nahe der Stadt, über den Resten des dreifachen Hadrianischen Römerwalles, erhebt sich nun der Wunderbau der Befreiungshalle, fremden Gelüsten zur Warnung, deutschen Herzen zur Mahnung, daß nur im festen ehrlichen Bruderverein die Stärke der Deutschen beruht. „Vergessen wir nie", sprach König Ludwig, als er am Tage nach Weihung der Walhalla (19. Okt. 1842) den Grundstein zu diesem neuen Ehrentempel legte, „vergessen wir nie, was dem Befreiungskampfe vorhergegangen, was in die Lage uns gebracht, daß er nothwendig geworden, und was den Sieg uns verschafft! Sinken wir nie zurück in der Zerrissenheit Verderben! Das vereinigte Deutschland, es wird nicht überwunden!" — Einundzwanzig Jahre später, am 18. Oktober 1863, dem fünfzigjährigen Gedenktage der Völkerschlacht bei Leipzig, fand die Einweihung des vollendeten Baues statt.

Eine schöne Kunststraße führt in langen Bogenlinien zu der Hochfläche hinauf, welche den Bau trägt. Der erste Entwurf zu demselben rührte von dem Direktor der Münchener Kunstakademie, Friedrich von Gärtner, her und wurde nach dessen Tode von Leo von Klenze mannichfach verändert. Die Befreiungshalle erscheint als ein antiker Rundbau mit Kuppelkrönung (58 m. hoch, 65 m. im Durchmesser) und wird durch einen dreistufigen Unterbau (von 7,7 m. Höhe) getragen. Zu der Hauptterrasse des Unterbaues führen breite Freitreppen empor. An der Außenseite erheben sich auf mächtigen Strebepfeilern achtzehn germanische Jungfrauen in weiten, faltenreichen Gewändern (6,5 m. hoch, von Halbig) mit Tafeln, auf welchen die deutschen Volksstämme verzeichnet sind: Oesterreicher, Bayern, Tiroler, Böhmen, Franken, Schwaben, Rheinländer, Thüringer, Hessen, Westfalen, Mecklenburger, Pommern, Brandenburger, Schlesier, Sachsen, Mähren, Hannoveraner, Preußen. Vor den Frauengestalten stehen achtzehn (6,5 m. hohe) Kandelaber; hinter ihnen steigt eine Galerie von zweiundsiebzig (6,5 m. hohen) Granitsäulen empor, welche die (21 m. hohe, 32 m. im Durchmesser weite) Kuppel tragen. Achtzehn aus Panzern, Helmen und Schilden gebildete Trophäen dienen dem Kranzgesimse über der Säulengalerie zum Schmucke. Eine Lichtöffnung (von 6 m. im Durchmesser) in der Kuppel mit doppelter Glasplatte leitet das Licht von oben in das Innere. Ueber dem Portale liest man die Inschrift: „Den deutschen Befreiungskämpfern Ludwig I., König von Bayern, 1830."

Die innere Halle bildet eine Rotunde, welche von einer doppelten Säulenreihe umgeben wird; über ihr schwingt sich die Kuppel empor. Die Wände sind mit farbigem Marmor verkleidet. Ueber dem Fußboden erhebt sich rings um den inneren Raum der Halle ein (2 m. hoher) Marmorsockel für vierunddreißig Viktorien, von denen je zwei zusammen einen Schild halten und die

frei gebliebene Hand ihrer anderen Nachbarin reichen. Nach vier verschiedenen Modellen L. von Schwanthaler's in carrarischem Marmor ausgeführt, versinnbildlichen sie die vierunddreißig Staaten des vormaligen Deutschen Bundes. Auf den siebzehn aus erbeuteten französischen Geschützen gegossenen Schilden prangen die Namen der Schlachten und Gefechte, durch welche Deutschlands Befreiung (1813—15) erkämpft wurde. Ueber den Siegesgöttinnen zeigen weiße marmorne Tafeln die Namen von achtzehn hervorragenden deutschen Heerführern, und auf einem Bande des Gesimses stehen die Namen der eroberten Festungen.



Befreiungshalle bei Kelheim.

Gerade unter der Lichtöffnung liest man auf dem marmornen Fußboden auf reich verzierter Kreisfläche die Inschrift: „Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie gesiegt."

Zwei Festungen an der Donau, Ulm und Ingolstadt. An der oberen Donau haben sich seit uralten Zeiten wichtige Kriegsbegebenheiten abgespielt. Nach schweren Kämpfen drangen die Römer von Süden her über die Donau und drängten die deutschen Völkerschaften, die sich vorher dort niedergelassen, bis hinter die Altmühl und Jagst zurück. Zum Schutze der Brücken errichtete n sie Kastelle und Vertheidigungswerke aus Erdwällen und Pfahlreihen, welche im Halbkreise ihre den Alpen näher gelegenen Hauptstädte Campodunum (Kempten), Augusta Vindelicorum (Augsburg) und Juvavium (Salzburg) umgaben.

Die Bedeutung der obern Donau ist seit der Zeit in allen Kriegen, von denen diese Gegenden berührt wurden, als eine hervorragend wichtige anerkannt worden. Die Donau ist nicht allein ein strategisches Hinderniß, welche dem einen Heere das Vordringen von Norden gegen Süden (oder umgekehrt) erschwert, dem andern die Aufstellung und Sammlung erleichtert, sondern sie zeigt zugleich dem von Westen vordringenden Heere den Weg in das Innere Deutschlands und bis nach Wien. In dem bevölkerten Lande, das der Strom durchfließt, finden die Heere ein dichtes Netz von Verkehrswegen, reichliche Subsistenzmittel und Raum zur Entwicklung ihrer Streitkräfte. Darum suchten von jeher die Heerführer, die auf dem mitteldeutschen Kriegstheater erschienen, sich einen gesicherten Uebergangs- und Stützpunkt an diesem Strome zu verschaffen. Die Hauptstraßenknoten und damit die passendsten Uebergangspunkte sind bei Ulm, Donauwörth, Ingolstadt und Regensburg zu suchen; namentlich aber ist Ulm von hoher strategischer Wichtigkeit.

Die Stadt liegt am linken Ufer der Donau, in welche hier links die Blau und unweit oberhalb rechts die Iller fließt, in einer Ebene am Fuße der nördlichen Ausläufer der Schwäbischen Alb. Sie ist der Ausgangspunkt der Donauschiffahrt und ein wichtiger Eisenbahn-Knotenpunkt, an welchem sich die fünf Linien Ulm-Stuttgart, Ulm-Blaubeuren, Ulm-Friedrichshafen, Ulm-Kempten-Lindau und Ulm-Augsburg-München vereinigen. Die Festungswerke sind durch die Donau in zwei getrennte Systeme zerlegt. Auf dem rechten Ufer liegt Neu-Ulm (im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg), welches einen Brückenkopf bildet; auf dem linken Ufer die zu Württemberg gehörige Hauptfestung. Beide Ufer sind durch zwei Brücken verbunden; oberhalb der alten oder Ludwig-Wilhelms-Brücke geht die Eisenbahnbrücke über den Strom. Die Hauptumwallung zieht sich mit langen geradlinigen Fronten von der Donau ober- und unterhalb Ulm bis auf das Plateau des nordwestlich (4500 m. von dem Strom entfernt) liegenden Michelsberges, auf welchem die starke Wilhelmfeste mit ihrer Defensionskaserne, gewissermaßen die Citadelle von Ulm, erbaut ist. Vor der Hauptumwallung vorgeschoben ist ein Gürtel detachirter Forts, an der Donau oberhalb Ulm mit dem oberen und unteren Kuhberg beginnend und unterhalb sich wieder an den Fluß anschließend. Neu-Ulm hat vier Polygonalfronten mit Caponièren und sechs detachirten Forts, welche sich an den Gürtel des linken Ufer anschließen.

Die gegenwärtige Befestigung von Ulm stammt erst aus der Zeit von der Erhebung Ulms zur deutschen Bundesfestung im Jahre 1841 bis 1857 und wurde durch den preußischen General von Prittwitz geleitet. Bei ihr wurden zum ersten Male alle Grundsätze der neupreußischen Befestigungsweise in Anwendung gebracht. Der Bau kostete $16\frac{1}{2}$ Millionen Thaler. Nach dem Gesetzentwurfe über die Umgestaltung der deutschen Festungen vom Jahre 1873 soll Ulm eine Erweiterung erfahren, zu welchem Zwecke 1,210,000 Thaler verlangt wurden. Es wird beabsichtigt, die Höhen, welche die Stadt auf dem linken Ufer umgeben, noch vollständiger in die Befestigung hineinzuziehen. Der Festungskommandant wird zufolge der deutschen Reichsverfassung und der Militärkonvention mit Württemberg vom Deutschen Kaiser ernannt.

Die Bedeutung von Ulm war für Süddeutschland früherhin eine sehr große, weil es einem von Westen her anrückenden Gegner nach dem Ueberschreiten des Schwarzwaldes das erste und hauptsächlichste Hinderniß bot. Seit der Besitznahme von Straßburg ist dies nicht mehr der Fall; doch bildet Ulm auch jetzt noch einen Hauptwaffenplatz und Sammelpunkt für die süddeutschen Truppen.

Infolge seiner wichtigen strategischen Lage wurde Ulm öfters der Mittelpunkt oder Gegenstand größerer militärischer Operationen, im Schmalkaldischen Kriege, dem spanischen Erbfolgekriege und in den Napoleonischen Kriegen. Im Jahre 1805 ward es der Schauplatz einer traurigen Katastrophe. Der österreichische General Mack hatte mit einem starken Corps den Platz besetzt und blieb thatlos daselbst wie festgebannt stehen, nachdem die Franzosen bereits (7. und 8. Oktober) bei Donauwörth den Strom überschritten und sich durch mehrere glückliche Gefechte über die österreichische Hauptarmee unter Laudon zu Herren beider Ufer gemacht hatten. Nach einem glücklichen Treffen, welches Napoleon und Ney bei Elchingen unweit Ulm (14. Oktober) bestanden, wurde Mack in Ulm gänzlich eingeschlossen und von dem Hauptheere abgeschnitten. An der Rettung verzweifelnd, knüpfte er Unterhandlungen an und schloß die Kapitulation von Ulm (20. Oktober), durch welche er 23,800 Oesterreicher, darunter 18 Generale, mit 60 Kanonen und 40 Fahnen in die Kriegsgefangenschaft der Franzosen lieferte.

Wenn auch als Waffenplatz weniger umfangreich, spielte doch auch die zweite Donaufestung Ingolstadt eine wichtige Rolle in der Kriegsgeschichte. Die Stadt, an der Einmündung der Schutter in die Donau auf ihrem linken Ufer gelegen, war schon seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit Wällen und Gräben umgeben. Herzog Wilhelm V. ließ sie seit 1539 nach den damaligen Grundsätzen der Befestigungskunst zu einer regelmäßigen Festung mit elf Bastionen und einem Brückenkopfe ausbauen. Den Bau leitete Graf Bernhard Solms von Münzenberg. So bestand die Festung mit denjenigen Veränderungen, welche die Fortschritte der Kriegskunst nach und nach nothwendig machten, bis zum französischen Revolutionskriege. Im Jahre 1800 ließ der französische General Moreau, nachdem er sie drei Monate lang belagert, die Festung schleifen. Als in den spätern Kriegen Bayern mit Frankreich verbündet war, ließ man die Werke vollständig verfallen. Erst König Ludwig I. beschloß bald nach seinem Regierungsantritt die Wiederherstellung der Festungswerke von Ingolstadt und übertrug die Leitung des Baues dem Genie-Obersten von Streiter (1827—47). Die Hauptbefestigung liegt auf dem linken Ufer, auf dem rechten nur ein Brückenkopf mit dem Reduit Tilly. Die eigentliche Befestigung wird noch durch die auf dem linken Ufer vorgeschobenen Montalembertschen Thürme verstärkt.

Die festen Mauern von Ingolstadt haben manchen Sturm erlebt und auch manchem siegreich widerstanden. Im Schmalkaldischen Kriege bildete Ingolstadt für Karl V. in seinem Kampf gegen die protestantischen Fürsten einen Stützpunkt, durch welchen ihm das Heranziehen von spanischen und niederländischen Hülfstruppen erleichtert wurde (1546). Während des dreißigjährigen

Krieges blieb Ingolstadt allezeit in den Händen der Kaiserlichen und Bayern und widerstand selbst dem Schwedenkönige Gustav Adolf, welcher nach der Schlacht am Lech die Festung belagerte, während sein besiegter Gegner Tilly in derselben tödlich verwundet lag und starb (April 1632). Auch im spanischen und österreichischen Erbfolgekriege, sowie im französischen Religionskriege bewährte Ingolstadt seine militärische Wichtigkeit. Besorgen wir auch bei den wohlgesicherten Grenzen unseres Reiches nicht, daß der Feind nochmals bis hieher ins Land eindringen könnte, so wird doch Ingolstadt auch in Zukunft seine Bedeutung als Stützpunkt der Landesvertheidigung im Innern behaupten.

Ulmer Stadt- und Domgeschichten. Name und Ursprung der Stadt Ulm weisen auf ihr hohes Alter hin. Gewöhnlich führt man den letzteren auf eine römische Ansiedelung (Alcimoënnis, Alcimoënium) zurück. Sicher wird Ulm zuerst 854 in einer Urkunde Ludwig's des Deutschen genannt. Unter dem zum Herzoge von Schwaben erhobenen Grafen Rudolf von Rheinfelden (1058—1080) schwang sich Ulm zur Hauptstadt von Schwaben empor. Im Jahre 1140 erhielt sie reichsstädtische Rechte und um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Reichsfreiheit. Die Hohenstaufen griffen vielfach in ihre inneren Verhältnisse ein, und in den Schwabenspiegel, das alte Rechtsbuch, ward sogar ausdrücklich aufgenommen, daß der König zu Ulm seinen Hof halten und zu Recht fürbieten möge.

In jener Zeit theilten sich die Bürger nach ihren Gewerben in Zünfte, deren jede um ein eigenes Banner geschart und über deren Gesammtheit ein Stadthauptmann als Führer gewählt war. Doch waren im Kriegsfalle auch die „Geschlechter" gehalten, Mannschaft zu stellen. Daneben wurde ein stetes Augenmerk auf die Befestigung der Stadt gerichtet und ein eigenes Zeughaus angelegt, um die Stadt stets wehrhaft zu erhalten.

Mit der zunehmenden Wohlhabenheit regte sich der Freiheitssinn der Bürger. Mächtig rangen die Zünfte nach dem Vollbürgerthum, und sie gingen als Sieger aus dem Kampfe hervor. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts erscheinen die Zünfte als ein vollkommen organisirter Wehrstand und nehmen an der Stadtregierung Theil. Der Hauptmann der Zünfte, oft ein tapferer Ritter aus dem Landadel, nahm in Kriegstagen die erste Stelle im Staate ein. Aber noch waren die Geschlechter nicht Willens, ihre bevorzugte Stellung aufzugeben. Nach vielen Reibungen zwischen Zünften und Geschlechtern kam 1327 ein Vergleich zu Stande, der beide in Bezug auf bürgerliche Rechte einander vollständig gleich stellte. Die Zünfte erhielten den „Schwörbrief" und damit eine Art von Verfassung.

In die nun folgende Zeit fällt die höchste Blüte der Stadt. Ulm ward der Hauptsitz des süddeutschen Leinewandhandels, und im Munde des Volkes entstand der Spruch, welcher die Vorzüge der vier deutschen Reichsstädte neben denjenigen von Venedig hervorhebt:

„Venediger Macht,
Augsburger Pracht,
Nürnberger Witz,
Straßburger Geschütz
Und Ulmer Geld
Regieren die Welt."

Kaiser Max I., sonst dem zünftigen Regimente wenig hold, aber mehr denn je ein deutsches Reichsoberhaupt an Geldnoth leidend, nannte die Ulmer nächst den Augsburgern seine liebsten Kinder; Adelige und Abteien stellten sich unter den Schutz der Stadt und suchten um das Bürgerrecht nach. Ulm's Landgebiet erstreckte sich über eine Fläche von 17 Quadratmeilen, und sein Wort wog in Krieg und Frieden schwer. Vom Rathe mit Geldmitteln versehen, erschienen die Ulmer Schützen bei den berühmten Schützenfesten in Nürnberg, Regensburg, Passau, Reutlingen, Stuttgart und Nördlingen und brachten werthvolle Preise heim.



Ingolstadt.

Aber sie wußten auch ihre Waffe im Ernste zu führen; denn um dieselbe Zeit nahm Ulm den lebhaftesten Antheil an den Städtekriegen und leitete mit fester Hand die Angelegenheiten des Schwäbischen Bundes im Kampfe mit den Schleglern, dem Grafen Eberhard von Württemberg und andern Störern des Landfriedens. Die Ulmer erstürmten eine Zwingburg nach der anderen, von der sie ihre Ruhe und Freiheit gefährdet sahen, und brannten sie nieder — einmal acht in einem Jahre. Sie trutzten den bayerischen Herzögen und weigerten dem König Wenzel die Huldigung.

Im Jahre 1376 belagerte Kaiser Karl IV. die Stadt, weil die Bürger ablehnten, ihm einen mit dem Stadtsiegel versehenen, jedoch ganz unbeschriebenen Brief zu übergeben, der erst in der kaiserlichen Kanzlei mit einem Inhalt

ausgefüllt werden sollte. Man hungerte in der Stadt, noch mehr im kaiserlichen Lager; aber die Ulmer verloren ihren Humor nicht. Sie sandten dem Kaiser unentgeldlich feines Gebäck, das berühmte „Ulmerbrot", und Spezereien. Da fragte der Kaiser der Ueberbringer Einen, was das für Männer seien, die in der Stadt das Regiment führten. „Es sind Männer", sprach der Knecht, „welche die Gerechtigkeit lieben und den Landfrieden gern haben, und sie heißen Habfast, Krafft und Besserer." Darauf kam es zur Waffenruhe. Während derselben hielt der Kaiser vor den Thoren von Ulm ein großes Stechen und lud Manche von den Bürgern dazu ein. Da ließ der Rath, um den Kaiser über die Vorräthe in der Stadt zu täuschen, die Pfennigbrote größer backen, und wer zum Turnier hinausging, bekam eines in die Hand. Der Kaiser glaubte infolge dessen die Ulmer noch mit Lebensmitteln gut versorgt und zögerte mit dem Sturme. Da die Belagerer nachlässig ihren Dienst betrieben, so fuhren die Ulmer Nachts die Donau hinab und überfielen den Kaiser, der kaum Gemahlin und Sohn vor der Gefangenschaft rettete.

Mit Rücksicht auf diese immer wiederkehrenden Kämpfe und im Gefühle ihres reichsstädtischen Stolzes faßten die Ulmer den Entschluß, ihre Pfarrkirche, die vor den Thoren außerhalb der Stadtmauern lag, mitten ins Herz der Stadt zu verlegen.

Am 30. Juni 1377 — einhundertundzwanzig Jahre nach der Grundsteinlegung des Kölner Doms und als der Straßburger Dom bereits bis zu seinem dritten Stockwerke emporgestiegen war, — legte der regierende Burgemeister Ludwig Krafft im Beisein des Rathes und der Klerisei, sowie fast der gesammten Bürgerschaft der damals nahe an 6000 Einwohner zählenden freien Reichsstadt Ulm an der hierfür ausersehenen Stelle den Grundstein zu Unser lieben Frauen Kirche, die so groß werden sollte, daß man sie — wie man im Volke sagte — „wie ein Futteral über das Straßburger Münster stellen konnte". Als der Stein lag, da legte der Burgemeister hundert Goldgulden darauf und Aehnliches thaten auch die anderen edeln Herren, die bei ihm waren, und dann stieg das Volk von Ulm, reich und arm, hinab in die fünfzig Fuß tiefe Baugrube, und mit dem, was da an Geld und Gut, an Wämsern und Hosen, wie des Burgemeisters Mantel, an Betten und Kappenzipfeln beigesteuert wurde, und was Vermächtnisse und Stiftungen eintrugen, konnten die Ulmer an ihrem stolzen Werke 117 Jahre lustig fortbauen. Zudem gewährte Papst Bonifaz IX. (1400) Allen, die im Münster beichteten und zu seinem Baue beitrugen, einen großen Ablaß. So kam es, daß die wackeren Bürger von Ulm über 900,000 Gulden darauf verwenden konnten, bis im Jahre 1848 das Gewölbe der Kirche geschlossen, der Dachstuhl aufgesetzt und der größere Theil des mächtigen Thurmes fertig war; 83 Jahre vorher schon war die Kirche mit großer Feierlichkeit eingeweiht worden, obwol damals die Gewölbe noch nicht hergestellt waren.

Eine Reihe großer Baumeister und Bildner aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands widmeten dem Werke ihre Kräfte, so die Baumeisterfamilie der Ensinger, Vater, Sohn und Enkel, aus Bern im Uchtlande, ferner Hans Kuhn, Matthäus Böblinger von Eßlingen, Burkhard

Engelberger aus Hamburg, dann die Maler Herlen, Bartholomäus Zeitblom, Schühlein, Schäffner, die Glasmaler Hans Wild und Krämer und der Holzschnitzer Jörg Syrlin.

Mit der Reformation, die in den noch unvollendeten Bau einzog, versiegte manche Quelle, aus welcher bis dahin reichliche Mittel geflossen waren, und alle Aussicht auf Weiterbau, geschweige denn auf Vollendung schien verloren.



Münster in Ulm.

Altäre und Bildwerke fielen unter den Axthieben der Bilderstürmer in Trümmer, desgleichen Stühle und Orgeln, und die Prachtfenster klirrten in Scherben.

Lange Jahre vergingen, Sturm und Wetter rüttelten und nagten am alten Münster. Die Begeisterung, welche sich seit dem Jahre 1824 allenthalben in Deutschland für den Weiterbau des Kölner Domes kundgab, weckte endlich auch in Ulm den erstorbenen Muth. Es war das wiedererwachende nationale Kraftgefühl, welches sich auch in der Fortführung der

lange liegengebliebenen herrlichen Baudenkmäler äußerte. Männer voll hohen Kunstsinns und unermüdlicher Energie, an ihrer Spitze Professor Haßler, Thrän, die beiden Brüder Mauch u. a., traten zusammen, und auf ihre Anregung hin begann 1844 die Stadt mit der Restauration des ehrwürdigen Baues. Jahre lang hatte der Baukünstler vollauf zu thun, um den Bau zunächst nur vom drohenden Untergange zu retten; erst ganz allmählich konnte man daran denken, verschönernde Ausbesserungen vorzunehmen, und dann erst schlug die Stunde, da an die Fortsetzung des seit mehr als drei Jahrhunderten stockenden Baues gedacht werden konnte.

Die Restauration nahm zuvörderst den Thurm in Angriff. Ungeachtet des Massenhaften in seinen Maßverhältnissen, worin er alle anderen gothischen Thürme hinter sich läßt, macht er doch durch Reinheit und Anmuth seiner Formen, durch seine unvergleichlich schöne Vorhalle mit ihrem dreifachen Portal, durch das kolossale, ganz ins Mittelschiff hineinleuchtende Fenster und durch die über demselben sich erhebenden, noch höheren schlanken Fensteröffnungen, durch die stattlichen, in baldachinartige Thürme auslaufenden Treppenhäuser ganz den Eindruck der erhabenen und zugleich wieder zierlichen Schönheit. Fünf Jahre später erlaubten die Mittel, an die Ausführung der Strebebögen und Strebepfeiler zu gehen, um dem fortwährenden Weichen der Wände des Mittelschiffs ein Ziel zu setzen. Nun sind sämmtliche Strebebögen und alle Pfeiler sammt dem Chorumgang, ebenso die acht Pfeiler des Chors vollendet, die zahlreichen Schäden des Hauptthurms beseitigt; aber noch bleibt Vieles zu thun, zunächst die Vollendung der beiden Chorthürme. Dieselben erheben sich da, wo im Osten das Chor das höhere Mittelschiff abschließt, und flankiren jenen beiderseits nach außen. Der nördliche der beiden Chorthürme ist nun bis zum Viereck gediehen, und die Arbeiten an ihm werden mit Eifer betrieben. Beide Thürme gleichen sich im Wesentlichen. Das Viereck schließt mit einer Plattform ab, über welcher der Bau in ein Achteck übergeht, das wieder von einer Pyramide abgeschlossen wird, an deren Spitze sich die Kreuzblume entfaltet. Die streng im Charakter des Hauptthurms gehaltenen Pläne sind ein Werk des gegenwärtigen Baumeisters Schen. Die Maße des Münsterbaues sind die großartigsten, die wir bei unseren Kirchen kennen, wie denn überhaupt der Ulmer Dom die größte protestantische, nächst dem Kölner Dome überhaupt die größte Kirche in Deutschland ist. Das Innere bedeckt einen Flächenraum von 5105 Quadratmetern (Kölner Dom 6198 Quadratmeter, Straßburger Münster 4087 Quadratmeter; der Thurm ist nach dem Bauriß auf 151 Meter Höhe berechnet (Straßburger 142 Meter). Die Orgel ist die größte in Deutschland mit 100 Registern und 6286 Pfeifen.

Auch dem schwäbischen Humor ist sein Recht bei dem Ulmer Münsterbau geworden. Die Ulmer, die keinen Nachbar ungeneckt ließen, mußten sich mit gleicher Münze heimzahlen lassen. Man sagte ihnen nach, sie hätten einen langen Dachbalken querüber durch das enge Stadtthor zu bringen gesucht, bis sie gesehen, wie ein Spatz einen Strohhalm beim Ende faßte und so ins Nest brachte. Da setzten sie aus Dankbarkeit einen kolossalen Spatzen aus Stein auf den First des Münsterdachs. Und da der alte längst zerbröckelt war,

stiftete ein Ulmer einen neuen. Schon 1848 sollte er aufs Dach, da litt die hochlöbliche Obrigkeit nicht, daß man die guten Bürger so verhöhne. Nun aber hat er seinen Platz gleich hinter dem Huptthurme auf der horizontalen Stange des Blitzableiters gefunden und kann von den Ankömmlingen auf der Stuttgarter Bahn unschwer wahrgenommen werden.

Die Ulmer Stadtgeschichte zeigt uns auch so manches trübe Blatt. Der unerquicklichste Abschnitt in derselben ist die Reformationszeit, welche nicht blos widerwärtige Streitigkeiten zwischen katholischen und evangelischen Priestern brachte, sondern auch die Krebsschäden tiefer Unsittlichkeit bloßlegte, die in allen Ständen, unter Priestern und Laien um sich gegriffen hatte. Von den Zerstörungen der Bilderstürmer und den Gräueln des Bauernkrieges ward Ulm härter betroffen als alle übrigen Städte Schwabens. Die Begünstigung, welche Ulm der Reformation angedeihen ließ, brachte die Stadt wiederholentlich in Konflikt mit den Kaisern. Sie bereitete sich aber neuen Verwickelungen gegenüber ernstlich vor, verstärkte die Stadtmauern, baute eine steinerne Brücke über die Donau und übte ihre Bürger fleißig in den Waffen. Zu vielem Unheil, das der dreißigjährige Krieg über Ulm verhängte, kam die Pest, der im Jahre 1634 in acht Monaten 15000 Menschen erlagen. Im spanischen Erbfolgekriege erfuhr Ulm den sogenannten bayerischen Ueberfall (8. September 1702), der die Stadt auf kurze Zeit in die Hand Max Emanuels brachte. Damals verübten seine Bundesgenossen, die Franzosen, in Ulm gräuliche Gewalt- und Schandthaten, die nach dem Berichte eines Zeitgenossen „vor züchtigen Ohren billig zu übergehen sein." Zwar ward die Stadt zwei Jahre später (14. Sept. 1704) durch die Kaiserlichen wiedererobert; aber ihr Wohlstand war tief erschüttert, und sie mußte ihre auswärtigen Besitzungen größtentheils verkaufen. Ein Jahrhundert später (1803) machte der Reichsdeputationshauptschluß der Reichsfreiheit Ulms ein Ende. Erst an Bayern, 1806 an Württemberg gegeben, ward Ulm seit 1842 zur Bundesfestung ersten Ranges erhoben. Von seiner Bedeutung als Festung in der Gegenwart haben wir bereits oben gesprochen.

Ulmer Industrie- und Volksleben; das Fischerstechen auf der Donau. Die Ulmer haben sich durch gewisse, ihnen eigenthümliche Industriezweige im weiten Vaterlande berühmt gemacht, wie denn schon der alte Geograph Merian von ihnen berichtet: „Sie arbeiten gern, sein auch sinnreich, und zu allerhand guten Wissenschaften, Künsten und Verrichtungen nicht untauglich. So hat dieser Ort viel gelehrter Leut geboren, die sich auch in die Ferne berühmt und bekannt gemacht." Die Ulmer Spielkarten gingen ehedem bis Venedig, und Ulrich Hohenwang übte früh in seiner Heimat die Kunst des Bücherdrucks. Auch der Leinwandhandel und die Thurmuhrenfabrikation gehören zu den ältern Industriezweigen Ulms. Das „Ulmer Zuckerbrot", das mit Wein und Mehl aus dem Kern des Spelt gebacken wird, ist sehr beliebt im Schwabenlande, und die „Spätzle" werden nirgends besser gegessen als in Ulm. Ob aber der Spitzname „Ulmer Spatz" von Spätzle abzuleiten oder mit der soeben erzählten Anekdote von dem Sperling mit dem Strohhalm zusammenhängt, haben wir nicht ergründen können. Einige behaupten auch, daß dieser Name

daher komme, weil in der Blütezeit Ulms die Ulmer frische, tapfere, kecke Burschen und in mehrfacher Hinsicht etwas „spatzenhaft" gewesen seien. Auch Ulmer Gemüse, Spargel und Blumenkohl sieht die schwäbische Hausfrau gern auf ihrem Tisch, und mancher ehrbare Bürger raucht wol noch heute gern aus dem Ulmer Pfeifenkopfe. Ehedem der Stolz des Ulmer Bürgers, wenn er im Sonntagsrocke seinen Spaziergang antrat, hing der silberbeschlagene Maserkopf ihm am Munde oder schaute der Mundspitz mit der silbernen Kette zur hinteren Rocktasche heraus. Wie behaglich war es des Abends in der Bürgerstube oder in der Wachtstube der bezopften Stadtsoldaten, den duftigen Varinas oder Porto Carero aus dem braunschwarz gerauchten Pfeifenkopfe zu dampfen und in einem fast undurchdringlichen Qualm sein Braunbier zu schlürfen. Diese Zeiten sind längst dahin; das gemüthliche Bürgerleben hat sich in engere Kreise zurückgezogen, andere Sitten und Gewohnheiten sind aufgetaucht, die Cigarre hat die Ulmer Pfeife verdrängt, und bald wird sie nur noch in Antiquitäten-Sammlungen oder in der Rumpelkammer zu finden sein. Die Fabrikation der Ulmer Maserköpfe datirt übrigens aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und wurde von dem Ulmer Weber Jakob Glöckler 1733 gegründet, zu einer Zeit, als das Tabackrauchen überhaupt erst allgemeiner wurde in Deutschland. Im Jahre 1833 waren noch zehn Meister mit der Pfeifenfabrikation in Ulm beschäftigt, und heute giebt es nur noch einen älteren Meister, der im Stande ist, etwaige Nachfrage nach den „Ulmer Köpfen" zu befriedigen. — Gedenken wir endlich noch des den Ulmern wie einigen anderen schwäbischen Städten eigenthümlichen Industriezweiges der Schneckenmästung und des Schneckenhandels, so glauben wir der Industrie Ulms im Allgemeinen Gerechtigkeit gethan zu haben.

Trotz der veränderten Lebensweise ist doch ein Zug des alten reichsstädtischen Wesens in dem Treiben der Ulmer noch heute zu erkennen. Man mußte nur dem fünfhundertjährigen Münster-Jubiläum zu Ulm in unseren Tagen (29. Juni bis 1. Juli 1877) beiwohnen und den kostümirten historischen Festzug sehen, und man fühlte sich angeweht von dem Geiste der vergangenen Jahrhunderte. Dort zogen sie vorüber zu Fuß und zu Rosse, die uns aus der Geschichte Ulms wohlbekannten und durch die Poesie verherrlichten Gestalten des alten Ulm von den Gründern des Doms und den Mitgliedern der ältesten Bauhütte, von den berühmten Männern der Reformationszeit, den Ulmer Reformatoren Konrad Sam und Martin Frecht, dem Ritter Georg von Frundsberg mit seinen Landsknechten, dem Burgemeister Leonhard Besserer mit den Ulmischen Stadthauptleuten, den Gelehrten Johannes Kepler und Theophrastus Bombastus Paracelsus, von den uns so vertraut gewordenen Gestalten aus Hauff's „Lichtenstein", dem wilden und leidenschaftlichen Herzog Ulrich von Württemberg, dem ritterlichen Georg von Sturmfeder und seiner liebreizenden Braut Marie von Lichtenstein, dem Pfeifer von der Hardt mit Frau und Tochter bis zu den Vertretern unseres Jahrhunderts. Auch die ehrbare Zunft der Meistersänger war im Festzuge vertreten. Am Nachmittage des zweiten Festtages fand die den Ulmern eigenthümliche Volksbelustigung des Fischerstechens statt.

Der Ursprung des Fischerstechens ist ein sehr alter. Es wurde in früherer Zeit alle zwei Jahre an dem „Schwörtage" abgehalten, wenn die Zünfte durch gewisse Feierlichkeiten und Vergnügungen die Neuwahl des Burgemeisters begingen; jetzt findet es nur bei besonderen Veranlassungen statt. An solchen Tagen ziehen sie schon frühmorgens in der Stadt herum, um zur Bestreitung der Unkosten Beiträge einzusammeln, welche in Gold oder Gegenständen, wie Halstüchern, Löffeln von Silber oder Blech, Tabacksrollen und anderen Dingen bestehen. Das Geld kommt in verschlossene Büchsen, die Sachen an die „Speere", von denen einer, der „Hauptspeer", mit den schönsten und werthvollsten Gegenständen und namentlich mit den Medaillen an rothseidenen Bändern, welche die Fischermädchen ihren Geliebten und Brüdern verehren, behängt wird.



Fischerstechen in Ulm.

Unter dem Vortritt ihrer eigenen Kapelle und unter den Klängen des Fischermarsches halten die Fischer ihren Umzug durch die Stadt. Sie sind sämmtlich kostümirt. Stehende Personen des Festzuges sind der „Bauer" und die „Bäurin", d. h. zwei junge Fischer in altschwäbischer Bauerntracht, ferner der „Ulmer Spatz" und der „Ulmer Schneider" und einige „Narren" in Harlekinskleidung mit Fuchsschwänzen an der Mütze und auf dem Rücken. Ernst und würdig schreitet der Oberzunftmeister; alle Uebrigen haben volle Maskenfreiheit, sie springen in Brunnen, herzen die Mädchen auf der Straße und treiben allen möglichen Schabernack. Zum Mittagsschmause im Wirthshause stellen auch die „Weißfischer" mit ihren Mädchen, den „Kirchweihjungfern", sich ein. Die Weißfischer sind nämlich bejahrtere Jünglinge, welche sich an

den gewöhnlichen Scherzen nicht mehr betheiligen und ihren Namen ihrer ganz weißen, mit schwarzen Bändern besetzten Kleidung verdanken; sie tragen knappe, weiße Westen ohne Aermel, knappe Beinkleider und hohe grüne Filzmützen mit großen Federn von Reihern, Pfauen oder Schwänen.

Nach dem Mittagsschmause geht der Festzug unter klingendem Spiele paarweise zur Donau hinab. Die Ufer, die Brücken, selbst die nächstgelegenen Bastionen sind von einer dichten Zuschauermenge besetzt. Auf der Donau liegen an beiden Ufern die Nachen für die „Stecher" bereit, jeder mit drei weißgekleideten Matrosen zum Rudern bemannt. Der Nachen hat eine sehr schlanke Form und am hintern Ende eine ganz kleine Plattform, auf welcher sich der Kämpfer aufstellt. Aufgabe der Matrosen ist es nun, die von beiden Ufern gleichzeitig abstoßenden Nachen so zu führen, daß dieselben bei der Begegnung in der Mitte des reißenden Stroms möglichst parallel laufen. Der Kämpfer, der von den fleißigsten und kräftigsten Ruderern unterstützt wird, ist im entschiedenen Vortheil; der Kämpfer kann nur auf den Gegner zielen und sich auf dem schwankenden Fahrzeug eine möglichst feste Stellung geben. Die Kraft des Stoßes hängt von dem Nachdruck ab, den die Matrosen dem schwimmenden Fahrzeug verleihen. Der Stoß wird mit einer Lanze geführt, an deren Stoßende eine kleine wattirte Scheibe angebracht ist; am Griffende befindet sich eine Querstange, welche zwischen Arm und Brust angesetzt wird, um dem Stoße Wucht zu verleihen.

Ein Trompetenstoß giebt das Signal zum Beginn des Kampfes, worauf die beiden Nachen von beiden Ufern unter dem von Trommlern geschlagenen Marsche gegen einander fahren. Erst kurz vor der Begegnung werden die Lanzen eingelegt und auf die Brust gerichtet. Sogleich nach ausgeführtem Stoße wird die Lanze zurückgezogen, weil nicht nur der Stoß des Gegners, sondern auch der Gegendruck des eigenen Stoßes aus der Haltung bringen kann.

So geht es Stoß um Stoß, bis einer der beiden Kämpfenden wankt, das Gleichgewicht verliert und in die Donau fällt. Eine Trompetenfanfare und der stürmische Jubel der Zuschauer begrüßt den Sieger. Manchmal sind beide Kämpfer Sieger, d. h. sie stehen aufrecht; sehr oft sind Beide Besiegte, d. h. sie fallen Beide ins Wasser. Jeden Stoß verfolgen die Tausende an den Ufern mit lauten Freudenausbrüchen. Der Kampf wird immer lebhafter, ein Nachenpaar folgt dem andern. Ist einer der Kämpfenden untergetaucht, so schwimmt er nach seinen Attributen, vor Allem nach der Lanze, und läßt sich dann von seinem Boote aufnehmen. Als Gegner erscheinen lauter Charaktermasken, so bei dem Fischerstechen in Ulm aus Veranlassung des Münster-Jubiläums (30. Juni 1877): ein Römer und ein alter Deutscher, Tell und Geßler, ein Schotte und eine Schottin, Faust und Mefistofeles, ein Bogenschütze und ein Schützenbruder, ein Unterländer- und ein Oberländer-Bauer, zwei alte Weißfischer im Ballkostüm, zwei italienische Fischer, der Ulmer Spatz und der Schneider von Ulm, zwei Matrosen, ein alter und ein neuer Geck, zwei Ungarn. Unter dem Publikum vermißte man nur noch den Großtürk und Russen oder auch den Agrarier und Industriellen. Daß es dabei an mancherlei Volksspäßen nicht fehlte, läßt sich denken. Als der englische Tourist ins Wasser gestürzt

wurde, hatte er nicht allein nach seiner Lanze, sondern auch nach seinem aufgespannten blauen Sonnenschirm und nach dem Hut mit dem Schleier zu schwimmen. Als Faust den Mefistofeles zum Fall gebracht hatte, zog hinter diesem ein langer, tiefanilinblauer Streifen von seinem farbigen Mantel nach, so daß die „schöne blaue Donau" ihren Namen in der That rechtfertigte. Der Schneider ist natürlich immer zum Untertauchen vorherbestimmt, aber der Pfiffige weiß oft lange genug dem entscheidenden Stoße auszuweichen und seinem unabwendbaren Schicksal wenigstens für einige Zeit zu entgehen.

Den Schluß bildet für gewöhnlich ein Tanz mit den Fischermädchen im Wirthshause und auf den freien Plätzen. Bei der Domjubelfeier aber, wo das Fischerstechen nur eine Episode in dem reichhaltigen Festprogramm bildete, folgte demselben noch das Volksfest in der Friedrichsau und am Abend die gesellige Vereinigung in den reichgeschmückten Markthallen. Hier wie dort konnte man sich überzeugen, daß die harmlose Heiterkeit, jener ureigene Zug des deutschen Volkslebens, unter den Ulmern noch eine Stätte hat. Dem eigentlichen Gedanken des Festes im Hinblick auf den in neuer Kraft sich wiedererhebenden, vierhundertjährigen Domriesen gab einer der Theilnehmer, Dr. Eduard Paulus, in schwungvollen Strophen Ausdruck, darunter die folgenden:

„Und sieh' auch unser Volk, aus Schutt und Nacht
Erhob es sich mit blanker Waffe kämpfend,
Hält für Europa jetzt die Friedenswacht,
Im weiten Kreis die Nebel niederdämpfend.

Nun wuchs die zähe Kraft, der Sühne Muth,
Die Bürgertugend in dem Geist der Söhne,
Und auch der Geist der Ulmer nimmer ruht,
Bis er das Münster mit dem Schlußstein kröne."

Der Geschichtschreiber von Abensberg. Südwestlich von Regensburg, an dem Flüßchen Abens, liegt die kleine Stadt Abensberg, geziert mit dem Standbilde eines berühmten Gelehrten, Johann Turmair's, des „Vaters der bayerischen Geschichte", wie er mit Recht genannt wird, der hier vor vierhundert Jahren das Licht der Welt erblickte (1477).

Johann Turmayr oder Aventinus, wie er sich später in der Sitte jener Zeit nach seiner Vaterstadt nannte, war der Sohn des Abensberger Bürgers und Gastgebers Peter Turmair. Voll Eifer für die Aneignung höherer Bildung, lag er von 1495 den Studien an den Hochschulen zu Ingolstadt, Wien, Krakau und Paris ob und erlangte im März 1504 die Würde eines Meisters der freien Künste. Aber in seinem Wissensdurste noch nicht befriedigt, verweilte er wiederholt vom März 1505 bis Februar 1507 zu Wien. Bereits zu Ende des folgenden Jahres trat ein Ereigniß ein, welches für seine Lebensstellung den Ausschlag gab. Bayerns Herzog Wilhelm IV. ersah noch in dem Jahre, da er die Regierung antrat, den zweiunddreißigjährigen Gelehrten zum Lehrmeister seiner beiden noch unmündigen Brüder, des Prinzen Ludwig und des für den geistlichen Stand bestimmten Prinzen Ernst. Wir kennen die Aufträge, welche Aventin für die Leitung des ihm anvertrauten Unterrichts erhielt.

Auf die deutsche und bayerische Geschichte war das Hauptgewicht gelegt. Aber nicht in einer Märchen- und Sagenwelt sollte sich die Unterweisung hierin bewegen, sondern er ward ausdrücklich auf die Benutzung der alten urkundlichen Quellen hingewiesen.

Mit Hingebung widmete sich Aventin seinem verantwortungsvollen Amte. Am 19. Dezember 1508 war er brieflich in die Hofburg nach München beschieden worden; am 6. Januar 1509 langte er daselbst an. Nach kurzer Zeit siedelte er mit seinen beiden Zöglingen nach dem Schlosse zu Burghausen über, um da und in München seine Aufgabe zu lösen. Nachdem er im Jahre 1511 die Einladung, den später zum Mitregenten des Herzogs Wilhelm berufenen Prinzen Ludwig auf die Universität nach Wien zu begleiten, abgelehnt hatte, um sich die weitere Ausbildung des Prinzen Ernst angelegen sein zu lassen, finden wir ihn mit diesem in den Jahren 1512 und 1513 zu Landshut, war er 1515 sein Gefährte auf einer Reise nach Italien und weilte am Ende dieses und zu Anfang des folgenden Jahres mit ihm an der Hochschule zu Ingolstadt. Als Herzog Ernst dieselbe am 3. Februar 1517 verließ, um die Regierung des Fürstbisthums Passau zu übernehmen, folgte ihm Aventin nach München, wo er am 14. Februar der Stelle enthoben wurde, die er in treuer Pflichterfüllung verwaltet hatte, wofür ihm auch die Anerkennung der Fürsten in reichem Maße und in einer Weise zu Theil wurde, welche ebenso die Denkungsart des vom Hofe scheidenden Lehrmeisters ehrt, als sie den auf die Pflege der vaterländischen Geschichte gerichteten Sinn der herzoglichen Brüder bekundet.

Aventin scheint sich schon damals keiner kräftigen Gesundheit erfreut zu haben. Im königlich bayerischen geheimen Hausarchive ist noch eine Urkunde aus dem Jahre 1514 vorhanden, wonach ihm, weil er „ettwas ain swacher Mensch" gewesen, dem die Hofküche nicht gut bekam, eine Abfindung von jährlich 20 Gulden zur Selbstbeköstigung ausgesprochen ist, wozu ihm aus dem Hofkeller täglich Brot und Wein verabfolgt werden sollte, wie ihm auch ein eigener Knecht bewilligt wurde. Mit seltener Energie beherrschte er seine körperliche Kränklichkeit und ließ sich durch dieselbe nicht einen Augenblick von der Erfüllung seiner Berufspflichten und der Verfolgung seiner wissenschaftlichen Ziele zurückhalten.

Die Unterweisung seiner fürstlichen Zöglinge in der deutschen und bayerischen Geschichte hatte seine Vorliebe hiefür in einem so hohen Grade gesteigert, daß er beim Austritte aus seinem Amte den Wunsch aussprach, sich ihrer Erforschung ausschließlich mit ganzer Manneskraft widmen zu können. In gerechter Würdigung dieses Vorhabens ernannten ihn die regierenden Herzöge Wilhelm und Ludwig zu ihrem Historiographen und wiesen zur Unterstützung seiner Forschungen im weitesten Umfange insbesondere die bayerischen Klöster an, ihm durch Gestattung der Einsichtnahme ihrer einschlagenden Schätze allen thunlichen Vorschub zu leisten.

Mit unermüdlichem Eifer ging unser Meister ans Werk. Nach wenigen Wochen finden wir ihn bereits auf der weiten Wanderung durch die Bibliotheken und Archive in allen Winkeln des Bayernlandes, um noch in diesem und dem folgenden Jahre die Steine für seinen gewaltigen Bau zusammen zu schaffen.

Beladen mit einer reichen Quellenausbeute, kehrte er in das heimische Haus zu Abensberg zurück und ging nun mit demselben Fleiße, wie er gesammelt, an die Verarbeitung des Stoffes. Eine Reihe gesonderter Werke zur Geschichte Deutschlands und Bayerns von größerem wie geringerem Umfange bildet die Früchte dieser außerordentlichen und ununterbrochenen Thätigkeit, so daß man staunen muß über die Arbeitskraft, die uns hier entgegentritt. Den Glanzpunkt dieser geistigen Erzeugnisse Aventin's nehmen die weit und breit bekannten „bayerischen Annalen" und die „bayerische Chronik" ein. Im Mai 1521 waren die bayerischen Annalen vollendet; in den Juni und Juli fällt ihre Reinschrift. Im Oktober finden wir ihren Verfasser wieder beim Herzoge Ludwig in Kelheim. Bereits im November machte er sich an die deutsche Bearbeitung seines ursprünglich in lateinischer Sprache abgefaßten Annalenwerkes. In Anerkennung dieser Verdienste sprachen ihm die Herzoge Wilhelm und Ludwig im September 1524 eine Leibrente von jährlich 100 Gulden mit einem Hofkleide zu. Nicht einmal das unruhvolle Jahr 1525, in welchem der Bauernkrieg und die Ausschweifungen der Wiedertäufer allenthalben spukten, brachten einen Stillstand in Aventin's Werkstatt. Er überarbeitete die Annalen und schuf an der Chronik fort. So wurde er denn nach keiner Seite unvorbereitet überrascht, als er auf den Ruf des Herzogs Ludwig am 5. Juni 1526 nach München ritt und daselbst nach fünf Tagen den Auftrag zur deutschen Bearbeitung seiner bayerischen Chronik erhielt. Er theilte das ganze Werk in acht Bücher, deren letztes die bayerische Geschichte von Ludwig dem Bayern bis in die sechziger Jahre des 15. Jahrhunderts, beziehungsweise bis zum Jahre 1508 behandelt und am 20. Juni 1532 zu Regensburg vollendet wurde. Auf diese Weise war Bayern zu einem Geschichtswerke gekommen, wie kein anderes deutsches Land eines das seinige nennen konnte.


Johann Aventinus.

Aventin's Werke sind aber nicht blos Erzeugnisse gelehrten Fleißes und ruhiger objektiver Forschung, sondern sie sind zugleich Denkmäler der Sinnesweise und Geistesrichtung, wie sie in den Jahren ihrer Entstehung in

Deutschland vorherrschten. Die Periode von 57 Jahren, welche Aventin's Leben ausfüllt, zerfällt nun in zwei sehr deutlich von einander abgegrenzte Zeitabschnitte: die Jahre des absterbenden Mittelalters und die der beginnenden Neuzeit; im Geistesleben ist es die Zeit erst des Humanismus, dann der Reformation, diese durch jenen vorbereitet. Dem entspricht auch Aventin's Lebensgang und Gesinnung. Er verdankt den Humanisten seine klassische Bildung, seine kritisch-historische Befähigung; er hat einige von ihnen zu Lehrern, mehrere zu Freunden gehabt, wie Willibald Pirkheimer, Konrad Peutinger, Beatus Rhenanus, Erasmus von Rotterdam, Georg Spalatin, Leonhard von Eck und Andere. In reiferem Alter aber lebt und webt er in den Gedanken und Hoffnungen der Reformation. Aus der humanistischen Bildung wurde Aventin Geschichtschreiber, nachdem er viele Länder und Städte gesehen und — nach seiner eigenen Angabe — fünfzehn Universitäten besucht. Nächst dieser umfassenden Einsicht tritt uns in Aventin's Werken noch eine andere Eigenthümlichkeit, theils offen, theils mehr verborgen, entgegen; es ist das Pathos des warmen Patrioten, welcher in der Vergangenheit die unabwendbare Zukunft liest, seinen Zeitgenossen den Warnungsspiegel der Geschichte vorhält, sie an ihre bereits verlorenen Güter und Vorzüge mahnt und ihnen die Gefahr eines noch tieferen Verfalls, daneben aber auch die Mittel und Wege der Verjüngung und Wiedererhebung vor Augen stellt. So ist denn sein Geschichtswerk das erste, das die deutsche Nation über ihre große Vergangenheit, aber auch über die Ursachen ihres Verfalls belehren sollte, — denn die bayerische Geschichte, die ihm aufgetragen war, gestaltete sich unter seinen Händen gar bald zur deutschen. Wer nun, wie Aventin, Geschichte zu Nutz und Frommen der Zeitgenossen schrieb, dessen Blick mußte damals mit gleicher Bangigkeit gen Westen, Süden und Osten gerichtet sein: nach Westen, denn so stark auch in der Nation die Abneigung gegen Frankreich war, die Hingebung der Reichsfürsten an französische Politik war bereits in vollem Zuge; nach Süden, denn die Geschicke der deutschen Nation hingen immer noch mehr ab von den Entschlüssen der Päpste als von denen der Fürsten oder selbst des Kaisers; nach Osten, denn schon pochte die immer mächtiger herandrängende Wucht der Türken an die Pforte des Reichs, und 1529 standen sie vor Wien. Der Hinblick auf diese Gefahren, denen die deutsche Nation entgegenging, steigerte in Aventin die eifersüchtige Sorge für die Wahrung der Volksehre. Mit Eifer war er bestrebt, den Deutschen die vormalige Hoheit und Herrlichkeit der Nation, die Größe und Menge ihrer Kriegszüge und Siege, ihre Ueberlegenheit selbst über die berühmtesten und mächtigsten Völker des Alterthums eindringlich vorzustellen. Was durch Aventin's Werke als Grundton hindurchklingt, das ist der Satz: Freiheit oder Knechtschaft, Größe oder Erniedrigung, Glück oder Unglück der Nation sind bedingt durch ihren sittlichen Werth oder Unwerth; sie hat von diesen Gütern immer so viel oder so wenig gehabt, als sie durch die Tugenden der Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Treue oder durch ihr Gegentheil verdient hat. — Daß die Zwietracht der Fürsten und der Mangel einer starken Reichsgewalt die schlimmste Geißel auf dem Rücken des Volkes seien, war in jenen Tagen wol die stille oder laute Meinung jedes gebildeten Deutschen.

Und da sich Aventin überzeugt hatte, daß es immer die Päpste gewesen, welche die Zwietracht im Reiche angestiftet oder genährt hätten und welche noch immer Verwirrung und Uneinigkeit aussäeten, so nahmen auch seine Werke, abgesehen von der religiösen Bewegung, eine so antirömische Färbung an.

Dies ist der Sinn, welcher Aventin bei seinem großen Geschichtswerke leitete und der dasselbe von Anfang bis zu Ende beseelt, so daß Goethe mit Recht sagen konnte: „Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede stellen, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen, als etwa Tschudi's schweizerische oder Aventin's bayerische Chronik." In der deutschen Darstellung hat Aventin nach Luther's Vorbilde die reine, unverfälschte Sprache des Volkes zu Grunde gelegt und dieselbe künstlerisch zu entwickeln sich bestrebt, so daß sein durch Kraft, Klarheit und Reinheit gleich ausgezeichneter Stil musterhaft genannt werden kann.

Außer den Annalen und der Chronik verdanken wir Aventin noch eine Anzahl werthvoller Arbeiten, darunter das „Zeitbuch über ganz Deutschland", eine Chronik von dem Ursprunge, Herkommen und den Thaten der uralten Deutschen, das erste Buch einer auf breitem Untergrunde angelegten Chronik von ganz Deutschland, deren Vollendung — ein frommer Wunsch geblieben ist.

Nur durch seine ungewöhnliche Willenskraft vermochte Aventin, dessen Gesundheit durch häufige, bösartige Fieberanfälle angegriffen ward, dieser großen Thätigkeit obzuliegen. Noch in seinen letzten Lebensjahren kamen mancherlei Prüfungen über ihn. Als er im Jahre 1529 von Regensburg, wo er sich um 150 Gulden ein Haus erkauft hatte und sich seitdem beständig aufhielt, nach Abensberg gereist war, um seine Schwester zu besuchen, wurde er als der Ketzerei verdächtig (man beschuldigte ihn unter Anderem, daß er am Freitag Fleisch esse) ins Gefängniß geworfen. Wahrscheinlich wäre es ihm übel ergangen, wenn sich nicht sein ehemaliger Zögling Herzog Ernst auf das Wärmste für ihn verwandt hätte. Er wurde freigelassen, aber sein Lebensglück war zerstört. Er wandte sich an Melanchthon, um durch ihn womöglich eine Stellung in Wittenberg zu erlangen; dieser aber benahm ihm die Aussicht dazu. Wäre diese Uebersiedelung nach Sachsen zur Ausführung gekommen, dann würde freilich noch Manches in Aventin's Werken stehen, was jetzt nicht darin steht.

Außer dem Grame über die erlittene Mißhandlung verbitterte ihm sein Weib, das er zur Pflege seines Alters bald nach seiner Befreiung geheiratet hatte, die übrigen Tage seines Lebens.

Im Jahre 1533 übertrug ihm der Kanzler Leonhard von Eck den Unterricht seines Sohnes Oswald, den er nach Ingolstadt begleitete, weshalb er sein Haus in Regensburg wieder verkaufte. Gegen Ende des Jahres reiste er nach Regensburg, um seine Frau und seine dreijährige Tochter abzuholen, erkrankte aber unterwegs und kam nach Regensburg nur, um zu sterben (9. Januar 1534). Sein Leichnam ward in St. Emmeran bestattet. Sein Haus in Regensburg ward durch einen Denkstein ausgezeichnet und seine Marmorbüste fand ihren Platz in der Walhalla.

In denselben Tagen, als die Stadt Ulm das fünfhundertjährige Domjubiläum feierte, beging die Stadt Abensberg die Feier des vierhundertjährigen Wiegenfestes ihres berühmtesten Mannes mit Aufrichtung einer Gedenktafel an seinem Geburtshause (4. Juli 1877). Aus der Hauptstadt und vielen Städten des Landes waren Gäste zu der Feier eingetroffen; die Akademie der Wissenschaften zu München, die Universität und andere wissenschaftliche Korporationen Bayerns hatten Vertreter abgeordnet. Vor dem Standbilde Aventin's entwickelte der Reichsarchivar, Professor Dr. L. Rockinger aus München, vor der zahlreichen Festversammlung das Lebensbild des hochverdienten Mannes. Seine treffliche Festrede, sowie der ausgezeichnete Vortrag, welchen der königliche Reichsrath Dr. J. von Döllinger einige Tage später (25. Juli) in der Akademie der Wissenschaften über „Aventin und seine Zeit" hielt und welcher jene nach gewissen Richtungen erweiterte, haben auch uns für den besten Theil unserer Darstellung als Grundlage gedient. Sei es uns denn gestattet, hier am Schlusse derselben noch einige Strophen aus dem beim Festmahl vorgetragenen Gedichte von Dr. Hermann von Schmid mitzutheilen, welches eines der Hauptsprüchwörter des gefeierten Mannes: „homo bulla" (der Mensch ist eine Blase) behandelt:

Vor Deinem Bilde bin ich heut gestanden,
Du biedrer, alter Vater Aventin.
Und sieh' — die vier Jahrhunderte verschwanden,
Wie lebend sahst Du sinnend vor Dich hin.
Mit Lächeln sahst Du auf die Kränze nieder
Zu Deinem Fuß — mir war, als tönte wieder
Von Deinem Mund die inhaltschwere Phrase;
Dein Lieblingsspruch: Der Mensch ist eine Blase! — —

Du hattest Recht — und dennoch muß ich zanken
Mit Dir auf Deinem Marmorpostament:
Wol giebt es Dinge, die im Sturm nicht wanken,
Ein Etwas giebt's, das keinen Wechsel kennt!
Wär' es nicht so, wie sähe dies Jahrhundert,
Das vierte, Dich gepriesen und bewundert?
Stürmt auch die Welt dahin mit Dampf und Gase,
Nicht Alles platzt wie eine Seifenblase!

Das Edle bleibt! Wer Dir gleich in die Schranken
Eintrat für Freiheit, Vaterland und Recht;
Wer aussprach einen zündenden Gedanken,
Der ist von der Unsterblichen Geschlecht!
Drum mach' ich jetzt in meinem Festgedichte
In Deinem Sinne Deinen Spruch zunichte
Und ruf' Dir zu mit hochgeschwungnem Glase:
Heil Aventin! Der Mensch ist keine Blase!



Burg Trausnitz.

Niederbayern und der Bayerische Wald.

An der unteren Isar; Landshut und Schloß Trausnitz. — Straubing und die schöne Bernauerin. — Auf der Donau von Regensburg bis Passau. — Der Bayerische Wald und seine Industrie.

An der unteren Isar; Landshut und Schloß Trausnitz. Der berühmte älteste Geschichtschreiber des Bayernlandes berichtet von dem Herzoge Otto von Wittelsbach, dem Freunde Kaiser Friedrich's des Rothbarts, derselbe habe sich „an der Isar ein fürstlich Gesäß an dem einzigsten und lustigsten Orte fast mitten in Bayern erbauet, Landshut geheißen, als ein Wart, Schutz und Hut des ganzen Landes." Wer heute vom hohen Söller der alten Herzogsburg Trausnitz auf die freundliche Stadt und das fruchtbare Land hinabschaut, das dort die zackige Alpenkette, hier der Bayerische Wald begrenzt, möchte ihm wol Recht geben. Landshut gilt noch heute als der „Augapfel Niederbayerns".

Lustig springt die grüne Isar am Fuße des Hügels vorüber, der das weite Thal beherrscht, auf den Feldern wogt die üppige Saat und dunkle Tannen beschatten die Uferhöhen.

Zu Herzog Otto's Zeiten (1180—1183) stand an der Stelle der stattlichen Burg nur ein schmuckloser Wartthurm aus mächtigen Quadern; doch schon im Jahre 1204 lehnte sich ein wohnliches Haus daran, das manches trauliche Gemach umschloß. Hierher führte der junge Herzog Ludwig der Kelheimer (1183—1231) seine Braut, die schöne Ludmilla von Bogen, um sie aus der Hand des Priesters als sein ehelich Gemahl zu empfangen. Die Burg auf dem Hügel, in späterer Zeit Trausnitz genannt, erfuhr unter Herzog Ludwig noch manche Erweiterung und der Flecken im Thale wuchs rasch zur Stadt heran. Der Trauer um den gemordeten Gatten widmete dessen Wittwe Ludmilla das Kloster Seligenthal am andern Ufer der Isar.

Als die nachfolgenden niederbayerischen Herzoge Landshut mit der Trausnitz zu ihrer Residenz erkoren, gewann die Stadt eine erhöhte Bedeutung und sie bewahrte den Fürsten unverbrüchliche Treue. Herzog Ludwig von Oberbayern erlangte die Vormundschaft über seine minderjährigen Vettern von Niederbayern und wußte, sich gegen seinen Mitbewerber um die Vormundschaft, wie später um die Kaiserkrone, Friedrich den Schönen von Oesterreich, zu behaupten. In dem entscheidenden Treffen bei Gammelsdorf (1313) zwischen Ludwig und Friedrich dem Schönen kämpften die Landshuter wacker auf Seiten Ludwig's und erwarben sich dafür die drei Helme in ihrem Wappen. Wol hörte seit 1340 die Stadt auf, Residenz zu sein, weil Ludwig nach dem Erlöschen der niederbayerischen Linie Ober- und Niederbayern zu einem Herzogthume vereinigte; aber nicht lange nachher brachte eine neue Theilung unter seinen Enkeln Landshut die alte Ehre zurück.

Die Regierung Herzog Heinrich's XIV. (1393—1450) brachte Anfangs vieles Unheil über die Stadt. Der junge verschwenderische Fürst fiel in die Hände lockerer Edelleute und mißachtete die Rechte der Stadt. Da erklärten die Bürger, sie würden die Hülfe König Ruprecht's von der Pfalz anrufen. Solches zu verhüten, beschloß der Herzog einen Gewaltstreich. Unter dem Vorwande, er wolle den Herzogen von Oesterreich zu Hülfe ziehen und die Regierung des Landes während seiner Abwesenheit einem Ausschusse von Bürgern der Stadt übergeben, lud er vier der einflußreichsten von ihnen zu sich auf der Trausnitz zur Tafel, ließ sie nach derselben gefangen nehmen und erzwang von ihnen die Angabe Aller, die für die Anrufung des Königs gestimmt hatten. Dann verwies er sie aus dem Lande, beraubte sie ihrer Habe und verjagte selbst ihre Angehörigen. Die anderen betheiligten Bürger aber büßte er um schwere Summen. Darüber entsetzte sich die ganze Stadt, und mehrere Bürger verschworen sich gegen des Herzogs Bedrückung. In der Charfreitagsnacht des Jahres 1410 versammelten sich über fünfzig Verschworene in einem Thurme am Hause des Dietrich Röckl nächst der Isar; selbst die vier verbannten Rathsherren waren über die Mauer eingestiegen. Röckl's Frau aber hatte ein sträfliches Verhältniß mit des Herzogs Höfling Ebran von Wiedenberg. Ihm vertraute sie, als er in jener Nacht zu ihr geschlichen, was im Hause

vorging, und zeigte ihm durch eine Spalte die Verschworenen. Der Buhle eilte ins Schloß zurück und machte dem Herzoge Anzeige. Das Haus ward umringt, ein Theil der Verschworenen erschlagen, der andere gefangen. Am nächsten Tage schon hielt der Herzog ein furchtbares Gericht. Viele bluteten auf dem Schaffot unter dem Beile des Freimanns, Andere wurden geblendet. Wer mit dem Leben davon kam, wurde mit Weib und Kind aus dem Lande vertrieben und sein Vermögen eingezogen.



Landshut.

Seltsamer Weise ward aus dem Verschwender später ein Sparsamer, sogar ein Geiziger. Auch wuchs zu seiner Zeit die Stadt an Umfang und Wohlhabenheit. Damals blühte in Landshut eine geachtete Bauhütte. An ihrer Spitze stand Hans Stethaimer von Burghausen, der sich stolz den „Werkmeister des Baues zu St. Martin" nannte († 1432). Die St. Martinskirche wurde nämlich unter der lebhaften Theilnahme der Landshuter Bürger während des 15. Jahrhunderts (1392—1495) erbaut. Ihr 132,3 m. hoher Thurm, welcher Berg und Schloß Trausnitz um ein gutes Theil überragt, ist einer der höchsten in Deutschland und der höchste in Bayern und der Stolz Altbayerns.

Nach Heinrich XIV. residirten in Landshut zwei Herzoge, welche jeder den Beinamen des „Reichen" führten, Ludwig IX. (1450—1479) und Georg (1479—1503). Die Chronisten erzählen von der verschwenderischen Pracht und Fülle, die bei der Vermählung des Prinzen Georg mit der Prinzessin Hedwig von Polen herrschte. Unter den Gästen befanden sich Kaiser Friedrich III., ferner neunzehn Fürsten, alle bayerischen Bischöfe, Gesandte fast aller deutschen

3*

Staaten, vierzig Reichsgrafen, über einhundert Reichsfreiherren, alle Räthe des Herzogs, die Landstände und Abgeordnete der bayerischen Städte und Märkte sowie der umliegenden Reichsstädte; und damit auch der Türke nicht fehle, war Mohammed II., der vor dem Mordstahl seines Bruders Zizim in Deutschland eine Zuflucht gesucht, zugegen. Die Fremden kamen mit neuntausend Pferden in die Stadt geritten. Der Kaiser und der Herzog Otto von Neumarkt waren Brautführer, der Erzbischof von Salzburg segnete die Ehe ein. Die Braut fuhr in einem goldenen Wagen; sie trug ein auf polnische Art geschnittenes, mit Perlen besetztes rothes Atlaskleid mit langen, weiten Aermeln, das Haar in einen einzigen, über den Rücken herabhängenden, mit Perlenschnüren durchschlungenen Zopf geflochten und darüber eine Perlenkrone; der Bräutigam eine „Schaube“ von Silberstoff, um den Hut eine Perlenschnur im Werthe von 100,000 Gulden. Vierzig Edelleute in des Bräutigams Farben mit Windlichtern eröffneten den Zug zur Kirche, elfhundert Trompeter und Pfeiffer begleiteten ihn, und tausend Trabanten bildeten Spalier. Aus allen Klöstern seines Landes hatte der Herzog die Köche nach Landshut berufen, und in allen größeren Häusern waren Tafeln gedeckt. Die beiden vornehmsten Tische standen in der Wohnung des Kaisers im Hause des fürstlichen Zollaufsehers. Es klingt unglaublich, was während der acht Tage, die das Fest dauerte, verzehrt wurde. Unser Chronist zählt: 333 ungarische Ochsen, 1130 ungarische Schafe, 285 Schweine, 625 Schafe, 75 Wildschweine, 1537 Lämmer, 490 Kälber, 684 Spanferkel, 12,000 Gänse, 62,000 Hühner, 194,045 Eier, 75,000 Stück Krebse, 7 Tonnen Häringe, um 4215 Gulden Fische, um 28 Gulden Käse, um 500 Gulden Konfekt u. s. w., von den ungeheuerlichen Quantitäten Wein und Meth, mit denen die Hochzeitsgäste ihren Durst löschten, ganz abzusehen. Das ganze Fest kam auf 75,000 Dukaten zu stehen.

So prunkvoll die Vermählung, so wenig glücklich war die Ehe. Herzog Georg's Neigung erlosch bald; er hielt seine Gemahlin im unfreundlichen Schlosse zu Burghausen fast wie eine Gefangene. Dort starb sie nach dreißig Jahren eines verfehlten Lebens; ihr Leichnam ward in der Gruft zu Seligenthal beigesetzt. Sie hatte ihrem Gemahl nur zwei Töchter geboren, Elisabeth und Margarethe. Georg's ungerechtes Testament zu Gunsten der Ersteren gab die Veranlassung zu dem sogenannten Landshuter Erbfolgekriege, in welchem Götz von Berlichingen seine rechte Hand vor Landshut ließ, um sie mit einer eisernen zu vertauschen.

Von da an ist aus Landshuts Geschichte wenig Erfreuliches mehr zu berichten. Nach dem Landshuter Erbfolgekriege hörte die Stadt auf, Residenz zu sein, und ihr Glanz erlosch mehr und mehr. Albrecht IV. aus der Bayerisch-Münchener Linie führte 1506 das Erbrecht nach der Erstgeburt ein, infolge dessen die drei Erbtheile Ingolstadt, München und Landshut von nun ab als ein Herzogthum vereinigt blieben.

Die alte Burg Trausnitz, welche noch immer ihr graues Haupt über üppig grünenden Buchen und Weingeländen erhebt, gewinnt für uns ein um so höheres Interesse, wenn wir des unglücklichen letzten Sprossen der Hohenstaufen gedenken, der hier 1252 geboren ward. Von hier zog der kaum

sechzehnjährige Jüngling Konradin in Begleitung seines Freundes und Altersgenossen Friedrich von Baden und einiger Getreuen aus, um sein rechtmäßiges väterliches Erbe jenseit der Alpen, Neapel und Sizilien, in Besitz zu nehmen, um welches die Arglist des Papstes Urban IV. und die rohe Gewalt Karl's von Anjou, des Bruders Königs Ludwig's IX. von Frankreich, ihn zu bringen drohten. Umsonst warnte die Mutter Elisabeth von Bayern, die nach dem Tode ihres Gemahls, des Hohenstaufen Konrad's IV., auf der Trausnitz Hof hielt, ihn vor den Reizen Italiens, die alle Glieder seines Hauses angelockt, um sie tückisch zu verderben.



Straubing.

Durst nach Thatenruhm und Heldengröße führten den letzten Sprößling des glorreichen Geschlechts über die Alpen. Von den Ghibellinen mit Jubel begrüßt, durchzog er siegreich das obere und mittlere Italien, empfing auf dem Kapitol die Huldigung der ewigen Stadt als Weihe des Todes, brachte den Papst zur Flucht und überschritt die Grenze von Neapel.

Auf den Campis Palentinis, bei Scurcola und Tagliacozzo, wo er durch seine zu hitzige Verfolgung der schon geschlagenen Guelfen und Franzosen den Sieg der in den Schluchten des Felsengebirges im Hinterhalte lauernden Feinde verschuldete (23. August 1268), erlosch der Glücksstern des letzten Hohenstaufen. Durch schnöden Verrath in die Hände seines Gegners ausgeliefert und durch den willkürlichen Spruch des finstern und gewaltthätigen Karl von Anjou zum Tode verurtheilt, bestieg Konradin mit seinem Freunde Friedrich von Baden das Blutgerüst zu Neapel, welches die Bosheit seiner Gegner vielleicht absichtlich an diesem mit allen Reizen der Natur geschmückten Flecken Erde hatte aufrichten lassen, um ihm im letzten Augenblicke seines Lebens noch einmal die ganze Herrlichkeit des Reiches zu zeigen, in dem seine Vorfahren vergebens ihre Herrschaft für die Dauer zu befestigen gestrebt hatten.

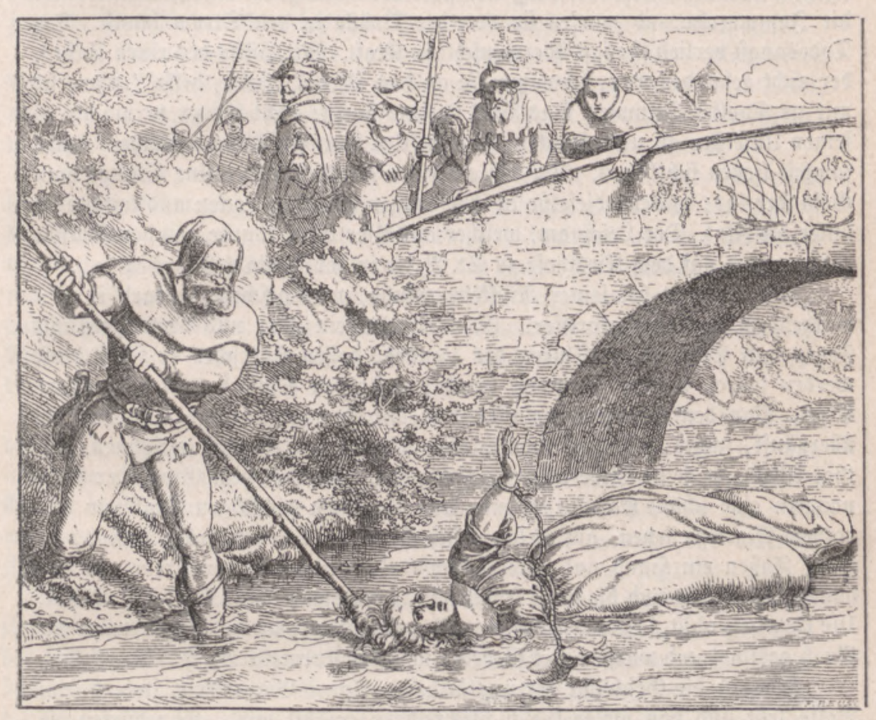
Straubing und die schöne Bernauerin. Inmitten der fruchtbaren Ebene, welche als die Kornkammer Niederbayerns gepriesen wird, einige Meilen unterhalb Regensburg liegt auf dem rechten Donauufer die Stadt Straubing. Weithin sichtbar über ihren Dächern ist der viereckige, mit fünf Spitzen versehene Wachtthurm, das Wahrzeichen der Stadt, deren Nachbaren im Hinblick auf ihn das Neckwort erfanden: „In Straubing ist Fünf gerade." Süddeutschland, so reich an schönen und sonnigen Städten, hat kaum eine freundlichere aufzuweisen, als diese mit der stattlichen, breiten von einem Thore zum andern sich in gerader Linie fast eintausend Schritte lang hinziehenden Hauptstraße, in die links und rechts Seitenstraßen einmünden. Straubing ist ein alter Ort; auf seiner Stelle lag schon zur Römerzeit eine Stadt ungewissen Namens, vielleicht Serviodurum oder Augusta Acilia oder Castra Augustana. In der Karolingerzeit erscheint die Stadt als königliches Kammergut. Die Neustadt verehrt in Ludwig dem Kelheimer ihren Erbauer.

Schon in frühester Zeit betrieb Straubing den Handel und zwar in einer Ausdehnung, daß er dem Handel von Regensburg Abbruch that. Durch die Ländertheilung von 1258 ward Straubing die zweite Hauptstadt von Niederbayern, und die Herzöge vermehrten ihre Rechte und Freiheiten. Bürgerliches Gewerbe ward so hoch geschätzt, daß Niemand in der Stadt sich niederlassen durfte, der nicht ein solches betrieb. Aber nicht minder gut verstanden sich die Straubinger auf die Führung des Schwertes; das bewiesen sie bei Gammelsdorf, wo Ludwig der Bayer ihnen wegen ihres bewährten Muthes zu dem silbernen Pfluge im rothen Felde die silbernen Rauten ins Wappen setzte. Die ehemals befestigte Stadt ergab sich im Jahre 1633 dem Herzog Bernhard von Weimar, wurde 1635 vom kaiserlichen General Aldringer genommen und verlor nach der Kapitulation von 1743 den größten Theil seiner Befestigungswerke.

Daß Straubing auch den Ruhm hat, sich die Geburtsstadt des berühmten Optikers Josef von Fraunhofer (geb. 6. März 1787) nennen zu dürfen, ward von uns schon an anderer Stelle erwähnt (vergl. erster Band, Seite 207).

An die heitere Stadt knüpft sich die Erinnerung an das tragische Schicksal der schönen Bernauerin. Der junge Herzog Albrecht, Sohn des hartherzigen Herzogs Ernst von Bayern zu München, hatte das holde Kind, eines Augsburger Baders einzige Tochter, als Zuschauerin bei einem Turnier in Augsburg zuerst erblickt und war von ihrem Liebreiz gefesselt. Als sie im Gedränge verschwand, suchte sie Albrecht unter allerlei Verkleidungen lange vergeblich auf. Endlich fand er sie; aber obgleich der edle Sinn und die männliche Schönheit des damals (1429) achtundzwanzigjährigen Jünglings tiefen Eindruck auf sie machte, so verweigerte ihm doch die Jungfrau, ebenso fromm und rein, wie bescheiden und einfach in ihren Sitten, jeden vertraulichen Umgang, wenn er sich nicht förmlich mit ihr vermählen wollte. Wirklich ließ er sich mit ihr zu Vohburg in Gegenwart seiner vertrautesten Freunde heimlich vermählen, und jetzt verließ er die Einsamkeit gar nicht mehr. Er verlebte in Vohburg und Straubing stille, selige Tage des reinsten Glückes und zeigte sich nicht mehr am Hoflager seines Vaters zu München. Endlich wurde der Verdacht des Letzteren rege. Er ließ ihm die Hand der jungen und schönen Anna,

Tochter des Herzogs Erich von Braunschweig, antragen; aber Albrecht schlug dieselbe entschieden aus. Unterdessen ward dem alten Herzoge hinterbracht, die Bernauerin habe einen förmlichen Hofstaat; sie werde von der Dienerschaft als Herzogin angeredet und sie warte sicher nur auf seinen Tod, um öffentlich als solche aufzutreten. Nun versuchte Herzog Ernst, sie von seinem Sohne zu entfernen. Er schrieb auf den November 1434 ein Turnier nach Regensburg aus.



Hinrichtung der Bernauerin.

Auch Albrecht erschien dort, aber er wurde zurückgewiesen, weil er mit einer Jungfrau ein unritterliches Leben führe. Von Zorn entflammt, verließ er Regensburg und rüstete sich zur Fehde. Er führte seine Agnes von Vohburg nach Straubing, gab ihr zahlreiche Dienerschaft gleich einer Fürstin, ließ sie öffentlich als Herzogin von Bayern ehren und hielt mit ihr zu Straubing förmlich Hof. Aber inmitten alles Glanzes beschlichen sie trübe Ahnungen, und im bangen Vorgefühl ihres nahen Todes ließ Agnes im Kreuzgange des Karmeliterklosters zu Straubing sich eine Grabstätte bereiten.

Herzog Ernst glaubte seinen Sohn von ihr verzaubert. Unter einem Vorwande lockte er ihn von Straubing fort, eilte dann selbst hin, ließ die Bernauerin verhaften und als Hexe, die seinen Sohn verführt habe, anklagen. Man bot ihr einen Mann aus dem Bürgerstande und eine ansehnliche Aussteuer an; sie aber erklärte standhaft, Albrecht sei ihr rechtmäßiger Gemahl

und kein Mensch könne sie von ihm scheiden. Damit war ihr Schicksal entschieden; sie wurde als Hexe zum Tode verurtheilt.

Eine ungeheuere Menschenmenge strömte am 12. Oktober 1435, dem zu ihrer Hinrichtung bestimmten Tage, zusammen. Man schleppte die Unglückliche gebunden auf die Donaubrücke. Alle waren tief ergriffen von dem Anblick ihrer Schönheit. Laut flehte sie den Vater im Himmel, die Heiligen und die Menschen um Erbarmen und Rettung an; aber erbarmungslos ergriffen die Henker die Jammernde und warfen sie von der Brücke in den Strom hinab. Die Todesangst verlieh ihr fast übermenschliche Kraft. Mit Hülfe des einen Fußes, der nicht gebunden war, schwamm sie an das Ufer. „Helft, helft!“ schrie sie mit angstvoller Stimme. Das Volk strömte hinzu; nicht länger vermochte es seinen Unwillen zu unterdrücken, und heftige Verwünschungen solcher Grausamkeit ließen sich hören. Da riß einer der Henkersknechte eine Stange vom Geländer los, wickelte dieselbe in ihre langen goldenen Locken und tauchte sie unter die Flut. Der Leichnam, welcher ans Ufer trieb, wurde aus dem Wasser gezogen und auf dem Kirchhofe zu St. Peter in der Altstadt begraben.

Als Albrecht bei seiner Rückkehr erfuhr, was geschehen, ward er von wüthendem Schmerz ergriffen. Er sammelte ein Heer und verwüstete mit Feuer und Schwert die Fluren des Landes, dessen Herrscher er selbst einst werden sollte. Solcher Jammer brach den starren Sinn des alten Herzogs Ernst. Von den Seinigen verlassen und mit Vorwürfen wegen seiner Härte überhäuft, suchte er sich mit dem schwer gekränkten Sohne zu versöhnen. Er that Alles, um seine Liebe wiederzugewinnen, ließ über dem Grabe der Bernauerin eine schöne Kapelle erbauen und ihr einen prächtigen Grabstein von rothem Marmor setzen, auf welchem sich ihr Bild in Lebensgröße befand, zu ihren Füßen ein Hund und eine Eidechse als Sinnbilder der Treue und des häuslichen Glücks und die kurze Inschrift: „Ao Domini MCCCCXXXV. XXX. Die Octobris obiit Agnes Bernauerin. Requiescat in pace.“ Später ward ihr Grab geöffnet und wurden ihre Gebeine nach der Karmeliterkirche übergeführt.

Dies ist die Geschichte der unglücklichen Agnes Bernauerin, wie sie im Volke lebt und von vielen Geschichtschreibern erzählt wird. Wir dürfen indessen nicht verhehlen, daß die neuere Forschung sie nicht ganz so rein darstellt und sogar die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe mit Albrecht von Bayern bezweifelt. Bei dem Volke aber blieb der „Engel von Augsburg“ in unvergänglichem Andenken, und schon im fünfzehnten Jahrhundert sang man in Volksliedern von dem traurigen Ende der schönen, tugendhaften und unglücklichen Agnes Bernauerin:

> Sobald die Bernauerin vor's Thor 'naus kam,
> Drei Herr'n gleich die Bernauerin vernahm'n:
> „Bernauerin, was willst Du machen, ja machen?“ —
> „„Und eh' ich will lass'n meinen Herzog entweg'n,
> So will ich lassen mein jungfrisches Leb'n,
> Ertrinken im Donauwasser, ja Wasser.
> Der Herzog ist mein
> Und ich bin sein,
> Wir sind gar treu versprochen, ja versprochen““ u. s. w.

Auf der Donau von Regensburg bis Passau. Die kriegerischen Römer bauten an beiden Seiten des mächtigen Grenzstroms nicht allein treffliche Heerstraßen und eine lange Linie von Warttürmen, von denen aus sie die Bewegungen der angrenzenden Völkerschaften beobachteten, sondern sie unterhielten auf dem Strome auch eine Flotte, welche ihre Mittelstation in Castrum Laureacum (Lorch in Oesterreich ob der Ems) hatte und von dort ihre Fahrten stromaufwärts bis Castra Regina ausdehnte. Zu friedlicheren Zwecken dient jetzt die Flottille der österreichischen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.

Der Schlot des Dampfers entsendet schwarze Rauchwolken. Noch einen Blick von der altersgrauen Brücke zu Regensburg über die thurmreiche Stadt, aus der die gigantische Masse des Domes mit seinen Zwillingsthürmen hervorragt, und dann hinab auf den majestätisch daherziehenden Strom! —

An seinem rechten Ufer dehnt sich weit und breit die große Niederbayerische Ebene, eine Niederung, an Fruchtbarkeit dem Nilthale gleich, aus der zahllose Kirchthürme aufragen. Am linken Ufer dagegen begleiten von der Mündung des Regen an die Ausläufer und Vorberge des Bayerischen Waldes den Strom, um bei Straubing und später noch einmal bei Deggendorf ein weites Bergamphitheater zu bilden. Der Jurakalk, der von der Schwäbischen Alb bis Tegernheim das linke Stromufer gebildet, weicht hier dem Granit, der nun bis zu den Karpathen seinen Platz behauptet.

Von kegelförmiger Höhe schauen zur Linken die umfangreichen Trümmer der 1634 von den Schweden zerstörten Feste Stauf oder Donaustauf, und unter ihr spiegelt sich das Schloß des Fürsten von Thurn und Taxis in den Wellen der Donau. Wenige Minuten später rauscht das Boot an der Höhe mit dem Walhallatempel vorüber. Weiter unterhalb gewährt das mächtige Schloß Wörth mit seinen sechs runden Flankenthürmen einen stattlichen Anblick.

Je mehr wir uns Straubing nähern, dessen schlanker fünfspitziger Stadtthurm in der Sonne glänzt, desto kürzer werden die Windungen des Stromes, der bald der Stadt sich nähert, bald sie zu fliehen scheint. Ein mächtiger Steinbau zur Linken hindert den Strom sein altes Bett zu suchen, und zwingt ihn, die Mauern der alten Herzogsstadt zu bespülen. Unterhalb Straubing nähert sich die Donau in weitem Bogen wieder den Bergen. Dort auf dem Bogenberge, unterhalb des Benediktinerklosters Oberaltaich, stand das Stammschloß des mächtigen Dynastengeschlechts der Grafen von Bogen, welche weite Strecken Landes bis Böhmen hinein besaßen und selbst die Fehde mit den Herzögen von Bayern nicht scheuten. Wir haben bereits von der schönen Ludmilla von Bogen, der Gemahlin Ludwig's des Kelheimers, gehört (vergl. S. 34). Die Sage erzählt, derselbe habe lange vergeblich um ihre Liebe geworben, bis sie ihm endlich versprochen, sie wolle ihm gewähren, was er wünsche, wenn er ihr vor den drei Rittern, deren Bild ein Wandteppich zeigte, die Ehe verspräche. Sobald dies geschehen, seien aber drei Vasallen der Dynastie hinter dem Teppiche hervorgetreten und der Herzog sei im Zorne über diese Täuschung hastig davon gesprengt. Daß er dennoch zum Bogenberge wieder zurückgekehrt, um die schöne Ludmilla als sein Ehegemahl nach der Trausnitz zu führen, haben wir bereits vernommen.

Die linken Ufer sind noch immer hoch, die rechten flach, mit Wald, Wiese und Korn wechselnd bedeckt. Auch in Niederbayern treffen wir auf die Spuren des großen Frankenkaisers, der an der Stelle einer Einsiedlerklause 792 eine Benediktiner-Abtei, die nachmals berühmte Lehranstalt zu Metten, gründete.

Aus der Ebene zur Rechten steigt plötzlich der mit Trümmern bedeckte Granitkegel des Natternberges empor. Zwischen üppig grünenden Matten und munter von den Berghöhen springenden Bächen liegt links das Städtchen Deggendorf, der Hauptstapelplatz für die Erzeugnisse des Bayerischen Waldes. Unterhalb dieses Ortes nimmt der Strom die Isar auf und spiegelt dann die Thürme der altberühmten Benediktiner-Abtei Niederaltaich. Von den Ruinen von Ober-Winzer, die noch 1819 in großartiger Ausdehnung erhalten waren, erblicken wir jetzt nur noch einige Reste der alten Umfassungsmauern; so eifrig wurden die Trümmer als Steinbruch benutzt. Die Namen Ober- und Niederwinzer weisen auf den ehedem mit Vorliebe hier betriebenen Weinbau hin, von dem jedoch keine Spur auf unsere Tage gekommen. Wir haben nicht Ursache, uns darüber zu beklagen; denn wir vermuthen, daß das Gewächs von Winzer kaum dasjenige von Kelheim übertroffen haben mag, von dem der alte Merian schalkhaft berichtet: „Und wächset guter Wein da, so Jemand gern essig trinkt". Auch dem Landshuter Wein, der den Spitznamen Lacrimae Petri führt, wird nichts Besseres nachgerühmt.

Da wo der Granit des Bayerischen Waldes unter dem Bette der Donau in die Ebene des rechten Ufers übersetzt, bewacht, auf einem mächtigen Vorsprunge des linken thronend, die alte Feste Hildegardsberg den Eingang zu dem malerischen Stromthale. Von hier an steigen die Ufer beiderseits mit Tannen und Felsenbildungen wieder steiler an, engen den Strom ein und beschleunigen seinen Lauf. Selbst das bescheidene Städtchen Vilshofen, an der Mündung der Vils in die Donau, dessen Häuser meistens nur ihre Rückseite dem Strome zukehren, hat sich in die Länge strecken müssen, um Platz zu finden. Die Fahrt ist in diesem engen, schluchtähnlichen Thale nicht ganz gefahrlos. Felsstücke ragen neben Felsstücken aus dem Strombette empor, und nur mühsam wand sich in früheren Zeiten das Schiff zwischen ihnen hindurch, bis umfassende und kostspielige Sprengarbeiten in neuerer Zeit die Fahrbahn erweiterten.

Hoch über dem linken Stromufer erheben sich altersgraue Mauern. Auf grün bewachsenem Walle schreitet eine Schildwache auf und nieder. Wir nahen den Marken des Deutschen Reiches, der alten Bataverstadt (nach den batavischen Kohorten so genannt) Passau mit ihrer Feste Oberhaus.

In Passau besitzt das Bayernland eine Perle, deren Schönheit vielleicht noch nicht genug gewürdigt wird. Zwei bedeutende Ströme, Donau und Inn, und ein ansehnlicher Fluß, die Ilz, vereinigen hier ihre Gewässer. Zwischen der Stadt und hohen Felsufern wälzt langsam die Donau ihre gelben Wogen daher; in wilder Hast und ungezähmter Jugendkraft eilt der weiße Inn in die Arme seiner Braut. Zwischen beiden Strömen steigt auf schmaler, felsiger Landzunge in scharf zugespitztem Dreieck die Häusermasse der eigentlichen Stadt Passau auf, während die Innstadt am rechten Ufer des Flusses, dessen Namen sie trägt, sich weithin dehnt.

Den vereinigten Gewässern, die aus dem Schwabenlande und den ewig beeisten Bergkolossen Graubündens herkommen, geht, vom Böhmerwalde herabkommend, die dunkelfarbige Ilz entgegen und bespült zu ihrer Linken die Mauern der Ilzstadt. Den steilen Georgenberg, der an der Mündungsspitze zwischen Donau und Ilz (bis zu 130 m. Höhe) aufsteigt, krönt die Feste Oberhaus, welche durch zwei Schutzmauern mit der am Fuße des Berges gelegenen Feste Niederhaus zusammenhängt. Oberhaus gegenüber, neben der Ilzstadt, krönt die Wallfahrtskirche Mariahilf einen aussichtsreichen Uferhügel.



Passau.

Es ist ein unvergleichlich anmuthiges und erhabenes Bild, das sich hier über die von den drei Flüssen durchzogene Landschaft und die an den Ufern amphitheatralisch gelagerte Stadt bietet, gleichsam als wollte hier an der Grenze unseres Reiches sich noch einmal die Großartigkeit und Fülle seiner Naturreize in die Seele prägen.

Wer die Donau hinauffährt, dem scheint die Stadt entgegenzuschwimmen. Die Thürme des Klosters Niederburg ragen aus den Wellen empor, und über dem höchsten Punkte des sanft ansteigenden Erdreichs wölbt sich die mächtige Kuppel des Domes St. Stephan, der 1284 gegründet, 1662 bis 1680 im Geschmacke dieser Zeit aufgeführt wurde. Sein Inneres umfaßt die Gebeine der Apostel Valentinus und Maximilianus, welche als die Glaubensboten der Gegend von Passau glänzen.

Das Portal, durch welches man über den ehemaligen Kirchhof in den Dom gelangt, ist im reinen und zarten gothischen Stil gebaut und verdiente einen bessern Stand.

Daß die ehrwürdigen Herren Bischöfe auch an allerhand weltlicher Kurzweil Vergnügen fanden, dafür spricht ein steinernes Denkmal im Kreuzgange, denn dieses stellt den im Jahre 1565 verstorbenen Grafen Hans von Syching vor, der bei Lebzeiten Hofnarr der Eminenzen war. Vor dem Dom auf dem Paradeplatz steht das Standbild Maximilian's I. in Erzguß, das im Jahre 1824 bei der 25jährigen Jubelfeier des Königs errichtet worden ist.

Die Römer hielten auf der Landspitze zwischen Donau und Inn mit einer aus dem fernen Batavien herangezogenen Kohorte ein Standlager, die Castra Batava, besetzt. Trümmer aus der Römerzeit haben sich noch in den $2\frac{1}{2}$ m. dicken Mauern der „Römerwehr" am Domplatze erhalten. In der Innstadt erhob sich früh eine christliche Basilika, von Mönchszellen umgeben. Die Römer erlagen den von Norden herabdrängenden Thüringern oder flüchteten sich in das donauabwärts gelegene Laureacum, das heutige Lorch. Nachdem diese alte Bischofsstadt durch die Avaren zerstört war (738), stiftete der aus Britannien gekommene Bonifacius das Bisthum zu Passau und setzte den von Lorch geflüchteten Bischof Vivilo an die Spitze desselben. Der Passauer Sprengel gehörte zur Metropole Salzburg; er erstreckte sich mit der Zeit die Donau abwärts bis an die ungarische Grenze und umfaßte außer Niederbayern Oesterreich und einen Theil von Steiermark, wurde aber durch die Errichtung der österreichischen Diözesen bedeutend geschmälert. Dafür wurde das Hochstift Passau 1728 für exemt erklärt.

Schon im Nibelungenliede wird Passau erwähnt. Da ist es Bischof Pilgerin, welcher als Oheim die Burgundenkönige bei ihrer verhängnißvollen Fahrt nach dem Heunenlande gastlich aufnimmt und verpflegt:

„Der edeln Fürsten Oheim, der Bischof Pilgerin,
Dem wurde wohl zu Muthe, als seine Neffen ihn
Mit soviel der Recken besuchten in dem Land:
Daß er sie gerne sähe, ward ihnen balde bekannt.

Sie wurden wohl empfangen von Freunden auf den Wegen,
Doch konnte man in Passau sie nicht alle verpflegen:
Sie mußten übers Wasser; da fanden sie ein Feld,
Da schlugen auf die Knechte Hütten viel und reich Gezelt."

Ein bedenklicher Anachronismus bleibt es freilich, daß hiernach der würdige Bischof Piligrin, dessen Regierung in die Zeit von 971—991 fiel, als ein Zeitgenosse der Helden des Nibelungenliedes, des Königs Etzel und des Königs Theodorich auftritt, welche bekanntlich schon fünfhundert Jahre zuvor starben. Die Erzählung, daß ein Schreiber des Bischofs Piligrin, Namens Conrad, die Nibelungensage aufgezeichnet und ihm in jenen Strophen eine Huldigung habe darbringen wollen, wird von der literarhistorischen Forschung widerlegt.

In der ersten Hälfte des Mittelalters erscheint Passau als bedeutende Donaufeste, als Bischofssitz und Ausgangspunkt christlicher Missionen, sowie als belebter Vermittelungsplatz für den Donau- und Innhandel. Eine Tafel

über dem Eingangsthore der Post, welche dem Stephansdome gegenüber an der Westseite des Platzes liegt, erinnert an einen denkwürdigen Akt aus der Periode der Reformationskriege. Ihre Inschrift lautet: „Diese Inschrift sei Jedem, der sie lieset, ehrwürdig; denn hier wurde von den ersten Fürsten Deutschlands und ihren Abgeordneten der Passauer Vertrag vom 22. Mai bis 7. August 1552 behandelt und geschlossen, der die Fackel des damals wüthenden Religionskrieges erstickte und den ersten Grundstein zur christlichen Religionsduldung legte. Diesem wichtigen und würdigen Andenken widmet diesen Stein Graf Josef Starhemberg, Domherr zu Salzburg und Passau, Inhaber dieses Kanonialhofes, 1790." Wir wissen jetzt, daß auch dieser Vertrag, welcher dem Augsburger Religionsfrieden (1555) voranging, die große Frage, welche die Gemüther in Deutschland damals bewegte, nicht zur Lösung brachte, sondern nur aus dem augenblicklichen Bedürfnisse nach Ruhe und Frieden hervorgegangen war.

Fast um dieselbe Zeit wurde zu Passau eine Kunst erfunden, der es noch heutzutage eine gewisse Berühmtheit verdankt. Der Nachrichter Kaspar Neidhard und sein Kamerad, der Student Elsenreiter, gaben ihren gläubigen Kunden mit gewissen Sprüchen beschriebene Zettel zu verschlucken, welche die wunderbare Wirkung haben sollten, hieb- und schußfest zu machen. So weit verbreitet war der Ruf dieser „Passauer Kunst", daß im dreißigjährigen Kriege Gemeine und Offiziere sich durch solche Mittel fest zu machen suchten, und noch im siebenjährigen Kriege war der Aberglaube nicht erloschen.



Der Tölpel in Passau.

Als einer Merkwürdigkeit Passau's wollen wir auch des „Tölpels" erwähnen, d. i. des Wahrzeichens der guten Stadt, welches aus einem $1^1/_3$ m. hohen Kopf von Stein besteht, — vielleicht das steinerne Haupt eines Heiligen, der ehedem die Façade des alten romanischen Domes geschmückt haben mag. Der Fremde vermeide jedoch, allzu eifrig nach dem Tölpel zu fragen, weil er sonst Gefahr läuft, daß die Passauer ihm sein eigenes Bild im Spiegel zeigen. —

Setzen wir unsere Fahrt auf der Donau noch um einige Stunden über Passau hinaus fort, zu unserer Rechten das österreichische, zur Linken das bayerische Ufer, so gelangen wir zu dem letzten, kleinen Flecken auf bayerischem Boden, dessen Namen aber nicht allein in Deutschland, sondern in ganz Europa

und in fremden Welttheilen wohlbekannt ist. Er heißt Obernzell oder im Volksmunde Hafnerzell. Was ihn berühmter macht als manche deutsche Großstadt, das sind die unübertrefflichen Schmelztiegel, die er in alle Welt versendet. Das Material dazu, den schätzbaren Graphit, unschmelzbar und unverbrennbar und gegen jeden Temperaturwechsel unempfindlich, liefert der eine Stunde höher in den Bergen liegende Marktflecken Griesbach. Das Verfahren bei der Fabrikation ist einfach: Der getrocknete, dann in den Pochwerken zermalmte und hierauf fein gesiebte Graphit wird mit feinem, fettigem Thone vermischt und auf der Drehscheibe bearbeitet. Bei dem Formen der großen Schmelztiegel zu 200—600 Pfund Inhalt legen vier Mann Hand an. Hat auch die Ausfuhr nach England seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts nachgelassen, weil seitdem dort Schmelztiegel aus Ceylon-Graphit hergestellt werden, so bilden doch die Obernzeller oder — wie sie gewöhnlich genannt werden — „Passauer Schmelztiegel" noch immer einen nicht zu unterschätzenden Faktor in der bayerischen Volkswirthschaft.

Der Bayerische Wald und seine Industrie. Von Regensburg stromabwärts fahrend, sahen wir zu unserer Linken, Anfangs in blauer Ferne, eine Bergkette, die, je weiter wir kamen, desto mehr sich der Donau näherte, bis sie endlich oberhalb Passau steil zum Strome abfiel. Dieses Gebirge, Gneis-, Granit- und Syenitformation, streicht von Passau aufwärts in nordwestlicher Richtung, umfaßt den nordwestlichen Theil von Bayern, bedeutende Strecken in Oesterreich und einen großen Theil von Böhmen, setzt sich im Erzgebirge fort und verbindet sich durch dieses mit dem Fichtelgebirge. Es lassen sich in demselben zwei von Südost nach Nordwest streichende Hauptgebirgsketten unterscheiden; der hintere und höchste Theil, welcher Bayern von Böhmen scheidet, wird das bayerisch-böhmische Waldgebirge genannt, die vordere Kette zwischen Regen und Donau bilden die Donauberge oder der Bayerische Wald.

Derselbe bedeckt von Passau bis Cham und Furth eine Fläche von beinahe 90 Quadratmeilen. Seinen Anfang macht im Südosten der Dreisesselberg (1336 m.), bei welchem die Grenzen von Bayern, Böhmen und dem Erzherzogthum Oesterreich zusammenlaufen. Seine mit endlosen Waldungen bedeckten, lang sich hindehnenden Bergrücken bieten, aus der Ferne gesehen, dem Auge wenig Abwechselung und ermüden durch ihr einförmiges, fast trauriges Aussehen. Das Innere des Gebirges ist rauh und wild durch unwegsame, sumpfige Strecken, durch hohe mit Tannenwäldern bewachsene Berge voll steiler Felswände, Abhänge und Windbrüche, durch menschenleere Thäler, von dunkeln Waldbächen durchbraust. Zwischen den Felslabyrinthen breiten sich Wiesenplätze aus; auf den Abhängen des rauhesten Theiles findet man in den sumpfigen Wäldern moorige Wiesen, die unter Wasser stehen und die nur die heißeste Sommerglut trocken legt, in Versumpfung begriffene Seen (der Deschenitzer oder Schwarze See, der Teufelssee bei Eisenstein, der Laka-See, der Plöckensteiner See u. s. w.), Jahrhunderte hindurch übereinander geworfene Windbrüche, auf deren vermoderndem Rücken sich bereits eine neue Generation erhebt. Die nördlichen Abhänge sind äußerst kalt, schattig und sumpfig, fast in steten Winter gehüllt. Die Kartoffeln blühen erst Ende September; häufig fällt

der Schnee vor der Ernte, und selbst Stroh und Hafer fehlen. Aber hier und da erscheinen auch freundliche Matten und sanfte Thäler, wie das Angelthal an der Seewand, und hohe Kuppen mit prachtvoller Aussicht und von malerischen Ruinen gekrönt.

Der Eintritt in diese Gebirgswelt ist am schönsten bei dem uns bekannten Städtchen Deggendorf (Vergl. II. Band, Seite 42), denn während sich vor demselben am rechten Stromufer die endlosen Ebenen Niederbayerns, ungeheuere Korn- und Weizenfelder, hinbreiten, erhebt sich eine Stunde hinter der Stadt bereits der Ruselberg zu einer Höhe von 778 m. Durch eine wildgekluftete Felsschlucht, die „Hölle" genannt, in welche der „Höllbach" niederbraust, führt eine Kunststraße über die Rusel nach Regen. Eine kleine Viertelstunde vom Ruseler Wirthshaus entfernt, liegt der Hausstein (876 m.) mit einem großartigen Panorama hinauf bis Regensburg und hinab bis an die Höhen des Inn, im fernen Süden die Salzburger und Steierischen Alpen. Fast senkrecht unter den Füßen des Beschauers öffnet sich das Lallinger Thal oder der Lallinger „Winkel", wie hier alle der Donau zugekehrten Thaleinschnitte genannt werden.

Regen, am rechten Ufer des schwarzen Regen gelegen, ist ein lebhafter, kleiner Platz, durch welchen der Verkehr mit dem Flachlande für alles Glas-, Salz-, sowie Holzfrachtfuhrwerk führt. Auf der linken Seite des Flusses tritt hier eine merkwürdige geologische Erscheinung zu Tage. Es ist der sogenannte Pfahl, eine mächtige Quarzader, welche das Gebirge von Kirchdorf bis Wetterfeld in der Oberpfalz, mithin auf eine Strecke von zwanzig Stunden, durchsetzt. Vor Millionen Jahren mögen diese Quarzmassen Bestandtheile der inneren Erdrinde gebildet haben und durch ungeheuere, geheimnißvolle Kräfte an die Oberfläche heraufgehoben worden sein. Seitdem ist der Mantel von Granit, den der Riesenleib um die Schultern trug, in Staub zerfallen und hat die weißen Glieder bloß gelegt.

Auf einem der hervorragendsten Punkte des Pfahl thront die Ruine des Schlosses Weißenstein (758 m.), eine kleine Stunde südlich von Regen. Von dem stattlichen Baue stehen jetzt nur noch der Hauptthurm und ein massiges vier Stockwerke hohes Thorgebäude, zu dem eine schmale Brücke aus Quadern über den tiefen Graben führt. Stellenweise laufen die Mauern mit den Felswänden, auf denen sie stehen, parallel aufwärts und scheinen aus denselben emporzuwachsen. Auf der östlichen Seite bildet der Felsen eine Wölbung, und die Hauptmasse des Mauerwerkes, namentlich der Schwerpunkt des gewaltigen Thurmes, scheint auf dem überhängenden Theile des Felsens zu ruhen, eine Täuschung, welche durch die blendende Weiße des Quarzgesteins unter der Wölbung im Gegensatze zu der dunkeln verwitterten Oberfläche und dem grauschwarzen Mauerwerke hervorgerufen wird. Außer der Erinnerung an die verschiedenen Verwüstungen durch Schweden im Dreißigjährigen und durch Panduren im Oesterreichischen Erbfolgekriege, knüpft sich an die Ruine noch die Sage von der eingemauerten Gräfin, welche ihr Gemahl, der Graf Hund von Weißenstein, zu dieser Todesart verurtheilte, weil sie ihre neugeborenen Söhnlein im Regenflusse ertränken ließ aus Furcht vor der Erfüllung einer Prophezeiung, daß sie durch ihre Söhne ihr Leben verlieren würde.

Von Regen nördlich führt die Straße nach Zwiesel. Der Ort verdankt diesen Namen seiner Lage auf der durch die Vereinigung zweier Wasser, des schwarzen und weißen Regen, gebildeten Spitze, welche man „Zwiesel" benannte. „Zwiesel ist ein klein Parisel", sagt man scherzweise, und wirklich bietet der Ort nicht allein alle gastronomischen Leckerbissen, köstliche Forellen und Krebse, an denen der Bayerische Wald so reich ist, sondern seine Umgegend vereinigt fast Alles, was er in geologischer, mineralogischer und industrieller Beziehung Merkwürdiges bietet. Ein schmaler Fußsteig führt durch einen herrlichen Tannenbestand, mit Ahorn und Buchen gemischt, am Rande eines kleinen Wasserfalles hinauf zum Falkenstein (1315 m.). Eine Partie Urwald auf demselben giebt uns ein Bild von der Waldwildniß in früheren Zeiten. Dumpf, wie auf einen verfaulten Bretterboden, tritt der Fuß auf einen gefallenen, vermoderten Wald, auf dem bereits ein frischer sich zu riesiger Höhe erhebt. Man trifft auf wahre Riesenstämme bis zu 60 m. Höhe bei einem Alter von 300—400 Jahren. Oben auf dem kleinen Falkenstein breitet sich eine Hochfläche, der „Rukowitzer Schacht", die gegen Böhmen niedergeht. Links ist der Lusen und der Rachel (1454 m.) und, getrennt vom Falkenstein durch den Regenfluß, der Arber, slavisch: Arwa d. i. der König des Waldes (1458 m.).

Der große Arber ist der höchste Gebirgsstock des Bayerischen Waldes, mehr als eine Stunde vom Hauptgebirgsrücken entfernt, und liegt ganz auf bayerischem Gebiete. Er hängt gegen Nordosten mit dem niedrigeren kleinen Arber (1381 m.) zusammen, ist gegen Osten und Südosten von Vorbergen umlagert und am bequemsten von Bodenmais, 3½ Stunden westlich von Zwiesel, zu besteigen.

Der schattige Pfad steigt im engen Thale des Riesbachs an, welcher mit einer Reihe malerischer Wasserfälle zur tiefen Schlucht des Rieslochs hinabstürzt. Zu unserer Rechten ragt eine gewaltige Felsmasse senkrecht empor. Weiter oberhalb breitet sich eine freie Hochfläche und gewährt einen ahnungsvollen Blick über die unter uns liegenden Bergketten ins Land hinaus, während zwischen zwei Felsmassen, welche die Gipfelkuppe des Arber gleich Bastionen flankiren, eine grüne Matte zur abgerundeten Höhe hinanführt. Ein Kamm mächtiger Felsentafeln bedeckt den Scheitel des Berges. Der Arber gestattet eine weite Rundsicht über den ganzen Bayerischen Wald und tief nach Böhmen hinein. Fern im Süden tauchen die Umrisse der Alpen wie Traumbilder auf; schärfer und plastischer erscheint die fränkische Alb am Horizonte, und weiterhin dämmern das Fichtelgebirge und seine Verzweigungen nebelhaft herüber, Kuppe hinter Kuppe, Kette hinter Kette, bis die letzten Höhenzüge wie blaue Lufterscheinungen verschwimmen.

Der fromme Sinn der Wäldler hat auf dem höchsten Punkte des Arber eine kleine Kapelle erbaut, und daneben hat sich nach altem Brauch eine Schenke aufgethan, die freilich nur einmal im Jahre, nämlich zur Kirchweih (24. August), Gäste aufnimmt. Bei solchen Gelegenheiten kommt wol hin und wieder der alte Nationalhaß der Grenzvölker zum Ausbruch, und Deutsche und Czechen bearbeiten sich mit Faust und Stock gegenseitig die eisenharten Schädel in einer Weise, welche an die verzweifelten Kämpfe zwischen Germanen und

Slaven erinnert, deren Schauplatz diese Gegend in früheren Jahrhunderten war und von denen Aventinus berichtet: „Im Böhmerwalde ist der höchste Berg oberhalb Passau der Hädeweg (Arber), auf dem ein großer See, darumb die Böhmen und Bayern noch kriegen. Wer stärker kämpfft, wirfft den anderen in den See.“

Oestlich fällt eine steile Felsenwand zu dem versumpften, schwarzen großen Arbersee ab. Aus einem steil hangenden Moor sickert ein Quell hervor, wird zum Bache und eilt in jähem Sturze von Fels zu Fels dem See zu. Zwischen Fels und Wasser führt ein Steg in die Tiefe. Ringsum ist Urwald.



Der Arbersee.

Gewaltige, vom Alter oder von Sturm und Wetter gefällte Stämme begleiten den schmalen Steg zu beiden Seiten, bald zwischen Felsen geklemmt, bald im Moorgrunde gelagert, bald kopfüber in die Tiefe hangend. Ihre Wurzeln recken sich gen Himmel, graue Flechten wehen, riesigen Bärten gleich, aus klaffenden Spalten im bemoosten Gestein und von verdorrt starrenden Aesten. Aber über den modernden Stämmen sprießt bereits der junge Nachwuchs. Duftiges Heidekraut, Sinngrün und Farren, Brombeeren und junge Tannen schießen aus den Baumleichen hervor. Da schimmert es wie flüssiges Silber zwischen den Stämmen des Waldes; es ist der friedliche Spiegel des großen Arbersees. Hohe, jäh abfallende Bergwände umrahmen sein Becken. Wald und See, darüber der blaue Himmel, füllen das ganze Bild und mahnen zur

stillen Einkehr die Seele. Am unteren Ende entströmt dem See ein kleiner Bach; es ist der schwarze Regen, derselbe, der bei seiner Einmündung in die Donau der vielthürmigen Stadt den Namen giebt.

In einer Senkung zwischen dem großen und kleinen Arber liegt der kleine Arbersee, dem der weiße Regen entquillt. Schauerliche Sagen umweben den See. Wer einen Stein in seine unergründete Tiefe schleudert, beschwört ein Gewitter herauf, und auf seinem Grunde wohnen Fische, deren jeder ein Königreich aufwiegt. Ihre Schuppen sind reines Gold und ihre Augen kostbare Edelsteine. Wer ihnen aber nachstellt, wagt sein Leben daran. —

Der Wäldler unterscheidet sich von dem jenseit der Donau wohnenden Bayer durch sein ruhiges, ernstes Wesen, durch seine Mäßigkeit, Sparsamkeit und unermüdliche Thätigkeit, zu der ihn der karge, den Felsen abgewonnene Boden zwingt. Körperkraft und Muth sind ihm besonders eigen, „fromm glauben und nichts fürchten" sein Lebensgrundsatz. Viehzucht ist eine der Haupteinnahmequellen der Bevölkerung; es wird Mast-, Zug- und Milchvieh gezogen. Die Kuhherden sowie die Kälber werden in den unteren Regionen geweidet. Die Stiere aber, wie der Waldbewohner noch immer die verschnittenen Thiere nennt, werden, sobald der Schnee von den Bergen zu schmelzen beginnt, in Herden zu einigen hundert Stücken in den Wald hinaufgetrieben, in denen die Gemeinden das Weiderecht besitzen, wo sie dann, ohne die Zeit über unter Dach zu kommen, frei herumwandern, nur der Stimme und dem rasselnden, mit eisernen Ringen versehenen Stocke des Hirten gehorchend und von einem Weideplatze zum andern ziehend. Die Thiere in ihrem halbwilden Zustande, mit ihren breiten trotzigen Köpfen, den rothen entzündeten Augen, aus denen Tücke und Wildheit blitzt, und denen man es ansieht, daß die geringste Störung sie in Wuth setzen kann, mit ihrem kurzen, heiseren Gebrülle sind bei ihrer außerdem noch zudringlichen Neugierde, mit der sie alles Fremdartige betrachten, stets eine unheimliche Begegnung.

Das Leben des Hirten in diesen Wildnissen ist ein höchst anspruchs- und freudeloses. Ein paar sie begleitende Ziegen liefern ihnen die nöthige Milch, und in Zwischenräumen zu zehn bis zwölf Tagen wird ihnen an die Plätze, wo sie sich befinden, Brot hinaufgeschickt; das ist ihre alleinige Nahrung. Ihre Ausrüstung besteht außer dem schon erwähnten eisenbeschlagenen Stocke noch in einer eisernen Pfanne und einer Axt zum Holzspalten, manchmal auch zur Vertheidigung ihres Lebens, wenn einer ihrer eigenen Unterthanen in einem Anfalle von Wuth sich so weit vergessen sollte, dasselbe zu bedrohen. Bei Regenwetter liegen sie unter einem zu diesem Zwecke von Rinde errichteten, der Wetterseite zugekehrten Dache oder unter einem überhängenden Felsen auf einem Haufen Laubstreu. Wochenlang sehen sie oft Niemand, selten ist es ein Forstmann oder ein Holzhauer, der im Vorübergehen einige Worte mit ihnen wechselt. Erst der Winter endigt dieses Einsiedlerleben; dann wird das Vieh wieder hinab in die Stallungen getrieben.

Einen sehr wichtigen Industriezweig besitzt der Bayerische Wald in seinen zahlreichen Glashütten. Die Natur selber legte seinen Bewohnern alles Material nahe, das sie zur Glasfabrikation bedürfen. Riesige Wälder liefern

das Brennholz für die Oefen; Quarz der besten und reinsten Art bricht der Wäldler an vielen Orten, vortreffliche Pottasche wird im Bayerischen Walde erzeugt und Thon und Kalk aus nächster Nähe bezogen. Und die Arbeit nährt den Mann. Das beweisen die stattlichen, schloßähnlichen Herrenhäuser der Fabrikanten in Oberfrauenau, Theresienthal, Ludwigsthal, Rabenstein u. s. w. Dadurch, daß die Glashütten meist in der Nähe der Forste und fern von anderen menschlichen Wohnungen angelegt werden, hat sich zwischen Fabrikherren und Arbeitern ein eigenthümliches Verhältniß ausgebildet, dem im Allgemeinen die Zeitpacht zu Grunde liegt.



Wohnung und Trachten der Bewohner im Bayerischen Wald.

Die Glashütten des Bayerischen Waldes erzeugen fast alle Arten von Glas, vom gewöhnlichsten Tafel- und Flaschenglas bis zu den feinsten Krystallgläsern mit kunstvoller Dekoration durch Schliff, Bemalung und Vergoldung und theilen sich je nach Herkommen und Geschmack der Fabrikanten in die Erzeugung von Hohl- und Tafelglas. So werden in Oberfrauenau, dem reizenden Besitzthum des Herrn von Poschinger, ausschließlich Tafelglas und Glasstürze, in der Regenhütte des Herrn Wilhelm Steigerwald ebenso ausschließlich Hohlgläser, diese aber in einer künstlerischen Vollendung hergestellt, welche bereits die Konkurrenz mit den besten gleichartigen Produkten des Auslandes siegreich bestanden hat.

Die Regenhütte mit ihren ausgedehnten Baulichkeiten ist ganz die eigenste Schöpfung des Besitzers. Um die Hauptgebäude, nämlich die eigentliche Glas-

hütte, die Anstalten für Pochwerke, Schleiferei und für anderweite Dekoration gruppiren sich am Bergeshange hinauf ein Paar Dutzend Arbeiterhäuser mit Schule und Wirthshaus. Die Glashütte ist an das Wohnhaus selbst angebaut und steht mit ihm in Verbindung. In ihrem großen inneren Raume erhebt sich eine lange Reihe von Schmelzöfen neuester Konstruktion. Nach derselben wird das Brennmaterial nicht mehr mit den Schmelzöfen in unmittelbare Verbindung gebracht, sondern in Oefen an den Langseiten des Gebäudes in brennbares Gas verwandelt und dieses in Zügen nach den Schmelzöfen geleitet. Da diese aber eine Temperatur von 12,000 Grad Celsius und andauernde Weißglühhitze auszuhalten haben, so erklärt es sich, daß sie schon nach sechs bis zwölf Monaten unbrauchbar und durch neue ersetzt werden müssen.

In jedem Schmelzofen finden vier, sechs, acht bis zehn Häfen Platz; das sind Schmelztiegel von großen Dimensionen, in welchen die Glasmasse geschmolzen wird. Auch sie behalten ihre Brauchbarkeit nur vier bis sechs Wochen. Die Glasmasse besteht im Wesentlichen aus Verbindungen der Kieselsäure (seltener Borsäure, Phosphorsäure, Fluor) mit wenigstens zwei Basen, von denen die eine ein Alkali, die andere eine Erde, d. h. Kalk, Strontian, Baryt, Thonerde, oder ein Metalloxyd, wie Bleioxyd (Wismuthoxyd, Eisenoxyd, Manganoxyd) oder andere färbende Oxyde sein muß.

An jedem Schmelzofen stehen vier Bläser mit ihren Gehülfen, der Gluthitze der Oefen ausgesetzt, deren Lohe in vollkommen weißem Glanze leuchtet. Bei solcher Hitze beschränkt sich die Kleidung der Arbeiter auf das Allernöthigste.

Die Werkzeuge, deren sich der Glasbläser bei seinen komplizirtesten Arbeiten bedient, sind noch dieselben, die vor drei und mehr Jahrhunderten im Gebrauche waren. Auch nicht eins ist hinzugekommen, keins der althergebrachten hat eine Veränderung erlitten, und man kommt in Versuchung zu glauben, die Aegypter und Phönikier als die Erfinder des Glases hätten bereits mit denselben Werkzeugen gearbeitet. Zur Darstellung der tausendfältig verschiedenen Formen des Hohlglases hat der Glasbläser nichts als die Pfeife, ein 1¼ bis 1¾ m. langes, etwa 2½ cm. und innen 6 mm. weites, eisernes Rohr mit hölzerner Umkleidung, welche sicheren Griff gestattet, und einem hölzernen Mundstücke. Mit der Pfeife holt er soviel weißglühende Glasmasse aus dem Hafen, als er für seinen Gegenstand braucht, und bläst dieselbe etwas auf, so daß sie die Gestalt einer Birne annimmt. Ueberzeugt er sich, daß die Glasmasse für den Zweck noch nicht ausreicht, so taucht er die Pfeife abermals in den Hafen. Durch fortgesetztes Blasen bei gleichzeitigem Drehen auf einer heißen polirten Marmor- oder Granitplatte, dem Marbel, erhält das Glas die Form eines hohlen Cylinders oder einer Flasche. Zur Herstellung der verschiedenen Gefäßformen bedient man sich entsprechender Hohlformen aus Holz oder Messing, an deren innere Wandungen sich die aufgeblasene Glasmasse anlegt, wobei freilich das Glas noch oft in den Ofen zurückwandern und durch Glühen von Neuem erwärmt werden muß. Außer den genannten Geräthen kommt nur noch das Nabel- oder Hefteisen und die Schere zur Anwendung, ersteres ein einfacher, fingerstarker Eisenstab von ungefähr

Meterlänge, mit dem der glühende Glaskörper angefaßt wird, letztere zum Schneiden des Glases, was im glühenden Zustande sehr wohl möglich ist.

So ist der Glasarbeiter bei der Herstellung seiner oft so kunstreichen Gegenstände fast allein auf sein Auge, seine Hand, die nicht einmal unmittelbar eingreifen kann, und auf seine Lunge angewiesen. Alles beruht auf dem richtigen Augenmaße und auf der Handfertigkeit des Arbeiters; und ein geschickter Glasbläser stellt in kürzerer Zeit ein zierliches Kunstwerk her, als der Leser gebraucht, sich den Vorgang erzählen zu lassen. Flaschen und viele andere der gewöhnlicheren Gegenstände, welche durch Blasen herstellbar und dem zufolge sämmtlich Hohlglas sind, werden so durch bloßes Drehen, Schwenken, Aufstoßen u. s w. fertig.

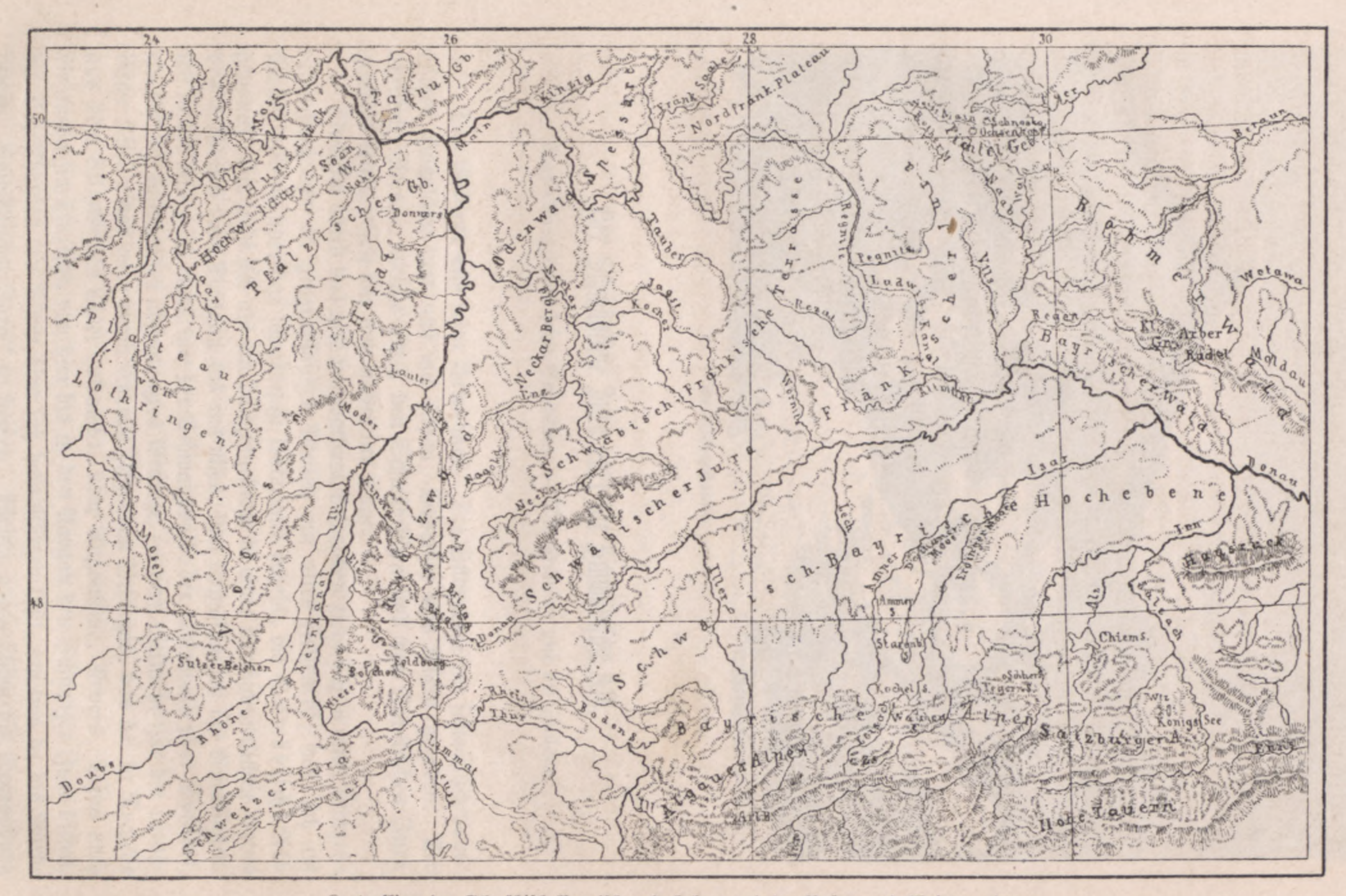
Dem Blasen des Glases folgen aber noch andere Arbeiten. Nachdem das Glas in den Kühlöfen allmählich abgekühlt ist, wandert dasselbe in das Schleifhaus hinüber, in welchem an den beiden nur aus Fenstern gebildeten Langseiten Dutzende von Schleifbänken angebracht sind. Auf und über denselben befinden sich flache Scheiben aus dem verschiedenartigsten Material und von 25 cm. bis 6 mm. Durchmesser herab befestigt, die, von dem dicht am Hause vorbeischießenden Waldbache in Bewegung gesetzt, sich mit einer schwindelerregenden Geschwindigkeit um ihre Achse drehen. Auf jede dieser Scheiben rinnt aus einem darüber angebrachten Behälter Schleifpulver und Wasser. Hier läuft nun das Krystallglas alle Stadien des Schliffes durch. Den Rohschliff erhält das Glas mittels eiserner oder steinerner Scheiben unter Anwendung scharfen, nassen Sandes, der Anfangs gröber, dann etwas feiner genommen wird, den Klarschliff mittels geschlämmten Smirgels von allmählich feiner werdendem Korne, den haarfeinen Schliff mittels kupferner oder bleierner Platten, endlich mittels ähnlicher Scheiben aus Blei oder Zinn, zuletzt aus Holz oder Kork unter Anwendung von geschlämmter Zinnasche die Politur. Wer die feinen zierlichen Blumen und die kunstvolle Dekoration unserer Prunkgläser sieht, der denkt kaum daran, wie sie unter beständigem Drehen und Wenden des Glases mehr mit Hülfe des Gefühles als des Gesichtes hergestellt werden; denn der mit Wasser vermischte Smirgel bedeckt sofort, wenn der Schleifer das Glas der Scheibe nähert, dieses mit einer schmuzigen Masse und entzieht die bezügliche Fläche seinem Anblicke, ganz abgesehen davon, daß der Arbeiter das Objekt von sich abgewendet halten muß. Wer zum ersten Male in ein Schleifhaus von dem Umfange des zur Regenhütte gehörigen tritt, den betäubt das Zischen und Knirschen des Glases unter den Händen von hundert Arbeitern, in das wiederum das Rauschen des Waldbaches von draußen hineintönt. So steht der Arbeiter in den Glashütten im ununterbrochenen Verkehr mit den Elementen; hier trieft Alles von Wasser und Feuchtigkeit, drüben in der Hütte leidet er unter der trockenen Gluthitze der Oefen.

Auch aus der Hand des Schleifers geht das Krystallglas noch nicht in allen Fällen vollendet hervor. Ein weiteres Gebäude, dem parkähnlichen Garten zugewendet, beherbergt eine Anzahl tüchtiger Künstler, die dem Kunstglase mit Vergoldung und Farbe den letzten Schmuck geben. Hat es dann wieder den

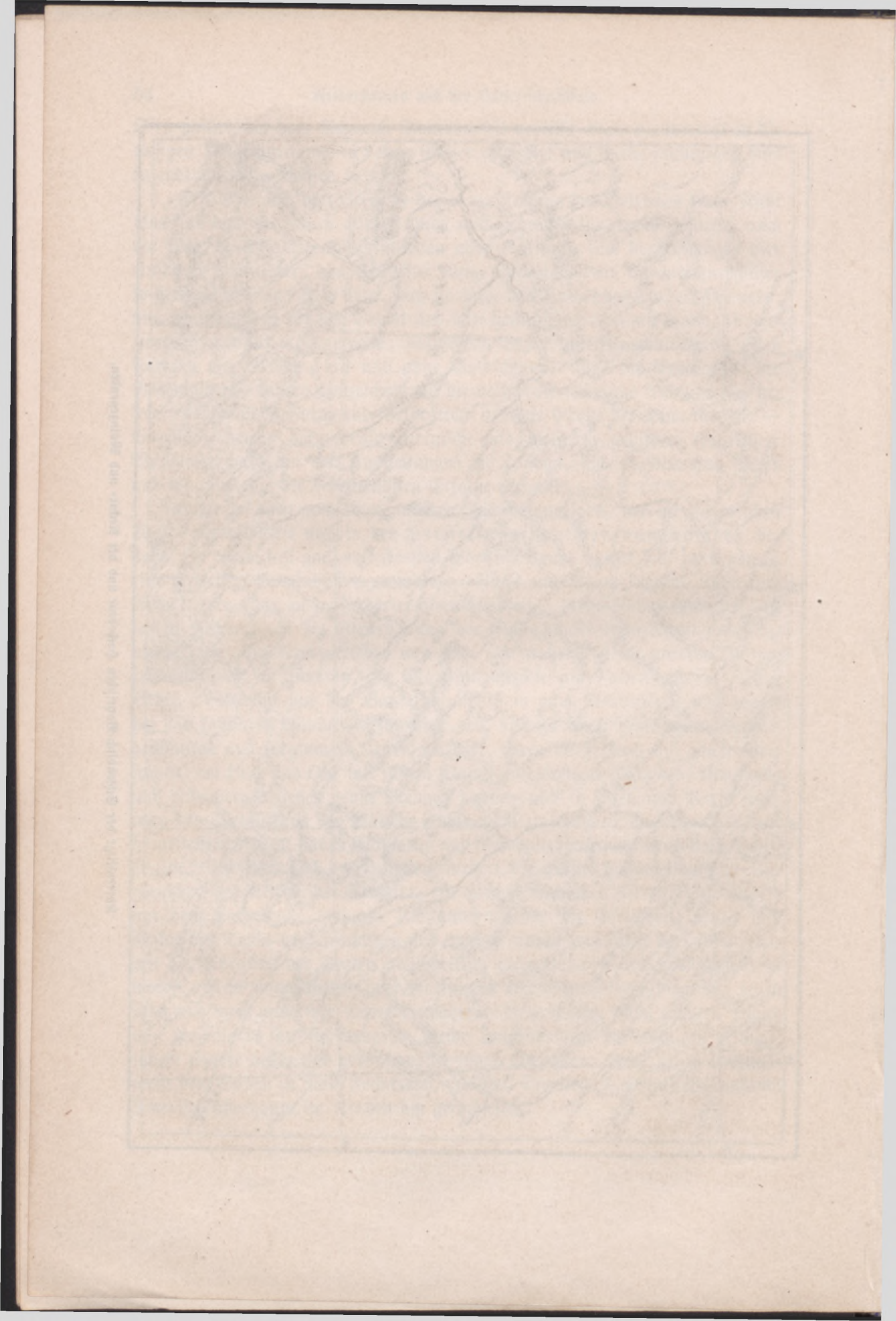
Ofen passirt, der dem Schmucke Dauerbarkeit verleiht, dann wandert es in die riesigen Magazinräume, in denen Gläser aller Art und Farbe sauber geordnet in endlos langen Reihen stehen.

Erst hier wird dem Besucher der ganze Umfang des Betriebes klar. Nicht blos für das Bedürfniß aller Stände und Lebensstellungen ist gesorgt, auch die Wünsche und Eigenthümlichkeiten aller Nationen sind berücksichtigt; hier einfachste Biergläser, das Stück für einige Pfennige, dort Champagnergläser so hell wie Wasser und so dünn, daß sie unter dem Drucke des Fingers springen; hier Wasserpfeifen für den Orient und dort hochfüßige, reich mit Goldlaub verzierte Römer für Nordamerika; dazwischen Vasen und Blumenkörbe in allen Formen und Größen, mit und ohne Goldschmuck. Was die Erzeugnisse der Regenhütte besonders auszeichnet, ist die vollendete technische Ausführung, der feine Geschmack in Form und Dekoration und die Größe der Dimensionen, — Vorzüge, denen der ebenso energische als vielseitig gebildete Fabrikherr W. Steigerwald auf den Ausstellungen zu London, Paris, München, Wien und Philadelphia die bedeutendsten Erfolge verdankt. —

Wir erwähnen noch eines anderen Industriezweiges, der im Bayerischen Walde vertreten ist und in der Herstellung von Resonanzhölzern besteht. In einem fast ganz mit Forsten bedeckten Lande mußte sich naturgemäß eine vielseitige Holzindustrie entwickeln. Buche und Ahorn, Eiche, Birke und Esche liefern Holz zu tausenderlei Geräthschaften. Sehr lebhaft wird seit den letzten Jahrzehnten die Verarbeitung der Fichte zu Resonanzböden und Klavierhölzern aller Art betrieben und steht jetzt nicht blos im unteren Walde, sondern auch im inneren, im Glashüttenbezirke am Falkenstein, in voller Blüte. Vielleicht nur der Bayerische Wald in ganz Deutschland noch allein hat die kostbaren Bäume aufzuweisen, die hier zu schön geglätteten Bretern geschnitten und sorgsam in Kisten verpackt, ihren Weg durch die ganze Welt finden, um Herz und Ohr mit süßem Klange zu erfreuen. München, Augsburg und Nürnberg beziehen große Mengen davon, und in Wien und Paris weiß man den Metallklang der Wäldler Fichte wohl zu schätzen; die besten der dort hergestellten Flügel haben Klaviatur und Resonanzböden aus dem Bayerischen Walde. Die Auswahl des Holzes erfordert die größte Aufmerksamkeit. Ungleichheit des Alters, der Struktur, ein durchgeschnittener Ast und viele andere nur dem Fachmanne bekannte Umstände würden die Gleichheit, Kraft und Milde des Tones beeinträchtigen und werden daher sorgfältig vermieden, damit die Vibration der Saiten gleichheitlich aufgenommen und zurückgeworfen werde. Man unterscheidet zwei Gattungen Klaviaturhölzer; die einen sehen blau und weiß aus, wie Damast, während die anderen einen leichten Hauch von Rosenfarbe an sich tragen. Beide unterscheiden sich auch im Klange, indem letztere heller und geräuschvoller tönen als erstere. Jene gehen vorzugsweise dem Süden zu, nach Frankreich, Italien, Spanien; diese sind in England, Amerika, überhaupt im Norden am gesuchtesten.



Kartenskizze der Schwäbisch-Bayrischen Hochebene und der Neckar- und Maingegenden.





Der Hohenstaufen.

Der Schwäbische Jura oder die Schwäbische Alb.

Das Gebirge und seine Bewohner. — Der Staufen und der Zollern.

Das Gebirge und seine Bewohner. Die Südgrenze der schwäbisch-bayerischen Hochfläche war uns mit Alpen, Bodensee und Rhein gegeben. Die nördliche Grenze, welche durch den Schwäbischen und den Fränkischen Jura gebildet wird, fassen wir nun näher ins Auge.

Querhin durch das alte Herzogthum Schwaben zieht sich in einer Längenerstreckung von 25 geographischen Meilen ein altes Felsenriff, das sich im Mittel 300 m. über das schwäbische Unterland erhebt, die Schwäbische Alb genannt. Sie zieht sich als ein Längengebirge in einer durchschnittlichen Breite von 2 Meilen vom Klettgau bis ins Ries, von Schaffhausen bis Nördlingen. Es ist die Alb nicht etwa, wie der Schwarzwald, der Odenwald oder Spessart, ein für sich bestehendes abgegrenztes Gebirge, sondern vielmehr nur der schwäbische Theil eines quer durch Europa ziehenden Gebirges, das bei la Rochelle aus dem Atlantischen Meer auftaucht, über Angoulême, Nevers, Dijon nach Besançon sich hinzieht, von hier bis in den Aargau den Schweizer Jura bildet, bei Schaffhausen den Rhein über sich herabstürzen läßt, um von da bis Nördlingen „Schwäbischer Jura" zu heißen. Weiter gegen Osten bis Regensburg

seine Richtung beibehaltend, führt es den Namen „Fränkischer Jura“, bis ihm das Urgebirge des Bayerischen Waldes ein Ende bereitet. Oestlich des böhmisch-mährischen Centralstockes fängt das Gebirge in Polen wieder an, über mindestens 16 Längengrade im Ganzen sich erstreckend. Allenthalben stoßen wir in diesem Gebirge auf die Niederschläge des alten Jurameers, die aus den Riffen von Korallen, aus den Trümmern zweischaliger und einschaliger Mollusken, namentlich aber aus den Resten ausgestorbener Cephalopodengeschlechter (Ammoniten und Belemniten) zusammengesetzt sind.

In alten Zeiten war das Juragebirge ein zusammenhängendes, in sich geschlossenes Ganzes, im Laufe der Erdgeschichte aber wurde es durch Vulkane zerrissen und durch Flüsse zerschnitten, so daß die Alb jetzt nur uneigentlich eine Hochfläche bildet. Statt horizontaler Schichtung treffen wir ebenso oft geneigte Flächen, Brüche und Knicke, dazu eine Reihe tief eingeschnittener Thäler, welche das Gebirge durchbrechen. Hat doch nur innerhalb Schwabens der Rhein und die Donau zweimal den Jura durchbrochen und bekundet der scharfabgeschnittene Steilrand mit seinen hohen und niedrigen Vorbergen, wie sehr der Zahn der Zeit seit den Tagen des alten Jurameers an dessen Felsenriffen genagt hat.

Je nachdem die Albthäler das Massiv der Alb zerschnitten haben, führen die Theile verschiedene Namen. Der Hohe Randen heißt die Alb zwischen dem Klettgau und dem obern Donauthal; es folgt der Heuberg bis zum Beerathal, das Hardt bis zum Schmiechathal, die rauhe Alb bis zur Lone, Albuch bis zur Brenz und endlich Hertefeld bis ins Ries. Unter diesen sechs Albtheilen bildet die Rauhe Alb den größten und massivsten Körper des schwäbischen Jurazuges, weshalb man wol auch da und dort die ganze Alb mit dem etwas abschreckenden Namen der Rauhen Alb belegt. Rauh zwar — das unterliegt keinem Zweifel — ist die Hochfläche der Alb, rauhe Winde fegen über sie hin und gewaltige Schneemassen decken sie im Winter; rauh ist der Boden, auf dem oft mehr Steine liegen als Humus, rauh ist der Bauer, der hier oben wohnt, harten und starren Sinnes, abhold jeder feineren Sitte; aber trotzdem ist die Alb ein fruchtbares, treffliches Land mit Fruchtböden, wie sie das Unterland weit und breit nicht besser aufzuweisen hat. Die Erträgnisse an Dinkel, Gerste, Hafer, an Kartoffeln, Kraut und Flachs, die kräftigen Weiden, die stattlichen Pferde und Rinder haben eine Wohlhabenheit der Bevölkerung geschaffen, um die der Aelbler vielfach beneidet wird von seinen schwäbischen Nachbarn. Wenn aber der Frühling kommt „mit seiner goldenen Pracht“, lockt er zuerst auf dem Boden der entlaubten Wälder, wie auf den sonnigen Matten und Weiden ein Heer duftiger, farbiger Blumen hervor ans Licht und zaubert meist im Laufe weniger Tage einen grünenden Wald und blühende Bäume herbei. Amseln, Drosseln und Finken jubeln jetzt ihre Melodien, des Kukuks Ruf tönt weithin durch den Wald; auf der verwandelten Oberfläche sproßt und wächst Alles mit einer Raschheit, als ob es gälte, Versäumtes einzuholen; und in vollen Athemzügen athmet der Mensch die reine herrliche Luft ein, die jetzt belebend und stärkend wirkt und den Städtebewohner des Vaterlandes einladet, an diesen Hochgenüssen der frischen Albluft sich zu betheiligen. Nach den

pittoresken Thälern und den wilden Felsschluchten, nach den hervorragenden Felspunkten und einzeln stehenden Bergköpfen richtet sich mit Vorliebe des Wanderers Schritt; haften doch neben der landschaftlichen Schönheit an den meisten dieser Punkte noch die Spuren früherer Geschichte: Thürme, Burgruinen, Mauerreste krönen die isolirten Höhen, alle hat die Sage des Schwabenvolkes mit irgend einer Mythe umwoben. Kein Wunder auch, wenn die Phantasie der Menschen sich der Felsen und Schlünde bemächtigt und die starren Steine belebt! Liegt es doch im Gefüge der Kalke und Dolomite, in allerlei bizarren Gestalten zu verwittern, also daß vom Thale aus gesehen der Felsengipfel das Aussehen eines Riesen, eines Mönchs, einer Nonne hat, oder als der Leib eines Bären, der Kopf eines Pferdes, Löwen u. dergl. betrachtet werden kann. Betritt man ferner eine der tausend Höhlen und Grotten der Albthäler, um in nächtlicher Stille den Pfaden alter Höhlenbewohner nachzugehen, da begreift man es wohl, wie die Alb, die unterirdische sowol als die überirdische, sich so eng mit der ganzen Lebensanschauung des Volkes vereinigen mochte, daß Volk und Berg so zu sagen ein Guß, ein verschmolzenes Ganzes bilden.

Um zu begreifen, wie enge die ganze Geschichte des Schwabenlandes mit seinen Albbergen zusammenhängt, braucht man nur die Namen der Berge zu nennen, zugleich die Namen weit berühmter Herrschergeschlechter, die tief eingreifen in die Geschichte nicht blos der Schwaben, sondern ganz Deutschlands, ja weiter hinaus in die Geschichte Europa's und der ganzen Welt. Da stehen obenan die beiden kaiserlichen Berge, der Staufen und der Zollern. Es sind die zwei am weitesten gegen Norden vorspringenden Höhen, an welche sich die weiteren anschließen, als da sind die Teck, Stammschloß der Könige von Württemberg, der Rechberg, die Limburg, der Helfenstein, Neuffen, Hohenurach, die Achalm, der Oberhohberg, Lüpfen, Karpfen, Fürstemberg: alle diese Berge trugen die edelsten Geschlechter Schwabenlands, während Berge wie Plettenberg, Schafberg, Lochen, Hörnle, Gräbele, Fürstenstein, Roßberg, Eichelberg, Bernhardus, Nipf und viele andere als Zeugen früheren Bewohntseins die Scherben altgermanischer Gefäße, Pfeilspitzen, Steinbeile u. dgl., in schwarzer Erde erhalten, tragen. Ganz anders als heutzutage war die Alb einst bevölkert; namentlich weist Alles darauf hin, daß die allererste uranfängliche Bevölkerung Schwabens auf der Alb und an der Alb festen Fuß faßte zu Zeiten, wo das Unterland mit seinen Wäldern und Sümpfen geradezu als unzugänglich angesehen werden muß.

Heutzutage ist das Verhältniß ein anderes geworden, die Wälder und Sümpfe sind der Kultur gewichen und an ihrer Stelle im Schutze der Berge blühende Städte und Dörfer entstanden. Die Alb aber, die zuerst betretene und befestigte, auf der bis ins Mittelalter hinein der schwäbische Ritter noch hauste, diese entvölkert sich mehr und mehr; die alten Burgen sind gebrochen, sie sind in romantische Ruinen verwandelt oder bis auf die Grundmauern abgetragen, aus ihren Bausteinen ist jetzt am Fuße des Berges im milderen Thale die Dorfkirche und das Pfarrhaus oder das städtische Rathhaus gebaut. Unsere Zeit findet keinen Geschmack mehr daran, auf luftigen Höhen und

unzugänglichen Felsen von kalten Winden sich zausen zu lassen: sie hat sich viel lieber den geschützten Thalgründen zugewandt, um hier in Gemeinschaft mit Andern leibliche und geistige Wohlfahrt des Menschen zu fördern. Statt auf unwirthlichem Felsen das Regenwasser zu sammeln zum täglichen Bedürfniß und begreiflicher Weise oft genug im Jahre den bittersten Wassermangel zu leiden, wohnt jetzt der Schwabe an der Quelle, am Bach. Die Sorge für die Sicherheit des Lebens treibt ihn nicht mehr wie früher auf die Spitze des Berges, er findet sie in der Gemeinsamkeit der Interessen Vieler, die sich um ihn und neben ihm am ruhigen Ort angesiedelt haben.

Aber gleichwie das wetterharte Holz der Alb vor dem Holze des Thales geschätzt ist und auf dem Markte ungleich höher steht als dieses, so sind auch die Aelbler wetterharte Menschen, die sich nicht leicht biegen und beugen, urkräftige gesunde Naturen, konservativ im Uebermaß, mit einer Zähigkeit und Starrheit ohne Gleichen am Alten, Hergebrachten hängend. Wer ein typisches Volksleben studiren will, der findet den reichsten Stoff für seine Studien auf der Alb, wo der Volksgeist eine fast schrankenlose Entfaltung seiner Individualität hat und fremde Einflüsse bei der Abgeschlossenheit der Gegend kaum in Betracht zu ziehen sind. Alte Sitten und Bräuche sind das Einzige, was der Aelbler respektirt, neue Gesetze und Verordnungen des Staates kommen nur ganz oberflächlich an ihn heran: der einzige Zwang, den der Aelbler sich anthut, ist der des alten Herkommens. Für den Aelbler macht die Kultur umsonst ihre Fortschritte, er kümmert sich nicht um sie; die Bibel, Stark's Predigtbuch, Arndt's „Wahres Christenthum“ und der Kalender bilden die Lektüre, im Wirthshaus liegt noch das „Blättle“ auf, meist das Amts- und Intelligenzblatt der Oberamtstadt, dem der Aelbler die Tagesgeschichte entnimmt. Diese selbst ist ihm sozusagen nur die Geschichte von allerlei unnöthigen Thorheiten der Menschen, auf die man in der Langeweile verfällt, die Geschichte von Vorgängen, die ihm eigentlich fern stehen und die zu ergründen er sich selbstverständlich gar nicht die Mühe giebt. Eine kleinliche, an der Scholle klebende, eigensinnige Lebensanschauung ist die Folge davon, aber nicht weniger eine Charakterbildung, die, wenn einmal das Individuum mit der Außenwelt in Berührung kommt, sich aufs Thatkräftigste entfaltet. Eine eigenthümliche Richtung des Geistes geht auf das Uebersinnliche, was man schon dem täglichen Lesen von Bibel und Erbauungsschriften entnehmen kann. Eben diese Richtung schließt einen Hang zum Aberglauben mit in sich, der durch zahlreiche uralte Gebräuche unterstützt wird, die offenbar noch dem Heidenthum entstammen. Der Frühling auf der Alb kündigt sich zuerst an durch die Blütenkätzchen der Waldweide, in Schwaben Palmkätzchen genannt, weil ihre Blütezeit in der Regel in die Zeit des Palmsonntags fällt. Alt und Jung holt an diesem Frühlingssonntag die Palmzweige zum gesegneten Eingang und Ausgang, am Morgen des Himmelfahrtsfestes aber wird Gnaphalium dioicum, die Himmelfahrtsblume, gesammelt und von weiblicher Hand das Kränzchen gebunden, das, in der Wohnstube aufgehängt, das Haus vor Blitzschlag bewahrt. An das Scheunenthor werden nächtlicher Weile riesige Bretzeln gemalt, zum Zeichen, daß eine mannbare Tochter im Hause wohnt, und an die Stallthür das

unfehlbare Hufeisen genagelt, das den bösen Geistern den Eintritt verwehrt. Daß es ferner nicht geheuer ist an vielen Orten, in Felsklüften, Höhlen und Grotten, wohin Niemand allein sich wagt, wenn die Sonne gesunken ist, versteht sich wol von selbst; denn das Uebersinnliche ragt in die Sinnenwelt hinein und beide Kategorien sind dem Aelbler feststehende, alt gewohnte Begriffe.

Mit allen Schattenseiten des Volkscharakters versöhnt uns übrigens ein Zug, es ist der Zug der Offenheit und Wahrheit, der dem Aelbler tief ins Herz geschrieben ist. Arglist, Falschheit, Heuchelei sind dem Volkscharakter fremd. Daher kommt es auch, daß Geistliche und Staatsbeamte, welche auf die Alb geschickt werden, ob dieses trefflichen Charakterzuges mit dem unwirthlichen Winterklima sich aussöhnen und gern oft ihr ganzes Leben dort verbleiben. Die Aelbler bringen ein Stück Lebensbequemlichkeit und Lebensgenuß willig zum Opfer für ein unbeschränktes freies Leben, für das innigere Zusammenleben mit der Natur, die sich in den Kontrasten von Sommer und Winter bewegt. Für den Städter, der sich an die Zerstreuungen des Lebens gewöhnt hat, ist das Leben auf der Alb ein unendlich einförmiges, langweiliges; umgekehrt aber sehnt sich ein Aelbler, wenn er nur einige Tage sich in der Stadt verweilt, aus Heimweh nach seiner Alb, aus dem unruhigen Treiben, Rennen und Jagen nach der friedlichen Ruhe seiner Berge, auf denen der Mensch, freier athmend, sich viel mehr Eins weiß mit Gottes Natur und unbeirrt um das Treiben anderer Menschen in dem regelrechten Bau seines Feldes und der Zucht seiner Hausthiere Befriedigung findet.

Alle Verhältnisse auf der Alb beherrscht der Landbau. Der Acker, den der Vater und Großvater schon ihr Leben hindurch bestellt hatten, wird immer frisch wieder geackert, und es ist die Sorge des Bauern, daß derselbe auch für die kommenden Generationen dem Hause erhalten bleibe. Das Jahr theilt sich dem Aelbler nach den verschiedenen Arbeiten ein, welche der Acker erfordert; er bestimmt daher seine Zeit nach dem Geschäft des Ackerns oder Pflügens, des Säens, des Schneidens, des Dreschens, der Heuet u. s. w. Seine Gedanken beschäftigt die Art des Fruchtwechsels auf dem Felde, das Düngen des Ackers, der Wiese, das Gedeihen der Pferde und Rinder und schließlich die Preise für Frucht und Vieh. Es bedarf wol kaum der Erwähnung, daß auf der Alb viel mehr als anderswo der Besitzstand allein die Stellung im sozialen Leben bedingt. Bauer heißt nur, wer mindestens mit vier Pferden fährt; die nur zwei oder drei „vermögen", sind Söldner, auch halbe Söldner, Viertelssöldner; wer kein Pferd vermag, ist ein Kuhbauer; kurz, die Bauernaristokratie ist hier in voller Blüte, und es kann geradezu als unmöglich bezeichnet werden, daß in einem der echten Albdörfer je nur die Spur eines sozial-demokratischen Geistes zum Ausdruck käme. Es herrscht unter diesen Bauern eine Härte des Sinnes, die mit der Härte ihrer Steine wetteifert, wenn es sich um die Fragen der Erhaltung des Bauernhofs und die Theilung des Erbes unter die Kinder handelt. Der Staat mag Gesetze machen, welche er will, es ändert sich die weit mächtigere Tradition in keiner Weise, welche einfach den Willen des Vaters als allein giltiges Gesetz hinstellt. Will der Vater den Hof dem Aeltesten übergeben oder dem Jüngsten, es steht bei ihm, und die verkürzten Geschwister haben es noch

nie gewagt, dem bevorzugten Bruder den Besitz streitig zu machen. Ihr Bleiben im Dorfe wäre eine Unmöglichkeit, wenn sie es wagen wollten, das Staatsgesetz gegenüber der Familiensitte anzurufen. Daher trifft man allenthalben noch auf der Alb die geschlossenen Bauerngüter, Bauern mit 100 Tagewerken sind keine Seltenheit; ein Proletariat wie anderwärts existirt nicht. Die einzige Industrie, welche auf der Alb Platz gegriffen, gründet sich auf den Bau von Flachs, dessen Kultur in früherer Zeit noch viel mehr als heutzutage der Höhenlage der Alb angemessen war. Vor hundert Jahren spann und wob der Bauer noch selbst den Flachs, den er gebaut, um die Langeweile der Winterzeit zu vertreiben. Die Zeit hat indessen soweit auch den Aelbler verändert, daß die Arbeit sich theilte und die Zunft der Leineweber entstand. Dieser einzige einheimische Industriezweig ist jedoch nicht mehr im Stande, mit der auswärtigen Leinwandindustrie zu konkurriren und geht mehr und mehr seinem Ende entgegen. So bleibt dem Bewohner der Alb, was naturgemäß das Richtige ist, der Bau seines Bodens, die Arbeit im Wald und auf der Weide die beneidenswerthe, freie Beschäftigung des Lebens.

Leicht ist dem Aelbler seine Lebensarbeit nicht gemacht. Wenn er nicht die immerhin oft sehr beschränkte Zeit der Saat, des Heuet, der Ernte benutzt und von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang streng arbeitet mit Weib und Kind und Gesinde, so erliegt er im Kampf um das Dasein. Aber auch hier ist es die Macht der Gewohnheit, der vererbte Gedanke, daß es die Großväter nicht besser hatten, was den Körper wetterhart und den Sinn freudig zur Arbeit macht. Glücklicher Weise ist der Boden der Art, daß sich die Arbeit lohnt; gehört er doch zu den besten Böden des Landes und giebt seinen sichern Ertrag an Korn: 10 Scheffel oder 1500 Pfund im Mittel vom Morgen. Die eigentliche Ackerkrume ist außerordentlich dünn aber humös, und eben darum um so fruchtbarer. Sie liegt unmittelbar auf dem Kalkfelsen auf, der unendlich langsam verwittert und obendrein unendlich wenig Mineraltheile abgiebt. Daher kommt es, daß die Böden auf der Alb, ob sie gleich auf dem Kalk auflagern, dennoch die kalkärmsten des ganzen Landes sind. Die Meteorwasser entführen dem Boden diese Bestandtheile und sinken durch den Fels zur Tiefe. Daher noch eine zweite Eigenschaft des Albbodens, daß er der wasserärmste Boden des ganzen Landes ist. Der bis zu 200 m. mächtige Jurafels ist nirgends im Stande, die Wasser irgendwie in sich zu sammeln und zum Quellfluß zu bringen; zerklüftet und zerrissen wie er ist, läuft das Wasser durch ihn davon, und auf Wegen, auf welchen ihm kein Mensch zu folgen im Stande ist, verläuft er sich, um sich wieder zu sammeln im Innern der Berge und als Bach oder Fluß irgend am Fuß der Alb in der Niederung zum Ausfluß zu kommen.

Trockenheit und Dürre ist darum von jeher der Alb viel schädlicher geworden als die nassesten Jahrgänge. Auf dem Albboden kann es nicht oft genug regnen, um Erträge zu liefern, denn rasch genug trocknet der Boden wieder ab. Bei einer mittleren Temperatur von 5,3 ° R. fällt an durchschnittlich 123 Tagen des Jahres eine Regenmenge (den Schnee mit eingerechnet) auf der Alb nieder, welche 843 mm. hoch auf der Oberfläche stände, wenn das Wasser nicht verliefe. So viel aber auch fällt, so vielfach sind die Abflußwege in

die Tiefe, welche die Meteorwasser seit Urzeiten sich durch den Fels genagt haben und eine der besondern Eigenthümlichkeiten der Alb bilden. Erdfälle heißen sie, oder Trichter, wenn die unterirdischen Wasserläufe zu Tage austreten, in welche dann bei Gewitterregen und Schneegang reißende Bäche münden, um alsbald darin spurlos zu verschwinden. Zahllos sind sie über die Alb verbreitet, diese kreisrunden, steilwandigen Löcher, 5—12m. tief, bald mit grünem Rasen ausgeschlagen, bald die kahle Felswand zeigend, über welche das Wasser niederstürzt. Vielfach steht eine einsame Buche oder eine Gruppe von Birken und Haselstauden in der Niederung, welche diese Stellen mit einem besondern Reize schmücken. Der Albuch ist namentlich reich an diesen freundlichen Gruppen, die um so willkommener sind für das Auge, als die Einförmigkeit und Oede der Oberfläche auf dem Wanderer drückend lastet. Ueberhaupt tritt nirgends mehr als auf der Alb der mächtige Kontrast zwischen dem Gebirgsrand und der Hochfläche dem Besucher entgegen. Letztere, die eigentliche Alb, das Hinterland mit seinem Ackerfeld, seinem grünen Rasen und seinen Laubholzwäldern auf den welligen Hügeln ist unendlich einförmig und ermüdend, während der Albrand mit seinem Steilabfall gegen das Unterland einen Reichthum landschaftlicher Schönheit, einen bunten Wechsel von Fels und Wald, die kühnsten und ansprechendsten Bergformen zeigt, welche dieses Vorland der Alb zum beliebten Ziel der Touristen von nahe und ferne macht.

Der Staufen und der Zollern. Unter den vom Massiv des Albkörpers losgetrennten, isolirten Bergriesen, welche, fernhin sichtbar das Schwabenland beherrschen, ragen insbesondere zwei Berge hervor, welche die Wiegen zweier mächtiger deutscher Kaisergeschlechter getragen haben, der Staufen und der Zollern genannt. Naht der Geologe mit Hammer und Schlegel den beiden seit langer Zeit auch geologisch berühmten Bergen, so findet er sich überrascht durch eine, man darf wol sagen vollkommene Uebereinstimmung des Schichtenbaues sowol als der einzelnen Schichten, so daß beide Berge nach einem Modell geformt, als ein vollkommenes Zwillingspaar vor ihm stehen. In geologischen Treppen steigt man aus der Kiesebene, die sich längs der Rems und Fils einerseits und längs der Starzel und Eyach andererseits ausbreitet, bis zum obern braunen Jura hinan, der den Fuß beider Berge bildet. Die mittleren Schichten dieses Gebirgshorizontes haben an beiden eine besondere, dem Sammler werthvolle Entwicklung gefunden, die der Korallenbildung, so daß der Fels des Berges recht eigentlich dem Meer entwachsen erscheint. Ueber dem braunen Jura bilden sogenannte Alphathone den Steilabhang des Berges und Betakalke die abgestumpfte Spitze. Und damit ja Alles gleichmäßig sich gestalte, liegen am Fuße beider Berge Schutthaufen jüngerer Weiß-Jurafelsen, welche einst die Spitze des Berges gebildet haben und im Laufe der Zeit von ihrer Höhe gestürzt wurden.

Wenden wir jetzt unsere Schritte dem Staufen zu! In majestätischer Ruhe und Klarheit hebt sich von fern schon die Form des grün bewachsenen Berges gegen den klaren Himmel ab. So wie er einst bei der Bildung der Berge aus des Meisters Hand hervorgegangen, steht er noch, alljährlich in frisches Grün sich kleidend. Die Burg, die einige Jahrhunderte den Gipfel

gekrönt hatte, ist wieder verschwunden; kaum daß noch einige frisch blosgelegte Grundmauern den Besucher des Gipfels erinnern, daß hier oben die Wiege eines Friedrich Rothbart und Friedrich II. gestanden. Im Jahr der Gründung des Deutschen Reiches hatten einige Anwohner des Staufens die Idee, eine Art Walhalla oder Staufenmuseum mit einem Aussichtsthurm auf dem Berge zu errichten. Der rasch gegründete Verein sammelte einige Gelder, die wenigstens so weit reichten, die Oberfläche des Berges zu schürfen und die Anordnung der alten Mauern bloszulegen. Seitdem ist die Thätigkeit des Vereins, bei der Unmöglichkeit, Mittel zu einem würdigen Hochbau zusammenzubringen, darauf gerichtet, die alte Dorfkirche zu restauriren, pflanzliche Verschönerungen am Berge anzubringen und etwa für ein bescheidenes Unterkommen fremder Gäste im Dorfe zu sorgen. Indessen fanden sich bei den Nachgrabungen im Untergrund des Gipfels jene bekannte Schwarzerde mit den grobsandigen „Keltenscherben", Knochentrümmer von Pferd, Wildschwein, Ochsen und Schafen und Steinhämmer, was Alles selbstverständlich in Zeiten zurückgreift, die weit hinter unserem Jahrtausend liegen, mit welchem die Geschichte des Hohenstaufens beginnt. Darf man als sicher annehmen, daß die meisten jener Berge Völkerheiligthümer waren, auf welchen die alten Schwaben ihren Göttern Opfer brachten, ihre Bergfeuer anzündeten und Versammlungen hielten, so wird auch diese Perle im Kranze der schwäbischen Albberge keine Ausnahme gemacht haben. Aller der heiligen Orte hat sich die Volkssage später bemächtigt; und wenn vom Staufen selbst die großartige Wirklichkeit des schwäbischen Kaisergeschlechtes alles Frühere in den Hintergrund rückte, so erinnert der Name „Asrücken" und der „Staufergeist" ans graue Heidenthum. „Asrücken" heißt der Berggrat, der den Staufen und Rechberg mit einander verbindet; gleichfalls ein Heiligthum, ein Wohnsitz der Asen, wo vielleicht die heiligen Pferde und die für die Opfer bestimmten Herden weideten. Heute noch wandelt auf dem Bergrücken der Staufergeist, der in stürmischen Nächten nach dem Läuten der Betglocke am Staufen liegend sichtbar wird. Er gleicht einem Backofenfeuer und erhebt sich plötzlich, um über den Asrücken hin vom Staufen nach dem Rechberg zu schweben. Auf dem Berge in der Nähe der Kirche kehrt er um und verschwindet wieder im Staufen mit der Morgenglocke. Crusius, der sich in so eingehender Liebe mit dem Staufen beschäftigt hat, erwähnt der Sage in der Art, daß er von drei blauen Lichtlein redet, welche allein gesehen werden, wenn ein Donnerwetter sei, und daß man sich dann vor der Gefahr des Donners nicht zu fürchten brauche.

Mythisches und sagenhaftes Dunkel ruht auf dem Berge, bis im Jahre 1070 ein Friedrich von Büren eine Burg daselbst baut und den Namen des Berges als Familiennamen annimmt. Noch steht auf der Liasfläche zwischen dem Staufen und dem Kloster Lorch der massive Quaderbau des „Wäscherschlößle's", wie der Volksmund heutzutage das Stammschloß der Herren von Büren Wäschenbüren, jetzt zu Pfarrdorf Wäschenbeuren gehörig, nennt. Der anspruchslose massive Bau, älter als die wieder verschwundene Staufenburg, ist unerschüttert geblieben, obwol seit Jahrhunderten im Besitz von Bauern, die im alten Turniersaal Viehställe eingerichtet haben. Am Hofe der Salier

waren die Herren von Büren lange Zeit schon als treue Vasallen angesehen, und 1080 wurde der alte Friedrich von Büren oder, wie er sich jetzt nannte, von Staufen zum Herzog von Schwaben erhoben und zog die Kaiserstochter Agnes, Tochter Heinrich's IV., als Herzogin von Schwaben auf der neuen Staufenburg ein. Diesem Paar entstammt das edle Geschlecht der Hohenstaufen, das 117 Jahre lang über Deutschland herrschte (1138—1254). Doch stelle sich unter der Staufenburg Niemand etwas Großartiges vor! 60 Schritte lang, 40 breit hat Crusius das Schloß noch gemessen, was mit den Dimensionen der Grundmauern stimmt, die jetzt wieder sichtbar hervortreten. „Im Ganzen umschloß die Mauer einen Platz von 106 Schritten in der Länge, 40 in der Breite. Zur Linken vom Thor stand der Mannsthurm, damals noch 52 Schuh hoch, drin legte man die Gefangenen. Es hatte nur von oben, nicht von unten den Eingang. Neben diesem Thurm, auf der Seite der Mauer war die Wohnung der Frauenzimmer. Allda war auch der Weinkeller. Im äußeren Eck des Hofes steht der Bubenthurm. Unten ist eine Höhle, welche man das Heydenloch heißt. Das ganze Schloß, darin jetzt der Schultheiß von Hohenstaufen ackert und Frucht säet, ist von einer 7 Schuh dicken Mauer umgeben, von dieser ist aber schon viel eingefallen oder hinweggeführt worden. In allen Theilen des Schlosses ist kein Bildniß, keine Inschrift, kein Wappen, keine Farbe mehr."

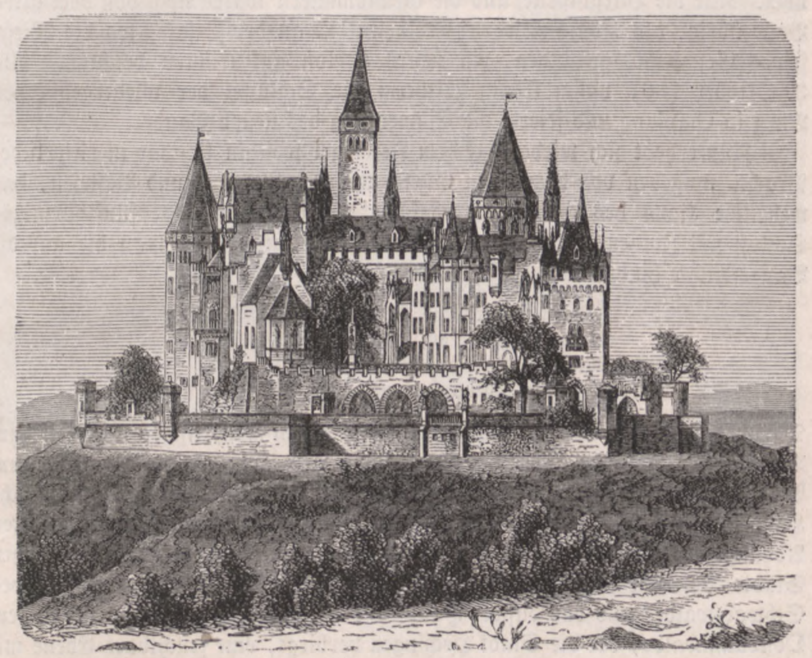
So zu den Zeiten von Crusius, den die Hinfälligkeit des Schlosses tief erbarmte. „Lieber Gott!" rief er; „soll eine so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten und Monarchen zu einem so scheuslichen Anblick gediehen sein?" und hub das Lied zu singen an: „Mag ich Unglück nicht widerstehn" 2c. In den drei seit Crusius Schilderung verflossenen Jahrhunderten verschwand vollends jeder noch brauchbare Stein vom Berge. Nun steht er wieder da wie vor achthundert Jahren, ehe Friedrich von Büren seine Burg dort anlegte, und sein kahler Scheitel erinnert an ein ruhmvolles, untergegangenes Kaisergeschlecht, an das Walten von sechs Kaisern, die aus der Staufenburg hervorgegangen, an ihr Ringen und Kämpfen mit der päpstlichen Allgewalt und an ihr tragisches Ende.

Anders der Zollern. Er prangt mit dem Schmucke eines königlichen Schlosses, aufgeführt in dem sechsten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts, nachdem die schwäbischen Donaufürstenthümer an das Königshaus Preußen übergegangen waren. Wer vor dreißig Jahren zu der Ruine Zollern mit der mächtigen Linde neben der Kapelle wanderte, um von dorther das schwäbische Land zu überschauen, hätte wol kaum geahnt, daß an Stelle des alten Getrümmers so bald eine stolze, junge Burg emporsteigen würde. Nun ist sie zur deutschen Kaiserburg, zu einem Kleinod unseres wiedergeeinten Volkes geworden.

Die Vorzeit des Zollerns läuft mit derjenigen des Staufen ebenso parallel, wie wir die Bildung der Bergkegel als eine gemeinsame Schöpfung der Natur erkannten. In den Zeiten des Heidenthums ein altes Schwabenheiligthum, diente der Berg gleich dem Staufen als Festplatz beim Sonnenkult. Neuerdings will man auch den Namen, ursprünglich Zolorin, von sol und solarium, d. i. Söller, ableiten. Danach bedeutet der Zollern einen vorspringenden Berg, welchen die Sonne mit ihren ersten und auch mit ihren letzten Strahlen begrüßt.

Hier versammelten sich dereinst vielleicht in der Morgenfrühe die Edelinge alemannischer Stämme mit ihren Gefolgschaften, um dem Sonnengotte zu opfern und ihre Waffen weihen zu lassen, ehe sie zum Kriege auszogen. In der christlichen Mythologie ist der heilige Michael mit dem flammenden Schwerte, der Drachenbesieger und Ueberwinder des finstern Heidenthums, an die Stelle des heidnischen Sonnengottes getreten. Da erhob sich auf dem Berge eine kleine Kapelle, die dem Erzengel geweiht war, und auch der Name Zollern mußte für längere Zeit der Bezeichnung „St. Michaels-Berg“ weichen. Ungefähr um dieselbe Zeit, als Friedrich von Büren den Namen seiner Burg Staufen annahm, tauchen auch die Grafen von Zollern in der Geschichte auf. Ob sie von einem römischen Hauptmann — man nennt den Namen Colonna — stammen, der diesseits der Berge auf der Zollernburg seine neue Heimat begründete; ob es fränkische Große waren, die unter Chlodwig ins Schwabenland brachen und die Alemannen niederwarfen, und ob der Stammbaum der Grafen von Zollern danach bis zu den Königsgeschlechtern der ripuarischen Franken, der Burgunden oder Nibelungen hinaufreicht; ob sie in das Geschlecht des heiligen Meinrad von Einsiedel gehören, dessen Legende mit den Sagen des Hohenzollernhauses verknüpft ist, — wer vermöchte das jetzt noch zu ergründen! Wir vernehmen von zwei Brüdern Burchard und Wezil von Zolorin, welche im Jahre 1061 in einer der vielen Fehden, die während der Minderjährigkeit Königs Heinrich IV. Deutschland und besonders Schwaben erfüllten, den Tod fanden. Während die Nachkommenschaft Wezil's bereits um das Jahr 1100 erlosch, trieb der Stamm Burchard's kräftig junge Sprossen. Burchard II. von Zolorin stand in engem Freundschaftsbunde mit Friedrich von Staufen, welchem Kaiser Heinrich IV. das Herzogthum Schwaben verlieh. Sein ältester Sohn Burchard III. begründete die Gräflich Hohenbergsche Linie des Zollernschen Hauses, so genannt nach einem Bergschloß bei Rottenburg, welche indessen durch Theilung und Veräußerung ihrer Besitzungen mehr und mehr an Macht und Ansehen verlor und im Jahre 1486 gänzlich ausstarb. Ein anderer Sohn Burchard's II., der — wol nach jenem berühmt gewordenen Schwabenherzog — den Namen Friedrich erhalten hatte, ward der Begründer der jüngeren Linie, welche den Namen der alten Stammburg als Familiennamen beibehielt. Graf Friedrich III. von Zollern, ein Enkelsohn jenes Friedrich I., war der treue Rathgeber des mächtigen Hohenstaufenkaisers Friedrich Barbarossa in allen Angelegenheiten des Reichs und wurde von dessen Nachfolger Heinrich VI. zum Burggrafen von Nürnberg eingesetzt (1191). Seine beiden Söhne theilten sich 1227 in das väterliche Erbe dergestalt, daß der ältere, Konrad, das Burggrafenthum Nürnberg und die fränkischen Besitzungen, der jüngere, Friedrich, die Grafschaft Zollern mit den schwäbischen Gütern erhielt. Einer glänzenden und glorreichen Zukunft ging die ältere Linie entgegen. Aus ihr gingen (seit 1415) die Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg, die späteren Könige von Preußen hervor, welche berufen wurden, die deutsche Kaiserwürde zu erneuern. Der jüngeren Linie entstammten die späteren Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, deren Länder durch Uebereinkunft (1849) an Preußen übergingen.

Die alte Stammburg des gegenwärtigen deutschen Kaisergeschlechts, von welcher vor fünfhundert Jahren der Chronikschreiber begeistert sagt: „nobile Zolre castrum fulget ut astrum", hatte in den Jahren 1422 und 1423 schwere Stürme zu bestehen. Der streitbare Herr Friedrich von Zollern, zubenannt der Oettinger, war in Fehde zugleich mit der Gräfin Heinriette von Württemberg, der Wittwe Eberhard's IV., und mit den Städten Rottweil und Ulm verstrickt, in Reichsacht verfallen und von seinen Feinden, zu 40,000 an der Zahl, belagert. Nachdem die Belagerung ein Jahr gedauert, mußte sich der Oettinger mit der bis auf 34 Mann geschmolzenen Besatzung ergeben; die Burg ward nun geschleift und sogar die Steine zerbrochen.



Burg Hohenzollern nach ihrer Restaurirung unter Friedrich Wilhelm IV.

Der Oettinger schmachtete zehn Jahre lang im finstern Verließ zu Mömpelgard, das ihm seine Feindin angewiesen hatte. Er war schon gebrochen an Geist und Körper, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß seine Todfeindin gestorben, die Reichsacht aufgehoben und ihm Freiheit und Besitzthum zurückgegeben sei. Nun schickte der Graf sich an, in Erfüllung eines in der Kerkerhaft gethanen Gelübdes, zum Danke für seine Befreiung nach dem heiligen Lande zu wallfahren. Er kam glücklich über das Meer; aber kaum hatte er zu Joppe den Strand betreten, so ereilte ihn der Tod. Jobst Niklas, des Oettingers Sohn, begann den Neubau der Burg. Die fränkischen und brandenburgischen Stammesvettern halfen. Markgraf Albrecht Achilles trug am 21. Oktober 1454 einen schweren Stein bis auf die Spitze und legte den Grund zu dem Thurme, nach

welchem noch heute der „Markgrafenthurm“ benannt ist. Am 29. September 1461 wurde die neue Burg mit dem Kirchlein eingeweiht, aber die Pracht der alten ward nicht erreicht. Bald verließen auch die Grafen den alten Felsensitz und übersiedelten in das Schloß zu Hechingen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege erkaufte sich Oesterreich das Besatzungsrecht; aber die Bedeutung der Festung war längst geschwunden, und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts diente das alte Schloß nur noch als eine Herberge für Invaliden, die hier die wohlverdiente Ruhe genossen.

Im Jahre 1798 gab Oesterreich das Besatzungsrecht auf, und fünfzig Jahre später gingen die Hohenzollernschen Lande in den Besitz von Preußen über. Nur die Burgkapelle und die Grundmauern waren noch von dem alten Baue übrig, als König Friedrich Wilhelm IV. an der Stätte, wo die Wiege seines Geschlechts gestanden, ein neues Schloß aufzurichten beschloß. Am 3. Oktober 1867 nahm König Wilhelm die Schlüssel der wiedergeborenen Burg in Empfang und feierte die Einweihung des neuen Baues.

Nun erhebt sich wieder auf dem Felskegel weithin sichtbar in ritterlicher Pracht, umgeben von dem festen Gürtel trutziger Mauern und Basteien, das wehrliche Haus des Hohenzollerngeschlechts, ein stattliches, fünfthürmiges Schloß mit Zinnen und Erkern. Ueber dem Burgthor liest man die auf die Baugeschichte hinweisende Inschrift:

„Zollern, Nürnberg, Brandenburg im Bund.
Bauen die Burg auf festem Grund. 1454.
Mich baut Preußens starke Hand,
Adlerthor bin ich genannt. 1854.“

Darüber sieht man den preußischen Adler mit dem Zollernschen Wappen zum Brustschilde und dem Wahlspruche: „Vom Fels zum Meer.“ — Von dem Wartthurme an der Westseite blickt man weit hinaus über das schwäbische Hügelland, im Süden und Südosten in unmittelbarer Nähe die bewaldeten Abhänge der Rauhen Alb, im Südwesten den Jura, im Westen die freundlichen Städte Rottweil und Balingen und darüber hinaus die blauen Höhen des Schwarzwaldes und das düstere Haupt des Feldbergs, im Norden bis zu dem Obstbaumwalde, der die Stadt Hechingen verbirgt, eine fruchtbare Ebene mit dem Heiligenkreuz-Kirchlein und dem Kloster Stetten.

Das sind die beiden Berge, mit denen sich der Deutschen liebste Erinnerung und ihre stolzeste Hoffnung verbindet. Wie zwei Hochwarten schauen sie hinaus ins Land, winken uns die Grüße der Vorfahren zu und tragen die unsrigen zu den kommenden Geschlechtern. Denn wovon die Steine reden, das klingt auch in den Herzen der Menschen nach. Der ritterliche Muth, der hohe Sinn, das rastlose Streben der Hohenstaufen, der schöpferische Geist, die Thatkraft und Treue der Hohenzollern sind Züge, an denen jedes deutsche Herz sich erhebt und die auch unseren Nachkommen vorleuchten mögen bis in die fernsten Zeiten des deutschen Landes und Volkes!



Streitberg.

Der Fränkische Jura und die Fränkische Schweiz.

Das Gebirge und seine Bewohner. — Zeugen der Urwelt. — In den Höhlen des Jura.

Das Gebirge und seine Bewohner. Die Fortsetzung des Schwäbischen Jura vom Ries an bis nach Regensburg und von da bis nach Koburg wird geographisch als die Landschaft des Fränkischen Jura bezeichnet. Im Munde des Volkes leben jedoch neben den durch die Wissenschaft gegebenen Namen die alten deutschen Lokalnamen unbeeinträchtigt fort, und sobald man sich genauer mit dem über mehr als drei Breitengrade sich hinziehenden Gebirge befaßt, werden die alten volksthümlichen Namen des Albuchs, Hertfelds, Hahnenkamms u. dgl. beigezogen. Ein solcher uralter Name ist auch der Name Schweiz für den nördlichsten Theil des Fränkischen Jura im Gebiete der Wiesent und des Mains, und man hat mit Unrecht denselben für eine Erfindung der Wirthe und Kurortbesitzer angesehen, um damit der Gegend ein gewisses Renommée zu verleihen. Abgesehen davon, daß die Wiesentgegend

einer solchen Empfehlung durch den hochtönenden Namen nicht bedarf, kommt der Name der „Fränkischen Schweiz“ schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert vor, also zu einer Zeit, als es noch keine Touristen gab.

Der Anfang des Fränkischen Jura ist der Hesselberg, der gleich den schwäbischen Vorbergen der Alb sich isolirt aus der Ebene aufbaut, vor Zeiten in Zusammenhang mit dem Jura, bei der Katastrophe des vulkanischen Rieses aber von dem südlich gelegenen Albkörper abgetrennt. Ein wahrhaft königlicher Berg überragt er an Höhe alle seine Nachbarn und trägt auf seinem Rücken den bekannten schwarzen Untergrund, welchen die Archäologen die tausendjährige Kulturschicht nennen, metertief Kohle und Asche aufgehäuft mit den Scherben altgermanischer Geschirre, Steinbeile, Feuersteinmesser und Spinnwirtel, an seinem Oberrand mit Ringwall und Schanze umgeben. Ein befestigter Platz der Altvordern, wol auch einer der heiligen Berge mit Opferplatz, bewahrt er das Andenken an die uralten Zusammenkünfte der Germanen nur noch in der alljährlich auf seinem Scheitel abgehaltenen Pfingstmesse, d. i. dem größten Viehmarkt der rinderreichen Gegend. Auf der höchsten Höhe aber, mit einer der großartigsten Aussichten, welche — wie man sagt — 101 Ortschaften umspannt, steht das Marmordenkmal zur Erinnerung an den Besuch Gustav Adolf's 1632 und König Friedrich Wilhelm's 1803. Den Fuß des Berges umspült die Wörnitz, der erste Fluß des Jura, der nicht mehr, wie die Flüsse des Schwäbischen Jura von der Alb abwärts, d. h. vom Gebirge herfließt, sondern, in der Niederung bleibend, quer durch das Gebirge seinen Weg sucht. Dies bleibt eine Eigenthümlichkeit des Fränkischen Jura, auf welche ganz besonders aufmerksam gemacht werden muß.

Am auffälligsten macht sich diese Ordnung der Flußläufe mit der Altmühl, deren Quelle am Fuß des Steigerwalds liegt, während der Fluß nicht blos die Niederungen des Körpers über Herrieden und Gunzenhausen, sondern die ganze mächtige Entwicklung des Jura über Pappenheim, Eichstädt, Neumarkt quer durchsetzt. Die Folge davon ist, daß umgekehrt, wie auf der Schwäbischen Alb, die große Wasserscheide zwischen Rhein und Donau quer durch den Jura von der Körperfläche Mittelfrankens zur Körperfläche der Oberpfalz sich durchzieht. Diese einzig dastehenden Oberflächenverhältnisse und Flußläufe haben denn auch in unserem Jahrhundert den schon zu Zeiten Karl's des Großen gefaßten Plan der Verbindung der beiden deutschen Hauptströme zur Ausführung und den Donaumainkanal zu Stande gebracht.

Parallel mit den Querthälern des Jura läuft eine Reihe „Trockenthäler“ als deutlicher Beweis, daß hier sowol als in anderen Kalkgebirgen von Erosion der Thäler weit und breit keine Rede ist, sondern daß infolge von unruhiger Bewegung des Erdinnern das ursprünglich in einer Horizontalen abgelagerte Gebirge sich klüftete und spaltete und die Spalten sich demgemäß später zu Wasserläufen gestalteten. Die Zerklüftung des Jura bringt es auch mit sich, daß das auf der Oberfläche niederfallende Meteorwasser rasch versiegt, zur Tiefe der Flußthäler niederstrebt und hier in vereinzelten starken Quellen, die vielfach sogleich Mühlen treiben, aus den Spalten und Höhlungen zu Tage tritt. Daher der große Kontrast zwischen der Höhenplatte des Jura

und den Thaleinschnitten: dort Wasserarmuth und Dürre, hier eine Ueberfülle von Wasser, die in den engen, schmalen Thaleinschnitten zeitweise verheerende Ueberschwemmungen veranlaßt. Aus dem üppigen Grün der Thalwiesen aber und dem frischen Grün des Laubwaldes an den Gehängen treten in pittoresken Gestalten die nackten Felsmassen des Jura hervor, vorherrschend dolomitischer Natur, welche vor anderem Gestein sich zu abenteuerlicher Verwitterung neigt. Das Ackerfeld aber ist auf dem geebneten Gebirgsplateau ausgebreitet, das sich aus der Ferne gesehen als eine Ebene darstellt, beim Betreten der Hochfläche aber in sanfte wellenförmige Erhöhungen und Vertiefungen auflöst, aus denen da und dort die Spitzen einzelner Felsklötze herausschauen. Dadurch wird ein Wechsel der Landschaft auch auf der Hochfläche hervorgebracht, der vielen Thaleinschnitte nicht zu gedenken, die sich bei ihrer geringen Breite und spaltenartigen Natur dem Auge entziehen, bis man dicht an den Steilhang herantritt.

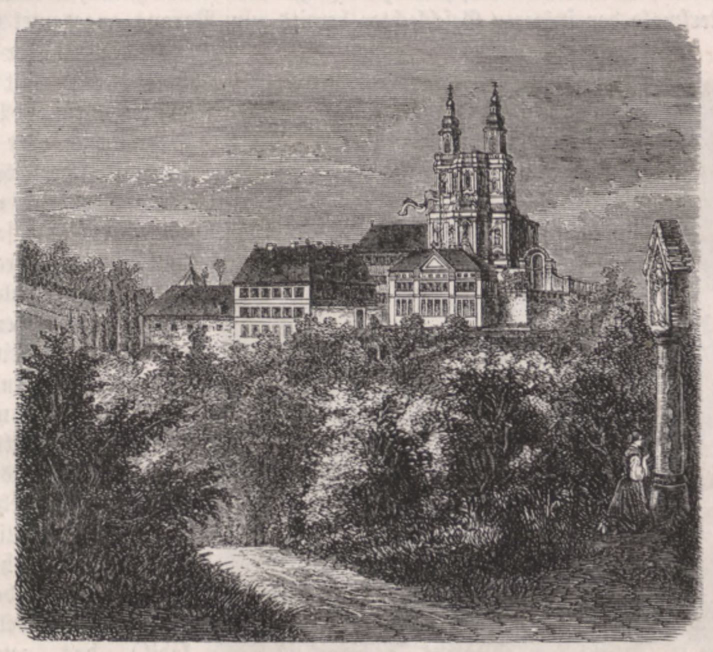
An diesen Thalrändern häuft sich das volle Interesse an der Landschaft, wenn man nach stundenlangem Marsche über die Fläche staunend in die Tiefe blickt und 200 Meter unter sich eine neue Welt, eine zweite liebliche Landschaft schaut. Sowol oben auf der Höhe am Rande des Thales, als im Thale selber beim Aufblick zur Höhe ergötzt sich das Auge. Gewöhnlich schattet ein Baum über das Dach des Dörflers; vor dem Hause prangt ein Ziergarten, den besonders schöne Dahlien oder Rosen schmücken, und am Hause selber fehlt nie der Hausspruch an Thür und Thor oder unter den Fenstern. Eine Art Spruchpoesie an den Häusern kündet ein sanglustiges Völklein an, das aus seinen Herzensgedanken vor der Welt kein Geheimniß machen will. Nirgends liest man mehr Sinnsprüche an den Häusern als am Hahnenkamm, mit welchem das Massiv des Fränkischen Jura beginnt und welcher sich soweit vorstreckt, als der Hahn auf dem Thurme steht.

Wie der Hahnenkamm ethnographisch die Grenze zwischen Franken und Schwaben bildet, so stehen die Eichstädter Berge oder die Eichstädter Alb zwischen Franken und Altbayern. Die Geschichte des Fürstenthums Eichstädt hat auf die ganze Umgebung der Stadt, auf Lebensanschauung und Sinn seiner Bewohner einen Einfluß geübt, der sich ganz wesentlich von dem ernsteren poetischen Sinn auf dem Hahnenkamm und dem Nürnberg zugekehrten Abhang des Jura unterscheidet. Wieder anders werden die Verhältnisse, wenn wir uns nunmehr mit dem Streifen der Jurakette nordwärts zur Oberpfalz wenden. Geologisch sind es jetzt die Dolomite, welche immer mächtiger und immer breiter sich fügen und, vom Westrand bis zum Ostrand sich erstreckend, das eigentliche Massiv des Gebirges bilden, zu den höchsten Höhen (Hohenstein, Warnberg) hinansteigen und bis zum äußersten Norden der Alb im Staffelstein und Kortigast vordringen. Pittoreske Felsengebilde und Höhlenläufe zeichnen den Dolomit in seinem ganzen Gebiete. Schon die Bauten der Kirchen und Wohnungen zeigen einen anderen, massiveren Schlag; ein derber, breiter untersetzter Stil macht sich geltend, und sicherlich sind es ähnliche Verhältnisse im Volkscharakter, welche der Oberpfalz, namentlich der Amberger Gegend, den Namen des „Holzschlegellandes“ zugezogen haben. Etwas Derbes, das der

Oberpfälzer in seinen Manieren hat, verläugnet sich nimmermehr und tritt namentlich dem geschliffenen, feinen Wesen des fränkischen Nachbars gegenüber ans Licht. Man kann sich in der That des Eindrucks nicht erwehren, daß die ganze Gestaltung der Volksphysiognomie mit dem Untergrunde des Jura im engsten Zusammenhange stehe.

Zeugen der Urwelt. Wir haben uns bis jetzt nur mit der äußeren Gestalt des Fränkischen Jura und seinen Beziehungen zum Menschenleben abgegeben, und wollen nun auch die Zeugen der Urwelt, die in Fels und Schiefer versteinert sind, reden lassen. Buntes Volk, das aus dem vieltausendjährigen Schlaf wieder erwacht unter dem Hammer und Meißel des Geognosten! Gemeines Gesindel von Austern und Schalthieren, anständig bürgerliche Gesellschaft von Ammoniten und Belemniten, hocharistokratische Klubs von gepanzerten Rittern altadeliger Sauriergeschlechter, das Alles fein gesondert in eigenen Schichten, die keine oder nur wenig Gemeinschaft unter einander hatten! Darin gerade liegt der Hauptreiz beim Studium des Jura, daß sich gegen 40 Schichten in dem Gebirge unterscheiden lassen, deren jede ihre eigenthümlichen Versteinerungen führt. An diesen Schichten hat die Wissenschaft seit einem halben Jahrhundert gelernt und man sagt nicht zu viel, wenn man den „Jura" geradezu das Objekt nennt, an welchem die geologischen Begriffe von Schichten und Formationen oder — was gleichbedeutend ist — die Begriffe von urweltlichen Zeitperioden zum Bewußtsein kamen. Die volle, reiche Welt organischen Lebens, die im Jura begraben liegt, hat gerade die Idee einer Entwicklungsgeschichte der Organismen reifen lassen und das geordnete Studium der Urwelt veranlaßt, welche nunmehr nicht als etwas von der Jetztwelt Abgesondertes angesehen, sondern als die nothwendige Vorbereitung der heutigen Ordnung erkannt wird. Der Wissenschaft ist es gelungen, die einzelnen Glieder der Erdkruste in ebensoviele urweltliche Zeiträume zu übersetzen und sich einen Maßstab für die Entwicklung der Organismen zu schaffen, nach welchem die Epochen der Urwelt etwa zu bemessen sind. Denn an Organismen allein bewährt sich die Zeit, an anorganischen Körpern entschwindet uns dieser Begriff vollständig. Leopold von Buch und Graf Münster von Bayreuth waren die ersten Begründer jurassischer Wissenschaft, indem sie anfingen sogenannte Leitmuscheln im Jura aufzustellen, d. h. einzelne Organismen zu bezeichnen, welche im ganzen Jura mit besonderer Vorliebe einen Horizont einhalten, beziehungsweise nirgends sonst sich finden als gerade in der Schicht, in welcher sie liegen, und somit die Zeit bezeichnen, in welcher sie einst gelebt haben. In diesem Sinn spricht die Wissenschaft von der Zeit der Arieten, als einem Zeitabschnitt im schwarzen Jura, während dessen die Familie der sogenannten Widderhörner (einer Sippe der Ammoneen) in der höchsten Blüte stand, oder freut sich ein eifriger Sammler der Zeit der Pentacrinen, jener zierlichen Seesterne, die am Fuße der ganzen Fränkischen Alb gleich im untersten Glied des Jura liegen. Wer jemals die ehemalige Benediktinerabtei oder das jetzige Schloß Banz bei Lichtenfels besuchte, der bewunderte dort die fränkischen Fischsaurier, die einer der geistlichen Herren im dritten und vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts aus dem Schiefer präparirt hat. Das sind wahre Heldengestalten des Jura, wie

der Fischdrache oder Ichthyosaurus trigonodon des Herrn Theodori, oder der in gavialartigen Panzer gehüllte Teleosaurus Bollensis. Vollkommener Saurier heißt dieser Panzerdrache, denn Halswirbel (7 an der Zahl, wie bei Säugethieren), Rücken, Lenden- und Schwanzwirbel sind bereits differenzirt, 15 Paar Rippen artikuliren zweiköpfig mit den Rückenwirbeln, viereckige Hautschilder mit zierlicher Zeichnung bedecken dachziegelförmig den Rücken. Das dritte seltenste Geschlecht der Saurier ist der Schlangendrache, Plesiosaurus.



Schloß Banz.

Mit dem Kopf einer Eidechse und den Zähnen eines Krokodils verbindet er den langen Hals einer Schlange, während Rumpf und Schwanz einem Vierfüßler entlehnt erscheinen und die Bewegungsorgane den Flossen eines Walfisches gleichen, — die fremdartigsten Theile in einem Individuum vereinigt! Wir begnügen uns, diese drei Formen zu nennen, an welchen sich die Eigenthümlichkeit jurassischer Organismen besonders deutlich erkennen läßt. Jede dieser Kollektivformen besteht aus einer Anzahl von Eigenthümlichkeiten, die sich heutzutage nicht mehr in einem einzelnen Individuum vereinigt finden, sondern vielmehr auf ebenso viele verschiedene Thiergruppen vertheilen. So hat Ichthyosaurus, der Fischdrache, den Schädelbau der Eidechsen, die bikonkaven Wirbel der Selachier, den Brustkorb eines Schnabelthiers, die Ruderfüße eines Wals, die Zähne des Krokodils, die aber in der Schnauze des Delphins stecken. Nun gab es zur Jurazeit noch keine echten Eidechsen, Selachier, Krokodile, Wale, Delphine und Schnabelthiere, sondern erst mit dem Verschwinden der Ichthyosauren in der spätjurassischen Zeit, bei der Kreidezeit und der

tertiären Periode fangen die genannten Thierfamilien an, auf dem Schauplatz der Weltschöpfung aufzutreten, sämmtlich ihren Stammbaum zum Fischdrachen des Lias zurückführend. Ebenso wie mit dem Fischdrachen verhält es sich mit Plesiosaurus, dem Schlangendrachen. Zur Zeit dieses Geschöpfes gab es weder Schlangen noch Eidechsen, noch Wale oder Vierfüßler. Die in späteren Epochen auftretenden Familien und Geschlechter leiten daher ihre Abstammung in mehr oder minder direkter Linie auf jenen jurassischen Altvordern zurück, in welchem die Merkmale der späteren Geschlechter bereits zum Voraus angedeutet sind.



Sophienhöhle bei Rabenstein.

Anders aber verhält es sich mit der dritten Form des Panzerdrachens oder Teleosaurus; derselbe ist, wie schon sein volltönender Name sagen will, in der Jurazeit auf der Stufenleiter der Entwicklung bereits so weit vorgeschritten, daß seine Nachkommen nichts Besseres mehr an sich zur Entwicklung brachten, als was der Ahne schon gehabt. In allen wesentlichen Stücken ist der heute im Ganges lebende Gavial (Schnabelkrokodil) das getreue Nachbild des jurassischen Stammvaters, dessen Typus sich durch alle Epochen der Urwelt unverändert erhalten hat.

Es würde viel zu weit führen, wollten wir in dieser Art noch weitere Beispiele von organischer Entwicklung der Thiergeschlechter unsern Lesern vor Augen führen. Wir beschränken uns auf ein Bild aus dem Ende der Jurazeit in Franken, das uns eine Lagune jenes Meeres vor Augen führt, reicher an Lebensformen als jede andere, zugleich so zart und fein in ihren Niederschlägen, daß man diese vor allen andern Steinen der Welt für die so wichtige Industrie der Lithographie benutzt. Die alte Weiß-Jura-Lagune gehört seit 800 Jahren schon zur alten Herrschaft Pappenheim und wird auf den Höhen zwischen Langenaltheim und Solnhofen in den ausgedehntesten und großartigsten Steinbrüchen abgebaut. 24 m. mächtig liegt hier der plattige Tafelstein, der sich

in einzelnen Lagen als Lithographirstein eignet, im Uebrigen aber zur Herstellung von Fußplatten, Fluren, Dachziegeln, Gedenksteinen und dergl. dient. Die größere Menge der Steinplatten verwendet man für die Zimmerböden und Flure der heißen Länder, nach welchen Schiffsladungen voll gehen. Die kühlen, glatten Böden sind dem Orientalen, der seine Schuhe beim Eintritt in das Zimmer abzulegen pflegt, ganz besonders angenehm. Er scheut deshalb keine Kosten, die ebenso solide, als für sein Klima passende Bodenbekleidung bei sich einzuführen. Noch viel verbreiteter aber ist der Lithographirstein, der zu allen Kulturvölkern der Welt gedrungen ist, um denselben Gelegenheit zu geben, ihre Gedanken bildlich wiederzugeben. Im Wesen des Lithographirsteins schon liegt das feine, zarte Korn, das die Manipulation des Steindrucks erfordert; eben in diesem feinen Korn haben sich denn auch die organischen Körper, die einst in der Lagune gelebt und verendet, bis auf die zartesten Theile erhalten.



Rabeneck.

Den besten Beweis hierfür liefern die Flügel der Libellen, deren Netzwerk so vollkommen als ein Naturselbstdruck im Stein erhalten ist; ebenso die zartesten Häute der Sepien, die Augen der Tintenfische, die Weichorgane von Cephalopoden, die zartesten Flossenstrahlen der Fische, die Fiederchen von Vogelfedern, selbst die Flughaut der fledermausartigen Pterodactylen ist in einer solchen Vollendung konservirt, daß sie bis ins kleinste Detail studirt werden kann. In welcher Vollkommenheit die Familiengruppen, in welcher Menge die Individuen einzelner Arten gefunden werden, dafür nur ein Beispiel an den Krustern von Solnhofen. Jurassische Kruster sind im Allgemeinen eine Rarität; trotzdem sind 34 Krebsgeschlechter in 136 Arten untersucht worden, zu welchen gegen 4000 Individuen nur aus dem Münchener Museum das Material lieferten. Mindestens ebenso viele Individuen liegen in den europäischen und amerikanischen

Museen; die im Privatbesitz befindlichen Stücke mit eingerechnet, können wir allein die Solnhofer Kruster, die im Lauf eines halben Jahrhunderts — früher hatte Niemand auf die Einschlüsse in den Platten geachtet — aus den Steinbrüchen hervorgingen, auf 10,000 Stücke schätzen. Rechnet man, daß unter 10 Stücken in dem Lager nur ein Stück zufällig aufgedeckt wird, die übrigen neun aber im Gebirge versteckt bleiben, so mag die Zahl der aus den Solnhofer Steinbrüchen hervorgegangenen Krebse allein auf ungefähr 100,000 geschätzt werden. In gleicher Häufigkeit ungefähr finden sich auch die Fische, während die Cephalopoden und Crinoiden die genannten Zahlen weit übersteigen. Unter den Hunderttausenden von Individuen ragen freilich, was wissenschaftlichen Werth betrifft, einzelne Stücke hervor. Es sind Geschöpfe, die physisch schon mit Werkzeugen begabt sind, um über die Erde- und Wasserbewohner sich zu erheben und in die Lüfte zu steigen: Reptile mit Federn (Archaeopterix) und Vögel mit Flughäuten wie eine Fledermaus (Pterodactylus). Bei dem ersteren Geschöpf riefen die Gelehrten aus: halb Vogel, halb Echse! Wirbelsäule und Extremitäten sind die eines Sauriers, der Schwanz und die Finger aber mit den zartesten Federn besetzt, so zart wie die Federn des Paradiesvogels oder des Straußen. Auffällig genug ist nur, daß die Federn aus einer Haut wachsen, die unmittelbar auf den Knochen sitzt. Noch wunderlicher als der Archäopterix bleibt der Flugsaurier, denn an ihm fragt man mit Recht: ist das Wesen ein Vogel, eine Echse oder ein Säugethier? Für das Letztere spricht das Knochengerüste des Körpers, für den Vogel spricht Hals und Kopf, für die Echse sprechen 60 Zähne, die in dem Schnabel stecken. Man darf sich ob solcher Ungeheuerlichkeiten an einem Individuum nicht mehr wundern, wenn der rechtgläubige Bischof und Naturforscher Buckland das Geschöpf mit „Milton's bösem Geist" vergleicht, „zu jedem Dienst und Elemente passend". Wir sehen im Flugsaurier noch einen Zeugen aus jener wunderbaren Zeit, da die Natur die Geschöpfe der Luft, des Festlands und des Wassers noch nicht differenzirt hatte und die Charaktereigenthümlichkeiten der drei Thiergruppen noch nicht in einzelnen Geschlechtern vereinigt waren, die eben damit auf einer Blütezeit der Vollkommenheit stehen, welche später nie wieder erreicht wurde, also daß die ganze lebende Reptilwelt fast nur noch als ein entarteter und verkümmerter Rest alter Herrlichkeit erscheint.

In den Jurahöhlen. Von unserem Streifzuge durch die Thiergärten der Urwelt zurückgekehrt, statten wir noch einer der hundert Höhlen des Jura einen Besuch ab und wählen dazu am besten eine der Muggendorfer Höhlen, etwa die 1832 entdeckte Sophien- oder die Gailenreuther Höhle.

Die eine wie die andere besticht schon durch den Anblick der wunderlichen Tropfsteingebilde, die von der Decke der Höhle herab und vom Boden der Höhle zur Decke hinaufwachsen in Gestalten und Figuren, welche, begünstigt von den künstlichen Beleuchtungen der unterirdischen Räume, die Phantasie der Besucher lebhaft anregen.

Können wir die Tropfsteingebilde als Anziehungspunkt für das große Publikum betrachten, so liegt unter und hinter den Tropfsteinen das wissenschaftliche Material vorgeschichtlicher Jagdbeute uralter Menschenstämme, von

welchen keine Geschichte mehr meldet, welche kaum die Sage von Zwergen und Riesen andeutet, ein Material, das eben im letzten Jahrzehnt die anthropologische Wissenschaft vollauf beschäftigte. Man erblickt in diesen Resten von Knochen, Zähnen, Beinwerkzeugen und Feuersteinsplittern die Erzeugnisse urältester menschlicher Thätigkeit in deutschen Landen. Die Reste vom Höhlenbär, Riesenhirsch, Wisent, Elenthier und Renthier, die oft wahrhaft aufgehäuft den Höhlengrund füllen, sind die Abfälle der Mahlzeiten, die ausschließlich aus dem Fleisch und dem Mark der Knochen bestanden.



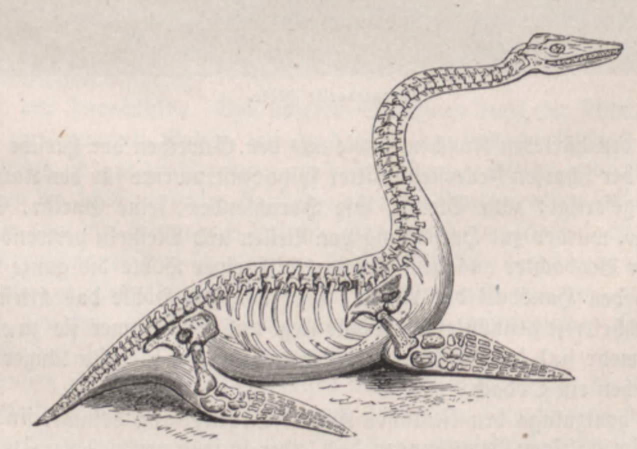
Muggendorfer Höhle.

Aus den härteren Knochen, sowie aus den Geweihen der Hirsche wurden mit Hülfe der scharfen Feuersteinsplitter spitze Instrumente für den Kampf und die Jagd gefertigt; zähe Steine, wie Hornblenden, feine Gneiße, Serpentine u. s. w. wurden zur Herstellung von Beilen und Meißeln verwendet. So erkennt der Beobachter aus dem Gesammtbild einer Höhle die ganze Lebensweise und den Haushalt der Alten. War doch die Höhle das älteste Haus der Menschheit; je geschützter die Höhle liegt und je bequemer sie zu erreichen ist, desto mehr sind die Höhlenreste darin gehäuft, d. h. desto länger bot sie den Menschen ein Obdach.

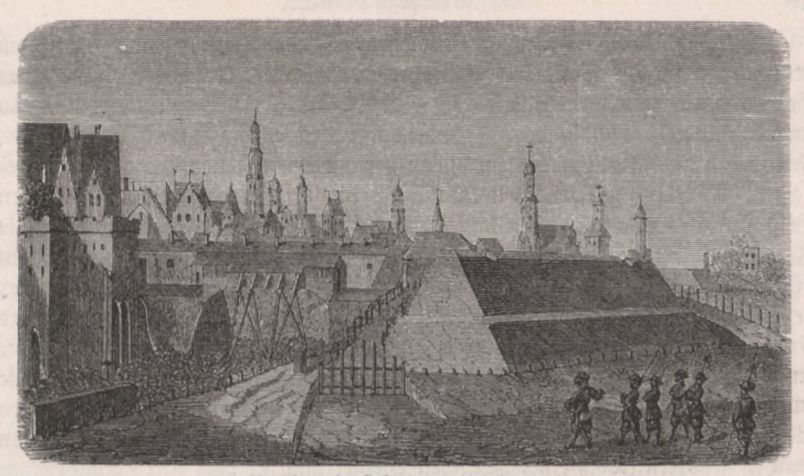
Wer heutzutage den lieblichen Kurort Streitberg besucht, findet dort durch die sorgfältigen Bemühungen des leider so früh verstorbenen Dr. Weber

restituirte Skelete von Höhlenbären, deren Knochen aus einer Anzahl Höhlen des Wiesentthales hervorgegangen sind und unter seiner sorgsamen Hand wieder Gestalt bekamen. Zugleich mit dem ausgestorbenen Höhlenbären lernen wir eine ganze Reihe gleichalteriger Bestien kennen, die somit als Genossen der Menschen anzusehen sind. Außer den bereits erwähnten gehört zu den interessantesten der nordische Elefant oder das Mammuththier, das heute noch mit Haut und Haaren im sibirischen Eis gefunden wird. Sein treuer Begleiter ist das Nashorn, zweihörnig und wollhaarig, das in der deutschen Sage als Einhorn nachtönt. Hierher gehören ferner der Urstier mit dem riesigen Gehörne, der Moschusochse, der längst auf die arktische Zone der westlichen Hemisphäre beschränkt ist, das wilde Pferd, dem Steppenpferd der Ukraine am ähnlichsten, die Höhlenkatze, ein Tigerthier von enormer Größe, wie gegenwärtig keine Katze mehr existirt, die Höhlenhyäne, der Vielfraß, der Eisfuchs und Brandfuchs, der Alpenhase, das Murmelthier — kurz, eine Gesellschaft, deren rein nordischer Charakter daran erinnert, daß das Klima jener Zeit einen andern Charakter trug als das heutige, und daß wir mit der Höhlenperiode der Menschheit zugleich in eine Zeit hinaufsteigen, welche gegenwärtig allgemein als die letzte Eiszeit Europa's oder die Gletscherzeit behandelt wird.

Als Zeugen der Urwelt stehen somit auch diese letzten Gebilde schöpferischer Naturkraft da, an welche der erste Mensch sich schon anreiht. Mit steingeschärfter Spitze, mit Keulen und Steinwaffen nahm dieser den Kampf auf mit seiner Thierwelt, die einen unters Joch beugend und sie zähmend, wie Ochse, Pferd und Hund, die andern tödtend, um mit ihrem Fleisch und Mark sein Dasein zu fristen. Aeonen früher aber, als die Fränkische Schweiz und der Jura noch bergetief im Ozean lagen, als weit und breit noch kein Festland sichtbar war zwischen dem Schwarzwald und dem Bayerischen Wald, tummelte sich im Jurameere die fröhliche Schaar der Seeungeheuer, deren Leichen im jurassischen Steinsarg als Zeugen der jurassischen Urwelt noch ältere Geschichten von der Mutter Erde erzählen als die Höhlen und der Höhlenschlamm.



Gerippe eines Plesiosaurus aus dem Liasschiefer in Franken.



Augsburg im siebzehnten Jahrhundert.

Aus Augsburgs Blütezeit.

Deutsche Patrizierhäuser. — Philippine Welser. — Kaiser Maximilian I. in Augsburg. — Kaiser Karl V. in Augsburg.

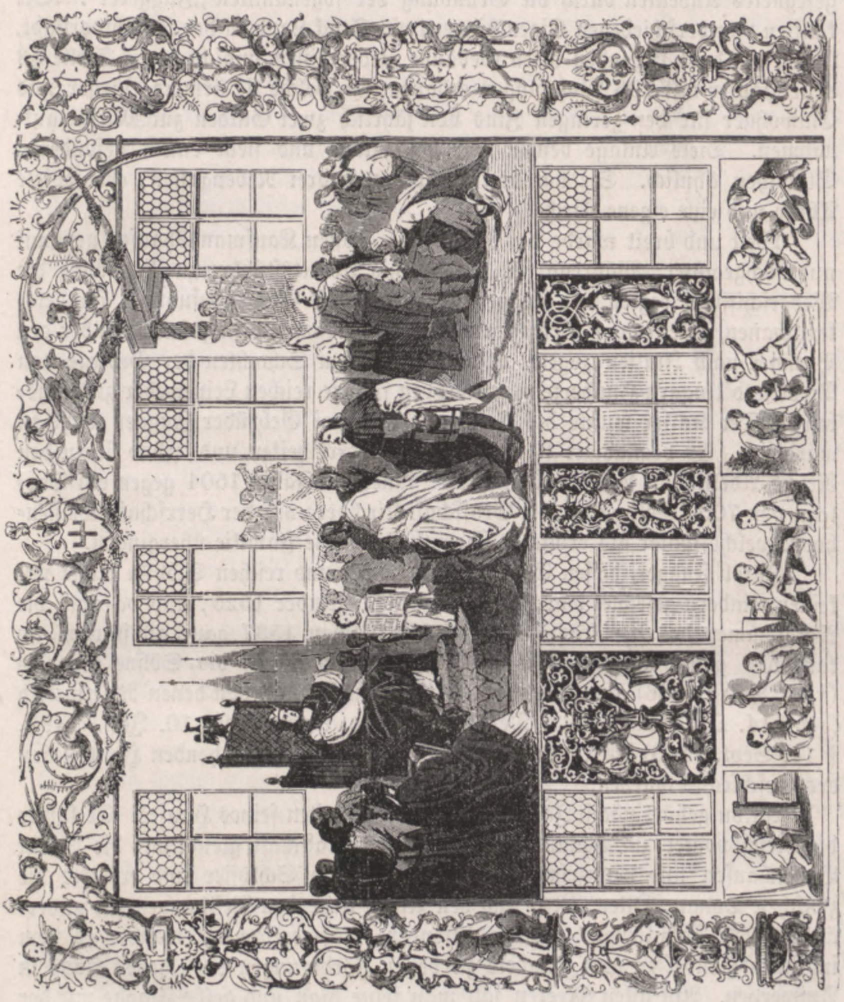
Deutsche Patrizierhäuser. Im Mittelpunkte der schwäbisch-bayerischen Hochfläche, an der Vereinigung des Lech mit der Wertach, liegt die eigentliche Hauptstadt Schwabens an der Stelle einer Kolonie, die einst die Römer nach Besiegung der Vindelicier gründeten und Augusta Vindelicorum tauften, das heutige Augsburg. An der Kreuzung mehrerer wichtiger Verkehrsstraßen nach dem Innern Deutschlands und nach Italien gelegen, schwang sich Augsburg während des Mittelalters zu einer Blüte empor, daß nur wenige Städte mit der sprüchwörtlich gewordenen „Augsburger Pracht" zu wetteifern vermochten. Die Bauart der Stadt läßt noch heute vielfach die lebhaften Wechselbeziehungen zwischen den süddeutschen und italienischen Städten, die zu jener Zeit stattfanden, erkennen. „Zu Anfang dieses Jahrhunderts" — schreibt Riehl — „sollen die Straßen der Stadt anzuschauen gewesen sein wie ein großes Bilderbuch, dessen Blätter die mit Fresken bedeckten Häuserwände waren. Jetzt nimmt sich dieses Buch freilich aus wie eine Fibel, die unter die Hände allzu bildungsbegieriger Kinder gerathen ist; die eine Hälfte der Blätter ist herausgerissen, die andere zerfetzt. Aber trotzdem kann man aus diesen zerstückten Blättern noch immer eine Bilderchronik des innern Volkslebens der alten Reichsstadt zusammensetzen, die klarer belehrt und anschaulicher als die meisten gedruckten Geschichtswerke. Ich selber habe Jahre lang die vielen Straßengemälde betrachtet und wieder betrachtet und Augsburgische Geschichten daraus gelernt, bevor mir irgend eine andere Chronik der Stadt in die Hände gekommen war."

Der Fremde lenkt in Augsburg seine Schritte häufig zuerst nach dem bekannten Gasthofe „Zu den drei Mohren". Die reich besetzte Weinkarte des Hauses nennt ihm die edelsten Weine des Südens neben solchen vom Rhein und der Mosel, und in dem Fremdenbuche liest er die Namen von Fürsten, Feldherren und Staatsmännern, die zu verschiedenen Zeiten hier Herberge gehalten. Noch aus neuester Zeit knüpft sich die Erinnerung an manchen hohen Besuch an das Hotel „Zu den drei Mohren." Hier fand im Frühjahr 1866 die Zusammenkunft deutscher Mittel- und Kleinstaatsminister statt, die sich gegen die preußisch-deutschen Einheitspläne verschworen; hier ging noch im Sommer desselben Jahres der Schatten des alten Bundestages um, als dieser selbst aus Frankfurt a. M. schon vor den preußischen Bajonneten geflüchtet war; hier wohnte ein Jahr später Napoleon III. mit seiner Gemahlin Eugenie auf seiner Reise zu der Begegnung mit dem Kaiser Franz Josef in Salzburg. Die berühmtesten Bewohner dieses und des angrenzenden, mit schönen Fresken geschmückten Hauses gehörten jedoch einer deutschen Bürgerfamilie, dem alten Augsburger Patriziergeschlecht der Fugger an, dessen Wirken durch viele Generationen uns den Beweis liefert, wie der Mensch es durch Arbeit und Thätigkeit bei hellem Geiste und rechtschaffenem Sinne zu Gütern und Ehren bringt.

Johannes Fugger, der Sohn eines Webermeisters zu Graben, einem Dorfe auf dem Lechfelde, etwa sechs Stunden von Augsburg, zog zur besseren Betreibung dieses Gewerbes im Jahre 1370 nach Augsburg und erwarb sich durch Verheirathung mit einer Bürgerstochter, Klara Widolf, das Bürgerrecht der Stadt. Nach und nach erweiterte er sein Webereigeschäft zu einem blühenden Leinewandhandel. Nach dem Tode seiner ersten Gattin heirathete er eines Rathsherrn Tochter, Elisabeth Gfattermann, die ihm zwei Söhne und vier Töchter schenkte. Sein ältester Sohn Andreas betrieb dasselbe Geschäft mit solchem Erfolge, daß er bald mit Recht der „reiche Fugger" genannt wurde; seine Linie, genannt Fugger vom Reh, erlosch indessen bereits im Jahre 1583. Der zweite Sohn von Johannes, Namens Jakob (der Aeltere), trieb ein selbständiges, weit ausgedehntes Handelsgeschäft; er war ein hochangesehener Bürger und Vorsteher der Weberzunft und ist der Begründer der noch blühenden Linie der Fugger von der Lilien († 14. März 1469).

Seine Söhne Ulrich, Georg und Jakob führten das Handelsgeschäft zu Augsburg, Nürnberg und Venedig und dehnten ihren Handel nicht blos über ganz Deutschland, sondern auch über Ungarn, Polen, Italien und die Niederlande aus. Sie kamen aus der Zunft in die Kaufmannsstube und wurden unter die Geschlechter aufgenommen. Jakob II., auch der Jüngere genannt, geb. 6. März 1459, der jüngste unter ihnen, der sich Anfangs dem geistlichen Berufe gewidmet hatte, dann aber um so thätigeren Antheil an den Geschäften nahm, trug insbesondere zur Erhöhung der Familie bei und erwarb sich infolge seiner außerordentlichen Geschäftskenntniß wie der unbestechlichen Rechtlichkeit und Biederkeit seines Charakters im In- und Auslande Ansehen und Vertrauen. Er übernahm ausgedehnte Bergwerke in Tirol, Kärnthen und Ungarn, welche jährlich 200,000 Goldgulden Reinertrag abwarfen, und gewann aus diesen solche Reichthümer, daß er dem Erzherzoge von Oesterreich, dem

Herrn Tirols, bedeutende Darlehne vorstrecken und sich das prächtige Schloß Fuggerau bei Schwaz im Unterinnthal erbauen konnte. Abgesehen von seiner außerordentlichen geschäftlichen und bürgerlichen Wirksamkeit, zeichnete sich Jakob Fugger auch als einsichtsvoller Staatsmann aus und übte im Dienste Kaiser Maximilian's I., als kaiserlicher Rath, einen weitgehenden politischen Einfluß.



Fresken am Fuggerhause.

Er war auch ein Gönner der Wissenschaften und Künste und ein Wohlthäter der Dürftigen, die von nah und fern bei ihm vorsprachen. Auch seine Brüder Ulrich (geb. 9. Dez. 1441) und Georg (geb. 10. Mai 1453) mehrten den Wohlstand und das Ansehen des Hauses. Ulrich betrieb unter vielen anderen Handelszweigen auch den Kunsthandel und führte Albrecht Dürer's Kunstwerke in Italien ein. Alle drei benutzten ihren Reichthum in großmüthigster Weise.

Als Kaiser Friedrich III. seinen Zug an den Rhein unternahm, um für seinen Sohn Maximilian die Hand und das Erbe Maria's von Burgund, der Tochter Karl's des Kühnen, zu erwerben, da waren es die Fugger, die den Kaiser und sein Gefolge mit Tuch und Seidenzeugen zu Festgewändern, außerdem auch mit Gold und Kleinodien versahen. In ihrer Vaterstadt stifteten sie sich ein gesegnetes Andenken durch die Gründung der sogenannten „Fuggerei". Sie kauften von verschiedenen Eigenthümern ein Stück Land in der Jakobivorstadt, ließen die dort stehenden alten Gebäude niederreißen und an deren Stelle 53 neue Häuser mit 106 Wohnungen erbauen, in welche sie ärmere Bürger und Einwohner für den geringen Zins von jährlich zwei Gulden zur Miethe aufnahmen. Diese Anlage besteht noch heutzutage und sieht einem besonderen Städtchen ähnlich. Sie hat drei Haupt- und drei Nebengassen, ebensoviele Thore und eine eigene Kirche.

Weit und breit wurde der Name des großen Kaufmannshauses genannt und hochgeachtet. Während sich auf dreißig Arbeitsstühlen zu Augsburg die Weberschifflein regten und Fugger'sche Flotten die Meere befuhren, Handelskarawanen, geleitet von Bewaffneten der weltbekannten Augsburger, über den Brenner nach Italien zogen, arbeiteten in den Schachten der Gebirge von Tirol und Ungarn Hunderte von Knappen für die reichen Leineweber zu Augsburg. Der Kaiser wußte die Verdienste der drei Gebrüder Fugger wohl zu würdigen. Er begnadigte sie mit besonderen Freiheiten und erhob sie in den Reichs-Adelstand. Auch verpfändete er ihnen im Jahre 1504 gegen ein Darlehn von 7000 Goldgulden die Grafschaft Kirchberg mit der Herrschaft Weißenhorn, welche später als erbliches Eigenthum an die Familie übergingen.

Jakob Fugger, dessen Ehe mit der schönen und reichen Sibylla Arzet mit keinen Kindern gesegnet war, starb am 30. Dezember 1525, und da auch die Nachkommen des Ulrich († 19. April 1510) schon 1537 ganz ausstarben, so kam das ganze ungeheure Vermögen der Fugger auf die Söhne Georg's († 14. März 1506) aus dessen Ehe mit Regina Imhof, von denen Raymund (geb. 14. Okt. 1489, † 3. Dez. 1535) und Anton (geb. 10. Jan. 1493, † 14. Sept. 1560) die Begründer der beiden noch jetzt blühenden Hauptlinien des Geschlechts wurden.

Anton gehört nächst Jakob zu den Berühmtesten seines Hauses. Er kaufte die Reichsvogtei zu Donauwörth, die einer Grafschaft gleichkam, die Stadt Babenhausen und neunzehn Flecken, Dörfer und Schlösser und erklärte die zwischen Donau, Iller, Lech und den Alpen liegenden Besitzungen für unveräußerliches Familiengut. Seine besondere Aufmerksamkeit wandte er dem indischen Handel zu und gründete zu dessen Förderungen ein eigenes Haus in Antwerpen. Auf allen Meeren sah man seine blau und gelbe Flagge mit der getheilten Lilie, und der Reichthum der Fugger war so groß, daß der Verlust einer Flotte von 20 Schiffen auf den Gewässern der Ostsee ihn nicht im Geringsten zu erschüttern vermochte. Anton durfte sich in ganz besonderem Grade des Wohlwollens Kaiser Karl's V. erfreuen, der ihn und seinen Bruder Raymund in den Grafen- und Pannerstand erhob, ihnen einen Sitz am Reichstage auf der schwäbischen Grafenbank verlieh und sie damit unter die Reichsstände

aufnahm (1530). Hierdurch erhielten sie auch die hohe und niedere Gerichtsbarkeit auf allen ihren Gütern, das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln, sich nach ihren Gütern zu benennen u. s. w. Auch sollten sie von des Rathes und der städtischen Aemter Gerichtszwang frei sein und von der Stadt Augsburg in bürgerlichen wie peinlichen Rechtssachen vor Niemand anders als vor Kaiserlicher Majestät selbst, noch vor irgend welche fremde Gerichte gezogen werden dürfen. Endlich verlieh ihnen der Kaiser auch das Recht, goldene und silberne Münzen zu schlagen.

Während des Reichstages 1530 wohnte Kaiser Karl längere Zeit in des Anton Fugger Behausung am Weinmarkt, deren überaus prachtvolle Einrichtung seine Begleiter aus Spanien und den Niederlanden in Staunen versetzte. Aber nicht blos das Haus, sondern auch der Säckel des Fugger stand dem Kaiser offen, und zu seinem Zuge wider die Seeräuber nach Tunis versah er ihn mit bedeutenden Vorschüssen. Es wird erzählt, als Karl V. nach diesem Zuge wieder bei Anton Fugger als Gastfreund eingekehrt sei und sorgenvoll seiner vielen drückenden Schulden gedacht habe, die einzulösen ihm unmöglich sei, da habe Jener die kaiserliche Schuldverschreibung vor des Kaisers Augen dem lustig auflodernden Kaminfeuer übergeben. Unter solchen Umständen war Kaiser Karl, als er nach seiner Versöhnung mit Franz I. den königlichen Schatz zu Paris besah, wohl berechtigt zu dem Ausspruch: „In Augsburg wohnt ein Leineweber, der dies Alles mit eigenem Golde bezahlen kann.“ Anton hinterließ ein Vermögen von sechs Millionen Goldkronen, außerdem Kostbarkeiten, Juwelen und Güter in vielen Ländern Europa's und den beiden Indien.

Von den Söhnen Anton's wurde Graf Markus von Fugger (geb. 14. Febr. 1529, † 18. Juni 1597) Rath bei Rudolf II. und Stadtpfleger von Augsburg. Er besaß ein großes Gestüt in Ungarn, später am Fuße der Algäuer Alpen, und verfaßte das für jene Zeit beste Buch über Pferdezucht („Wie und wo man ein Gestüt von gutten edeln Kriegsrossen auffrichten u. s. w. soll“, Augsburg 1578). Um uns den Eindruck zu vergegenwärtigen, welchen die Pracht und der Reichthum der Fuggerhäuser auf zeitgenössische Edelleute aus ärmerer Landschaft machte, theilen wir hier den Bericht eines schlesischen Edelmannes, Hans von Schweinichen mit, der als Haushofmeister des lüderlichen Herzogs Heinrich's XI. von Liegnitz diesen bei einem Besuche im Hause des Herrn Markus Fugger im Jahre 1575 begleitete. Er erzählt darüber Folgendes:

„Es lud Herr Marx Fugger Se. Fürstlichen Gnaden einst zu Gaste. Ein dergleichen Banket ist mir sobald nicht vorgekommen, daß auch der römische Kaiser nicht besser traktiren könnte; es war dabei überschwängliche Pracht. Das Mahl war in einem Saal zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf dem Eise ging. Es war ein Kredenztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Trinkgeschirren besetzt und mit merkwürdigen schönen venetianischen Gläsern, er sollte, wie man sagt, weit über eine Tonne Goldes werth sein. Ich wartete Sr. Fürstlichen Gnaden beim Trinken auf. Nun gab Herr Fugger Sr. Fürstlichen Gnaden einen Willkommen, ein künstlich gemachtes Schiff vom schönsten venetianischen Glas; wie ich es vom Schenktisch nehme

und über den Saal gehe, gleite ich in meinen neuen Schuhen, falle mitten im Saale auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals; das neue roth-damastene Kleid, welches ich anhatte, ging mir zu Schanden, aber auch das schöne Schiff zerbrach in viele Stücke. Obgleich nun bei männiglich ein groß Gelächter war, wurde ich doch berichtet, daß der Herr Fugger unter der Hand gesagt, er wollte lieber hundert Gulden als das Schiff verloren haben. Es geschah aber ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegessen noch getrunken. Als ich aber später einen Rausch bekam, stand ich fester und fiel nachher kein einziges Mal, auch im Tanze nicht. Dabei waren die Herren und wir Alle lustig. Der Herr Fugger führte Se. Fürstlichen Gnaden im Hause spazieren, einem gewaltig großen Hause, so daß der Römische Kaiser auf dem Reichstage mit seinem ganzen Hofe darin Raum gehabt hat. Herr Fugger hat in einem Thürmlein Sr. Fürstlichen Gnaden einen Schatz von Ketten, Kleinodien und Edelsteinen gewiesen, auch von seltsamer Münze und Stücken Goldes, die köpfegroß waren, so daß er selbst sagte, es wäre über eine Million Gold werth. Danach schloß er einen Kasten auf, der lag bis zum Rand voll von lauter Dukaten und Kronen. Die gab er auf zweimalhunderttausend Gulden an, welche er dem König von Spanien durch Wechsel übermacht hatte. Darauf führte er Se. Fürstliche Gnaden auf dasselbe Thürmlein, welches von der Spitze an bis zur Hälfte hinunter mit lauter guten Thalern gedeckt war. Er sagte, es wären ungefähr siebzehntausend Thaler. Dadurch erwies er Sr. Fürstlichen Gnaden große Ehre und daneben auch seine Macht und sein Vermögen. Man sagt, daß der Herr Fugger soviel hätte, ein Kaiserthum zu bezahlen. Er verehrte mir wegen des Falles einen schönen Groschen, der ungefähr neun Gramm schwer war. Fürstliche Gnaden versahen sich auch eines guten Geschenks, aber damals bekamen Sie nichts als einen guten Rausch. Grade damals versagte der Fugger einem Grafen seine Tochter, und man erzählte, daß er ihr außer dem Schmuck zweimalhunderttausend Thaler mitgäbe.

„Da bei Sr. Fürstlichen Gnaden wenig Geld vorhanden war, schickte mich mein Herr zu Herrn Fugger, viertausend Thaler von ihm zu leihen. Er schlug aber solches gänzlich ab und entschuldigte sich ganz höflich. Am andern Tag aber schickte er seinen Hofmeister zu mir, ihn bei meinem Herrn anzusagen. Da ließ er Sr. Fürstlichen Gnaden zweihundert Kronen und einen schönen Becher von achtzig Thaler Werth, dazu ein schönes Roß mit schwarzsammtner Decke verehren.“ — —

Die Söhne Anton's mehrten den Glanz ihres Hauses durch Verbindungen mit verschiedenen Geschlechtern Süddeutschlands, wie mit den Freiherren von Wolkenstein, den Grafen von Helfenstein und den Freiherren von Rechberg. Kunstsinn und Pflege der Wissenschaften blieben der Fugger'schen Familie eigen. Als treue Anhänger des katholischen Glaubens verwendeten die Fugger auch bedeutende Summen auf religiöse Stiftungen, so auf den Bau eines Jesuitenkollegs zu Augsburg. Einige zeichneten sich in des Kaisers Kriegs- und Civildiensten aus und schwangen sich zu hohen Ehrenstellen empor. Die in Augsburg ansässigen Mitglieder der Familie setzten noch bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts das ererbte Handelsgeschäft fort und entsagten demselben erst,

als für Augsburg, wie für ganz Deutschland, die Zeit eines langen Verfalls in seinen Handelsbeziehungen eintrat. Sie widmeten sich seitdem vorzugsweise der Verwaltung ihrer ausgedehnten Herrschaften; doch fehlte es ihnen auch nicht an Gelegenheit, sich in Kriegs- und Staatsdiensten hervorzuthun. Graf Anselm Maria Fugger (geb. 1. Juli 1766, † 22. Nov. 1822) wurde von dem Kaiser Franz II. für sich und seine Nachkommenschaft nach dem Erstgeburtsrecht in den Reichsfürstenstand erhoben (1. August 1803).



Anton Fugger verbrennt den Schuldschein Kaiser Karl's V. (vergl. S. 81).

Heute steht das ehemalige Reichsfürstenthum Babenhausen, bestehend aus den Herrschaften Babenhausen, Boos und Kettershausen unter der Oberhoheit der Krone Bayern, und der Enkel des ersten Fürsten, Fürst Leopold Fugger-Babenhausen (geb. 4. Oktober 1827), bekleidet die Würde eines erblichen Reichsraths und Kron-Oberstmarschalls des Königreichs Bayern. Von dem gräflichen Hause Fugger blühen noch die Linien Fugger-Kirchberg-Weißenhorn mit dem Wohnsitze zu Schloß Kirchberg bei Neu-Ulm, Fugger-Glött auf Glött bei Dillingen und Fugger-Kirchheim auf Schloß Kirchheim an der Mindel.

Das Haus, in dem einst Graf Anton Kaiser Karl V. bewirthete, ist das gegenwärtige Hotel „Zu den drei Mohren", und das Zimmer, in dem er den kaiserlichen Schuldschein dem Kaminfeuer preisgab, ist noch in seiner damaligen Einrichtung erhalten. Nachdem ein Brand im Jahre 1723 einen Theil des Gebäudes in Asche gelegt, verkaufte Graf Max Joseph diesen Theil der Fuggerhäuser an Andreas Wahl, der hier ein Gasthaus von europäischem Rufe gründete. Das eigentliche Fuggerhaus ließ Fürst Leopold in den Jahren 1860—63 durch den Augsburger Geschichtsmaler Wagner mit prächtigen Fresken verzieren, welche uns die Hauptmomente aus der Geschichte Augsburgs, die mit derjenigen der Fugger'schen Familie so eng zusammenhängt, vergegenwärtigen. Sie zeigen uns die Begründung der reichsstädtischen Freiheit Augsburgs unter Rudolf von Habsburg (1276); ferner König Ludwig den Bayern, wie er sich in seinem Streit mit Friedrich dem Schönen in den Schutz Augsburgs begiebt (1315), die Hofhaltung Kaiser Maximilian's I. in Augsburg (um 1500), die Stiftung der Fuggerei (1519) und endlich Karl V., wie er nach dem Schmalkaldischen Kriege eine Abordung von Bürgern, an ihrer Spitze Anton Fugger, empfängt, die ihn um Schonung für die Stadt bitten (1546) Nicht weit vom Fuggerhause, in der Philippine Welser-Straße, sehen wir das Standbild Jakob Fugger's, das König Ludwig I. hier (1858) errichten ließ, nach Brugger's Modell in Erz gegossen von Miller. —

Noch ein anderes Patriziergeschlecht ging aus Augsburg hervor, welches den Fuggern an Reichthum und Einfluß beinahe gleichkam. Sein Name wird in der Chronik von Augsburg zum ersten Male im Jahre 1074 erwähnt, in welchem der Augsburgische Hauptmann Octavian Welser mit dem Tode abging. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war ein Nachkomme jenes Octavian, Bartholomäus Welser, Burgemeister der Stadt, und gegen Ausgang desselben Jahrhunderts waren die Welser das erste Handels- und Bankhaus von Augsburg, bis sie im Laufe des 16. Jahrhunderts von den Fuggern überholt wurden. Sie standen damals in allen Handelszweigen Augsburgs obenan, hatten ihre Schiffe auf dem Mittelmeere, dem Rhein und den deutschen Meeren, Niederlassungen in Wien, Venedig, Marseille und Lyon, Brügge und Antwerpen.

Auch die Welser gehörten zu den ersten Banquiers und Gläubigern der Kaiserlichen Krone und hatten sich insbesondere Karl V. verpflichtet, welchem ein anderer Bartholomäus Welser im Verein mit den Fuggern und anderen Augsburgischen Häusern 12,000 Tonnen Goldes (gleich 7,200,000 Mark unsern Geldes) vorgestreckt hatten. Dieses Schuldverhältniß benutzten die Welser zur Ausführung eines großartigen Unternehmens. Sie ließen sich vom Kaiser (1528) als Pfand auf jene Schuld einen Landstrich an der Nordostküste von Südamerika, der sich vom Cap de la Vela bis zum Cap de la Marcapa über zweihundert Meilen weit erstreckte, verschreiben, welchen sie unterwerfen und durch einen eigenen Statthalter — Adelantado — regieren sollten. Ein kaiserlicher Freibrief sprach ihnen vier Prozent von allem Gewinn, dabei Zollfreiheit für alle Lebensmittel zu eigenem Gebrauch und 12 Quadratmeilen des unterworfenen Landes als Eigenthum zu. Auch sollten sie alle Indianer, die sich ihren Befehlen nicht fügten, zu Sklaven machen dürfen.

Nun ließen Bartholomäus Welser und seine Brüder durch ihre Geschäftsträger in Sevilla vier Schiffe zur Ausfahrt rüsten, bemannten sie mit 400 deutschen und spanischen Fußknechten, 80 Reitern, 20 Konstablern, 50 deutschen Bergleuten zur Ausnutzung der Gold- und Silberbergwerke, und einigen Dominikanern zur Bekehrung der Eingeborenen und übertrugen ihrem bisherigen Geschäftsträger in Spanien, Ambrosius Alfinger von Ulm, die Führung der Flottille und die Statthalterschaft in dem fernen Lande.



Welser'scher Kaufladen in Augsburg.

So sehen wir denn jetzt auch deutsche Eroberer in dem Lande, welche die kühnen Seefahrer der Spanier und Portugiesen der Welt erschlossen hatten. Aber auch sie wurden von der dort herrschenden Habsucht und Goldgier ergriffen und ließen sich durch dieselbe zu abenteuerlichen und verderblichen Zügen in das Innere des Landes verlocken, um das gepriesene Goldland aufzusuchen, wobei sie nur ihren selbstsüchtigen Interessen dienten und ihre Namen gleich ihren Vorgängern durch die unter den Eingeborenen verübten Erpressungen und Grausamkeiten befleckten.

Alfinger erreichte glücklich Coro, einen schon von dem früheren spanischen Statthalter Juan de Ampues angelegten Küstenplatz, erbaute an seiner Stelle eine feste Stadt auf Felsen im Meere und nannte sie wegen der Aehnlichkeit ihrer Lage und Bauweise mit Venedig Venezuela, d. i. Klein-Venedig. Auf einem Zuge in das Innere drang er bis in das damals noch unbekannte Neu-Granada, ward aber in einem blutigen Treffen mit den Indianern durch einen vergifteten Pfeil am Halse verwundet, mußte umkehren und starb bald nach seiner Rückkehr in Coro (1531).

Da während dieser Züge Alfinger's die Geschäftsträger der Welser in Sevilla keine Nachricht von ihm erhielten, so sandten sie ihm den Klaus Federmann von Ulm und Hans Seißenhofer nach. Auch diese unternahmen kühne Streifzüge in das Land hinein. Federmann, der als ein tapferer Führer und „geschickter Gesell" anerkannt ward, sich aber durch Habsucht, Willkür und Grausamkeit bei Christen und Indianern verhaßt machte, kehrte 1532 über Spanien nach Deutschland zurück mit einem Goldvorrath im Belaufe von etwa 70,000 Dukaten, langte glücklich bei den Welsern in Augsburg an und schrieb hier seine „Indianische Historia" nieder, die im Jahre 1557 zu Hagenau gedruckt wurde. Später (1535) erschien Federmann noch einmal in Venezuela und kreuzte sich auf seinen Zügen durch Neu-Granada mit den spanischen Eroberern.

Auch Alfinger's Nachfolger, Georg Hohermuth von Speyer, gewöhnlich Georg von Speyer genannt, trat mit einem Zuge von 300 Mann und 100 Reitern, dem sich unter Anderen Philipp von Hutten und Franz Lebzelter von Ulm anschlossen, von Venezuela aus eine Entdeckungsreise nach dem gesuchten Goldlande an (1535), kehrte aber erst nach dreijährigem Herumziehen unter Kämpfen und Leiden aller Art und nachdem man ihn schon für verloren gehalten, mit wenigen Mannschaften und Reitern nach Coro zurück. Von den großen Beschwerden, die sie unterwegs ausgestanden, entwirft Philipp von Hutten in seiner „Zeitung aus India" und in einer besonderen „Historia" eine ausführliche Schilderung. Es heißt darin: „Gott allein und die gemeinen Leute, so es versucht haben, wissen, was Noth und Elend, Hunger, Durst, Mühe und Arbeit die armen Christen in diesen drei Jahren erlitten haben, und ist zu verwundern, daß es menschliche Körper so lange haben ertragen können. Ist ein Grauen, was Ungeziefers oder Schlangen, Kröten, Eidechsen, Ottern, Kraut und Wurzeln auf diesem Zug gessen worden, auch etliche wider die Natur Menschenfleisch, gefallene Pferde und Hunde, so daß von diesem bösen, unkräftigen, unnatürlichen Essen, auch von der großen Arbeit, in Regen und Wind Liegen die Christen verschmachtet und ausgedorrt waren."

Georg von Speyer, nach dem Zeugnisse Aller ein Mann von außerordentlicher Tapferkeit und Ausdauer, starb in St. Domingo (12. Dez. 1540), als er im Begriffe stand, eine neue Entdeckungsreise zu rüsten. Der Bischof von St. Domingo übertrug Philipp von Hutten die Statthalterschaft und Führung der neuen Expedition. Der König bestätigte diese Wahl, und der von den Welsern abgesandte jüngere Bartholomäus Welser trat sogleich nach seiner

Ankunft als Locotenente bei Philipp ein, der im Juni 1541 seinen Zug antrat aber schon im Gebirge seine sämmtlichen Pferde bis auf acht verlor, woran das ganze Unternehmen scheiterte. Auf die falsche Nachricht von Hutten's Tode ernannte die spanische Behörde den Juan de Carvajal ohne Wissen des Königs und der Welser zum Statthalter. Als Philipp von Hutten bei seinem Rückzuge auf Juan de Carvajal stieß, kamen Beide hart aneinander. Carvajal forderte von Jenem, daß er an ihn die Statthalterschaft abtreten solle; Hutten und Welser erklärten jedoch, nur dem Könige und den Welsern Verantwortung schuldig zu sein, und schwangen sich zu Rosse, um davon zu reiten; aber Carvajal setzte ihnen nach, um sie gefangen zu nehmen. Da warf der Welser sein Roß herum und versetzte dem schlimmen Feinde drei Lanzenstöße, worauf dieser die Flucht ergriff. Jetzt bot ihnen Carvajal zum Schein die Versöhnung an, ließ sie jedoch insgeheim verfolgen, im Schlafe überfallen, ihrer Schätze berauben und nebst zwei vornehmen Spaniern, die treu zu ihnen gehalten, enthaupten.

Zwar büßte auch Carvajal für seine Gewaltthat mit dem Strange, aber schon bald darauf entstanden neue Verwickelungen zwischen den Spaniern und Deutschen, infolge deren die Welser durch einen Schiedspruch des indischen Gerichtshofes aller Rechte auf Venezuela verlustig wurden.

Aber auch nachdem ihnen die Goldbergwerke in der Neuen Welt verschlossen waren, blieben die Welser ein vornehmes und reiches Geschlecht, welches noch heute in den beiden Linien der Welser von Neuenhof (in den Freiherrnstand erhoben 1567) und der Welser von Zinnenberg (in den Freiherrnstand erhoben 1713) in Bayern fortblüht.

Philippine Welser. Wer möchte Augsburg betreten, ohne zweier edlen Frauen zu gedenken, die dort geboren sind, der unglücklichen Agnes Bernauerin, deren rührendes Schicksal wir oben erzählt haben, und der frommen und tugendhaften Philippine Welser, von deren Liebreiz die Dichter singen.

Sie war von guten Sitten
Und fromm und klug dabei;
Man hätte drauf geschworen,
Daß sie von Ahnen sei;
Hatt' einen Hals wie Schnee so rein,
Man sah's, wenn durch die Adern
Ihr floß der rothe Wein.

Bei einem Reichstage zu Augsburg 1547 geschah es, daß der damals neunzehnjährige Erzherzog Ferdinand, der zweite Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinand I. und Neffe Karl's V., die eben erblühte Jungfrau kennen lernte und sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühlte, so „daß er schier nichts that, denn daß er auf dem alten Heumerkt vor des Welsers Haus ab und zu ritte oder sunst, da denn die Jungfrau des großen Eifers wol einsichtig ward und ganz gern und mit Freuden." Das währte wol ein Jahr hindurch; als dieses aber vorüber und der Erzherzog abgereist war, meinte die Jungfrau nicht anders, als daß Alles nur ein freundlicher Traum gewesen sei. Als aber wieder ein Jahr vergangen, da kehrte der Erzherzog zurück und warb in

allen Züchten und Ehren um ihre Hand, „was ihme bei all geständiger Lieb und heftiger Geneigtheit allso leicht nit ward, da die edle Jungfrau, des großen Standsunterscheids und etwan erfolgenden väterlich kaiserlichen Zorens wegen ihre mächtigen Bedenken hätt.“ Endlich willigte sie jedoch ein, und die Ehe ward in aller Stille vollzogen. Weder sein Vater noch sein Oheim Karl V. wußten etwas davon, sie hätten auch wol nimmer die Ehe zugegeben. In seinem Schlosse zu Pürglitz in Böhmen verlebte Ferdinand mit seiner Gemahlin wonnige Tage stillen häuslichen Glückes. Alle, die Philippine kennen lernten, waren von ihrem Verstand, ihrer Herzensgüte und Leutseligkeit bezaubert, Nur daß der Segen des Vaters ihres Gemahls ihrer Ehe fehlte, trübte ihr Glück. Endlich, nach acht Jahren, wagte Philippine einen entscheidenden Schritt. Sie reiste nach Prag an den Hof des soeben erwählten Kaisers Ferdinand, warf sich ihm ungekannt zu Füßen, vertraute ihm, ohne Namen zu nennen, ihr ganzes Glück, ihre Liebe und ihren Kummer an und flehte um seinen Beistand. Bezaubert von ihrer Anmuth nnd gerührt von der Darstellung ihres Schicksals, versprach der Kaiser ihr seine Fürsprache bei dem hartherzigen Schwiegervater. Nun erst gestand Philippine Alles. Der Kaiser war überrascht, mochte aber das gegebene Wort nicht zurücknehmen und sein Zorn war durch ihren Liebreiz entwaffnet. Er nahm sie huldreich auf und ertheilte ihrer Verbindung mit Ferdinand den so lange verweigerten väterlichen Segen. Noch aber sollte Alles geheim gehalten werden, und der Erzherzog und Philippine mußten versprechen, ihr Leben lang, Niemand, der nicht schon darum wußte, mit Worten oder Werken, durch sich selbst oder Andere ihre Verbindung zu offenbaren. Philippine ward zur Markgräfin von Burgau erhoben, und nach ihr erhielten beide Söhne, Karl und Andreas, den Namen Markgrafen von Burgau. Erst zwölf Jahre nach dem Tode des Kaisers Ferdinand († 1564) entband der Papst den Erzherzog von seinem Eide und gestattete ihm, seine Ehe mit der Welserin öffentlich bekannt zu machen. Dreißig Jahre dauerte die glückliche Ehe. Philippine starb zuerst, am 24. April 1580, Ferdinand fünfzehn Jahre nach ihr. In der silbernen Kapelle der Franziskanerkirche zu Innsbruck befindet sich das Grabmal der Philippine in weißem Marmor, nahe bei dem prachtvolleren ihres Gemahls. Die einfache Inschrift lautet: „Ferdinand, von G. G. Erzherzog von Oesterreich u. s. w., seiner vielgeliebten Gattin Philippine.“

Kaiser Maximilian I. in Augsburg. Durch den belebenden Einfluß der großen Welthandelshäuser erhob sich Augsburg während des 15. u. 16. Jahrhunderts zu einem Reichthum und einer Pracht, durch die es in gleichen Rang mit den ersten Städten der Hansa trat. Kaiser Maximilian I. (1493—1519) war der Stadt nicht blos mit besonderer Gnade zugethan, sondern erschien auch des Oefteren in ihren Mauern, verlieh ihr bedeutsame Freiheiten und bedachte viele ihrer Bürger in großmüthiger Weise mit Wohlthaten, so daß seine Feinde ihn spöttisch den „Burgemeister von Augsburg“ nannten.

Es begreift sich leicht, daß die schwäbische Reichsstadt ihm so nahe am Herzen lag. Schon ihre äußere Physiognomie mußte das Wohlgefallen des heiteren, lebenslustigen Herren erregen.



Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand.

Damals zeigten die Häuserwände noch den Schmuck der Fresken, mit denen anerkannte Meister — wie Albrecht Altdorfer, Hans Burgkmair, Hans Rottenhammer, Matthäus Kager, Antonio Ponzano und Julius Licinius — sie bedeckt hatten, und diese Gemälde athmeten so

unmittelbar den Geist der derben, genußliebenden und fröhlich sinnlichen Zeit, daß sie gleichsam wie Illustrationen zu dem Wahlspruche eines der Fugger schienen, welcher lautete:

„Nichts angenehmer's ist doch auf der Erd'
Als eine schöne Dama und ein schönes Pferd.“

Bald waren es biblische, bald mythologische Gegenstände, welche sie darstellten, bald das bürgerliche Berufsleben, bald Turniere und Rennen; hier ein Bachuszug, dort ein Augsburgischer Geschlechtertanz; ja selbst das Straßenleben der Augsburger in den vier Jahreszeiten hatte einer der Maler auf diese Weise veranschaulicht. Und bei dieser Gelegenheit mag denn auch beiläufig erwähnt sein, daß Augsburg bereits im 14. Jahrhundert mit der Pflasterung fast allen deutschen Städten vorangegangen war und seine Straßenpflasterer weithin ins Reich verschrieben wurden.

Noch mehr fühlte sich der für alles Schöne in den Künsten und der Wissenschaft so empfängliche Kaiser von dem reichen Geistesleben angezogen, durch das sich damals Augsburg hervorthat. Maximilian hatte einen aufrichtigen Freund in dem Augsburger Humanisten und Alterthumsforscher Konrad Peutinger (geb. 14. Okt. 1465, † 28. Dez. 1547). Derselbe hatte seine Schule in Italien gemacht, war nachher in die Dienste seiner Vaterstadt und darauf in diejenigen des Kaisers Maximilian getreten, der ihm den damals seltenen Titel eines kaiserlichen Raths verlieh. Sein Haus in Augsburg war ein Mittelpunkt für den Verkehr angesehener Humanisten. Hier hatte er große Schätze von Büchern, Handschriften, Münzen und andern Alterthümern aufgespeichert; in seiner Sammlung befand sich unter anderen die bekannte „Peutinger'sche Tafel“ (Tabula Peutingeriana), die älteste Karte des Weströmischen Reiches (jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien). Peutinger wurde nicht nur der Rathgeber des Kaisers in politischen und diplomatischen Angelegenheiten, sondern auch sein Vermittler für künstlerische und geschichtliche Liebhabereien. Hatte Maximilian Aufträge an die Waffenschmiede, Goldarbeiter, Holzschneider und Drucker Augsburgs, so war es meistens Peutinger, der dieselben besorgte. In Augsburg ließ der Kaiser ja seine berühmten, kostbaren Rüstungen schlagen, hier auch seinen „Weißkunig“ und „Teuerdank“ durch Burgkmair, Hans Schäufelin und Hans Sebald, Schüler Albrecht Dürer's, mit Holzschnitten ausstatten; in Augsburg wurden seine Ausschreibungen an das Reich gedruckt und in Augsburg endlich nach seinem eigenen Plan unter Peutinger's Leitung des Kaisers Grabdenkmal für Innsbruck begonnen. Häufig hatte er auch dabei die schwierige Aufgabe, Geld zu schaffen und die ungeduldigen Gläubiger zu beschwichtigen.

Im Mai des Jahres 1496 stattete Maximilian als deutscher König der alten Reichsstadt seinen ersten Besuch ab. In seiner Begleitung befanden sich viele Fürsten des Reichs, und einige Tage später traf auch sein Sohn Philipp in Augsburg ein. Sogleich nach Maximilians Ankunft huldigten ihm Rath und Bürgerschaft; dem Prinzen Philipp zu Ehren aber wurden von den Geschlechtern unterschiedliche Turniere, Tänze und andere Lustbarkeiten veranstaltet. Am Abend des St. Johannistages ließ Prinz Philipp auf dem Frohnhof

einen 95 Fuß hohen Scheiterhaufen aufrichten und dahin alle Geschlechters-Frauen und -Jungfrauen einladen. Als sie erschienen waren, forderte er eine schöne Geschlechterstochter, Susanna Neidhartin von Ulm, zum Tanze auf, hieß sie mit einer Fackel das Sonnwendfeuer anzünden und tanzte mit ihr unter Trompeten- und Paukenschall um den brennenden Scheiterhaufen, worauf die übrigen Paare ein Gleiches thaten.

Daß Max bei den Geschlechtertänzen blos den Zuschauer gemacht hätte, dafür war er ein zu großer Verehrer des weiblichen Geschlechts, ein zu lebenslustiger und liebenswürdiger Herr. Er verstand es auch trefflich, mit Leuten aller Art, mit Fürsten und Rathsherren, mit Bürgern und Landsknechten zu verkehren, und galt den Augsburgern als ein gar freundlicher, leutseliger und gnädiger Fürst. Am 21. Februar 1510 kam Kaiser Maxmilian mit vier Kurfürsten, siebenunddreißig Fürsten, vielen Grafen, Prälaten und reichsstädtischen Beamten nach Augsburg, um hier einen Reichstag zu halten, der ihm Mannschaft und Geld zum Kriege gegen die Republik Venedig verwilligen sollte, was er dieses Mal auch ausnahmsweise that. Damals ward er von den Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und Sachsen, von zwölf Bischöfen und den beiden Burgemeistern Hieronymus Welser und Ulrich Arzt auf dem Felde außerhalb der Stadt eingeholt und hielt dann mit einem Geleite von fünfhundert roth gekleideten Reitern seinen Einzug in die Stadt, wo er in der bischöflichen Pfalz sein Hoflager hielt. Einige Tage darauf ritt er nach Dillingen, und nach seiner Rückkehr von dort ward er mit einer Reihe von Gastereien, Maskeraden, Tänzen und Rennspielen geehrt. So hielt er am 15. Mai mit dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen in Gegenwart der übrigen Kurfürsten und Fürsten auf dem Weinmarkt ein Scharfrennen, bei welchem Beide so ritterlich stachen, daß der Dank Keinem zugesprochen werden konnte. Zum Umritt erschien der Kaiser in einem rothen, mit Perlen und Edelsteinen übersäeten Waffenrocke und trug auf dem Haupte einen Helm mit dem zweiköpfigen Adler und einer Krone; sein Roß war mit einer rothseidenen, perlengestickten Decke bekleidet. Der Kurfürst aber war mit schwarz und gelbem Damast angethan und führte auf dem Helme den grünen Rautenkranz. Beim Rennen selber trug der Kaiser und sein Roß roth und weißen Damast, und den Helm des Kaisers zierte ein prächtiger Pfauenfederbusch. Seine Rüstung ward auf 200,000 Gulden geschätzt. Nach Beendigung des Rennens speiste der Kaiser in Jakob Fugger's Hause, und von da begab er sich auf das Tanzhaus zu einem Geschlechtertanz.

Es war damals Sitte, daß die Frauen und Jungfrauen Augsburgs bei solchen Festlichkeiten Schleier trugen, welche fast das ganze Gesicht verbargen. Das gefiel dem Kaiser nicht, weil er gern in ein schönes Antlitz schaute; deshalb ließ er ihnen durch seinen Vertrauten, den Kardinal Matthäus Lang, den Wunsch aussprechen, sie möchten die Schleier ablegen und beim Tanze mit unverhülltem Antlitz erscheinen. Wie schmeichelhaft nun auch dieser Wunsch des kaiserlichen Herrn den schönen Augsburgerinnen ohne Zweifel war, so strenge ward doch auf Sitte und Herkommen gehalten; sie traten denn sofort in Gegenwart der regierenden Burgemeister in Berathung. Was da von ihnen

für und wider gesprochen ward, hat leider Niemand für die Nachwelt aufgezeichnet; schließlich aber ersuchten sie den Stadtschreiber Peutinger, dem Kaiser in ihrem Namen zu antworten, daß sie bereit wären, seinem Wunsche nachzukommen. Auf des Kaisers Verlangen geschah es auch, daß die Frauen je zwei und zwei ohne Herren einen Reigen tanzten.

Im August des Jahres 1518 wohnte der Kaiser zum letzten Male einem Reichstag in Augsburg bei. Es handelte sich um die Steuer zum Türkenkriege, und der päpstliche Legat, Thomas de Vio von Gaëta, mehr noch bekannt unter dem Namen Cajetanus, forderte bei dem Hochamt im Dome zur Eröffnung des Reichstags (1. Aug.) den Kaiser in feuriger Rede auf, wider den Erbfeind der Christenheit auszuziehen; aber die Stände wollten nichts davon wissen, sie wollten nicht glauben, daß es mit dem Türkenkriege Ernst sei. Die alten Klagen, daß man unter diesem Vorwande nur den Deutschen das Geld aus der Tasche locken wolle, brachen mit Macht hervor. Schon spürte man etwas wie das Vorwehen jenes Sturmes, den das Mönchlein in Wittenberg durch seinen Thesenanschlag an der Schloßkirche angefacht; befand sich doch Luther bereits selbst zu Fuß auf der Reise gen Augsburg, um dort von dem päpstlichen Kardinal-Legaten verhört und vielleicht verurtheilt zu werden. Ein Abgeordneter des Bischofs von Lüttich trat im Reichstage mit einem ganzen Register von Beschwerden über Eingriffe des Papstes in die Rechte der deutschen Kirche, Beutelschneidereien und Erpressungen auf. Seine Rede rief noch andere Angriffe gegen die römische Kurie, die soviel Geld nach Rom entführe, hervor. Auch die Türkensteuer sei nur ein solcher Vorwand, sagte man, und der ganze Plan nur ein fein ausgesponnener Betrug der Römlinge, um das unwissende Volk auszuplündern.

„Den Türken wollt ihr schlagen", hieß es in einem warnenden Sendschreiben an die Fürsten, dessen Urheberschaft Ulrich von Hutten zugeschrieben wurde, „ich lobe euer Vorhaben; aber ich fürchte, ihr irrt euch im Namen; in Italien, nicht in Asien müßt ihr ihn suchen. Gegen den asiatischen ist jeder unserer Fürsten zur Vertheidigung seiner Grenzen sich selbst genug; den andern aber zu bezähmen, dazu reicht die ganze christliche Welt nicht aus." Aus der angesonnenen Verwilligung zum Türkenkriege ward somit nichts, der Reichstag gab (am 27. August) eine entschieden ablehnende Antwort.

Auch in anderen Dingen ging es dem alternden Kaiser nicht nach Wunsch. Die Kurfürsten trugen Bedenken, seinen Enkel Karl zum König zu wählen, und Papst Leo X., auf dessen Beistand in dieser Sache Maximilian so gewiß gerechnet hatte, ließ ihn ganz im Stich. Maximilian fühlte sich durch diesen Abfall des Papstes bitter gekränkt nnd klagte: „Nun ist der Papst auch noch zu einem Bösewicht an mir geworden, und ich kann sagen, daß mir kein Papst, so lange ich gelebt, je Treue gehalten hat; ich hoffe, so Gott will, dieser soll der letzte sein."

Die Festlichkeiten gingen indessen auch dieses Mal ihren Weg, und der Kaiser nahm Theil daran. Die Markgrafen von Brandenburg hatten ihm und seinem Vater gute Kriegs- und andere Dienste geleistet. Solche Treue mit kaiserlicher Huld und Gnade zu erwiedern, bestimmte Max seine Schwester, die

verwittwete Herzogin von Bayern, ihre Tochter Susanna dem Markgrafen Kasimir von Brandenburg zur Gemahlin zu geben, und auf seine Veranstaltung ward das Beilager in seinem lieben Augsburg gefeiert. Die fürstliche Braut kam mit ihren Brüdern, mit dreihundert wohlgeputzten Pferden am Morgen des 24. August nach Augsburg. Sie trug ein Kleid von Goldstoff und einen Kranz von Edelsteinen und fuhr mit ihrer Haushofmeisterin in einem herrlichen Wagen. Ihr folgten in acht anderen Wagen viele Edelfrauen und Edelfräulein. An der Wertachbrücke empfing sie der Kaiser mit dem Bräutigam und vielen Fürsten und Herren. Er hob sie in seinen Wagen, vor dem etliche Edelknaben und der Reichsmarschall mit dem bloßen Schwerte ritten, während 150 Trabanten nebenher liefen. An der Ulrichskirche nahmen der Kaiser und die Kurfürsten die Braut in ihre Mitte, und der Kardinal-Erzbischof von Mainz vollzog in dieser Kirche die Trauung. Danach ward auf dem Weinmarkt ein Scharfrennen gehalten, während dessen des Kaisers Hofnarr Kunz von der Rosen auf dem Brunnen sein Possenspiel trieb, zur großen Heiterkeit der Herren und Damen. Nach dem Rennen führten der Kaiser und die Fürsten die Braut unter Musik in Ulrich Arztens, des Burgemeisters, Haus am Rindermarkt, wo die Brautherberge genommen war, zum Mahle und von da aufs Tanzhaus, wo der Kaiser mit der Braut den ersten Tanz hielt, zwei Fürsten vor und zwei Grafen hinter sich. Danach folgten noch viele Tänze und allerlei Mummenschanz. Nach Mitternacht führte der Kaiser die Braut in ihre Herberge zurück. Am nächsten Tage war Gottesdienst im Dom und nach demselben bewirthete der Kaiser, der in der bischöflichen Pfalz wohnte, die Braut und die Fürsten daselbst. Dann ging man in festlichem Zuge nach Jakob Fugger's prächtig geschmückter Behausung auf dem Weinmarkt, um dem Scharfrennen zuzusehen, an welchem Herzog Wilhelm IV. von Bayern mit dem Bräutigam, sein Bruder Ludwig mit dem Grafen Bechtold von Henneberg stachen und noch sechs andere Paare theilnahmen. Aus Anlaß dieses Beilagers ließ der Kaiser noch ein großes Armbrustschießen ausschreiben und stiftete dazu eine vergoldete silberne Schale, einen Ochsen und sechs Ellen Sammt.

Solche Festlichkeiten erheiterten für Stunden des Kaisers Gemüth; im Ganzen aber lastete auf seinem Herzen das drückende Gefühl, daß eine neue Zeit im Anzuge sei, für deren Kämpfe seine Kräfte und Mittel nicht mehr ausreichten. Am 6. Oktober schied er von Augsburg, um nach Tirol zu gehen. Als er bei der Rennsäule auf dem Lechfelde angekommen, wandte er sich nochmals um und rief der geliebten Stadt seinen Abschiedsgruß zu: „Gesegne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt, nun werden wir dich nicht mehr wiedersehen!“

Am folgenden Tage (7. Okt.) traf Luther in Augsburg ein. Seine Verhöre vor Cajetan führten zu keinem Ergebniß, da Luther sich standhaft auf die heilige Schrift berief und jeden Widerruf verweigerte. Entrüstet über solche Verstocktheit fuhr der stolze Prälat auf: „Geh' und komme mir nicht wieder unter die Augen, es sei denn, daß du widerrufest!“ Zu Luther's Gönner Staupitz aber sprach er: „Ego nolo amplius cum hac bestia loqui, habet enim profundos oculos et mirabiles speculationes in capite suo.“ (Ich will mit diesem

Ungeheuer nichts mehr reden, denn er hat tiefe Augen und wunderbare Gedanken im Kopfe). Da fühlte Luther, daß er in Augsburg vor den Schlingen Roms nicht mehr sicher sei. Staupitz verschaffte ihm ein Pferd, und der Augsburger Rathsherr Langenmantel ließ ihn in der Frühe des 20. Oktober heimlich durch ein Pförtlein der Mauer entkommen (vergl. erster Band Seite 265).

Am 11. Januar des nächstfolgenden Jahres 1519 starb Maximilian I., nahezu sechzig Jahre alt, zu Wels an der Donau. Die Poesie hat ihn als den „letzten Ritter" gefeiert; in der Geschichte steht er als der letzte deutsche Kaiser des Mittelalters auf der Schwelle zu einer neuen Zeit.

Kaiser Karl V. in Augsburg. Nicht so freundlich wie zu Kaiser Maximilian gestalteten sich die Beziehungen der freien Reichsstadt zu seinem Enkel und Nachfolger Karl V. (1519—1556). Bei aller Machtfülle, die ihn umgab, und bei aller staatsmännischen und berechnenden Klugheit, die ihm zu eigen war, fehlten ihm doch jene liebenswürdigen Züge des Herzens, durch die er auch als Kaiser dem deutschen Bürger hätte menschlich näher treten können.

Am 15. Juni 1530 erschien Karl V. nebst seinem Bruder Ferdinand, den Herzogen von Bayern und dem päpstlichen Legaten, Kardinal Campegio, sowie vielen Kurfürsten, Fürsten und Gesandten zum Reichstage in Augsburg. Mit ungewöhnlichem Prunk hielt er seinen Einzug. Der Kaiser, welcher Frankreich besiegt, den Papst zum Bündniß gezwungen und seine Erblande von den Türken befreit hatte, wollte durch seinen äußeren Aufzug den Eindruck seiner weltgebietenden Macht erhöhen. Da die beiden Burgemeister Georg Vetter und Hieronymus Imhof unpäßlich waren, so wurden ihre beiden Vorgänger mit Mehreren vom Rathe, sowie mit etwa 1800 wohlgerüsteten Fußknechten und 150 in gleiche Farbe gekleideten Reitern — darunter viele Edelleute und Geschlechter — nebst zwölf Stücken groben Geschützes zum Empfang abgeordnet. An der Lechbrücke begrüßte der gelehrte Peutinger den Kaiser Namens der Stadt mit einer zierlichen Rede, welche Letzterer durch den Kurfürsten Albrecht von Mainz beantworten ließ. Nun setzte sich der Zug in Bewegung: voran zwei Fähnlein Landsknechte, darauf die reisigen Mannen der Kurfürsten. Ihnen folgte der kaiserliche Hofstaat, voran die Pagen, in gelben oder rothen Sammt gekleidet, dann die spanischen, böhmischen und deutschen Herren, in Sammt und Seide, mit großen Ketten und auf prächtigen Rossen. Diesen schlossen sich die Fürsten, dann die Kurfürsten an, und hinter ihnen ritt der Kaiser unter einem reichgestickten dreifarbigen Baldachin, den sechs Augsburger Rathsherrn trugen, ganz spanisch gekleidet, auf einem weißen, polnischen Hengste. Zu beiden Seiten neben ihm ritten des Kaisers Bruder Ferdinand und der päpstliche Legat. Ihnen schlossen sich die deutschen Kardinäle und Bischöfe sowie die fremden Gesandten und Prälaten an. Wieder kamen sodann die Reisigen des Kaisers und der Fürsten, jede Schar in ihrer besonderen Farbe. Die Augsburger Mannschaften zu Fuß und zu Pferde, die am Morgen ausgezogen waren, um den Kaiser einzuholen, schlossen den Zug. Sämmtliche Fürsten begleiteten den Kaiser in den Dom, wo ein Tedeum gesungen und der Segen über ihn ausgesprochen wurde, und verließen ihn erst, als der Kaiser seine Wohnung in der bischöflichen Pfalz erreicht hatte.

Am folgenden Tage wohnte der Kaiser mit sämmtlichen katholischen Fürsten der Frohnleichnamsprozession bei. Es war ein böses Zeichen, daß die protestantischen Fürsten ihre Theilnahme versagten.

Bald nachher fand die Huldigung der Bürgerschaft auf dem Rathhause statt. Auf ihre Bitte um Bestätigung der ihr von seinen Vorfahren verliehenen Freiheiten ließ der Kaiser verkünden, so sie ihm geschworen, würde er sich ihr gnädig erweisen. Hierauf begab sich der ganze Rath auf den Perlach, während unten sich die Gemeinde versammelt hatte. Nachdem der kaiserliche Herold Stille geboten, trat der Kaiser mit seinem Gefolge auf den Erker hinaus. Nun ward der Huldigungseid verlesen und von Rath und Bürgerschaft geschworen, worauf der Kaiser durch seinen Kanzler der Stadt alle ihre Freiheiten bestätigen ließ.

Nachdem alle Vorverhandlungen zwischen dem Kaiser und den protestantischen Fürsten über die Einstellung des lutherischen Gottesdienstes an der entschiedenen Weigerung der Letzteren gescheitert waren, wurde am 20. Juni der Reichstag eröffnet. Die kaiserliche Proposition sprach vom Türkenkriege und von dem Unfrieden in Religionssachen und verlangte, daß ihm die Gegensätze der beiden Lehren in Kürze dargelegt würden. Darauf waren die Protestanten vorbereitet. Melanchthon hatte die Bekenntnißschrift ausgearbeitet, und Luther, der als Geächteter in Augsburg nicht erscheinen durfte, aber von der Feste Koburg aus dem Laufe der Dinge mit Aufmersamkeit folgte, dieselbe geprüft und gebilligt. So begaben sich denn am 25. Juni Nachmittags 3 Uhr sämmtliche Reichsstände nach der bischöflichen Pfalz; dort in der Kapelle des Kaisers, einem Zimmer, das nur 200 Menschen faßte, sollte das Bekenntniß verlesen werden. Als Alle versammelt waren, traten die beiden sächsischen Kanzler Dr. Brück und Dr. Bayer in die Mitte des Zimmers, jener das lateinische, dieser das deutsche Exemplar des Glaubensbekenntnisses in der Hand haltend. Der Kaiser wünschte die Vorlesung der lateinischen Schrift; aber Kurfürst Johann von Sachsen wandte ein, sie seien auf deutschem Grund und Boden, er hoffe daher, der Kaiser werde auch die deutsche Sprache erlauben. So bewilligte denn Karl die Vorlesung des deutschen Schriftstückes. Dr. Bayer trug dasselbe langsam und mit fester, klarer Stimme vor, so daß auch die im Frohnhofe vor den offenen Fenstern Stehenden Alles vernehmen konnten. Die Vorlesung dauerte fast zwei Stunden und während derselben herrschte eine lautlose Stille. Alle hörten mit gespanntester Aufmerksamkeit zu. Nach beendigter Vorlesung wurden beide Exemplare dem Kaiser überreicht.

Der Kaiser ließ durch die papistischen Theologen Eck und Cochlaeus eine Widerlegungsschrift des Augsburger Bekenntnisses, die sogenannte „Confutation", ausarbeiten und forderte drohend die Anerkennung derselben. Er verweigerte daher auch die Annahme der von Melanchthon aufgesetzten Apologie, der Vertheidigungsschrift des Augsburger Bekenntnisses. So kam es zu dem ungnädigen Reichstagsabschiede vom 19. November, durch welchen die Anhänger der evangelischen Lehre für Ketzer erklärt und mit Acht und Ausrottung bedroht wurden, falls sie sich nicht in einer bestimmten Frist (bis 15. April) mit den Katholiken geeinigt haben würden.

Mißmuthig verließ der Kaiser Augsburg; die protestantischen Fürsten aber, an ihrer Spitze Kurfürst Johann von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, schlossen unter dem Eindrucke dieser Drohung den Bund zu Schmalkalden zu gegenseitigem Schutze und zur Vertheidigung ihres Glaubens. Die Gefahr des Krieges lag nahe; aber die von außen her durch die Osmanen drohende war für den Augenblick noch größer und bewog neben anderen politischen Erwägungen den Kaiser, für jetzt von Gewaltmaßregeln abzustehen und mit dem Bunde den Nürnberger Religionsfrieden (1532) einzugehen, nach welchem beide Parteien sich bis zur Einberufung einer Kirchenversammlung aller Feindseligkeiten enthalten sollten. Als der Kaiser siebzehn Jahre später Augsburg wiedersah, hatten die Dinge bereits eine ganz andere Wendung genommen. Die Reformation hatte überall in Deutschland an Verbreitung und Festigkeit gewonnen und war auch in Augsburg unter Leitung des Burgemeisters Hans Welser mit Entschiedenheit durchgeführt worden; nur die Fugger hielten noch fest am katholischen Glauben. Der Kaiser weilte in dieser Zeit theils in Spanien, theils war er zu sehr durch auswärtige Kriege in Anspruch genommen, um die Bewegung in Deutschland unterdrücken zu können. So kam es zu Ausgleichsversuchen, wie das Augsburger Interim, durch welche zwar der Ausbruch des Krieges noch hinausgeschoben, aber nicht auf die Dauer verhütet werden konnte. Nachdem aber Karl V. mit Frankreich Frieden und mit den Osmanen Waffenstillstand geschlossen hatte, kehrte er seine Waffen gegen die reformatorische Bewegung in Deutschland. Er versöhnte sich mit dem Papste und betrieb Rüstungen in Italien und Spanien.

Erschreckt bot jetzt auch der Schmalkaldische Bund seine Streitkräfte auf. Noch wäre es an der Zeit gewesen, den Plänen des Kaisers zuvorzukommen. Hätten nur die oberdeutschen Stände und Städte, vielleicht nur Augsburg und Ulm, zusammengehalten, so wären sie im Stande gewesen, die Pässe aus Italien nach dem Reiche ausreichend zu besetzen; sie hatten ja das Geld, um Landsknechte zu werben, und ihr Feldhauptmann, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, ein alter und erfahrener Kriegsoberst, sagte ihnen wiederholt: „Gebt mir eine Truppenmacht, um die Pässe im Lechthal zu besetzen, und es kommt kein kaiserlicher Soldat nach Deutschland!“ Aber allerlei Bedenken lähmten das Handeln der Verbündeten, und die beste Gelegenheit, die Heeresmacht des Kaisers im Anmarsch aufzuhalten oder zu vernichten, wurde versäumt.

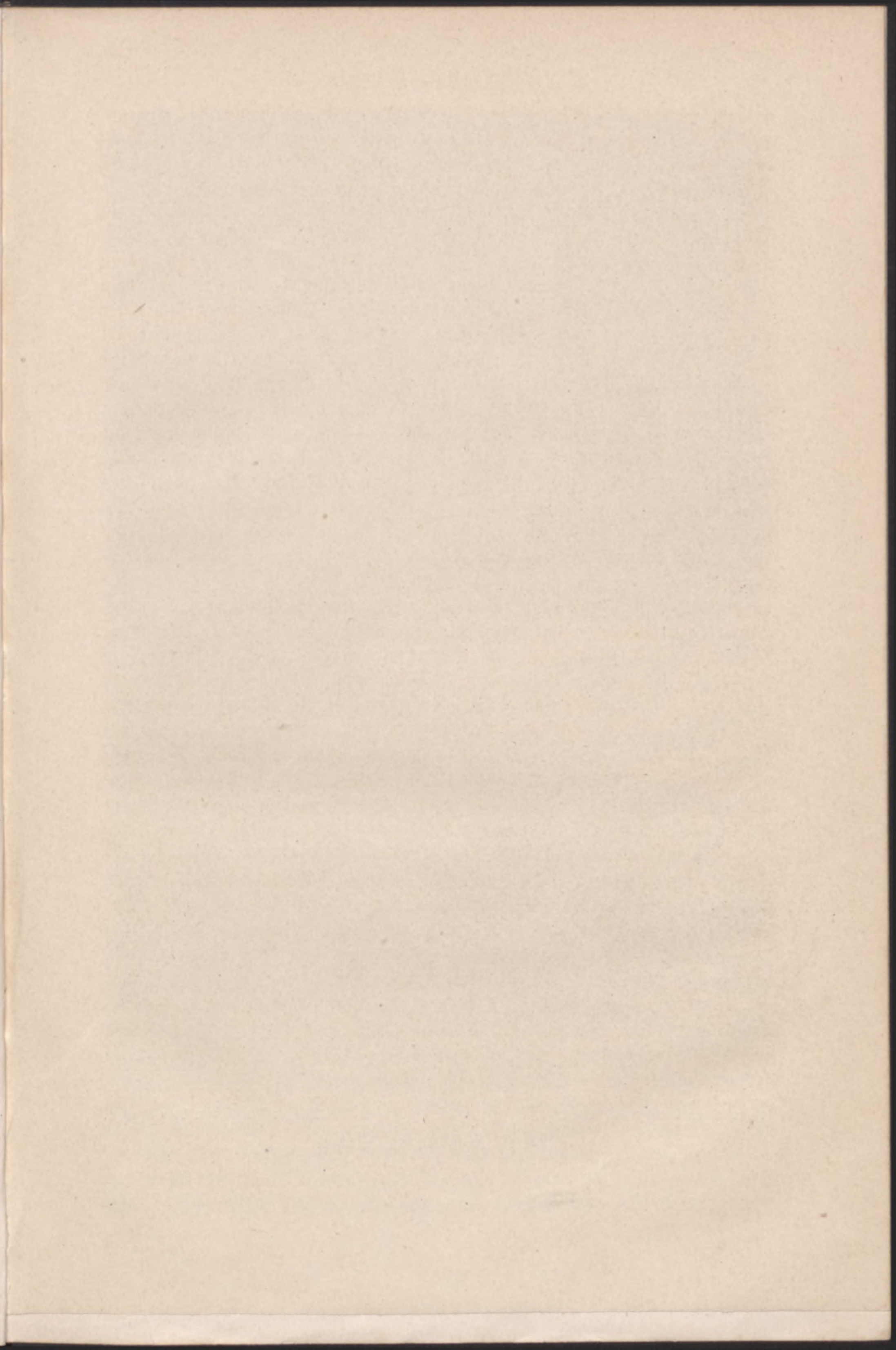
So gewann Kaiser Karl Zeit, feste Stellung bei Ingolstadt zu nehmen und hier den Zuzug seiner italienischen und niederländischen Truppen abzuwarten, mit denen er in Schwaben einrückte. Im Lager der Verbündeten aber verbreitete sich jetzt die unheilvolle Nachricht von dem Abfalle des Herzogs Moritz von Sachsen, der, verlockt durch die Hoffnung auf einen Kurhut und einigen Ländergewinn, die Sache seiner Glaubensgenossen verlassen hatte und zur Vollstreckung der kaiserlichen Acht in die Lande seines Vetters, des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, eingefallen war. Nun eilte auch Johann Friedrich in seine Staaten zurück; der Landgraf von Hessen und viele Führer verließen das Heer, um in ihrer Heimat für das Frühjahr neue Rüstungen zu treffen, und ganz Süddeutschland stand dem Kaiser offen.

Auch Augsburg, wo der für seinen Handel und Reichthum besorgte Kaufmannsstand das Uebergewicht hatte, fürchtete den Zorn des Kaisers; und obgleich Schärtlin dem Rath anbot, die Stadt Jahr und Tag zu halten, bis sich das protestantische Deutschland erholt und neu gerüstet hätte, beschlossen doch Rath und Gemeinde einhellig, sich um den Frieden zu bemühen und durch eine Gesandtschaft die Gnade des Kaisers anzurufen. Zum Führer einer solchen Gesandtschaft aber eignete sich Niemand besser als Anton Fugger, der beim Kaiser gleichviel galt, wie bei der Gemeinde. Es war ein saurer Gang für den begüterten Kaufherrn, dessen Freigebigkeit sonst von Königen und Fürsten in Anspruch genommen ward, jetzt selbst als Bittsteller an des Kaisers Thür klopfen zu sollen; dennoch reiste er auf die Wahl seiner Mitbürger sogleich ab, erhielt aber von dem kaiserlichen Kardinal Granvella die Weisung, daß sein Herr nicht gewohnt sei, sich Bedingungen vorschreiben zu lassen, sondern solche vorzuschreiben, und daß sich die Stadt deshalb durch Fußfall auf Gnade und Ungnade unterwerfen müsse. Nach mehreren fruchtlosen Audienzen beim Kaiser selbst forderte nunmehr Anton den Rath zu Augsburg zur beschleunigten Absendung einer Botschaft auf. Zuerst langte Peutinger zu seinem Beistande an, dem alsbald eine vollständige Gesandtschaft folgte. Erst als diese ihn in Anwesenheit des ganzen Hofes fußfällig um Gnade bat, nickte der Kaiser Erhörung gewährend und hieß sie aufstehen. Dann reichte er zuerst dem Anton Fugger und hierauf auch den Uebrigen die Hand zum Kuß. Bedingung war, daß die Stadt sich der kaiserlichen Gewalt überlasse, allen Bündnissen wider den Kaiser entsage, ihre Söldner beurlaube und eine kaiserliche Besatzung aufnehme, auch dem Kaiser von Neuem die Eidespflicht leiste und alle um der Religion willen aus der Stadt Vertriebenen oder Entwichenen wieder aufnehme. Sebastian Schärtlin allein war aus diesem Frieden ausgenommen, erhielt aber später gleichfalls die kaiserliche Begnadigung. Auch mußte die Stadt 150,000 Goldgulden zahlen und 12 Geschütze ausliefern.

Am 1. September 1547 eröffnete Kaiser Karl, welcher mit Hülfe Alba's und seiner spanischen Landsknechte das Heer des Schmalkaldischen Bundes auf der Lochauer Heide bei Mühlberg (24. April) besiegt hatte und die Häupter des Bundes, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, als Gefangene mit sich schleppte, den Reichstag zu Augsburg und versuchte durch eine von verschiedenen protestantischen und katholischen Theologen gemeinschaftlich ausgearbeitete Glaubensformel, das sogenannte „Augsburger Interim", die Einheit der deutschen Kirche wiederherzustellen. Auch dieser Versuch blieb erfolglos, und die gewaltsame Weise, wie Karl V. in den Reichsstädten Oberdeutschlands die Protestanten zwingen wollte, zur Messe und zum katholischen Glauben zurückzukehren, sowie die schmähliche Behandlung der gefangenen Fürsten erregten den Groll und die Erbitterung in ganz Deutschland; Karl V., obgleich Sieger, sah sich außer Stande, die Früchte seines Sieges zu genießen. Er mußte es erleben, daß alle Stützen, auf die er sich in seinem Kampfe gegen die reformatorische Bewegung verlassen hatte, daß Rom, Frankreich und die katholischen Reichsfürsten ihm versagten, und daß der gelehrigste Schüler seiner Staatskunst, Moritz von Sachsen, dem er die

Kurwürde und die Lande seines Vetters zugesprochen, sich als Rächer gegen ihn selbst erhob. In seinem Hoflager zu Innsbruck überfallen und bei Nacht und Nebel zur Flucht über das Gebirge genöthigt, mußte Karl die gefangenen Fürsten freigeben und in den Passauer Vertrag (1552) willigen (Vergl. S. 45). Aber gebrochenen Muthes konnte er sich nicht entschließen, den Reichstag zu Augsburg in Person zu eröffnen, auf welchem endlich der zu Passau verheißene Religionsfriede zum Abschluß kam (25. Sept. 1555). „Es soll" — hieß es — „in alle Wege ein beständiger, beharrlicher, unbedingter, für und für, ewig währender Friede beschlossen und aufgerichtet sein." Dennoch barg auch dieser Friede die Keime zu weiteren Zwistigkeiten in sich. Nicht die Gewissensfreiheit im evangelischen Sinne wurde gewährleistet, sondern nur den Landesregierungen die freie Wahl unter den Bekenntnissen gestattet und damit der frühere Grundsatz: „Cujus regio, ejus religio" wieder aufgenommen. Die Reformirten sollten von der Religionsfreiheit ausgeschlossen sein, und endlich setzte die Klausel des „geistlichen Vorbehalts" fest, wenn ein geistlicher Stand künftig von der alten Kirche zurücktrete, so solle er zwar an Ruf und Ehre ungeschmälert bleiben, aber seiner Pfründen und Besitzthümer ledig sein, — eine Bestimmung, gegen welche die protestantischen Reichsstände Verwahrung einlegten. Es verging noch beinahe ein Jahrhundert, bis auch diese Anstände beseitigt waren.

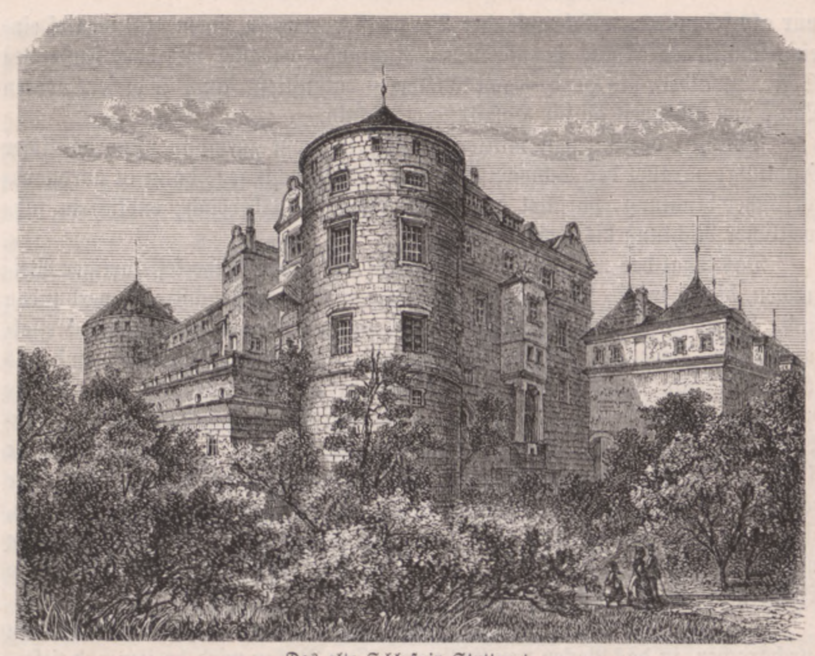
Mit dem Reformationszeitalter schloß die eigentliche Blütezeit Augsburgs, und der Dreißigjährige Krieg schlug der Stadt Wunden, von denen sie sich lange nicht zu erholen vermochte. In neuerer Zeit regte sich jedoch wieder ein frischeres Leben in der altehrwürdigen Reichsstadt. Baumwoll- und Kammgarnspinnereien, Kattun- und Wollendruckereien, Taback-, Papier- und chemische Fabriken, Messing- und Maschinen-Werkstätten, darunter eine mit 680 Arbeitern, großartige Gold- und Silberarbeiterwerkstätten, Fabriken für Gasapparate, für Pianoforte, für musikalische, optische und physikalische Instrumente, für Fischbein, die königliche Geschützgießerei, eine große Anzahl Buchhandlungen und Buchdruckereien (darunter die Cotta'sche) setzen tausend Hände in Bewegung und erheben Augsburg zu einem hervorragenden Platz für die deutsche Industrie, dessen Bedeutung von Jahr zu Jahr zunimmt.





Deutsches Land und Volk II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Schloß Hornberg am Neckar.



Das alte Schloß in Stuttgart.

Stuttgart und das Neckarland.

Der Neckar und sein Flußthal. — Stuttgart, seine Geschichte und seine Umgebung. Neckarstädte; Tübingen und seine Hochschule.

Der Neckar und sein Flußthal. Nordwestlich von den Abfällen der Schwäbischen Alb breitet sich eine anmuthige, mit den mannichfaltigsten Reizen geschmückte Hügellandschaft, die Schwäbische Ebene oder das Neckarland, wenn wir sie nach ihrem Hauptflusse benennen wollen. Es ist einer der gesegnetsten Gauen Deutschlands: in den Thälern Obstwälder und Rebengelände, auf den Höhen wogende Aehrenfelder und üppiger Buchenwald, an den Flußufern und weit über das Land verstreut alte, thurmreiche Städte und reiche, lachende Dörfer.

Der Neckar, welcher die Landschaft in eine westliche und östliche Hälfte theilt, entspringt auf der Baar, d. i. dem Plateau, das Jura und Schwarzwald zusammenknüpft, eine Stunde südlich von dem Flecken Schwenningen aus einer sumpfigen und torfigen Fläche, die zum Rhein- und zum Donaugebiete Wasser schickt. In der Nähe seiner Quelle steht eine Tanne, 6 m. im Umfange, der „Hölzliskönig". Bald erstarkt die kleine Wasserader zum Bache und treibt unterhalb Schwenningen Mühlen. Durch etliche kleine Bäche verstärkt, nimmt er bei Rottweil den Charakter eines Flusses an, freilich zunächst

nur als schmales, wildbrausendes Bergwasser, das in einem 100 m. tief ein-eingeschnittenen Thale in nördlicher Richtung, parallel mit dem Fuße des Schwarzwaldes, bis Horb — acht Meilen — dahinfließt, auch in diesem oberen Laufe von Rottweil ab für Holzflößerei wichtig.

Von hier beginnt sein mittlerer Lauf; er fließt zuerst in ostnordöstlicher Richtung, parallel der Schwäbischen Alb, bis Plochingen, dann in nordnordwestlicher Richtung, parallel der Frankenhöhe bis Eberbach, endlich in südwestlicher Richtung bis Heidelberg.

Das Thal des mittleren Neckar besteht aus einer Reihe kesselartiger Weitungen, die $^1/_4$ bis $^1/_2$ Meile breit und durch enge Durchbruchstrecken verbunden sind. In diesen fruchtbaren, von Wald- und Obsthügeln eingefaßten Kessellandschaften liegen die Städte Rottenburg, Tübingen, Reutlingen und das schon genannte Plochingen. Von Tübingen abwärts beginnt die Rebenbegleitung der Ufer. Die Zuflüsse, welche der Neckar auf der Strecke Horb-Plochingen aufnimmt, sind unbedeutend. Es ist auf der linken Seite die Ammer, die bei Tübingen mündet, auf der rechten eine Anzahl Bäche, die von der Schwäbischen Alb kommen: die Eyach aus der Gegend von Ehingen, die Starzel, an der Hechingen liegt, die Steinlach, die bei Tübingen mündet, die Echaz, die an Reutlingen vorüber zum Neckar fließt, und die Erms aus dem Urachthale.

Unterhalb Plochingen tritt der Fluß, nachdem er einen breiten Landrücken durchbrochen, in das Becken von Eßlingen. Der Neckar wird breiter und tiefer, sein Thal immer reizender. Bei der Mündung des Nesenbachthales, in dem Stuttgart liegt, erweitert sich das Neckarthal zu dem fruchtbaren Kessel von Cannstatt, aus dem die salinisch kohlensauren Eisenwasser aufsprudeln. Von hier beginnt die Schiffbarkeit des Flusses mit Kähnen von 600 bis 1000 Centnern Last. Der Cannstatter Kessel ist das Neckarparadies. Ueppiges Rebenlaub kleidet die sonnigen Hügel, die Höhen und tieferen Thaleinschnitte sind von Obstwäldern bedeckt und ausgefüllt; breite Weidenpflanzungen auf frischen grünen Wiesen ziehen sich zu beiden Seiten des Flusses hin; die Hügel tragen Kirchen, zu denen nur die letzten Häuser der an ihrem Abhange gelagerten Dörfer hinaufsteigen.

Drei Meilen unterhalb Cannstatt spiegelt sich das freundliche Marbach, die Geburtsstadt Schiller's, im Neckar. Laufen hat seinen Namen von dem starken Gefälle des Flusses, der nun dem schönen Becken der alten Reichsstadt Heilbronn zustrebt. Drei Stunden weiter unterhalb liegt Wimpfen im Thal und darüber Wimpfen am Berg, die alte Römerstadt Cornelia. Der Reiz der Ufer wird durch die romantischen Burgruinen erhöht, welche die von beiden Seiten des Flusses immer näher zusammenrückenden Berge krönen. Bei Eberbach beginnt der Durchbruch des Neckar zwischen Schwarz- und Odenwald.

Auf der Strecke Plochingen-Eberbach empfängt der Neckar einige bedeutende Zuflüsse. Links die vom Schwarzwalde südlich vom Suskopfe herabkommende Enz. Sie fließt in nördlicher Richtung über Wildbach, „wo heiß ein Quell entspringt, Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt .... Dann geht's durch Tannenwälder, ... wo durch ihr Felsenbett die Enz sich

rauschend drängt.“ Bei Pforzheim tritt die Enz aus dem Schwarzwald, empfängt rechts die Nagold und wendet sich nach Osten dem Neckar zu, den sie bei Besigheim erreicht. Ein kleinerer linker Zufluß, die Zaber, mündet gegenüber Laufen. Auf seinem rechten Ufer empfängt der Neckar bei Plochingen die Fils, die bei Wiesensteig auf der Schwäbischen Alb entspringt, bei Neckarems die Rems vom Albuch her, bei Marbach die Murr und endlich bei Kochendorf und Jagstfeld das Geschwisterpaar Kocher und Jagst (Jaxt); beide Flüsse entspringen nahe bei einander — jener südlich von Aalen auf dem Härtfelde, dieser auf den Ellwanger Bergen; — beide laufen mit denselben Krümmungen zuerst nach Norden, dann nach Nordwesten; beide haben dieselbe Länge von etwa 20 Meilen und ein fast gleiches, sehr bedeutendes Gefälle, daher denn auch beide ihre Namen mit derselben Beziehung empfangen haben sollen, der Kocher von seinem kochenden, die Jagst von ihrem jagenden Gewässer. Bei der Jagst tauchen die Erinnerungen an einen der letzten Vertreter des Ritterthums, Götz von Berlichingen, in uns auf, der hier 1480 geboren ward. Jetzt ist von ihm nur noch die eiserne Hand dort vorhanden, die der streitlustige Herr sich mit einem kunstvollen Mechanismus nach seiner eigenen Angabe von einem Waffenschmiede anfertigen ließ, nachdem er die eigene Rechte bei der Belagerung von Landshut verloren. Bei Möckmühl, einem alten, mit Mauern und Thürmen umgebenen Städtchen am Einfluß der Seckach in die Jagst sehen wir die Trümmer der Burg, die Götz von Berlichingen für den Herzog Ulrich von Württemberg (1519) gegen den Schwäbischen Bund und dessen Hauptmann, Georg von Frundsberg, vertheidigte.

Bei Eberbach begiebt sich der Neckar in romantische Waldeinsamkeit und erkämpft sich mit vielen Krümmungen die Bahn bis Hirschhorn, wo eine stattliche Burg von den Bergen herabschaut. Weiter unterhalb, über Neckarsteinach, ragen die vier Burgen der „Landschaden von Steinach“. Bei Neckargemünd nimmt er links die Elsenz auf und erreicht die alte Hauptstadt der Kurpfalz, das vielgepriesene Heidelberg. Hier schäumt er über die letzten Trümmer der durchbrochenen Felsenmauer. Der Königsstuhl und Heiligenberg ragen als Pfeiler dieses Thors. Unterhalb Heidelberg tritt der Neckar in die Ebene und erreicht nach drei Meilen bei Mannheim den Rhein.

Wir sind mit dem unteren Laufe des Neckar bereits in die oberrheinische Tiefebene eingetreten und kehren nun wieder in das schwäbische Hügelland zurück.

Stuttgart, seine Geschichte und seine Umgebung. Recht in der Mitte des Neckarlandes, in einem von Berggruppen umgebenen Becken, in dem sich alle Verkehrsstraßen des Neckargebiets vereinigen, und auch gerade in der Mitte der großen Rhein-Donaustraße, von beiden Strömen gleich weit entfernt, liegt Cannstatt, das durch seine natürliche Lage zum Hauptorte des Landes berufen scheint. Schon in der Römerzeit war Cannstatt der Hauptort des Decumatlandes und einer der frühesten Sitze des Christenthums. Dennoch ist es der Nachbarstadt Stuttgart, deren Name erst im Jahre 1229 zum ersten Male urkundlich erwähnt wird, gelungen, Cannstatt als Hauptstadt des Landes und königliche Residenz den Vorrang abzugewinnen; und wenn auch noch König Wilhelm I. von Württemberg, wie man sagt, sich in den ersten Jahren seiner

Regierung mit dem Gedanken an eine Verlegung der Residenz nach Cannstatt beschäftigte, so hat doch gerade seit diesem Könige Stuttgart jene rasche Entwicklung genommen, die es aus einer Hof- und Beamtenstadt zum kommerziellen und industriellen Mittelpunkt eines weiten Gebiets gemacht hat, eine Entwicklung, die den richtigen Stuttgarter mit ruhigem Lächeln auf derartige Ideen blicken läßt, und wenn man ihm die Vorzüge Cannstatts oder anderer Städte anpreist, so antwortet er mit ächt schwäbischem Selbstgefühl: „Es isch einewä nur ei Stuggart". Ja, es ist vielleicht bezeichnend für die Hauptstadt des schwäbischen Stammes, daß sie sich, seitab von dem Strom der Welt, in stillem Nest geborgen, mit sich selbst zu vergnügen und ihre mehr oder minder berechtigten Eigenthümlichkeiten behaglich auszugestalten befähigt ist. Und wie lange wird es dauern, bis Stuttgart und Cannstatt sich zur ansehnlichen Doppelstadt die Hände reichen und so in der einfachsten Art die alte Streitfrage lösen, wozu bereits in der kurzen Zeit seit Eröffnung der beide Städte verbindenden Pferdebahn ein erheblicher Anfang gemacht ist.

Aus den Abhängen des Schönbuchs, eines Bestandtheiles des vom Neckar in weitem Bogen umflossenen Filderplateaus, tritt eine kärgliche Wasserader, der Nesenbach, hervor und zieht sich, eine Spalte in diesem Plateau bildend, in ziemlich tief eingeschnittenem Thale, von bewaldeten Höhen umsäumt und vorherrschend einsamen Charakters, in nord-nordöstlicher Richtung dem Neckarthale bei Cannstatt zu. Eine starke Stunde, ehe sie dieses erreicht, öffnet sich mit einem Male das enge Thal zum weiten Becken, indem die Höhen, die bisher seinen linken Rand gebildet haben, mit dem stattlichen Hasenberg plötzlich abbrechen und nun zur Linken eine geräumige Fläche erscheint, die nordwestlich von dem langgestreckten Höhenzuge der Feuerbacher Heide begrenzt wird. Während so auf der Linken eine halbkreisförmige Fläche entsteht, deren Sehne der Nesenbach bildet, sind auch auf der rechten Seite die Berge um Einiges zurückgetreten. Wir haben hier den prächtigen Stock der Bopser Höhen, welche, von ihrem höchsten Punkte in einer schön gezogenen Folge gerundeter Kuppen allmählich absteigend, dem Bach in mäßiger Entfernung zur Seite bleiben.

In dem so gebildeten Kessel, der sich nicht ganz $^{3}/_{4}$ Stunden in die Länge und ungefähr $^{1}/_{2}$ Stunde in die Breite erstreckt, hat sich nun das gute Stuttgart behaglich hingelagert. In der eigentlichen Niederung erfüllt es bereits die ganze Breite des Thals von Berg zu Berg, und für seine künftige Entfaltung sieht es nur noch an wenigen Stellen, namentlich in der nordwestlichen Ausweitung des Beckens, größere Räume vor sich, während es anderwärts lustig an den Bergen emporzuklimmen beginnt und sich schon halb und halb mit dem Gedanken trägt, den sanfteren Abfall der Feuerbacher Heide für sich in Besitz zu nehmen. Aber auch im Grunde des Kessels ist der Boden keineswegs eben und flach, wie man bei einem Blick von den Höhen glauben könnte; auch hier haben wir den mannichfaltigsten Wechsel von stärkerer und schwächerer Steigung und Senkung. Unter allen Straßen der Stadt ist kaum eine, die für leidlich horizontal gelten könnte; viele von ihnen stellen ein Auf und Nieder in ziemlich rascher Folge dar.



Ansicht von Stuttgart.

Die umgebenden Höhen, in Wahrheit ein Kranz von Bergen zu nennen, steigen zu einer relativen Höhe von durchschnittlich 200 m., von der tiefsten Rinne des Thalbeckens gemessen, empor. Ihre Abhänge gegen dieses sind auf allen Seiten mit Reben bekleidet, deren saftig frisches Grün im Sommer und Herbst das Auge labt, während im Frühling und Spätjahr die entschiedene Färbung des röthlichen Mergelbodens für die mangelnde Vegetation entschädigt. Zwischen den Reben, die von zahllosen Mauern und Mäuerchen gestützt, sich an den theilweise steilen Abhängen hinaufranken, winden sich in den vielfachen Thalschluchten breite Streifen von Baumpflanzungen empor, welche mit dem tieferen Grün und den vollen Kronen ihrer Wipfel eine willkommene Abwechselung bieten, während von dem Rücken der Berge da und dort ein dunkler Tannen- oder ein Laubwald als entschiedener Abschluß gegen den blauen Himmel auf die Stadt herniederblickt. —

Stuttgart hat das Besondere, daß zwar seine eigentliche Geschichte ziemlich spät beginnt, daß es aber über die verschiedenen Perioden seiner Vorgeschichte eine Menge fossiler Urkunden besitzt. Nach seiner geologischen Bildung eine Thalweitung im Keuper, der sich als großartige Terrasse über die Ebene der Lettenkohle erhebt, hat das Stuttgarter Becken zahlreiche Reste vergangener Pflanzen- und Thiergeschlechter in seinem Schoße bewahrt, die eine besondere Zierde der interessanten Sammlung bilden, welche im Erdgeschoß des Stuttgarter Naturalienkabinets aufgestellt ist. Da sind die Riesenschafthalme des Equisetum, welche dem sumpfigen Grunde entwuchsen, die Pterophyllen mit ihrem palmenartigen Blätterschopf, welche zusammen mit dürftigem Nadelholze die Abhänge bekleideten; da sind jene riesigen Landeidechsen mit den Pfeilzähnen, die Belodonten, welche als „Neckarsaurier des Keupers" einzig in der Welt dastehen, und daneben aus den höheren Schichten des rothen Mergels der „schwäbische Lindwurm", Zanclodon laevis, dessen Gerippe, etwa 6 m. lang, leider ohne Kopf gefunden, unsere Bewunderung erregt. Noch merkwürdiger aber ist uns die Menge der Mammuthe und Rhinoceronten, welche in jüngeren Perioden das Cannstatter und Stuttgarter Thal bevölkert haben. Es ist eine staunenswerthe Kollektion von wuchtigen Knochen, riesigen Stoßzähnen, zum Theil mitten aus dem Boden der jetzigen Stadt gegraben. Mit stummer Ehrfurcht steht das schwächere Geschlecht von heute vor den Resten seiner gigantischen Vorfahren im Lande und malt sich das fremdartige Bild jener Zeiten aus, da neben dem geringeren Troß des Höhlenbären, des Riesenhirsches, des Ur und Wisent jene respektabeln Dickhäuter im Thale wandelten. Was muß es für ein merkwürdiger Tag für dieses Thal gewesen sein, als dann vermuthlich von der Alb herüber, nach Ueberwindung des regellosen Neckarlaufs, auf der Höhe von Degerloch der Mensch erschien, mit der Feuersteinlanze und der Steinaxt bewehrt, und sich froh gestand, daß das ein schöner Erdenwinkel sei, in dem es sich verlohne, Hütten zu bauen!

Aber eben mit dem Erscheinen des Menschen bricht der Faden unserer geschichtlichen Kenntniß ab auf lange, lange Zeit. — — Auch nachdem die Nachbargegenden schon aus dem Nebel der Sage aufgetaucht sind, und während sie uns keltische Scharen, wandernde Sueben, römische Legionsadler, blondgelockte

Alemannen in wechselnder Beleuchtung zeigen, liegt unser Thalkessel noch in mitternächtiger Finsterniß. Die Alemannen gehen im fränkischen Reiche auf, von dem Frankenreiche löst sich der Deutsche ab, das Herzogthum Alemannien, Schwaben wird aufgerichtet, es gelangt im Laufe der Jahrhunderte an jenes schwäbische Geschlecht, dessen Stammburg eine der Vorhöhen der Alb krönte, der Stamm der Hohenstaufen schwingt sich großartig schnell zu der Höhe seiner weltgeschichtlichen Sendung empor und beginnt sich wieder zum Niedergehen zu neigen — da endlich, nachdem Cannstatt, Waiblingen, Eßlingen längst zu historischer Bedeutung gelangt sind, im Jahre 1229 finden wir Stuttgart und seine Weingärten zum ersten Mal urkundlich erwähnt.

Einigermaßen ist die Sage in die Lücke getreten. Sie erzählt, Kaiser Otto's des Großen Sohn, Liutolf, 950 zum Herzog von Alemannien bestellt, habe am Nesenbach einen „Stutengarten" angelegt, und das Wappen der Stadt — die schwarze Stute mit dem Füllen im weißen Felde — scheint die Richtigkeit zu bestätigen; es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Sage und das Wappen nur auf diese Weise eine Deutung des Namens versuchten, als daß der Ursprung der Stadt so abzuleiten wäre. Auf jeden Fall erscheint Stuttgart von den ersten Zeiten seiner beglaubigten Erwähnung an im Besitze der Grafen von Württemberg, welche, um 1100 aus dunkeln Anfängen hervortretend, auf dem anderthalb Stunden entfernten Rothenberg ihre Stammburg, in dem von ihnen gegründeten Chorherrnstift zu Beutelsbach auf der andern Seite des Berges ihr Erbbegräbniß hatten und gerade um diese Zeit durch Benutzung der Zeitumstände und kluges Zusammenhalten ihres Hausbesitzes zu Wohlstand und Ansehen emporgestiegen waren.

Die erste hervorragende Persönlichkeit dieses Hauses war Eberhard I., der Erlauchte (1265 — 1325), der allezeit streitfertige Gegner Rudolf's von Habsburg. Im Jahre 1286 war es, als sich der einundzwanzigjährige Graf vor dem heranziehenden König in das befestigte Stuttgart warf. Rudolf berannte sieben Wochen lang die Stadt, deren Bürger sich nach einer schönen Sage selbst in die Mauerlücken stellten, welche die feindlichen Sturmböcke gerissen hatten. Endlich kam es zu einem Vertrage, nach welchem die Mauern Stuttgarts fallen sollten; aber kaum war Rudolf abgezogen, so hatte sie auch schon der trotzige Graf wieder aufgebaut, und zum zweiten Mal erschien das Jahr darauf der König im Lande und brach sieben der Stadt nahe gelegene Burgen, bis denn eine „ganze, lautere und stete Sühne" zu Stande kam. Aber noch einmal kam Stuttgart durch das heiße Blut des Grafen in Noth; 1312 sprach ihn der Luxemburger Heinrich VII. in die Reichsacht, welche von allen benachbarten Herren und Städten mit freudigstem Eifer vollzogen ward. Auch seine Stammburg und Beutelsbach wurden zerstört. Dies bewog ihn im Jahre 1320, seine Residenz und die Gebeine seiner Ahnen in das getreue Stuttgart zu verlegen.

Auch nach dem kriegerischen Herrn, der im Jahre 1325 in der Stiftskirche beigesetzt wurde, hörten die Händel und Fehden nicht auf, und mit den Reichsstädten, namentlich Eßlingen und Reutlingen, fingen sie erst recht an. Das war ein Kriegen und Schlagen, ein Sengen und Brennen, ein Wegführen von

Menschen und Pferden in ewigem Wechsel, herüber und hinüber. Der eigentliche Held dieser Kämpfe ist der Enkel des ersten, Graf Eberhard der Greiner, „der alte Rauschebart" (1344—1392), dessen prächtige Gestalt Schiller und Uhland durch ihre Dichtungen für uns neu ins Leben gerufen haben. Wenn wir im stillen Chor der Stiftskirche vor seinem Steinbilde stehen und in dieses trotzige Mannesantlitz blicken, vom spitzen Eisenhut und dem wallenden Barte umrahmt, und dieses groß gewölbte Auge sehen mit den finster zusammengezogenen Brauen, die ganze, schwerwuchtige Gestalt in Eisen gehüllt, das gute Schwert in der Faust wiegend, da denken wir uns unwillkürlich, wie er dereinst zum Kampfe aus Stuttgarts Thoren ritt mit den Rittern und Knechten, und wir meinen dabei zu sein, wie die Bürger zum Fenster eilen, wenn der Huftritt der schweren Rosse durch die engen Gassen hallt und Einer dem Andern zuraunt: „Nun schlägt das Wetter in Eßlingen ein." Und wenn er wiederkehrte, dann mochte man am Rollen der Augen leicht erkennen, welcher Art der Ausgang gewesen. Es waren stürmische Zeitläufte, aber die Stadt fuhr im Ganzen nicht schlecht dabei; sie kam wol einmal in harte Bedrängniß, aber man hatte ja gute Mauern und wohlverwahrte Thore, da konnte man's in Ruhe abwarten; und im Uebrigen führten die Kriege, die namentlich auf des Landmanns Kosten geführt wurden und die auch der mildere Sinn des dritten Eberhard (1392—1417) nicht ganz zu verbannen vermochte, eine solche Menge neuer Bewohner in die Stadt, daß man bald an die Erweiterung derselben denken mußte.

Haben wir das Jahr 1320 als den Anfang von Stuttgart's Bedeutung gefunden, so ist sein größtes Wachsthum um 1450 anzusetzen. Es ist das die Regierung Graf Ulrich's V., des Vielgeliebten, der auf lange hinaus die Gestalt der Stadt bestimmt hat. Der alte Mauerring war nachgerade zu eng geworden; schon lange hatten sich einzelne Häuschen auf die Mauer gesetzt und neugierig ins Freie geblickt, und vor der Mauer, nach dem Eßlinger Berge zu, hatte sich eine Menge Landvolks um die St. Leonhardskapelle her angesiedelt. Da beschloß der Graf (1449) dieses Quartier, die untere oder Eßlinger Vorstadt genannt, mit Mauern zu umziehen und die steinerne Kirche zu St. Leonhard zu erbauen. Ebenso machte er auf der andern Seite den Anfang zu der zweiten Vorstadt, welche bald Turnieracker, bald die Obere, oder (seit 1600) die Reiche Vorstadt hieß. Auch hier baute Ulrich die alte Liebfrauenkapelle zur steinernen Kirche (Hospitalkirche) um und gründete daneben ein Predigerkloster (1473). Da nun auch wesentlich mit seiner Hülfe die hölzerne Stiftskirche der Altstadt in einen stattlichen Neubau umgewandelt wurde (1436—1495), so geht die Gründung und die Umgestaltung der drei evangelischen Pfarrkirchen der Stadt auf den einen Grafen zurück.

Eberhard (V.) im Bart (1457—1496), der Stifter der Universität Tübingen (1477) und Gönner Reuchlin's, der durch den Münsinger Vertrag (1482) die verschiedenen Herrschaften der Grafen von Württemberg für untheilbar erklärte, war der erste Herzog von Württemberg. Kaiser Maximilian I. erhob auf dem Reichstage zu Worms am 21. Juli 1495 die vereinigten Grafschaften zu einem Herzogthum. Auf diesem Reichstage mag vorgefallen sein,

was Justinus Kerner in seinem Gedichte: „Der reichste Fürst“ besingt, wo ‚Württembergs geliebter Herr‘ vor anderen Fürsten sich des Kleinods rühmt:

„Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß.“



Eberhard, „der Rauschebart“. Nach dem Standbilde im alten Schlosse.

Es kam die lange und verhängnißvolle Regierung des von Hause aus so tüchtigen und bedeutenden, aber von seiner Leidenschaft vielfach so übel berathenen Herzogs Ulrich (1498—1550), den abermals die vaterländische Dichtung zur allerwärts bekannten Gestalt erhoben hat. Welche Folge von Bildern zog an dem Stuttgart von damals vorüber! Da war zuerst (1502) das große Sterben von 4000 Menschen in einem Jahre, und nach einer schweren Wassersnoth durch den wüthend angeschwollenen Nesenbach eine unerhörte Theuerung; dann im schreienden Kontrast dazu die prunkvolle Vermählung des prachtliebenden Fürsten mit Sabina von Bayern. Mit scheuem Staunen sah der ruhige Bürger die Zahl der Fürsten und Herren mit ihren Rittern und

Knappen durch seine Gassen reiten, sah die riesigen Lieferungen in die herzogliche Küche wandern (136 Ochsen, 1800 Kälber, 650 Centner Karpfen 2c.), und wenn er auch seinerseits an dem rothen und weißen Wein aus den acht Röhren des Brunnens vor dem Schlosse sich erlaben durfte', so schüttelte er doch bedenklich den Kopf zu solcher Verschwendung. Und bald kamen andere Bilder: da schallte vom Remsthal herüber das Aufruhrgeschrei des „Armen Konrad", weil der Herzog seiner Schulden wegen Maß und Gewicht verringert hatte, und durch das ganze Land tobte der Bauer: „Die Herren dürfen nicht mehr Meister sein, die Reichen müssen mit den Armen theilen." Da sah man den Herzog gen Tübingen reiten, um dort mit den Prälaten, den Vorstehern der reichen Mannesklöster und den Abgeordneten der Städte (die Ritterschaft hatte sich allmählich vom Lande abgelöst, um sich die Reichsunmittelbarkeit zu erwerben) wie mit einer Partei zu verhandeln. Was damals zu Stande kam, ist der berühmte Tübinger Vertrag (8. Juli 1514), der Stolz Altwürttembergs und die eigentliche Urkunde seiner Verfassung, in welchem gegen Uebernahme der herzoglichen Schulden die Landstände neben anderen Freiheiten das Recht der Steuerverwilligung und der Mitentscheidung über Krieg und Frieden zugesichert erhielten. Da war denn der „Arme Konrad" bald unterdrückt; aber nun kam die düstere That im Schönbuchwald, wo der hitzige Mann den Hans von Hutten erschlug, dann die Flucht der Herzogin, dann die Achtserklärung über den Mörder und zuletzt und Alles entscheidend der verwegene Streich gegen Reutlingen. Das schwäbische Bundesheer bricht ins Land, am 7. April 1519 muß die Stadt dem Bunde huldigen, und da dieser das Land an Oesterreich verkauft, sieht sie am 25. Mai 1522 den Erzherzog Ferdinand, Karl's V. Bruder, mit kaiserlichem Glanz als künftigen Landesherrn einziehen, während der arme Knabe Christoph, an dem das Herz des Württembergers hängt, nach Innsbruck an den kaiserlichen Hof davongeführt wird. Fünfzehn Jahre lang liegt auf der Stadt der schwerempfundene Druck einer verhaßten Fremdherrschaft, noch gesteigert durch die wilden Scenen des Bauernkrieges, durch Seuchen und Elend aller Art, bis sie endlich am 15. Mai 1534 an der Seite des Landgrafen von Hessen, seines treuen Helfers, ihren alten Landesherrn wieder einreiten sieht, dem unterdessen das Unglück und der Ernst der neuen Lehre den Willen gereift und das Herz gesänftigt haben. Das erste Werk des Zurückgekehrten war die Durchführung der Reformation.

Der Vollender des württembergischen Reformationswerkes, der einsichtsvolle und edelgesinnte Herzog Christoph (1550—1568), noch heute der Liebling des Volkes, war in den ruhigeren Zeiten, die auf die sturmvolle Regierung Ulrich's folgten, auch für Stuttgart von glücklicher Bedeutung. Er war „gar ein baulustiger Herr." Zuvörderst wollte ihm die alte Grafenburg nicht mehr geräumig und würdig genug erscheinen, und indem er nur die schönsten Theile des alten Baues (den südöstlichen Flügel des jetzigen Schlosses) beibehielt, umbaute er sie im weiten Viereck mit den drei massigen Flügeln, die wir mit den erst später zur Sicherung des Bauwerks hinzugefügten gewaltigen Eckthürmen noch heute als das schönste Monument des alten Stuttgart bewundern, das aber damals, von einem tiefen Graben umzogen, noch viel imposanter erschien.

Seine herzlichste Freude hatte der treffliche Fürst an seinem „Lustgarten“, wo namentlich das Pomeranzenhaus, das früheste in ganz Deutschland, sein Stolz war, und wir glauben ihn vor uns zu sehen mit den milden Zügen, im geschlitzten Wams und dem spanischen Hut mit wallender Feder, wie er nach den seltenen Pflanzen sieht, die er aus Italien und Frankreich mitgebracht, oder im „Reigerhaus“ seine Reiher füttert, oder im „Irrgarten“ einem Fremden das württembergische Wappen, in hunderterlei Blumen und in seinen richtigen Farben blühend, zeigt.



Der Hohenasperg.

Herzog Ludwig (1568—1590) baute das Wunderwerk des damaligen Stuttgart, das „neue Lusthaus“, mit dem kunstvollen Festsaal, dem größten in Deutschland, ein herrliches Bauwerk der Frührenaissance, für dessen zerstörte Schönheit das auf seinen Grundmauern aufgerichtete heutige Hoftheater keinen Ersatz bietet. Herzog Friedrich I. (1590—1608), ein höchst prachtliebender Fürst, der namentlich an großartigen Hoffesten Geschmack fand, erweiterte auch den Bau des Schlosses.

Sehen wir uns einmal in dem Stuttgart von damals etwas näher um, bevor es von den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges heimgesucht wird. Außer den fürstlichen Gebäuden ist so ziemlich Alles von Holz gebaut, zahlreiche Ställe und Scheunen entstellen die Häuserreihen, und noch immer zieht in der Frühe der Kuhhirt mit seinem Horn durch die Gassen, um seine Herde auf die Wiesen gegen Cannstatt zu führen. Der Mauerring der innern Stadt ist noch vollständig

erhalten, und ihre Thore werden jede Nacht gegen die Vorstädte verschlossen. Die Gassen der Altstadt sind größtentheils gepflastert, in der oberen Stadt dagegen um 1536 nur eine, die deshalb der „besetzte Weg" heißt (jetzt die Büchsenstraße). An Straßenbeleuchtung ist natürlich nicht zu denken, doch sind für nächtliche Brandfälle an einigen Stellen Feuerpfannen auf eisernen Trägern befestigt, die alljährlich an Martini mit Harz und Pechringen versehen werden. Besonderer Art sind in der Altstadt die vielen „Höfe" der in Stuttgart begüterten Klöster mit geräumigen Speichern, Kellern und Keltern, von einem oder mehreren Konventualen bewohnt, namentlich der Bebenhäuser Hof, ein weitläufiger Komplex, von einer Mauer mit mehreren Thoren umgeben, in dessen gewaltigem Keller sich zuweilen ein Geist vernehmen läßt, der an die Fässer pocht. Man hört ihn nicht ungern, denn er kündigt einen „Ausbundsherbst" an. Jetzt hat sich das Stadt- und Kriminalgericht hier niedergelassen und in einem der alten Bauwerke die Gefängnisse eingerichtet.

Die Verwunderung des Fremden wird durch die Menge und den Anbau der umgebenden Weinberge erregt. „Stuttgart hat des Weines mehr als des Wassers", wird gesagt, und in deutschen und französischen Sprüchwörtern wird behauptet, daß die Stadt in ihrem Wein ersäufen müßte, wenn sie nicht die Vorsicht gebrauchte, die Reben an ihren Bergen abzulesen. (Si à Stuttgart on ne cueillait pas le raisin, — La ville irait se noyer dans le vin.) Auch die Qualität des Nesenbachers sagt den Fremden zu; „vinum non inprobum", bezeugt ein feiner Italiener, der 1609 im Geleit des florentinischen Gesandten sich hier behaglich fühlt; und daß die Stuttgarter ihrerseits diesen Gottessegen zu schätzen wissen, beweist unter Anderem der Umfang der auf uns gekommenen Becher und Trinkgefäße jener Tage, welche zum Theil durch mangelndes Fußgestell die Trinkenden mahnen, sie mit einem tapferen Zuge bis auf den Grund zu leeren. In neuerer Zeit ist der Durst der Württemberger durch Schiller klassisch geworden:

„Ein Württemberger ohne Wein,
Kann der ein Württemberger sein?" —

In der Zeit, von der wir reden, sitzen nun in der „Bürgerstube" des Rathhauses nach des Tages Last und Hitze die Herren vom Gericht mit den fürstlichen Räthen und den Angesehensten aus der „Ehrbarkeit", d. i. der höheren Bürgerschaft, beim Becher zusammen: stattliche Gestalten im kurzen Haar und spitzen Bart, vom spanischen Scheibenkragen ansehnlich umrahmt, und mancher prächtige Schmaus, von den zwei Stadtküchenmeistern angerichtet und von dem „Stubenknecht" und seiner Frau bedient, giebt den würdigen Herren Gelegenheit, jene Eigenschaften zur Geltung zu bringen, welche der kräftige Sinn des Jahrhunderts neben Klugheit und Einsicht zu den Erfordernissen eines rechten Rathsmanns zählt.

Ja, es war ein vergnügliches Leben in Stuttgart, in den friedlichen Zeiten vor dem großen Kriege, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn auch über vielfachen Unfug Klage geführt wird, und nicht blos während der Fastnachtslustbarkeiten, wo das Gassatum-Gehen in „Butzenkleidern" allgemeiner Brauch war. Dafür war die nächstfolgende Zeit um so trüber. Es kommt der Dreißig-

jährige Krieg, dessen Schrecken Stuttgart zwar erst nach der Nördlinger Schlacht aus eigener Anschauung kennen lernte, der ihm aber in den vier Jahren 1634 bis 1638 durch Einquartierung, Brandschatzung, Gewaltthätigkeiten aller Art, durch Hungersnoth und Pest schwere, nur langsam heilende Wunden schlug. Und eben da diese sich zu schließen begannen, kam die Schmach und das Elend der Franzosenkriege und führte eine neue Reihe von Erpressungen, Demüthigungen und allen Leiden eines übermüthig geführten Krieges herauf. Auch wurde Stuttgart, das noch immer nichts weiter war als Residenz, von dem Unglück betroffen, nicht mehr Residenz zu sein. Herzog Eberhard Ludwig (1693—1733), ein Regent im Geiste des Versailler Hofes, hatte, dem Zuge der Zeit folgend, den Gedanken gefaßt, aus einer Einöde eine Prachtstadt hervorzuzaubern. Er baute Ludwigsburg, drei Stunden nördlich von Stuttgart, und zog mit seinem Militär und dem glanzvollen Hofstaat dahin aus, und wie sehr das treue Stuttgart bat und flehte, er ließ sich nicht zur Rückkehr bewegen.

Sein Nachfolger, Karl Alexander (1733—1737) erfüllte zwar alsbald das sehnliche Verlangen der Stuttgarter, aber das alte herzliche Einvernehmen kam nicht mit ihm zurück. Man grollte ihm wegen der wüsten und übermüthigen Wirthschaft seines Günstlings, des bekannten Jud Süß Oppenheimer und seiner Genossen, und mit verhaltenem Ingrimm erzählte man sich auf den Straßen, in den Häusern, von den Plänen des Herzogs, fremde Truppen ins Land zu holen und das Volk katholisch zu machen. Es war eine Zeit der dumpfen Gährung, Stuttgart schien seinen Charakter gewechselt zu haben. Da starb auf einmal der Herzog im Schlosse zu Ludwigsburg, und nun kamen jene Tage, die damals die Augen der Welt auf das kleine Stuttgart lenkten und deren Erinnerung noch heute mehr als irgend ein anderer Akt der Vergangenheit im Bewußtsein des Volkes fortlebt. Es war am 30. Januar 1738, als der verhaßte Minister vom Hohenasperg, wo zuletzt der Prozeß gegen ihn geführt war, unter starker Bedeckung nach Stuttgart gebracht wurde; er saß in einer offenen Chaise, im rothen Tafftrock und goldbordirter Weste, eine wallende Lockenperrücke auf dem Haupte, noch immer in dem sicheren Gefühl des herzoglichen Freibriefs und ohne Gedanken an den schauerlichen Ausgang. Zahllose Menschenhaufen umlagerten das Herrenhaus auf dem Marktplatz, wo ihm der Stab gebrochen und vor die Füße geworfen wurde, und aus dem ganzen Lande strömten Volksmassen zusammen, als er im gleichen Prunkgewande auf dem zweirädrigen Armensünderkarren, von einer jammervollen Mähre gezogen, durch die Straßen der Stadt und dann den weiten Weg zur Wolframsheide geführt wurde, um an jenem eisernen Alchymistengalgen in einem eigens für ihn gebauten eisernen Käfig vor Tausenden erdrosselt und aufgehängt zu werden, — ein grausiges Bild, aber ganz im Geiste des Jahrhunderts.

Sechs Jahre darauf begann die Selbstregierung des Fürsten, der ein halb Jahrhundert die Geschicke des Landes bestimmt hat und trotz der willkürlichsten Härten und der gewaltthätigsten Herrscherlaunen einer raschen und absolutistisch gearteten Natur noch immer einer wunderbaren Beliebtheit im Herzen des württembergischen Volkes genießt. Herzog Karl Eugen (1737—1793, Anfangs minderjährig) trat seine Regierung mit der willkommenen Zusage an, daß der

Sitz des Hofes „für alle Zeiten“ beständig in Stuttgart bleiben solle, und entfaltete hier eine Pracht, welche die glänzendsten früheren Tage Stuttgarts überbot. Der Prunk seiner fürstlichen Erscheinung inmitten eines großartig vermehrten Hofstaats, die glänzenden Ballets, zu deren Veranstaltung der berühmte Vestris alljährlich auf sechs Monate aus Paris berufen wurde, die großartigen Opern und Konzerte, welche, von Mozart's Rivalen Jomelli dirigirt und von den gefeiertsten italienischen Sängern und Virtuosen ausgeführt, eines europäischen Rufes genossen, der Zauber der Gartenfeste, der Feuerwerke, der venetianischen Messen, der Fêten aller Art war unermeßlich, und unermeßlich auch die Zahl der Fremden, welche, zum Theil von sehr zweifelhafter Art, in diesen Jahren das noch immer leidlich schlicht gebliebene Stuttgart überschwemmten. Da nun der Herzog, dem der massige Steinbau Herzogs Christoph nicht behagte, auch ein neues Schloß zu bauen begann, das den herrlichsten Fürstensitzen Europa's zur Seite zu treten versprach, so schien sich der Stadt eine glänzende Perspektive zu eröffnen. Aber bald genug kam es anders; wie gewöhnlich führte der Aufwand des Regenten zum Konflikt mit den landständischen Rechten, und da im Verlaufe des Streits Stuttgart die Ungnade des starkwilligen Herrn auf sich zog, so wurde 1764 allen Bitten und Protesten zum Trotz die Residenz zum zweiten Male nach Ludwigsburg verlegt. Der Herzog legte die Solitude an mit ihren umfangreichen Bauten, verwendete große Summen auf Grafeneck und begann sein Herz an das neugegründete Hohenheim zu hängen; Stuttgart schien ganz vergessen. Da kam nach elf Jahren eine Versöhnung zu Stande, zu welcher Serenissimus hauptsächlich deswegen die Hand bot, weil er seine Lieblingsschöpfung, die Karlsschule, von der einsamen Solitude nach der Landeshauptstadt zu verlegen wünschte, um ihr den höchsten Grad der Ausbildung geben zu können, und sie ist es auch gewesen, welche den ruhelosen Herrscher während des Restes seiner Regierungszeit Stuttgart treu erhielt. Die Tage des Glanzes waren vorüber und hatten einer fast bürgerlichen Einfachheit Platz gemacht; aber ein neues Leben begann von der Karlsschule aus die in geistiger Beziehung bisher ziemlich stille Stadt zu durchdringen. Hunderte von Zöglingen aus allen Ländern der Erde und von den verschiedensten Lebenskreisen erfüllten ihre Räume; bedeutende Männer lehrten an der merkwürdig reich und vielseitig angelegten Hochschule, und ein geistesfrisches Geschlecht erwuchs trotz dem Zwange der militärischen Disziplin unter ihrer freisinnigen und tiefgründigen Behandlung der Wissenschaft. Von den Fesseln der Konvenienz umgeben, schwärmten diese Jünglinge für Natur und Freiheit und durchlebten in ihren glühenden Herzen alle die Wandlungen jener geistigen Umwälzung, durch welche damals das innere Leben unseres Volkes von Grund aus umgestaltet ward. Und noch lange nachdem die denkwürdige Anstalt ihrem Gründer im Tode nachgefolgt war (1794), ließ sich ihr frischer Hauch im geistigen Leben des unveränderten Stuttgart verspüren, als in Dannecker's Werkstätte, oder im kunstsinnigen Hause seines Schwagers, des Kaufmanns Rapp, oder bei dem Musiker Zumsteg, oder um den Epigrammendichter Haug und den gelehrten Petersen belebte Kreise sich bildeten und in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes und in den mannichfaltigsten Lebensstellungen tüchtige und vielseitig gebildete Kräfte zu finden waren.

Aeußerlich angesehen war die Gestalt der Stadt in diesem Zeitraum, zu dem wir noch die kurzen Regierungen der beiden Brüder Karl's, Ludwig Eugen (1793—1795) und Friedrich Eugen (1795—1797), sowie die ersten Regierungsjahre des nachmaligen Königs Friedrich (1797—1816) rechnen, nicht in demselben Maße wie früher eine andere geworden, und was das helle Auge unseres Schiller vor sich sah, wenn er in der blauen Elevenuniform in Reih' und Glied durch die Straßen spazieren geführt wurde oder später als Regimentsmedicus nach dem Kegelspiel im „Ochsen" durch die Hauptstädter



Die Solitude bei Stuttgart.

Straße und die Thorgasse in sein Parterrezimmer bei der Hauptmännin Vischer am kleinen Graben zurückkehrte, war im Wesentlichen noch immer das Bild der schwäbischen Landstadt. Verändert hatte sich hauptsächlich die Gegend des fürstlichen Besitzes, theils durch den Bau des neuen Schlosses (1746 begonnen, aber wegen mehrfacher Unterbrechung erst 1807 vollendet) und seiner Nebengebäude, welche 1775 der Sitz der Karlsakademie wurden, theils durch die Anlegung der „Planie", welche nach Beseitigung störender Nebenbauten und Ueberwölbung des Nesenbachs 1777 zu Stande kam und deren herrliche Alleen noch heute dieser Gegend ihren wohlthuenden Charakter verleihen. Die übrige Stadt gewann durch die allmähliche Wegräumung der inneren Stadtmauer und die Ausfüllung der Gräben ein freundlicheres Ansehen.

Da kam infolge der Napoleonischen Kriege die bedeutende Vergrößerung des Landes durch eine große Anzahl säkularisirter Abteien und Klöster und

mehrerer wichtiger Reichsstädte (Reutlingen, Hall, Gmünd, Rottweil, Heilbronn, Eßlingen, Giengen u. a.) sowie seine Erhebung Anfangs zum Kurfürstenthum, dann zum Königreich (1. Januar 1806). Seitdem begann die Hauptstadt unter König Friedrich I. und seinem Nachfolger Wilhelm I. (1816—1864) in vermehrtem Maße zu wachsen. Die alten Gassen, seit 1811 offiziell zum Range von Straßen erhoben, wurden vielfach verbessert und erhielten neue Namen. Wer wollte auch in der königlichen Hauptstadt eine „Wassersuppengasse", ein „Küh-" und „Gaisgäßle", ein „Scharfrichtergäßle" dulden? Und wer wollte die Erinnerung an das neue Königthum vermissen? So ward der „Graben" (Nesenbach) zur „Königsstraße", die sich mit dem „Königsthore" schließt. Neue Straßen, neue Quartiere wurden angelegt, bedeutende Bauten nothwendig, um die vermehrten Landesbehörden aufzunehmen. Der lange Friedensstand und die einsichtsvolle Förderung aller gemeinnützigen Bestrebungen unter König Wilhelm hoben den Wohlstand und weckten den Unternehmungsgeist. Der Buchhandel, der Bücherdruck, seit langer Zeit in Stuttgart eingebürgert (erstes gedrucktes Buch von 1486, Metzlersche Buchhandlung seit 1688), rührte sich kräftig, und der „König der deutschen Buchhändler". verbreitete den Ruf Stuttgarts in dieser Hinsicht in alle Welt. Die Fabriken erhoben ihre rauchenden Kamine; die Gewerbe, der beengenden Kleinlichkeit entwachsen, stellten sich höhere Aufgaben; der Handel, von der Aufhebung der Zollschranken begünstigt, begann die Vortheile Stuttgarts als Landeshauptstadt zu nützen und es zum natürlichen Mittelpunkt eines ausgedehnten Verkehrsgebiets zu erheben. Ueberall ließ sich jenes frische Regen der Kräfte, jener gesteigerte Wetteifer empfinden, der ein gesundes Gedeihen verkündet, und als nun die wachsende Bedeutung der Eisenbahnen die alten Verkehrsverhältnisse immer mehr veränderte, trat Stuttgart mit gereifter Kraft und gehobenem Verständniß seiner Aufgabe in die neueste Periode hinüber.

Unter König Karl I. (seit 1864) hat die Vermehrung der Bevölkerung — die Einwohnerzahl betrug 1822: 28,444; 1832: 35,021; 1841: 42,217; 1852: 50,000; 1861: 61,314; 1867: 75,781; 1877: 107,273 — und mit ihr die bauliche Ausdehnung der Stadt immer steigende Verhältnisse angenommen, und nachdem neuerdings die Staatsbauten von anfänglicher Kahlheit und Nüchternheit mehr und mehr zu monumentaler Schönheit vorgeschritten sind und auch der Privatbau zu edlerem Material und kunstmäßigeren Formen überzugehen begonnen, darf man wohl sagen, daß die Stadt von Jahr zu Jahr mehr einer großstädtischen Entwicklung entgegengeht. — Wir sind bis auf unsere Tage vorgeschritten und wollen uns nun in dem Stuttgart der Gegenwart umsehen. Bevor wir jedoch unsere Wanderung antreten, suchen wir uns eine allgemeine Uebersicht über die Gruppirung der Stadt und der Vorstädte zu verschaffen.

Enge und vielfach gewundene Gassen mit dichtgedrängten, in den oberen Stockwerken oft weit vorspringenden Häusern bezeichnen noch heute den Charakter des ältesten Bestandtheils, der eigentlichen inneren Stadt, die jetzt vorzugsweise der Sitz des kleinen Gewerbes ist und in den beiden Thürmen der Stiftskirche ihre weithin erkennbare Bezeichnung, in dem tiefgelegenen Marktplatz ihren Mittelpunkt und in der Hirschgasse ihre Hauptverkehrsader besitzt.

An diesen mittleren Kern haben sich nun, wie wir oben gesehen haben, im fünfzehnten Jahrhundert zunächst zwei Vorstädte angesetzt, je durch eine Kirche bezeichnet. Die westliche ist um die Hospitalkirche (frühere Liebfrauenkapelle) gelagert und erhebt sich beträchtlich über die Altstadt. Ihr einstiger Name „reiche Vorstadt" ist für die Gegenwart nicht mehr bezeichnend. Die alten Familienhäuser bequemerer Bauart finden sich nur sehr vereinzelt; zwischen ihnen, namentlich in den einst zahlreichen Gärten dieser Gegend, haben sich neuere Miethbauten niedergelassen, und während die entfernteren Theile noch vielfach die niederen und unscheinbaren Wohnungen der kleinen Leute zeigen, haben die dem Hauptverkehr näher gelegenen Straßen einen sehr geschäftsmäßigen Charakter angenommen, so daß der ganze Stadttheil einen ziemlich gemischten Eindruck macht.

Die andere der einstigen Vorstädte ist gegen Osten gewendet und um die St. Leonhardskirche gruppirt (im Volksmunde das „Bohnenviertel"). Hier wohnt seit alten Zeiten mit Vorliebe die starke Weingärtnerbevölkerung, und auch die Hauptstraßen, vom Gewerbe und zahlreichen Wirthschaften in Besitz genommen, bewahren trotz des belebten Verkehrs ein vorherrschend ländliches Aussehen. Sie dienen besonders den Bedürfnissen des Landvolks, das der Marktverkehr in die Hauptstadt führt, und an jedem Markttag, zumal in den Zeiten der Obsternte, finden wir die geräumige Fläche der Hauptstätterstraße von einer wahrhaften Wagenburg von Landfuhrwerken aller Art besetzt.

Während diese drei nach der Breitenachse des Thalbeckens auf einander folgenden Stadttheile den Bestand des älteren Stuttgart aus den Zeiten des Herzogthums darstellen, ist die nächste Entwicklung in der Art weiter gegangen, daß in der Längenrichtung des Thales jeder der beiden alten Vorstädte sowol nach oben als nach unten ein weiteres Quartier vorgelegt wurde. Auf diese Weise sind von 1806 etwa bis zur Mitte der vierziger Jahre vier neue Stadttheile entstanden, die wir am einfachsten nach den ihren Stamm bildenden Hauptstraßen bezeichnen: in der oberen Stadt thalaufwärts die Rothebühlstraße, thalabwärts die Friedrichsstraße, in der unteren Stadt aufwärts die Tübinger Straße, abwärts die Neckarstraße.

Die neuere Bewegung geht hauptsächlich dahin, das bis jetzt am wenigsten entwickelte System der Neckarstraße mit ihren neu angelegten Parallel- und Querstraßen auszubilden und der Pferdebahn entlang den Anschluß an die Vorstadt Berg zu gewinnen.

Wenn demnach die Stadt in sehr verschiedenen Perioden ihre Ausbildung genommen hat, so trägt doch die bauliche Physiognomie des heutigen Stuttgart nur in geringem Maße einen historischen Typus. Jenes Hineinragen der alten Zeit in das bewegte Treiben der Gegenwart, das so mancher deutschen Stadt ihr ehrwürdiges Gepräge giebt, findet sich in Stuttgart nicht. Abgesehen von den drei Kirchen, die bereits der spätesten Gothik angehören, ist es fast nur das alte Schloß, dessen imposanter Bau, obwol in den Haupttheilen aus den Anfängen der Renaissance stammend, unsere Phantasie in die Tage der stahlbewehrten Vergangenheit zurückführen kann; denn was sonst an mittelalterlichen Giebeln und Gesimsen, an gothischem Mauerwerk oder zierlichen Eckfiguren sich befindet,

ist zu zerstreut, um für den Charakter der Stadt von Belang zu sein. Charakteristisch ist jedoch der bis in die jüngste Vergangenheit durchaus vorwiegende Holzbau mit den getünchten Mauerwänden, der noch überdies in älterer Zeit fast allenthalben der Neigung nachgab, die oberen Stockwerke über die unteren vortreten zu lassen und den Giebel gegen die Straße zu richten. So begreift es sich denn, daß der Gang durch die Straßen Stuttgarts im Allgemeinen nicht viel imponirende Großartigkeit, manchmal sogar kleinliche Gedrücktheit zeigt, daß wir aber andererseits durch die reiche Abwechselung und Mannichfaltigkeit des Prospekts entschädigt werden, der zusammen mit dem von allen Seiten hernieder winkenden friedlichen Grün der Berge einen vertraulich und heiter anmuthenden Eindruck macht.

So vorbereitet, beginnen wir unsere Wanderung durch die Hauptstraßen Stuttgart's. Auf dem Bahnhofe in der von dem Oberbaurath von Morlock erbauten (1867 vollendeten), weiten und lichten Halle mit einem wohlthuenden Willkommen begrüßt, sehen wir uns, kaum herausgetreten, bereits mitten in der Stadt. Die breite Schloßstraße führt uns in wenigen Schritten auf den Schloßplatz, den schönsten der Stadt. Wir stellen uns an die Jubiläumssäule in der Mitte, welche 1841 zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Königs Wilhelm aus Granit vom Schwarzwald aufgerichtet wurde, oder — noch besser! — wir setzen uns in die Nähe einer der kunstvoll gezierten Fontänen, welche ihr Wasser in ewig wechselndem Schleier über die schönen Schalen ergießen, und beschauen uns, angenehm berührt vom Rauschen des beweglichen Elements, in Muße das reiche Bild, das rund um uns her vor das Auge tritt. Vor uns steht, stolz und eindrucksvoll — die beiden Flügel gegen uns vortretend, der Mittelbau, von der großen Krone überragt, weit zurückstehend — das neue Schloß, ein schöner Herrschersitz, der, eine glückliche Modifikation des Versailler Palaststils, Reichthum der Formen und fürstliche Pracht mit zierlicher Eleganz und gefälliger Feinheit maßvoll verbindet. Zur Rechten erscheint über den hoch über einander sich wölbenden Laubkronen der alten Kastanien, den Unterschied der Zeiten klar versinnlichend, der massige Körper des alten Schlosses mit seinem wuchtigen Rundthurm. Zur Linken haben wir zunächst das Theater, dessen kahle Nüchternheit freilich seltsam gegen die monumentale Umgebung absticht. Auf der vierten Seite endlich, wenn wir uns umwenden, haben wir den Königsbau (von Leins 1860 vollendet), mit seiner griechischen Säulenhalle in langer Flucht dem neuen Schlosse gegenüber gelagert. Und blicken wir von dieser großartigen Umrahmung, über welche aus dem Hintergrunde die Thürme der Stiftskirche ernst herüberblicken, während die grünen Rebenberge im Sonnenglanz herniedergrüßen, auf den Platz selbst mit seinen Kastanienalleen, mit den sorgsam gehaltenen Rasenflächen, den buntfarbigen Blumenteppichen und dunkelernsten Coniferen, mit den heiter belebten Fontänen und der hochragenden Säule in der Mitte, so dürfen wir uns wol gestehen, daß dieser Platz, so weit und frei und doch so schön umrahmt, in Wahrheit ein Kleinod ist.

Wir treten in den Hofraum des im unregelmäßigen Viereck erbauten, mit drei stattlichen Eckthürmen versehenen, alten Schlosses ein, und stehen vor dem

(neuerrichteten) Reiterstandbild Eberhard's im Bart. An drei Seiten des inneren Hofraums ziehen sich in drei Stockwerken über einander Arkaden hin, starke Säulen mit eigenartiger Ornamentik und durchbröchenem Steingeländer, eine seltsame Mischung von schwerwuchtiger Kraft und Zierlichkeit. In dem südlichen Theile des Schlosses liegt die im gothischen Stil neu und geschmackvoll restaurirte Schloßkapelle. Die unregelmäßig gehaltene Seite ist noch von der alten Grafenburg erhalten; sie birgt in ihrem Schoße den altberühmten Keller.



Schloßplatz mit Königsbau.

Im Erdgeschoß ist die „Türnitz", wo einst an fünfzig Tischen verschiedener Würde die herzoglichen Diener aller Grade gespeist wurden; darüber lag die „Ritterstube", in der wir uns wol den alten Greiner bei Tische sitzend zu denken haben, wie er zwischen sich und dem in der Reutlinger Schlacht geschlagenen Sohne das Tafeltuch entzweischneidet. Durch alle Stockwerke empor führt die breite Reitschnecke, auf welcher derselbe alte Herr, wenn er müde vom heißen Strauße kam, bis zu seiner Kammerthür geritten sein mag. Es ist Alles so ganz im Geiste der Zeit, daß wir den hallenden Tritt der Trabanten zu hören glauben, wie sie in spanischem Mantel, den Federhut auf dem Kopfe, die Hellebarde im Arme, zwischen den Säulen auf- und niederschreiten, wenn wir uns nicht gar aus dem Gruftgewölbe der Stiftskirche herüber die weiße Frau geisterhaft durch die Gänge und Wendeltreppen huschend denken.

Drüben in der Stiftskirche ruhen die Gebeine von elf Ahnherren des Württemberger Geschlechts, vom Grafen Ulrich mit dem Daumen (†1265) bis

Graf Heinrich († 1519), auch vom Greiner († 1392), deren Bilder, in Stein gemeißelt, von der nördlichen Chorwand ernst herniederschauen. Der Eindruck der Stiftskirche von außen ist zwar nicht großartig und imposant, aber doch würdig und anziehend durch manche Einzelheit, besonders durch das prachtvolle Apostelthor auf der Südseite mit dem feinen Reliefbild des kreuztragenden Christus im Bogenfeld.

Das alte Schloß, die Stiftskirche und die beiden Flügel des Palais der Prinzessin Friedrich umschließen einen Platz, auf dessen Mitte wir das Denkmal Schiller's erblicken. Es ward von Thorwaldsen in Rom geschaffen und — das älteste aller Schillermonumente — am 8. Mai 1839 enthüllt. Von würdigen Bauwerken der alten Zeit umgeben und dem lärmenden Treiben des Tages entrückt, ladet der mäßig große Platz, der nach ihm den Namen trägt, von selbst zu gesammelter Betrachtung ein, und am liebsten wird man vor das hohe Standbild treten, wenn in stiller Nacht das Mondlicht den schönen Raum erfüllt, oder in anderer Weise, wenn am Abend des Schillerfestes „der Liederkranz" vor die Statue zieht, um dort dem gefeierten Sänger seine schönsten Lieder darzubringen; da mag man gern, in einer stillen Ecke dem Gesange lauschend, zu dem ehernen Bilde emporblicken, das, vom beweglichen Schein der flackernden Pechkränze wechselnd beleuchtet, ernst und mild auf die bunte Menge herabschaut.

Wir kehren auf den Schloßplatz zurück und gelangen, an dem Königsbau, der hier in der luftigen Kolonnade, wie in der hinteren Passage, durch Läden und Restaurationslokale von regem Leben erfüllt ist, während darüber der schöne Konzertsaal mit seinen Nebenräumen sich hinzieht, und an dem Palais des Prinzen Wilhelm, das auf die Kastanienalleen der Planie und des Schloßplatzes blickt, vorüberschreitend, in den belebtesten Theil der Königsstraße, welche, der Richtung des glücklicherweise überwölbten Nesenbachs folgend, die Hauptader der jetzigen Stadt bildet. Mit dem massigen Bau des Bazars und seinen schweren Arkaden zu unserer Rechten beginnt eine Reihe glänzender Läden, welche lockende Waaren zur Schau stellen, von einigen öffentlichen Gebäuden unterbrochen. So läuft die Straße, von einer theils eilfertig geschäftigen, theils behaglich lustwandelnden Menge belebt, eine große Strecke aufwärts bis zur früheren „Legionskaserne", in welcher sich jetzt das treffliche Musterlager der Centralstelle für Handel und Gewerbe, eine sehr vollständige Sammlung von Erzeugnissen des württembergischen Gewerbfleißes, befindet. Abwärts vom Schloßplatz führt die kürzere Strecke der Königsstraße an der Katholischen Kirche und dem langen niederen Marstallgebäude vorüber zum Königsthor.

Der Markt und das Rathhaus, im Mittelpunkte der inneren Stadt gelegen und vom Stiftskirchplatz mittels der Kirchstraße schnell erreicht, bietet außer einigen Häusern älteren Gepräges, welche sämmtlich ihre Giebel so ruhig und bieder nach dem Rathhause hinwenden, wie die Mitglieder eines löblichen Magistrats auf ihren Burgemeister horchen, nichts architektonisch Merkwürdiges. Dagegen verdient der Stiftskirche gegenüber an der Ecke der Kirch- und Dorotheenstraße ein Haus unsere Aufmerksamkeit, welches — vor etwa fünfzig Jahren

ein weitberühmtes Hotel, der „König von England“, und von Wilhelm Hauff in seiner Bettlerin vom pont des arts verewigt — jetzt für den Kreisgerichtshof eingerichtet ist.

Die Dorotheenstraße führt uns vom Stiftskirchplatz in senkrechter Richtung auf die lange, imposante Linie der Neckarstraße, die hier vom Charlottenplatz ihren Ausgang nimmt und, parallel mit der Königsstraße, in den jüngeren Stadttheil thalabwärts führt. Wir gehen an dem Prinzessin-Palais vorbei, das sich still in seinen Garten zurückzieht, und kommen zunächst an das noch im trocken antikisirenden Stil erbaute Archiv und Naturalienkabinet, das durch die vortreffliche Anordnung seiner werthvollen und ausgedehnten Sammlung anzieht, und dann an die Bibliothek, welche für ihre reichen Bücher- und Manuskriptenschätze, namentlich die berühmte Bibelsammlung, leider noch immer nicht zu dem schützenden Steinbau gelangt ist.

Zur Linken begleitet uns indessen ein langes niedriges Gebäude im Mansardenstil des vorigen Jahrhunderts; es ist die Rückseite jener Akademie, welche vor 80 bis 90 Jahren der höchste Stolz Stuttgarts war, wo Schiller und Dannecker, Schick und Wächter, Koch und Zumsteeg, wo Kielmeyer und Cuvier und so viele Andere die für jene Zeit einzig dastehende Bildung gewonnen haben, welche sie zu ihren großartigen Leistungen befähigte. Welches Leben muß einst durch diese Räume gegangen sein, als Punkt 12 Uhr die einzelnen Abtheilungen, von ihren Offizieren geführt, in dem Rangirsaal aufzogen, um hier vom Herzog gemustert zu werden, und dann die beiden Treppen hinau durch die beiden Thüren im Taktschritt in den Speisesaal einmarschirten, um auf das Kommando die Hände zum Gebet zu falten und auf ein neues Kommando mit donnerndem Ruck die Stühle zurückzuziehen und sich an das Essen zu machen, indeß der Herzog, das bekannte Hütchen in der Hand, mit seiner „Herzallerliebsten Franzel“ (Franziska von Hohenheim) von Tisch zu Tisch ging und sich an dem Appetit seiner Kinder erfreute! Und welches Leben mag in den Schlafsälen gewesen sein, wo 25 Betten links und 25 rechts standen, durch einen breiten Säulengang in der Mitte getrennt, oben und unten aber die Betten der Aufseher, deren Wachsamkeit die muthwillige Jugend zu täuschen suchte! Hier hat ja auch er seine Titanenträume geträumt, der Größte, der in diesen Räumen gewandelt, und uns ist, als schauten wir ihn, hoch das Haupt zurückgeworfen, Tyrannenhaß im Herzen, den langen Gang hinunterschreiten, sowie ihn jene Mutter sah, die bedenklich zu ihrem Sohne meinte: „Der bildet sich scheint's mehr ein als der Herzog von Württemberg“.

Wir wandern die Neckarstraße weiter, die nun erst ihren Reichthum an schönen Bauten zu entfalten beginnt. Früher ziemlich öde, hat sie neuerdings eine erhöhte Lebendigkeit durch die Pferdebahn erhalten, welche Stuttgart mit Berg und Cannstatt verbindet. Auf jeder Seite begleitet uns eine Reihe neuer und schöner Gebäude, die mit dem Hallberger'schen Etablissement abschließen. Von Interesse ist das Kunstmuseum, das, aus den vierziger Jahren stammend, in seiner reichhaltigen Sammlung von Gipsabgüssen eine nahezu vollständige Zusammenstellung der Thorwaldsen-Schöpfungen — einen Besitz, wie ihn nur noch Kopenhagen aufweisen kann — und als besonderes Kleinod die kolossale

Marmorbüste Schiller's bewahrt, in welcher Dannecker bei der Kunde vom Hingange seines einstigen Akademiegenossen seine ganze Anschauung von der idealen Natur des großen Dichters niedergelegt hat, um ihn in seiner Art „lebig zu machen". Auch eine beachtungswürdige Kupferstichsammlung und Gemäldegalerie haben in dem Museum Aufnahme gefunden.

Die Neckarstraße wieder zurückschreitend, gelangen wir über den Charlottenplatz und durch die Eßlinger Straße in denjenigen Stadttheil, der sich um die St. Leonhardskirche gruppirt, das sogenannte „Bohnenviertel". Außen am Chor der Kirche fesselt uns eine schöne Steinarbeit, der sogenannte „Oelberg", 1501 von Klara Mager und ihrem Ehegatten gestiftet. Wenn wir von dem Geräusche des Trödelmarkts, wo man um altes Gerümpel feilscht, vor dieses treffliche Bildwerk treten, so ergreift der stille Geist der alten Glaubensinnigkeit wunderbar das Herz; es ist ein Werk, so tief und rein empfunden und so schön in seinem schlichten Ausdruck, daß es mit überwältigender Kraft unsern Sinn in die ferne fromme Zeit zurückführt.

Noch unmittelbarer werden wir in das Reformationszeitalter zurückversetzt, wenn wir nun auch die dritte der drei alten Kirchen Stuttgarts, die Hospitalskirche, besuchen und die geschnitzten Kirchenstühle betrachten, in denen einst die Predigermönche ihre Andacht verrichteten; oder wenn wir in die Kreuzgänge des einstigen Klosters hinaustreten, wo sie peripatetisch ihre gelehrten oder ungelehrten Gespräche geführt haben mögen und wo vielleicht manches Wort über den kecken Humanisten Reuchlin (Kapnio) fiel, dessen gewaltiger Strauß mit ihren Ordensbrüdern in Köln damals die Welt in Athem hielt und das Nahen einer neuen Zeit verkündete. Früher war er wol selbst gern mit in diesen Gängen gewandelt, der geistesklare Mann mit dem wunderbaren Sprachsinn; denn er wollte dereinst in ihren Mauern ruhen, und nicht ohne Bewegung treten wir vor die dreisprachige Grabschrift, mit der er im Jahre 1501 sibi et posteritati Capnioniae die Stätte geweiht hat; — als er 1522 starb, ward er in St. Leonhard zur Ruhe bestattet.

Zum heitern Leben der Gegenwart zurückkehrend, wenden wir uns zur Liederhalle in dem nordwestlich der oberen Stadt neu angebauten Stadttheil. In ihren mit den Büsten der schwäbischen Dichter geschmückten Sälen übt die edle Sangesgabe der Stuttgarter „Liederkranz", der während der 54 Jahre seines Bestehens in treuer Bewahrung der von trefflichen Männern geschaffenen Ueberlieferung die Pflege des nationalen Geisteslebens mit dem Kultus der heimischen Erinnerungen zu vereinigen bestrebt ist. Der von Leins 1875 erbaute Festsaal ist der größte in Deutschland (1320 Quadratmeter Bodenfläche). An den Garten, von dessen schattigen Baumgruppen die Kolossalbüsten Uhland's und Schwab's sich abheben, reihen sich in anmuthiger Folge städtische Anlagen, welche dazu beitragen, diesem ganzen durch Landhäuser und schöne Neubauten gehobenen Stadttheil ein heiteres Gepräge zu geben.

In demselben Stadttheile, nicht weit von der Liederhalle, liegt der Stadtgraben, vor Kurzem noch eine öde Steinwüste, jetzt eine liebliche Pflegestätte der heimischen Gartenkunst, die mit einer reichen Flora das Auge labt, während im Schatten der alten, hohen Kastanienbäume frohes geselliges Leben sich regt.

An der Westseite des Stadtgrabens sehen wir die Baugewerkschule, von Egle erbaut, während die polytechnische Schule, im italienischen Renaissancestil (1860—1865) ebenfalls von Egle aufgeführt und nach dem Urtheil von Fachmännern eines der edelsten Bauwerke unserer Zeit, ihre schön gegliederte Hauptfaçade leider nach Norden kehrt.



Die Johanneskirche in Stuttgart.

In dem südwärts von der oberen Stadt thalaufwärts sich ziehenden neuen Stadttheil mit der Rothebühlstraße als Hauptader erregt die neuerbaute St. Johanneskirche von Leins auf einer in den Feuersee vortretenden Halbinsel durch ihre romantische Lage und schöne gothische Bauart unser Interesse. Unter den reichen Privatbauten dieses Stadttheils sind die großartige Villa Zorn von Leins, die im italienischen Stil von Gnauth ausgeführte Villa Siegle und die Villa Knosp im Tudorstil von Egle besonders hervorzuheben.

Der südlich und östlich der unteren Stadt (St. Leonhard) neu angebaute Stadttheil wird im Osten durch die schöne Olgastraße begrenzt, die sich mit ihren Bauten, theilweise im harten Ringen mit den Schwierigkeiten des Bodens, in den Winkel der Bergabhänge eingedrängt hat, um dann künftig in luftiger

Höhe über dem Thale weiter zu laufen. Manches Haus an ihr fesselt die Schritte des prüfenden Kenners; namentlich das Bohnenberger'sche Haus an der Ecke der Archivstraße von Beisbarth gereicht nicht allein der Straße, sondern der Stadt zur Zierde. Weiter oberhalb, zwischen der Olga- und Katharinenstraße, erhebt sich die Englische Kirche, ein hübsches Muster der englischen Gothik, von Wagner erbaut. Erwähnen wir schließlich noch, daß eine zweite katholische Kirche, im gothischen Stil von Egle, in demselben Stadttheil an der Böblinger Straße ihrer Vollendung entgegengeht, so haben wir dem uns begleitenden Leser die interessantesten Plätze und Gebäude der württembergischen Hauptstadt vorgeführt und fordern ihn nun zu Ausflügen in die Umgebungen auf.

Der nächste gilt der schon oft genannten, freundlichen Nachbarstadt Cannstatt. Wir wählen dazu den Weg durch den königlichen Schloßgarten, gewöhnlich die „Anlagen" genannt, der sich — vom Schlosse nur durch den königlichen Privatgarten getrennt — von dem oberen See mit seiner prächtigen Fontäne und dem Dannecker'schen Nymphenpaar an dreiviertel Stunden weit in nordnordöstlicher Richtung durch das Thal zieht. Eine Allee von vollschattenden Bäumen führt in der Mitte an Marmorgruppen und schwanenbelebten Teichen vorüber, während mannichfach geschlängelte Wege mit dem Wechsel von dichtbelaubtem Gesträuch und dunkeln Baumgruppen sie zu beiden Seiten begleiten. Vor dem Landhaus Rosenstein angekommen, dessen Park sich unmittelbar an die Anlagen anschließt, genießen wir die liebliche Aussicht: zu unsern Füßen der Neckar, in großem Bogen sich windend und von der Eisenbahn, die genau unter der Mitte der Villa im Tunnel den Hügel durchbricht, auf langer Brücke überschritten, dann an seinen Ufern hingelagert Cannstatt und ringsum der wunderbare Reichthum dieses Thals, im Hintergrunde die blauen Berge der Alb. Ein bequemer Weg führt uns zur Wilhelma hinab, welche König Wilhelm durch seinen Hofbaumeister Zanth (1842—1851) im Stil der Alhambra aufführen ließ. Ueber die Neckarbrücke gelangen wir nach Cannstatt, das uns als geographischer und geologischer Centralpunkt bereits bekannt ist. Um die alte, innen winklige Stadt schmiegt sich auch hier ein neuer Anbau; denn Cannstatt hat sich in neuerer Zeit durch seine lauwarmen salinischen Wasser, die aus mehr als vierzig Quellen, theils in der Stadt selbst, theils in ihrer nächsten Umgebung hervordringen, als Kur- und Badeort sehr gehoben. Den Wilhelmsplatz schmückt das (1875) enthüllte Reiterstandbild König Wilhelm's I. von Halbig. Auf dem Gottesacker bei der alten schönen Uffokapelle besuchen wir das noch frische Grab des deutschen Dichters Ferdinand Freiligrath, der nach den Unruhen und Stürmen eines bewegten Lebens in dem friedlichen Cannstatt seine letzten Jahre verlebte. Er bewohnte daselbst seit dem Sommer 1874 das Haus genannt „Zum alten Hasen" und starb hier am 18. März 1876. Auf dem höchstgelegenen Theil des Kirchhofs, von wo der Dichter oft sinnend in das liebliche Neckarthal hinabschaute, hat man ihm die Ruhestätte bereitet. Verhallt sind nun die gewaltigen Sturmlieder, die er in der Zeit der politischen Gährung erschallen ließ, — Lieder, wie sie noch von keines Sängers Mund ertönt waren — erloschen ist die

Flamme, die ihn von innen heraus zu verzehren drohte, und über der Grabstätte weht es uns friedlich an mit seinem innigsten, seelenvollen Liede: „O lieb', so lang Du lieben kannst!“

Wer von Cannstatt das heitere Bild schwäbischen Volkslebens mitnehmen will, der muß zu dem Volksfeste kommen, das alljährlich am 28. September stattfindet. Dann strömen aus allen Theilen Württembergs die Bewohner in ihren Feiertagstrachten zu Wagen und zu Fuß, mit Eisenbahn und Omnibus hier zusammen vom Odenwald und Seewald, aus dem Schwarzwald und der Schwäbischen Alb, von dem Neckar und der Donau; dann hört man alle Tonarten des schwäbischen Dialekts durch einander klingen.



Die Wilhelma bei Stuttgart.

Mit dem frühesten Morgen wandert ganz Stuttgart aus zum „Feschte“. Der Schloßgarten belebt sich mit Reitern und Reiterinnen auf leichten und zierlichen Pferden arabischer Abkunft aus den württembergischen Gestüten, elegante Equipagen fahren neben und hinter Miethswagen, die großen rothen Wagen der Pferdebahn prangen im Schmucke von Blumen und Fähnchen und die Straße nach Cannstatt ist mit einem ununterbrochenen Zuge von Fuhrwerken aller Art bedeckt, der sich zwischen den zur Thierschau bestimmten Ochsen, Kühen, Schafen und Schweinen mit ihren Treibern und Treiberinnen und zwischen den dichtgedrängten Reihen der Fußgänger nur mühsam fortbewegt. Schon vor der mit Fahnen und Festons geschmückten Neckarbrücke gewinnt die Straße ein festliches Ansehen. Die Stadt selbst prangt im Festgewande;

Kränze und Laubgewinde hängen quer über die Straßen, an den Häusern und selbst an den Dächern der kleinsten Hütten. Zum Festplatze, dem „Wasen“, führt eine Ehrenpforte aus Nadelholz, Früchten und Aehren, an welcher Namenszüge und Figuren aus Blumen und Maiskörnern angebracht sind. Den Platz umgeben Tribünen und Galerien für den königlichen Hof, die Preisrichter, die Musik und die Zuschauer. Sind Thierschau und Pferderennen vorüber, so beginnen die Belustigungen des jungen Volkes mit Stangenklettern, Sackrennen, Hosenlaufen, bei welchem je zwei Wettläufer mit einem Bein in einem gemeinschaftlichen Paar Hosen stecken, und andere Wettspiele. Zum Schlusse zerstreut sich das Volk zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse in die zahlreichen Barracken und Zelte, die seitwärts des Festplatzes aufgeschlagen sind, oder in die Wirths- und Weinhäuser der Stadt.

Wir nehmen unsern Rückweg über das Dorf Berg, dessen gothisches Kirchlein mit dem durchbrochenen Thurme (1855 von Gaab erbaut) schon lange vom linken Ufer des Flusses herübergegrüßt hat. Den Scheitel des Berges zwischen dem Stuttgarter und dem Neckarthal krönt die von Leins (1846—1853) im edeln Renaissancestil des 15. Jahrhundert erbaute königliche Villa. Berg ist mit Stuttgart fast zusammengewachsen. Um nicht zu früh in das Treiben der Stadt zurückzukehren, gehen wir jedoch an den Höhen zur Linken den „Kanonenweg“ entlang durch die Weinberge zur Uhlandshöhe und haben auf der einen Seite tief unter uns die Häusermenge der Stadt, auf der andern, an der Uhlandslinde, ein echt schwäbisches Landschaftsbild: die friedlichen Hänge und Gelände um das im Obstwalde fast versteckte Gablenberg und Gaisburg her sammt dem Neckarthal und der Kapelle des Rothenbergs darüber, die sich jetzt an der Stelle des Stammschlosses Wirtenberg über dem Grabmal des Königs Wilhelm und seiner Gemahlin, der Großfürstin Katharina, erhebt. Wir steigen den Staffelweg an der Linde hinab und lenken nach einer kurzen Wegstrecke bei der Kunstschule in die Neckarstraße ein.

Ein anderer Ausflug führt uns über die Bopserhöhen und durch den Bopserwald, in dem einst Schiller den vertrauten Genossen seine „Räuber“ vorgelesen, nach Hohenheim. Der Fußpfad über die Schillerhöhe wird für uns um so anziehender, wenn wir uns daran erinnern, daß Schiller ihn in einer der gedankenreichsten seiner späteren Dichtungen, im „Spaziergang“, zum freibehandelten landschaftlichen Motiv genommen hat. Hohenheim ist eine Schöpfung Herzog Karl's und sollte nach dessen ursprünglichem Plane eine landwirthschaftliche Musteranlage werden; mit der Zeit aber baute der Herzog hier ein großartiges Schloß. Hier verweilte er am liebsten in jener Zeit, seit Franziska, zur Gräfin von Hohenheim erhoben, sein guter Genius geworden war; hierher wurde von Zeit zu Zeit eine „Wurst“ (längliches Fuhrwerk mit bankartigem Sitz) mit Eleven aus der Karlsschule befohlen, um Serenissimus bei seinen Pflanzungen und Gartenarbeiten zur Hand zu gehen und dann von der hohen Frau mit Zuckerwerk und einem „guten Patsch“ beglückt zu werden, und oft kam ihr Wagen mit einem halben Dutzend der Kleinsten von Stuttgart heraufgefahren, die auf dem Kutschenbock saßen oder auf den Wagentritten standen. Hier ist er auch (1793) gestorben, der merkwürdige Fürst,

und noch zeigt man das Zimmer, wo dieses rastlos sprudelnde Leben endlich versiegte, nicht im Schloß, das er niemals bewohnt hat, sondern in einer schlichten Eckmansarde gegenüber.

Jetzt ist in Hohenheim eine berühmte land- und forstwirthschaftliche Lehranstalt. Von der Zinne des Schlosses bietet sich eine weite Aussicht. Ein reizender Fahrweg führt uns durch die Gestüte von Scharnhausen und Weil und durch das Neckarthal nach Cannstatt oder Stuttgart zurück.

Die Schiller-Erinnerungen erwachen lebendig in uns, wenn wir den Ausflug nach der Solitude unternehmen. Der Weg führt uns im Häslacher Thal hinauf durch frische Bergluft und Waldesduft zwischen den beiden Wildparken (links für Rothwild, rechts für Schwarzwild) hindurch. Dann und wann belebt ein weidendes Rudel der schlanken Thiere die Wald- und Wiesenbilder der freundlichen Landschaft. Je näher wir der Solitude kommen, desto deutlicher erkennen wir die Spuren des fürstlichen Glanzes, der einst diese weltentrückte Einsamkeit zur Stätte eines rauschenden Hoflebens gemacht hat. Freilich giebt, was wir jetzt vor uns sehen, nur einen unvollkommenen Begriff von Dem, was vor einem Jahrhundert die Solitude war, als Herzog Karl mit rastloser Ungeduld Bauten auf Bauten, Feste auf Feste häufte, als Schiller's Vater, der biedere Johann Kaspar, die Aufsicht über die ausgedehnten Gärten führte, als die (1770 hier gestiftete) Karlsschule bald die Leidenschaft des Herzogs wurde und Hunderte von Zöglingen aufnahm, als goldbeladene Karossen und die ganze Pracht eines französisch-üppigen Hofstaats die Promenaden belebten und leichtes Getändel und frohes Gelächter aus den Bosketen schallte. Aber wenn auch die Bauten und Gärten zum großen Theil der Zeit zum Opfer gefallen sind, das Schloß ist noch immer ein köstliches Bijou aus jenen wunderlichen Tagen des Rococo; der seltsame Grundplan, einer Tabatière jener Zeiten nicht unähnlich, die geschweiften Aufgangstreppen und Außenwände, innen die Schnörkel und Schnecken des Ornaments mit der verlebten Pracht der vergoldeten Stukkatur und den kapriziösen Tändeleien und Niaiserien auf den Konsolen — es versetzt uns so ganz in die eigene Welt vor hundert Jahren, als noch das bestrumpfte Bein der Herren vom Hofe im zierlichen Menuetschritt sich über den spiegelglatten Boden bewegte und die Damen in der aufgebauschten Herrlichkeit der Atlasroben durch die Säle rauschten und im Vorübergehen selbstzufriedene Blicke in die gefälligen riesigen Spiegel warfen. Aber neben diesen Prunk des herzoglichen Schlosses stellt sich uns im Geiste ein anderes Bild: das gut bürgerliche Schiller'sche Wohnhaus, der ehrentüchtige Vater, die innige Mutter. die liebe treue Christophine, und dann und wann von Stuttgart heraufkommend der wilde und doch wieder so innig schwärmerische Sohn, ein Stolz der Mutter, ein Räthsel dem Vater, und wir denken daran, wie er an jenem Nachmittag mit Streicher zum letzten Besuch kam und auf lange Zeit mit der Mutter aus dem Zimmer verschwand, bis er mit gerötheten Augen zurückkam, und denken an jene Nacht (17. Sept. 1782), als Alles ringsum den russischen Gästen — dem Großfürsten Paul und seiner Gemahlin — zu Ehren in prachtvoller Beleuchtung strahlte und zwei Stunden davon auf der Landstraße nach Ludwigsburg ein einsamer Wagen zwei

Flüchtlinge führt und bei dem Anblick des älterlichen Hauses der eine schmerzlich zurücksinkt und ausruft: „O meine Mutter!“

Die Solitude ist heute, was sie ihrem Namen nach von Anfang sein sollte, still und einsam, und die jetzt das Schloß besuchen, kommen nicht mehr glänzender Hoffeste wegen, sondern nur, um die würzige Luft zu genießen und auf der Kuppel des Schlosses ihr Auge an dem unermeßlichen Fernblick zu erquicken.

Wir müssen es dem Leser überlassen, die freundlichen Spaziergänge in der nächsten Umgebung von Stuttgart nach der Reinsburg und dem Jägerhäuschen am Hasenberg, auf dem Panoramawege und nach den Pappeln der Feuerbacher Heide, nach dem Etzelsdenkmal an der neuen und der Friedenslinde an der alten Weinsteige selbst aufzusuchen, und haben nur noch dem drei Stunden von Stuttgart in nördlicher Richtung entfernten Ludwigsburg, dem schwäbischen Potsdam, einen Besuch zugedacht. Auch diese Stadt gehört zu den Regentenschöpfungen, Württembergs zweite Residenz; zuweilen auch der Schmollwinkel seiner Herzoge, wenn sie mit ihren Ständen oder mit ihrer Stadt Stuttgart zürnten (wie Herzog Karl 1764—1785). Der große Marktplatz ist mit der Statue des Herzogs Eberhard Ludwig, der hier 1704 ein Jagdschloß erbauen ließ, der Marktplatz in der Karlsstadt mit einer Pyramide und dem bronzenem Brustbilde Königs Friedrich I. geziert. Die Stadt mit dem verlassenen Schlosse von gewaltigen Verhältnissen, mit ihren schnurgeraden Straßen und niederen Mansardenhäusern, den unermeßlichen Anlagen und stundenlangen Alleen, mit der Menge der Kasernen und Schilderhäuser ist recht ein Kind der Fürstenlaune. Allen natürlichen Bedingungen zum Trutze geschaffen, strahlte sie eine Zeit lang in blendendem Glanze, um dann, unter veränderten Zeiten auf halbem Wege gehemmt, mühsam ein stilles Dasein zu erhalten. Trotzdem beginnt auch Ludwigsburg in neuerer Zeit in den Wettkampf der Gegenwart einzutreten und sich aus eigener Kraft eine Stellung zu erobern. Wenn sich Stuttgart des Ruhmes freuen darf, die Vaterstadt eines Weckherlin, Hegel, Schwab, Hauff und anderer berühmter Geister zu sein, so zählt das kleine urprosaische Ludwigsburg einen Justinus Kerner und Eduard Mörike, einen David Strauß und Friedrich Vischer zu den Ihrigen.

Neckarstädte; Tübingen und seine Hochschule. An den Ufern des Neckar lagert sich eine Anzahl freundlicher Städte; einige von industrieller Bedeutung, andere von Wichtigkeit für das geistige Leben im Neckarlande, noch andere durch ihre geschichtlichen Erinnerungen fesselnd. Wir wollen auch ihnen unsern Besuch abstatten und beginnen, indem wir vom Cannstatter Kessel ausgehen und zunächst abwärts dem Laufe des Flusses folgen.

Da liegt, wenige Stunden nördlich von Cannstatt, auf einer Höhe am rechten Neckarufer das stille, idyllische Marbach, das kaum genannt werden würde, wenn sich nicht mit ihm die Erinnerung an unsern größten Dichter verbände. Das durch eine Gedenktafel bezeichnete Haus am Markt, in dem Schiller geboren wurde, ist 1859 durch Nationalsubskription erworben und möglichst im Zustande von 1759 wieder hergestellt worden; es birgt noch manche Reliquien aus seiner Familie. Auf einem Bergvorsprunge, der die nahe Stadt und das Neckarthal übersieht und die „Schillerhöhe“ genannt wird, ist das Standbild

des Dichters in Erz von Rau errichtet und 1876 an seinem Todestage (9. Mai) enthüllt worden. — Wollen wir hier an der Wiege des Dichters seinem Stammbaume nachgehen, so finden wir, daß seine Vorfahren eine Reihe aufwärts schlichte Dorfbäcker waren. Der Großvater trieb dieses Gewerbe in dem volkreichen Dorfe Bittenfeld bei Waiblingen. Schiller's Vater Johann Kaspar ist der erste der von dieser herkömmlichen Gewohnheit abwich. Er lernte Chirurgie, ging 1745 als Feldscher mit einem bayerischen Regiment in die Niederlande, ließ sich nach dem Aachener Frieden (1748) in Marbach nieder und verheirathete sich 1749 mit Elisabeth Dorothea Kodweiß, der Tochter des herzoglichen Holzinspektors und Gastwirths „Zum Löwen", Georg Friedrich Kodweiß. Beim Ausbruch des dritten Schlesischen Krieges, an dem Herzog Karl gegen Preußen Theil nahm, bewarb sich Schiller, von häuslichen Sorgen bedrängt, um eine Anstellung im Militär und ward (1757) Fähnrich und Adjutant, das Jahr darauf Leutnant in württembergischen Diensten. Die Rast der Winterquartiere benutzte der Leutnant Schiller, um sein gutes Weib zu besuchen, das, einsam und von ihm unterstützt, im elterlichen Hause zu Marbach zurückgeblieben war. Hier ward, während der Vater im Feldlager stand, am 10. November 1759 — dem Geburtstag Luther's (1483) und Scharnhorst's (1756) — unser Friedrich Schiller geboren.

Der Neckar und seine entzückenden Rebengelände, Berg und Thal der schwäbischen Hügellandschaft waren also die ersten Bilder, die vor die Seele des Kindes traten, und so lebendig prägten sich diese heimatlichen Bilder seiner Vorstellung ein, daß er — wie der Vater später schrieb — „jedes kleine Bächgen ein Neckarle nannte". Wollen wir uns das Aeußere des Knaben aus dieser Zeit vor die Seele rufen, so hören wir, wie seine zwei Jahre ältere Schwester Christophine ihn schildert: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieben Kindergesicht zu sehen. Die frommen, blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen, mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm das Ansehen eines Engelköpfchens".

Bald nach dem Hubertsburger Frieden erhielt der Vater zuerst Ludwigsburg, dann Cannstatt zur Garnison. Auch von hier aus besuchte Schiller's Mutter öfters ihre Eltern in Marbach. „Einst" — erzählt Christophine — „da wir mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den „Berg". Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emmaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den „Berg" kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor!" —

So unter dem Einfluß der gütigen, empfindungsvollen Mutter und des schlichten, tüchtigen Wesens seines ehrsamen Vaters entfalteten sich die ersten geistigen Keime in dem Knaben. Ein reines kindliches Gemüth, ein offener, heller und für alles Schöne empfänglicher Sinn, das waren die Morgengaben, mit welchen das Vaterhaus und die schwäbische Heimat den jungen Genius ausstatteten. Wir übergehen die Jahre des ersten Unterrichts in Lorch, dem

kleinen schwäbischen Grenzort, wo sein Vater (1765 bis 1768) als Werbeoffizier stand, durch den wackeren Ortspfarrer und Magister Moser, nach welchem Schiller später den würdigen Geistlichen in seinen „Räubern" benannte, und auf der lateinischen Schule zu Ludwigsburg (1768 bis 1772), und finden den reichbegabten Knaben auf der Karlsschule wieder, in die er auf Verlangen des Herzogs am 17. Januar 1773 aufgenommen ward, Anfangs auf der Solitude, dann nach Erhebung der Karlsschule zur Akademie (seit 18. Nov. 1775) in Stuttgart. Hier in der strengen, militärischen Zucht, die Herzog Karl in der Anstalt eingeführt hatte, erwachte der Widerspruch seiner idealistischen Natur gegen den Zwang der wirklichen Verhältnisse. Oft hatte er wol zu jenem düstern Staatsgefängniß, dem Hohenasperg, emporgeblickt, wo jetzt der „Danton der Sturm- und Drangperiode", Chr. Fr. Schubart, dessen Freiheitslieder einen so gewaltigen Eindruck auf ihn machten, seine zehnjährige Gefangenschaft abbüßte. Die Frucht dieses inneren Konfliktes waren „Die Räuber", die Lösung desselben fand er später in seinen geläuterten, klassischen Werken. Wir haben den Jüngling in jener schmerzvollen Stunde gesehen, als er — seit 1780 Feldscher in einem württembergischen Grenadierregiment — von der treuen Mutter Abschied nahm, um sich dem auf ihm lastenden äußeren Drucke durch die Flucht zu entziehen. Die Muse nahm ihn aus seiner Familie und seinem Heimatlande hinweg, aber sie führte ihn schützend auf ihren Wegen, um ihn dereinst dem ganzen deutschen Volke zu geben.

Bevor wir Marbach verlassen, gedenken wir noch des berühmten Astronomen Johann Tobias Mayer, der hier am 17. Februar 1723 geboren ward († 20. Februar 1762), und der durch Justinus Kerner berühmt gewordenen „Seherin von Prevorst" (Frau Hauff).

Auch Laufen, einige Stunden unterhalb Marbach, hat den Ruhm, die Geburtsstadt eines Dichters zu sein, und zwar desjenigen, der durch seinen idealistischen Zug Schiller vielleicht am nächsten verwandt war, dessen glänzendes Talent aber leider in der Nacht des Irrsinns erlosch, des unglücklichen Friedrich Hölderlin (geb. 29. März 1770, † 7. Juni 1843 zu Tübingen).

Aus einem weiten Thalbecken des Neckar taucht das romantische Heilbronn vor uns auf mit seinen alten reichsstädtischen Erinnerungen, von bethürmten Mauern umgeben, mit hohen Giebelhäusern und spitzen Thürmen, jetzt die wichtigste Handels- und Fabrikstadt des Landes, zugleich der Mittelpunkt der Neckar-Rebengelände. Hier finden wir Maschinenfabriken und Eisengießereien, Drahtfabriken, Wollspinnereien und Webereien, viele chemische Fabriken, Fabriken von Silberwaaren, von Instrumenten, Messern, Tabak, Seifen, Papier, Tapeten, Rübenzucker, Parfümerien, Leder, Mühlen verschiedener Art; ansehnliche Gips- und Sandsteinbrüche befinden sich in der Nähe, und die Dampfschiffe fahren von Heilbronn den Neckar abwärts. Die herrliche St. Kiliankirche ward im 11. Jahrhundert (1013) gegründet; das Mittelschiff, der Ueberrest einer Basilika mit Spitzbogen-Arkaden, ist noch von dem ersten Bau erhalten, die jetzige Kirche im spätgothischen Stil im 15. Jahrhundert erbaut, der 66 m. hohe Thurm im alten Renaissancestil 1529 vollendet. Unter dem Hauptaltar hörte man ehedem das Wasser nach dem siebenröhrigen

Brunnen rauschen, welchem die Stadt ihren Namen verdankt. In alten Versen heißt es:

„Ein liebes Kind, ein schöner Nam,
Schicken sich recht und wol zusamm,
Drumb denn auch die hiesige Stadt
Ein so sehr schönen Namen hat,
Daß solche Hailbrunn wird genandt,
Von gutem Wasser wolbekandt,
Dieweil allda durch sieben Rohr
Zunächst bei der Kirch springet hervor
Ein köstlich Brunn, lieblich und gsund,
Der frisch erquicket Zung und Mund."



Der Marktplatz in Heilbronn.

Daß das alterthümliche Haus an der Ecke des Marktplatzes und der Marktstraße wirklich — wie die Leute sagen — dasjenige sei, aus welchem das „Käthchen von Heilbronn" den gefährlichen Sprung that, als der waffenblinkende Graf Wetter vom Strahl mit dem wehenden Reiherbusche am Helme von dannen ritt, wird mit Recht bezweifelt, da die ganze Fabel, auf welcher Heinrich von Kleist's romantisches Ritterschauspiel beruht, der eigenen Erfindung des Dichters angehört. Dagegen knüpfen sich an das spätgothische Rathhaus auf dem Marktplatze Erinnerungen an einen Vorgang sehr realistischer Art, denn dort auf dem Rathhaussaale theilte — wenigstens nach Goethe — Ritter Götz von Berlichingen mit seiner eisernen Hand jene Ohrfeigen aus, die „Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund kuriren." Der wackere Ritter war im Dienste des Herzogs Ulrich in Möckmühl, das von seinem ehemaligen Waffenfreunde, jetzt Hauptmann des Schwäbischen Bundes, Georg

von Frundsberg, belagert ward, nach langer tapferer Vertheidigung und nachdem das Eisen von den Thürangeln, das Blei von den Fenstern zu Geschossen verbraucht und kein Mehl zum Brotbacken mehr vorhanden war, in die Gefangenschaft des Schwäbischen Bundes gerathen und von diesem der freien Reichsstadt Heilbronn zum Gewahrsam übergeben worden. Als die Heilbronner ihn trotz der ihm zugesagten ritterlichen Haft in einen finstern Thurm abführen wollten und dazu Bürger mit Spießen und Stangen auf das Rathhaus beschieden, setzte sich der Ritter auf die genannte Art zur Wehr. Durch List bewogen sie ihn endlich, mit ihnen zu gehen. Als sie auf der Straße waren, begegnete ihnen Götze's treues Weib, die eben vom Kirchgange heimkam. Da machte sich Götz von seinen Begleitern los und sprach leise zu ihr: „Weib, reit' hinauf zu Franz von Sickingen und Herren Georgen von Frundsberg und zeig' ihnen an, die ritterliche Gefängniß, die sie mir zugesagt, sollte mir nicht gehalten werden. Da werden sie als ehrliche Ritter wol zu handeln wissen".

In jenem rothen viereckigen Thurm, der oberhalb der Brücke nach dem Neckar hinausschaut, von Götz der „Diebsthurm", von den Heilbronnern jetzt „Götzens Thurm" genannt, brachte der Ritter die Nacht nach dem Pfingstfeste (1519) zu, ward aber schon am folgenden Morgen auf die Nachricht, daß Frundsberg, der Hauptmann des Schwäbischen Bundes, komme, um sich seines ehemaligen Waffenfreundes anzunehmen, aus dem Thurmgefängniß entlassen und in der Herberge in ehrlicher Haft gehalten. Hier besuchte ihn Frundsberg, nachdem er den Heilbronnern das Versprechen abgenommen, dafür zu sorgen, daß ihm während der Gefangenschaft kein Haar gekrümmt werden solle, Abends auf seinem Stüblein, trank mit ihm Wein aus einem Kruge und gedachte mit ihm der Zeit, da sie noch Verbündete und Waffengenossen waren. „Schwager Götz", sagte Frundsberg, „weißt Du auch, daß wir einmal eine Beute mit einander gewannen und daß Du mir meinen Antheil daran streitig machen wolltest?" — „Ich weiß es wohl", sprach Götz. Darauf Frundsberg: „Du wolltest zeitlich zu einer Nessel werden; hüte Dich, Schwager!" —

Der geschichtliche Götz von Berlichingen starb nicht in jenem Thurme, wie der Goethe'sche, sondern der streitlustige Herr focht, nachdem er die Freiheit wiedererhalten, noch manchen harten Strauß auf eigene Hand und starb 1562 in Frieden auf seiner Burg Hornberg am Neckar. Dort werden noch heute Harnisch und Hosen des Ritters aufbewahrt. Seine Gebeine ruhen in der Gruft der Klosterkirche zu Schönthal (im Jagstkreise) neben denjenigen von einundzwanzig anderen Rittern seines Stammes. Die Denkwürdigkeiten Berlichingen's, von ihm selbst in seinen letzten Lebensjahren auf der Burg Hornberg aufgezeichnet, geben ein lebhaftes Bild seiner Zeit und wurden von Goethe als Material zu seinem ersten großen Schauspiel benutzt. Noch in neuester Zeit wurden in der Amtsrepositur zu Mosbach, das unweit Hornberg über der Einmündung des Elzbachs in den Neckar gelegen, mehrere Schriften von ihm, die meisten mit der linken Hand geschrieben, entdeckt und dem württembergischen General-Landesarchiv überwiesen. Dem Herrn Georg von Frundsberg, der „deutschen Landsknechte liebem Vater", werden wir auf der schwäbischen Kriegsbühne wieder und ausführlicher begegnen.

Eine Stunde von Heilbronn, an der Sulm, einem kleinen rechten Zufluß des Neckar, liegt Weinsberg am Fuße der „Weibertreue", von der noch einige Trümmer stehen. Bürger's Ballade hat das „wackere Städtchen" und seine „Weiber" berühmt gemacht, und wer da liebt „Wein, Weib und Gesang", der muß wol auch Weinsberg lieben. Ein Bild in der Kirche zeigt uns die Weibchen lobesam, wie sie den Burgweg hinabziehen, ein jedes:

„Mit ihrem Männchen schwer im Sack,
So wahr ich lebe! Huckepack."

Bürger hat den Stoff aus Tritheim's Annalen des Klosters Hirsau entnommen, wonach sich die Begebenheit während der ersten Kämpfe der Welfen und Waiblinger bei der Belagerung von Weinsberg durch König Konrad (1140) zugetragen haben soll. Wir verzichten darauf, das Bild mit dem Lichte der historischen Kritik zu beleuchten, und lassen uns die Freude daran nicht trüben, wenn auch von andern Städten Aehnliches erzählt wird. Auch die Frauen von Schorndorf, dem Städtchen im Remsthal, haben es zur Berühmtheit gebracht, Als der Ort (1688) von den Franzosen unter Melac belagert wurde und bereits kapituliren wollte, widersetzten sich die Frauen dem Abschluß der Kapitulation und nahmen, von der Bürgermeisterin geführt, mit bewaffneter Hand an der Vertheidigung Theil. Die Stadt ging nicht über und wurde bald darauf entsetzt.

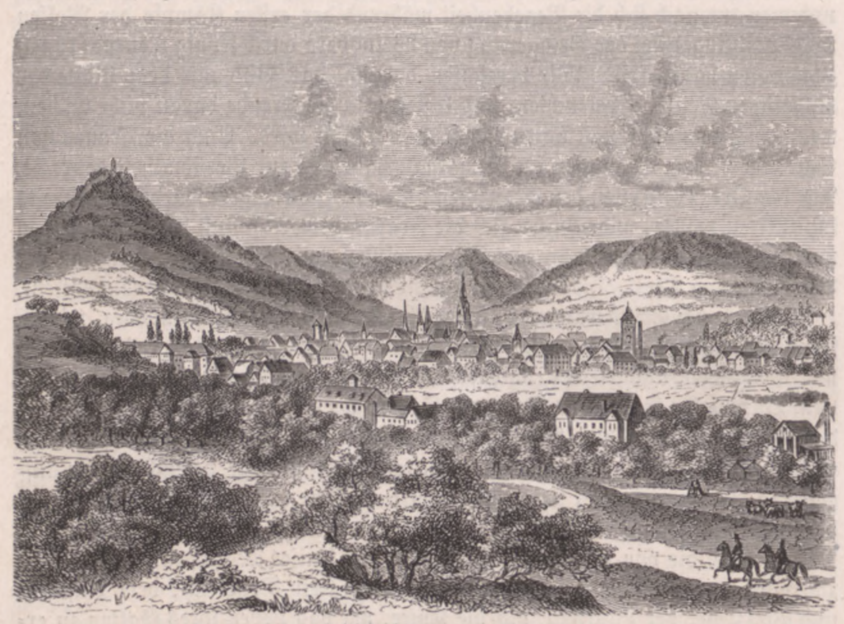
Aber auch Erinnerungen düsterer Art knüpfen sich an Weinsberg, wie an jenes Blutosterfest, das die „Schreckensmänner" während des Bauernkriegs 1525 hier anrichteten und feierten, nachdem die Bauern aus dem Hohenlohischen und vom Odenwalde Stadt und Burg mit Sturm genommen und den Befehlshaber, den Grafen Ludwig von Helfenstein, sammt seinen Rittern und Knechten zu Gefangenen gemacht hatten. Am zweiten Osterfeiertage beleuchtete die aufgehende Sonne auf einer Wiese vor dem Unterthor von Weinsberg ein furchtbares Schauspiel. Vergebens warf sich die Gattin des Grafen von Helfenstein, Margarethe, die von der Bank gefallene Tochter Kaiser Maximilian's, mit ihrem zweijährigen Söhnlein im Arme, vor dem Jäcklein Rohrbach, dem Anstifter und Vollzieher der Bluthat, auf die Kniee, um das Leben ihres Gatten zu erflehen, — er ward mit seinem Leibknappen und seinem Hofnarren, sowie nach ihm noch dreizehn Edelleute unter Zinkenklang und Trommelschlag erbarmungslos „durch die Spieße gejagt."

Am Fuße der Weibertreu in Weinsberg steht das Haus, das der Dichter Justinus Kerner († 1862) längere Zeit bewohnte, und nicht weit davon sein Denkmal. In Kerner's Hause ist jetzt die magnetische Heilanstalt seines Sohnes Dr. Th. Kerner.

Unterhalb der Jagstmündung verläßt der Neckar das Württemberger Land. Zu seiner Linken, an der Stelle der Römerstadt Cornelia, liegt Wimpfen, die frühere Reichsstadt, jetzt hessisch. Auf der Neckarebene daselbst wurde im Dreißigjährigen Kriege (26. April a. St. 1626) die blutige Schlacht zwischen dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach und Tilly geschlagen, in welcher die dreihundert Pforzheimer, die dem Markgrafen freiwillig das Geleit gegeben hatten, unter ihrem Bürgermeister Deimling die Brücke des Billingbachs zu einem deutschen Thermopylä weihten.

Wir werden die Städte am untern Neckar später kennen lernen, wenn wir uns den Pfälzer Gegenden zuwenden, und begeben uns wieder in den Mittelpunkt des schwäbischen Hügellandes, den Cannstatter Kessel, zurück, um nun auch aufwärts die Städte an den Neckarufern zu besuchen. —

In dem früher österreichischen Oberschwaben pflegte man das Land nördlich der Donau zu beiden Seiten des Neckar bis zur Linie Heilbronn-Hall wol als „das Reich" zu bezeichnen, und in der That vereinigt sich auf diesem altwürttembergischen, von vielen reichsstädtischen und reichsunmittelbaren Territorien durchsetzten Gebiete eine Fülle von Erinnerungen aus dem alten Reich.



Reutlingen.

In der Umgegend von Cannstatt, dem eigentlichen Herz- und Wiegenlande Württembergs, in dem die Stammburg der Grafen und Herzöge stand und in dem ihre Gebeine ruhen, liegt auch im Thale der Rems das alte Waiblingen, von dem die Hohenstaufen ihren Parteinamen entlehnten. Wie oft mag das „Hie Welf, hie Waiblingen!" in diesen Gegenden erklungen sein, das jenseit der Alpen in den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen seinen Wiederhall fand. Von Süden her ragt der Felskegel in das Land hinein, der die Stammburg des mächtigen Kaisergeschlechts trug, und wiederum über dem Thale der oberen Rems unter der Klosterkirche von Lorch liegen die Grüfte, welche die Gebeine des Gründers der Hohenstaufenmacht und einer Reihe seiner Nachfolger umschließen. Mit dem Untergange des Hohenstaufengeschlechts und dem Zerfall des Herzogthums Schwaben begann die Erstarkung und Erhebung der württembergischen Macht, aber auch die Händel der Landesherren mit den schwäbischen Städten und den Adelsverbindungen. Graf Eberhard der Greiner,

„der alte Rauschebart", den Uhland aus dem damals allerdings noch „düstern Chor" der alten Stiftskirche heraufbeschwört, der Held dieser Kämpfe, ist durch ihn zugleich eine volksthümliche Gestalt für ganz Deutschland geworden. Auf dem Boden, den wir jetzt beschreiten, werden wir öfters seinen Spuren begegnen.

In fruchtbarer, obst- und weinreicher Gegend liegt Eßlingen, die freie Reichsstadt, die den Hohenstaufen besonders werth war und den wachsenden Württembergern gegenüber sich wacker ihrer Haut zu wehren wußte. Der alte Wohlstand der Stadt bekundet sich in den wundervollen Kirchenbauten. Der schlank emporsteigende, fein durchbrochene Thurm der Liebfrauenkirche ist ein Schmuck für die ganze Umgegend. Ueber der Stadt liegt die verfallende Kaiserburg Perfried. Die trotzigen Thorthürme zeigen das hohenstaufische Wappen.



Tübingen.

Um die Denkmäler der alten Zeit wogt das rege Gewerbs- und Fabrikleben der neuen Stadt. Hier arbeitet die größte Maschinenfabrik Württembergs; die Eßlinger Blechwaaren gehen weit ins Land, und der Neckar-Schaumwein oder Eßlinger Champagner perlt auf den Tafeln in der Nähe und Ferne.

Wir kommen nach einer anderen alten Reichsstadt, nach Reutlingen, der Hauptstadt des Württembergischen Schwarzwaldkreises, die unter der Burg Achalm im Thalkessel liegt. Die Burg droben ward zu Zeiten Kaiser Konrad's 1006 von den Brüdern Rudolf und Egino erbaut. Als jener kurz vor ihrer Vollendung zu sterben kam und von dem Bruder gefragt wurde, welchen Namen die neue Burg tragen solle, rief der Sterbende: „Ach Allm" — — „Allmächt'ger wollt' er sagen; man hieß davon das Schloß". So die Sage und die Uhland'sche Dichtung; in Wahrheit bedeutet Achalm wol nichts Anderes als Wasseralb. Die Stadt zu ihren Füßen erlangte im Jahre 1343 Reichsfreiheit; aber die

Grafen vor Württemberg, damals im Besitze der Achalm, erhoben Ansprüche auf die Stadt. Das führte zu vielen Fehden. Während der Greiner vor Ulm lag, sollte sein Sohn Reutlingen belagern. Da kam es am 14. Mai 1377 zu der von Uhland besungenen Schlacht, in der die Reutlinger siegten und 86 Grafen und Edle das Leben ließen, unter ihnen der Pfalzgraf Ulrich von Tübingen, die Grafen Friedrich von Zollern, Johann von Schwarzenberg, zwei Ritter von Sachsenheim, ein Ritter von Lustnau und viele Andere. Unlustig kehrte der besiegte Sohn des Greiners, nachdem er von seinen Wunden genesen, nach Stuttgart zu seinem Vater zurück. Der aber bot ihm beim Mittagsmahl ein frostiges Willkommen „und schneidet zwischen Beiden das Tafeltuch entzwei.“ — Die Stadt liegt oberhalb der Mündung der Echaz, die in vielen Rinnen durch die Stadt geleitet wird. Wall und Graben der alten Befestigung sind in stattliche Straßen verwandelt. Die gothische Marienkirche (1272—1343 erbaut) gilt für die schönste Württembergs.

Und nun nach Tübingen! Eine echte Bergstadt, liegt es „an einem lustigen Ort“, wo der Neckar seine beiden Töchter Ammer und Steinlach aufnimmt, in einer Einsattelung zwischen dem Oester- und Schloßberg eingebettet. Die engen Gassen führen herauf und herab, „von den Dächern mancher Häuser kann man katerartig auf die Straße gelangen“. Auf dem Schloßberge liegt Schloß Hohentübingen, das Herzog Ulrich (1536) an Stelle der Pfalzgrafenburg erbauen ließ. In der spätgothischen Stiftskirche zu St. Georgen (1470—1529 erbaut) sind die Grabdenkmäler des Grafen Eberhard im Bart († 1496) und des Herzogs Ulrich († 1550). Einst die Residenz besonderer Pfalzgrafen, dann die zweite Hauptstadt und dritte Residenz, hat Tübingen noch eine besondere Bedeutung für das Land als Sitz der Hochschule, der Eberharda Carolina, welche im Jahre 1477, als die fünfzehnte in der Reihe der deutschen Hochschulen, unter Eberhard im Barte gegründet ward.

Der erste Schritt zur Gründung der Universität war die Verlegung des wohldotirten Sindelfinger Chorherrenstifts nach Tübingen, wozu Papst Sixtus IV. die Genehmigung ertheilt hatte. Am 3. Juli 1477 erfolgte darauf die Stiftungsurkunde, von Herzog Eberhard in Urach ausgestellt, und am 1. Oktober die feierliche Eröffnung. In dem Freiheitsbriefe, welchen der Herzog in der ersten Senatssitzung übergeben ließ, erklärte er seine Absicht, „zu graben einen Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unversieglich geschöpft werden möge tröstliche und heilsame Wahrheit zur Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit“. Als selbständige Körperschaft hatte die Universität das Recht der Selbstregierung. Die Regierungsgewalt war in den Händen der Gesammtheit der angestellten Lehrer, die daher auch doctores regentes hießen. Sie hatten aus ihrer Mitte alljährlich an Philippi und Jakobi den Rektor zu wählen, welcher das Haupt der Gesammtheit war. Ihm stand als Vertreter der landesherrlichen Regierung und der päpstlichen Kurie der Kanzler zur Seite, dem Range nach aber unter ihm. Der Erste, welcher diese Würde bekleidete, war der frühere Sindelfinger Propst Johannes Tegen; der erste Rektor war Johann Vergenhans, genannt Nauclerus, Lehrer und Vertrauter des Grafen Eberhard.

Die humanistische Richtung fand in Tübingen ihre Hauptvertreter in dem Sprachforscher und Doktor der Rechte Johann Reuchlin (1481) und in dem Professor der Rhetorik Heinrich Bebel (1497). Magister Philipp Melanchthon aus Bretten in Baden ward 1536 zur Berathung in Reformangelegenheiten berufen und gab fruchtbare Anregung zu humanistischen Studien. Durch seine Vermittelung kam der gelehrte Humanist Joachim Camerarius aus Bamberg an die Hochschule, dem ein Hauptverdienst an ihrer Neugestaltung gebührt.



Schloß in Tübingen.

Der gelehrteste Vertreter des Griechischen, den Tübingen besaß, war Martin Crusius, zugleich Verfasser einer schwäbischen Chronik, sein genialster Schüler der Philolog und Dichter Nikodemus Frischlin aus Balingen, der später wegen boshafter Pasquille auf die württembergische Regierung als Gefangener nach Hohenurach gebracht wurde und bei einem Fluchtversuch durch den Sturz vom Felsen der alten Bergfeste den Tod fand († 1590). Die Reformation wurde an der Hochschule durch Johann Brenz von Weilderstadt und Erhard Schnepf von Heilbronn im Sinne des Lutherthums (um 1544) zum Abschluß gebracht. In den mathematischen Wissenschaften erwarb sich Michael Maestlin durch eigene Kenntniß, mehr aber noch durch seinen berühmten Schüler, den späteren Astronomen Johannes Kepler (geb. 1571 zu Weilderstadt bei Weil), der 1590—1592 in Tübingen studirte, großen Ruf.

Unter den Theologen der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verdient namentlich Christoph Matthäus Pfaff Erwähnung. Die Blütezeit der Stuttgarter Karlsschule war eine Zeit des Niederganges für die Tübinger Universität. Nach Auflösung der Karlsschule hob sie sich von Neuem. Die philosophische Fakultät fand (seit 1790) ihren Vertreter in Jakob Friedrich Abel, der — zugleich Professor der Poesie und Beredtsamkeit — einen großen Schüler, Friedrich Schiller, bereits an der Karlsschule gehabt und zwei andere später berühmt gewordene Philosophen hier unter seinen Zuhörern hatte: Hegel (geb. zu Stuttgart 1770, studirte zu Tübingen 1789—1795) und Schelling (geb. zu Leonberg 1775, studirte zu Tübingen 1788—1793).

Wir haben nur einige Namen aus der Reihe bedeutender Geisteskämpfer, die aus der Tübinger Hochschule hervorgegangen sind, hier anführen können. Noch heute steht die Tübinger Hochschule, namentlich in Bezug auf die theologische und medizinische Fakultät, in Flor, und sie hatte wol Recht bei ihrer vierhundertjährigen Jubelfeier mit Genugthuung auf den verflossenen Zeitraum ihres Bestehens zurückzublicken. Unter den vielen Festgrüßen, welche der Jungfrau Eberharda Carolina bei dieser Veranlassung dargebracht wurden, befand sich auch ein solcher aus dem fernen Nordosten des Reiches von Professor Felix Dahn an der Albertina zu Königsberg. Einige Strophen lauteten:

„Dich beseelt mit hohen Gaben
— Lied und Sage rühmen's nach —
Jener kühne Geist der Schwaben,
Der den Römer-Pfahl zerbrach . . . .

Und nicht staunen wir verwundert,
Wächst noch Deines Geist's Gewalt:
Nicht nur vierzig Jahr, — vierhundert,
Schwabenheldin, ward'st Du alt! —

Diese Deine Schwabenstreiche,
Kühn und klug und scharf und klar,
Schlag' im Vorkampf sie dem Reiche,
Schlag' sie noch vielhundert Jahr'!" —

Auch oberhalb Tübingens, am Neckar und im Lande, könnten wir noch manche freundliche und gewerbreiche Stadt besuchen. Wir aber halten hier mit unserer Wanderung ein und begnügen uns, von einer der die Stadt umgebenden Anhöhen, vielleicht von jener von den schwäbischen Dichtern so oft besungenen Wurmlinger Kapelle aus, noch einen Abschiedsblick auf dieses schöne, gottgesegnete Land zu werfen. Gerade dieser Fleck, wo so viele durch Sage und Dichtung geweihte Stätten, theils in unmittelbarer Nähe sich zeigen, theils in blauer Ferne in unserem Gesichtskreis auftauchen, ist geeignet, die Geschichte dieses Landes an uns vorüberziehen zu lassen. Und der Sänger, der am meisten dazu beigetragen, dem Volke seine Geschichte zur Poesie zu machen, der die Geschichte Württembergs dem deutschen Herzen näher gebracht und gerade hier an dieser „Kapelle" eins seiner schönsten, mit deutscher Innigkeit empfundenen Lieder gedichtet, Ludwig Uhland, hat auch hier sein Grab gefunden. Auch er hat dahin gewirkt, daß das Band der Zusammengehörigkeit seines Heimatlandes mit dem großen deutschen Gesammtvaterlande immer mehr gefestigt wurde, so daß auch die übrigen Deutschen heute den Schwaben, wo er ihnen auch begegnet, mit dem freudigen Zuruf begrüßen: „Hie gut Württemberg alle Wege!"



Schwäbische Spinnstube.

Land und Leute in Schwaben.

Schwaben und Franken; Hof und Haus des Oberschwaben. — Schwäbische Mundart. — Das Ries und seine Bewohner. — Ehninger Spitzenkrämer. — Schwabenstreiche.

Schwaben und Franken; Hof und Haus des Oberschwaben. Seit der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches ist der Begriff „Schwabe“ nur noch ein historischer und ethnographischer. Der politische Begriff von Schwaben hatte mit dem Ende des Herzogthums und des Kreises Schwaben aufgehört; an dessen Stelle ist ein anderer Name getreten, der Name „Württemberg“, und Württemberg besteht dem größern Theil seiner Bevölkerung nach, zu 7/8, aus Schwaben. Der Rest der Schwaben lebt in Baden, Bayern, Vorarlberg und Hohenzollern. Wie viele Schwaben in Nordamerika, Australien, Asien und Afrika leben, kann keine Macht der Erde mehr ausfindig machen. Soviel nur ist festgestellt, daß im Laufe dieses Jahrhunderts 11 Prozent der Bevölkerung der alten Heimat den Rücken gekehrt haben, um jenseit der Meere die Gründung Neuschwabens zu versuchen. Daß der Schwabe auf der ganzen Welt Landsleute findet, besagt die drollige Anekdote vom Böblinger Auswanderer, der am Landungsplatze von New-York vor der versammelten Menschenmenge laut ruft: „Isch koi Böblinger do?“ und aus der Menge die Antwort erhält: „Nôa, aber von Sindelfinga!“ Sindelfingen ist der Nachbarort von Böblingen, beide im Herzen des alten Schwabens gelegen.

Im Norden und Nordosten Württembergs lebt neben dem Schwaben der **Franke**, $^1/_8$ der württembergischen Gesammtbevölkerung bildend. Wie scharf sich schwäbisches und fränkisches Wesen trennt und wie trotz eines nunmehr siebzigjährigen schwäbischen Regiments die fränkischen Eigenthümlichkeiten sich erhalten, erkennt man am besten in den Ortschaften, welche eine gemischte Bevölkerung haben. Die alte Grenze Schwabens gegen das vormals Ansbach'sche lief großentheils an Bächen entlang, welche auch Dorfschaften durchfließen. Heute noch trennt der Bach in einzelnen Dörfern, z. B. in Crailshein, eine schwäbische und eine fränkische Einwohnerschaft. Ungeachtet des Jahrhunderte langen friedlichen Zusammenlebens beider sagt der schwäbische Bauer: „Hait isch a môl kolt", und der fränkische bekräftigt es: „Heit is es awer kolt!" Im Dorfe sind immer zwei Wirthshäuser, ein schwäbisches und ein fränkisches. In diesem unterhält man sich über den „Kâser" und „Ferst" und hat „archen Dorst". Auch drüben führt man ein Gespräch über das gleiche Thema über „de Koiser" und „d'Firschde" und hat gleichfalls „arg Durschd".

Es ist in der That, als ob ein gewisses unveräußerliches Erbe bestünde, das den Schwaben wie den Franken durch Generationen begleitet und dem Individuum von frühester Jugend bis zum Ende des Lebens anhaftet, selbst wenn das Leben nicht in der Heimat, sondern inmitten anderer Stämme und Nationen verbracht wird. Diese Stammeseigenthümlichkeiten oder — um uns in der Sprache der Naturwissenschaft auszudrücken — die Thatsache der Erblichkeit findet je nach Gegend und Klima ihre Abweichungen; und da ist gerade der schwäbische Boden mit seinem Wechsel von Tiefe und Höhe (zwischen 150 und 850 m. üb. d. Meere) und seiner raschen Folge der verschiedenen Formationsglieder, der Trias, des Juras, des Tertiärs und des erratischen Schuttes, wie dazu geschaffen, das schwäbische Gemeingut zur mannichfachsten individuellen Entwicklung zu bringen. Uralt ist die Mär von den sieben Schwaben, die aus sieben verschiedenen Landestheilen zusammenkommen und schließlich an einem Spieße sich vereinigen, um die Freuden und Leiden des Lebens zu theilen. In sieben Gruppen zerfällt auch das schwäbische Wesen je nach den landschaftlichen Verhältnissen. Zu ihrer Unterscheidung ist freilich ein scharfes schwäbisches Auge und Ohr nothwendig. Einem Nichtschwaben wird es schwer, die zarten Farbentöne zu erkennen, welche in Mundart, Wortklang, Geberde und Haltung die verschiedenen Bewohner der schwäbischen Gelände bezeichnen. Mögen sich auch anderswo in Deutschland gewisse Schattirungen der Volkseigenthümlichkeiten zeigen: sicherlich tritt in dem einförmigen Lande zwischen Elbe und Weichsel der Unterschied zwischen den benachbarten Städten und Dörfern nirgends so scharf hervor, wie er sich im Schwabenlande beobachten läßt. Diese Sonderung findet ihre Begründung in der Mannichfaltigkeit der Bodenbeschaffenheit; denn kaum anderswo im Reiche bietet sich auf dem engen Raume eines Breitengrades ein solcher Wechsel von sonnigen Felshalden mit üppigen Weinbergen, weiten Ebenen mit wogenden Kornfeldern, grünen Wiesen mit Obstwäldern, wasserlosen Flächen und heißen Berggehängen, dunkeln Waldungen mit hundertjährigen Tannen, geschlossenen Beständen des grünen Buchenwaldes und unübersehbaren Moorgründen und Rieden. Dies Alles, nahe bei einander,

ist übervölkert von Schwaben, die je nach ihrer Arbeit und Beschäftigung sich etwas anders entwickelt haben und auf deren Charakterbildung die äußeren Verhältnisse ihren Einfluß üben.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die verschiedenen Schwabengruppen, jede einzeln vorführen. Wir beschränken uns auf eine einzige und wählen den wohlhäbigen, behaglichen Oberschwaben, der zwischen Ulm und Lindau haust und das alte Alemannia (nach Sebastian Münster) bewohnt, zum Vertreter der schwäbischen Art überhaupt.

Der Oberschwabe scheint diese Wahl um so mehr zu rechtfertigen, da er auf dem Hofe lebt, wo das Festhalten an der Ueberlieferung und dem Herkommen vom Vater und Großvater her der leitende Grundsatz, man möchte sagen, das oberste Familiengesetz ist. Der Mittelpunkt eines oberschwäbischen Menschenlebens ist die Erhaltung des Hofes und Gutes, und der höchste Wunsch des Hofbauern geht darauf hinaus, möglichst frei und ungestört vom Nachbarn auf seinem Hofe zu leben. Das Zusammenleben im Dorfe ist sein Geschmack nicht; gemeinsame Einrichtungen, die Wegeanlagen, Entwässerungen u. dgl., liebt er nicht; Alles, was er mit Anderen gemeinschaftlich besitzen soll, ist ihm unbequem. Er ist Partikularist im vollsten Sinne des Wortes. Dies bildet den Grundzug des oberschwäbischen Wesens, daß Alles sich individualisirt, Haus und Hof, der Bauer mit seiner Familie, — eine Erscheinung, die wieder ihren tiefern Grund in den Verhältnissen des oberschwäbischen Bodens hat.

Wenn wir Oberschwaben besuchen und den alpinen Schutt betrachten, den in vormenschlichen Zeiten Gletscher aus dem hinteren Rheinthal ins Oberland geschoben haben, so können wir uns des Gedankens nicht entschlagen, daß auf solchem Boden der Schwabe gerade so werden mußte, wie er geworden ist; besteht doch der ganze Untergrund aus Einzelsteinen, bald so groß wie ein Haus, daß man Jahre lang einen Steinbruch auf dem Blocke betreibt, bald nur von Kopf- oder Nußgröße oder aus purem Sandkorn. Nie laden zusammenhängende Schichtenböden wie im Unterlande zu gemeinsamem Handeln ein; denn jede Stelle des Bodens besteht für sich, hier aus Diorit, dort aus Kreidekalk, hier aus Granit und daneben aus Dolomit. Zerstreut liegt das ganze bunte Gestein, wie es aus den Alpen hervorgeht, und liefert nun das Material zum Baue des Hauses, der Stallung und der Scheune, so daß man häufig im Stande ist, nach dem Gesteinsmaterial, das zum Hausbaue verwendet worden, die Bewohner zu bezeichnen. Man könnte je nach dem erratischen Blocke, der vor Zeiten zum Baue des Hauses Anlaß gegeben, von einem Eklogit-Bauern oder einer Gabbrobäuerin sprechen, die gleich ihrem Hofe eine lokale Beeinflussung durch den erratischen Boden gefunden haben.

Das Bauernhaus ist seit Generationen die Heimat der Familie; nach dem Hofe nennt man den Bauern, mag auch sein Geschlechtsname ursprünglich ein anderer sein. Alles Holz am Hause ist bunt übermalt, religiöse Sinnsprüche über der Thür und an den Fensterläden und irgendwo in einer Nische oder an der Hausecke ein geschnitzter und bemalter Hauspatron. Angebaut an das Wohnhaus, seit neuerer Zeit mehr freistehend, ist Stallung und Scheune, deren Front ein Kettenhund mit Gebell und Zähnefletschen bestreicht. Die Dungstätte

nimmt im Hofe den Ehrenplatz ein. Eine alte Ulme oder Linde, ein laufender Brunnen mit langem Troge vollenden das Bild des Hofes, in dem je nach der Jahreszeit Wagen, Pflüge, Eggen und, was gerade die Feldarbeit erfordert, herumstehen. Um den Hof herum liegt das Gut, d. h. eine Anzahl Morgen Ackerfeld, Futter, Wiesen, Wald und Weiher. Selten nur fehlt der letztere; denn bei dem unentschiedenen Laufe der Gewässer giebt es der Moore, Sümpfe, Seen und Weiher nur zu viele.

Dieses Besitzthum beherrscht ungetheilt der Bauer und sucht es ungetheilt dem ältesten Sohn als Erben zu hinterlassen. Die Geschwister aber, ob sie auch nach den Staatsgesetzen ihren Antheil am Bauerngute beanspruchen könnten, wissen und wollen nichts Anderes, als ihr Leben im Bauernhause verbringen, in dem sie geboren und alt geworden. Man ist es auch nicht anders gewohnt, als gut zu leben auf diesen Höhen; denn besser und reichlicher trinkt kein Schwabe, als der im Oberlande. Fünfmal am Tage wird gegessen: die Morgensuppe, das Unterbrot, Mittagessen, Vesper und Abendbrot. Kartoffeln werden nur wenige genossen, umsomehr Milch-, Mehl- und Schmalzspeisen und viel Fleisch, namentlich Rauchfleisch. Das herrschende Getränk ist Bier und Branntwein. Schwere Arbeit liebt der Oberländer nicht. Von Anstrengung der Kräfte ist eigentlich nur die Rede, wenn zur Zeit der Heuet und der Ernte die Witterung mit Ungunst droht; sonst lebt man so gemüthlich mit der Wochenarbeit fort und freut sich die Woche über auf den Sonntag. An diesem Tage fährt der Bauer im langen Sonntagsrocke mit dem stehenden Kragen und einreihigen Knöpfen, die Bäuerin in goldener Haube und seidenem Kleide zur Stadt. Noch trägt der Bauer den runden Filzhut mit dem hohen Kopf, über der Hutkrämpe das breite schwarze Band mit silberner oder stählerner Schnalle, goldener Borte und Troddel. In der dunkeln Lederhose fehlt nicht das Messer mit silberbesetztem Griffe, das der jugendmuthige Bauernsohn oder Knecht nur zu rasch aus der Scheide zieht, um bei Raufereien oder im Rausche sich Geltung zu verschaffen.

Charakteristisch für Oberschwaben ist der Katholizismus auf dem Lande; hängt er doch aufs Innigste zusammen mit dem konservativen, mittelalterlichen Geiste, der sich in unveränderter Tradition auf dem Hofe erhält und sich in den Bräuchen, Trachten und Sitten kundgiebt.

Schwäbische Mundart. Den Oberschwaben erkennt man alsbald an seiner Mundart, deren wesentlichste Eigenthümlichkeiten wir schon in der Einleitung unserer Bilder (vergl. Band I, Seite 58 u. f.) kennen gelernt haben. Eine der Haupteigenthümlichkeiten besteht darin, daß er einerseits die einzelnen Silben außerordentlich dehnt, andererseits der ganzen Redeweise einen singenden Ton verleiht. Ab in „Abnehmen“, „Abgang“ ist stets ein gedehntes Ahb. Was der Unterländer kurz ausspricht, namentlich Vokale mit nachfolgendem Doppelkonsonanten, wie „Lamm“, „Ball“, „voll“, wird vom Oberschwaben nie anders als lang gedehnt „Lahm“, „Bahl“, „vohl“, gesprochen. Es klingt, als ob der Sprecher den Hörer weit entfernt von sich wähnte und sich demselben in langsamer Sprache verständlich zu machen suchte. Eine andere oberschwäbische Eigenthümlichkeit ist die reine Aussprache des **e** — z. B. in „Seele“, „Lehrer“,

Worte, die der Unterschwabe stets wie „Saele", „Laehrer" ausspricht — und das Vorhandensein eines Omegalautes im o; der Oberschwabe ist z. B. „gebωren", er „bωhrt" u. s. w. Ganz besonders aber fällt dem Unterschwaben der Vorschlagslaut von p vor f auf; die „Frau" ist „d'Pfrau", die „Füße" sind „Pfies", statt „Finger" spricht man „Pfenger". Infolge der früheren näheren Berührung Oberschwabens mit Römern und Italienern sind eine Reihe romanischer Wörter der Sprache beigemengt, die sonst dem Schwäbischen fehlen, z. B. „fürben" (forbire, kehren, reinigen), „Fuske", die Gabel, „Toskel", die Kelter, „Fehl" (filia, junges Mädchen), „Fazenet", Taschentuch u. s. w.



Hochzeit in Schwaben.

Etwas unklar ist die Abstammung von „voiggen" (sich balgen), „noren, dosen" (schläfrig sein), „floggen" (bummeln), „kähl" (häßlich), „Boi" (Fensterbank), abgesehen von einer Anzahl Orts- und Personennamen, die dem Unterländer völlig unbekannt sind.

Im Uebrigen ist die oberschwäbische Mundart nur eine Schattirung des schwäbischen Dialekts, des „gaun, staun, bleibalaun", wie man es innerhalb Schwabens zu bezeichnen pflegt. Dieser nasale Doppellaut, den das übrige Deutschland gar nicht kennt, erinnert unter den lebenden Sprachen am meisten an das Portugiesische und Baskische, womit Manche die alte Tradition unterstützen wollen, daß die Völker, welche am Golf von Biscaya wohnen, mit alten schwäbischen Einwanderungen zusammenhängen. Am auffälligsten findet der

Mittel- und Norddeutsche die Mißhandlung der Vokale, die nirgends rein ausgesprochen werden; ö und ü kennt der Schwabe gar nicht, das „Schöne“ nennt er „scheen“, auch läßt er sich nicht „führen“, sondern „fiere“. Hat sich auch der eine oder andere Schwabe in der Fremde daran gewöhnt, diese Laute rein auszusprechen, so gilt er daheim für geziert. Man hört daher die ersten und besten Kanzelredner der Hauptstadt im Vaterunser beten: „Erleese ons vom Ibel!“ Die Schwierigkeit, diese Vokale auszusprechen, dehnt sich beim Schwaben auch auf fremde Sprachen, besonders auf die französische aus, so daß der Franzose den Schwaben augenblicklich erkennt, wenn er „plus heureux“ aussprechen soll. Auch die einfachen Vokale sind selten rein. Das **a** wird zum **o** in „Hoor“, „Joor“ statt „Haar“, „Jahr“, oder zum portugiesischen au, aûn und jau (ja), „braûten“ (braten), „laûn“ (lassen). Das **e** wird zu **ae** in „Sae“ (See), „mae“ (mehr) oder zu **ea** in „Hear“ (Herr), „reachts“ (rechts). Das **i** wird in **ia** umgesetzt: „Liacht“ (Licht), „Liabe“ (Liebe); **ie** wird zu **ui** in „dui“ (die), „sui“ (sie); **o** und **u** hört man viel, es sind aber nicht die **o** und **u** des Hochdeutschen; vielmehr wird der hochdeutsche Diphthong **au** in **o** verwandelt: „Bôm“, „grô“, „blô“ statt „Baum“, „grau“, „blau“ oder — wenigstens in Oberschwaben — „Hûs“, „Krût“ statt „Haus“, „Kraut“. Der Diphthong **ei** verwandelt in **aa** und **oa** „Staa“ und „Stoa“ für „Stein“.

Diese Mißhandlung der Vokallaute, wie es der Grammatiker nennt, hat andererseits einen Reichthum von Lauten zur Folge, welcher dem Schwäbischen einen Vorzug vor allen übrigen deutschen Idiomen giebt; berechnet sich doch die Zahl der einfachen Vokale auf elf, während die daraus abgeleiteten Diphthonge und Triphthonge gar nicht zu zählen sind.

Umgekehrt verhält es sich mit den Konsonanten. An diesen ist der schwäbische Mund um so ärmer, je reicher er an Vokalen ist. Es giebt z. B. nur einen Laut für **b** und **p**, ebenso für **d** und **t**, für **g** und **k**. Ebenso wenig giebt es einen Unterschied des weichen und scharfen s, dagegen ein breites, grobes **sch** vor allen Konsonanten, einen Laut, der dem Niederdeutschen am auffälligsten ins Ohr klingt. Dieses **sch** ist so national, daß selbst der Prediger auf der Kanzel vom „heiligen Gaischd“ spricht.

Die Eisenbahn, auf welcher heutzutage die häufigste Berührung der verschiedenen Nationalitäten stattfindet, giebt dem fremden Reisenden volle Gelegenheit, den schwäbischen Mund in seiner ganzen Breite und Derbheit zu hören. „Abkuppla“ donnert der Zugführer und „vorfahra“; dann kommandirt er: „drei Wagalänga, — zwei, — eineen, — guet! Zeiche geba; ferdeg!“ — Im Wagen selbst hört der Fremde das unvermeidliche: „Deschd wohr“ und „Nadirlich“, die beliebte Antwort statt der einfachen Bejahung; er hört auch sicherlich manches der Kraftwörter, mit welchen der Schwabe gern seine Epitheta verstärkt; z. B. „saumäßig, viehmäßig, heidemäßig, gottsträslich, verflucht“ u. s. w. Er findet ferner Gelegenheit, die Hülfszeitwörter „sein, haben, thun“ zu studiren, ohne die der Schwabe fast keinen Satz zu bilden im Stande ist. Das letztere dieser angeführten drei Hülfszeitwörter vertritt vielfach die Stelle von „werden“: „due gaun“ (ich werde gehen), „duest no net gaun?“ (wirst du noch nicht gehen?).

Die feineren Schattirungen des schwäbischen Dialektes zu unterscheiden, überlassen wir den eingeborenen Schwaben. Den Tuttlinger Schwaben erkennt man am „mer häbbe" (wir haben), während der Bopfinger sagt „mer hôbe", der Ramsthäler „mer haunt", der Aelbler aber „mer hend".

Das Ries und seine Bewohner. Die geologisch so merkwürdige Versenkung des Riesgau, die am Nordrand der Schwäbisch-Fränkischen Alb einbricht, von der Wörnitz durchflossen wird und 16 geographische Quadratmeilen umfaßt, bildet ein abgegrenztes Gebiet wie wenig andere, ein in sich geschlossenes Ganzes. Die Einwohner sind Schwaben, aber wesentlich modifizirte Schwaben, die hier in der Berührung mit den angrenzenden Franken und Bajuvaren eine ganz eigenthümliche Färbung angenommen haben. Der anmuthige Dichter des Rieses, Melchior Meyr, der die Verhältnisse der Riesleute so tief erfaßt und so sinnig geschildert hat, kommt von seinem rein ethnographischen Standpunkte aus in der Beurtheilung der Riesbewohner zu demselben Resultate, auf welches der Naturforscher und Geologe durch die natürlichen Verhältnisse des Landes geführt wird. Er sagt: „Das Ries ist eine Welt für sich und birgt eine bedeutende Mannichfaltigkeit von Lebenserscheinungen in sich. Alle Farben der Konfessionen, Juden und Christen, Protestanten und Katholiken, Strenggläubige und Rationalisten findet man dort, und noch dazu reiht sich fränkisches Element an das schwäbische." Dies entspricht durchaus den Bodenverhältnissen des Untergrundes, darauf der Rieser wohnt. Alle Farben von Gesteinsarten, Plutonisches und Vulkanisches, Sedimentäres und Alluviales, verändertes und unverändertes Gestein, alle Steine, die sich der Geognost nur wünschen mag, birgt das Ries in seinem Schoße. Hier reiht sich der Fränkische Jura an den Schwäbischen; beide sind durch wesentliche Merkmale unterschieden. Im Centrum des Rieses, mitten in der Ebene, liegt die alte Reichsstadt Nördlingen mit ihrem schlanken St. Magdalenenthurme, auf dessen Spitze die „Laterne" ist, die einem Leuchtthurme gleich dem Wanderer in der Riesebene nächtlicher Weile den Weg weist. In Nördlingen vereinigt sich das ganze Volksleben des Rieses, und ein Markt oder Schrannentag in Nördlingen bietet uns Gelegenheit, den Rieser in seinem ganzen Thun kennen zu lernen.

Der Riesbauer unterscheidet sich in seinem Wesen nur wenig von dem Aelbler. Wir treffen dieselben hochgewachsenen, hageren Gestalten, deren Leben in der Feldarbeit verläuft und durch Fleiß, Sparsamkeit und Nüchternheit sich auszeichnet. Auch das weibliche Geschlecht verrichtet die schwersten Arbeiten auf dem Felde, steht aber dafür auch in besonderer Achtung bei den Männern. Sie tragen des Sonntags rothe, wollene, faltenreiche Röcke, des Werktags solche von gestreiftem Barchent. Das Tuch zum Sonntagsrocke wird in Nördlingen gemacht und gefärbt, der Barchent zu Hause gewoben. Der Rock hängt mit silbernen Haken am festen Mieder; über demselben trägt man noch einen dunkelfarbigen Kittel. Die Kopfbedeckung ist Sonntags ein kleines schwarzes Häubchen mit lang über den Rücken herabhängenden breiten Bändern. Für gewöhnlich wird nur ein Tuch über den Kopf gebunden und das Haar damit befestigt; ist jedoch Frisur gemacht, so hängen lange Zöpfe über den Rücken. Der Mann trägt durchweg kurze, schwarze Lederhosen und hohe Stiefel oder

Strümpfe und Schuhe. Der Rock ist lang und schwarz, mit kurzer Taille, meistens von Zwillich oder Barchent. Der schwarze Filzhut ist meistens niedrig und rund, zuweilen auch dreispitzig. Eine eigene Sitte ist es, das Sacktuch aus der Rocktasche heraussehen zu lassen. In katholischen Orten herrschen bei dem weiblichen Geschlechte die bunten Farben vor, wie das wol auch anderwärts beobachtet werden kann.

Der entschieden schwäbische Dialekt hat im Ries einige Eigenthümlichkeiten, an denen man den Eingeborenen erkennt. Der Fremde wird in der Anrede gewöhnlich als „Vetter" begrüßt. Eine besondere Liebhaberei besteht darin, die Worte auf „ing" enden zu lassen: „Sonnting", „Möting", „Aftermöting" (Sonntag, Montag, Dienstag). „Der Köning kommt uf Bopfing, do geit's Musing und isch mer lusting" u. s. w. Ganz besonders aber kennzeichnet den Rieser, daß er kein „wir" hat, sondern „uns", das er „ahns" ausspricht, statt „ihr" aber „nir" sagt, indem er das n vorschlägt und das Wort möglichst kurz ausspricht: „Wir gehen, ihr gehet, sie gehen", konjugirt der Rieser: „ahns gonnt, nir goht, se gonnt". Auch hat der Rieser einige Worte ganz ausschließlich in seine Sprache aufgenommen, z. B. „wara" (waren), „schick de" (geschwind), „feindling" (sehr), „ebbe nie" (zuweilen) u. s. w.

Das Ries ist eine Perle des deutschen Vaterlandes, eine Kornebene, soweit das Auge schaut; daher das Sprüchwort: „Geräth das Korn im Ries, spürt man's bis Paris." Saftige Wiesen längs der Wörnitz und des Egerbaches mit Obstbäumen und Krautgärten umgeben die wohlhabenden Dörfer; rings um das fruchtbare Land der Ebene zieht sich ein Kranz von Bergen und Felsenköpfen, auf denen alte Burgruinen erzählen, daß das Ries seit Urzeiten eine gesuchte Stätte war, um welche öfter als einmal die Völker blutig kämpften.

Zum Schlusse sei noch einer zoologischen Eigenthümlichkeit des Rieses gedacht, nämlich seiner Gänse. Tritt einmal, lieber Leser, zur Frühlingszeit mit mir in ein Bauernhaus im Ries! Eine Zimmerhitze von 20 Grad Réaumur qualmt dir aus der Stube entgegen; in der Nähe des großen Ofens aber piept und quiekt es mit hundert Stimmlein aus sorgfältig zugedeckten Körben. Es ist die junge Zucht der Gänse, die Herde der frisch ausgebrüteten Thiere, die in den ersten Wochen ihres Lebens der menschlichen Nachhülfe mit künstlicher Wärme nicht entbehren können. Mit dem Erblühen der Primeln und dem Sprossen des Grases aber wird das junge Volk auf die „Gänsweide" getrieben; das ist nämlich ein Grasplatz mit Wassertümpel, der keinem Riesdorfe fehlt. Von barfüßigen Mädchen, seltener von Jungen gehütet, erstarkt das junge Geschlecht und kann im Sommer noch gerupft, d. i. des weichen Flaums an Brust und Bauch beraubt, werden. Sobald aber der Herbst kommt, erscheinen die seit Jahren bekannten Händler, meistens ärmere Leute aus dem Ramsthal, kaufen eine Herde von zwei- bis dreihundert Stück zusammen und treiben diese auf der Landstraße ins Vaterland hinein.

Die schönen Tage aus dem Gänseleben sind nun vorüber. Was an Flaum noch stehen geblieben oder wieder gewachsen, rupft der Händler. Schnatternd und ängstlich gackernd zieht nach fünf- bis sechstägigem Marsche die Herde der halbnackten Gänse in Stuttgart ein. Von der Straße weggekauft, sieht die

unglückliche Gans das Tageslicht nicht wieder. In einer finstern Ecke des Hofes, wenn es gut geht, öfter noch in einem dunkeln Winkel des Souterrains eingesperrt, wird sie gestopft und zu Tode gefüttert. Ehe infolge der verfetteten Leber und Eingeweide der natürliche Tod eintritt, macht die mitleidige Köchin durch Enthauptung dem Leben des jetzt halbjährigen Rieskindes ein Ende.

Nicht immer beschließen die Riesgänse in ihrer schwäbischen Heimat das Leben, sondern sie werden auch nach München, Straßburg und weiterhin ausgeführt; ja vor Zeiten wurden die Gänseherden bis nach Rom getrieben.



Trachten aus dem Ries.

Auf dem Wege abgemagert, wurden sie in den Geflügelgärten zu Rom bald wieder fett und erfreuten mit ihrer Leber die Tafel der Reichen. Und noch vor der Römerzeit war das Ries die Heimat der Gänse; finden wir doch in den tertiären Felsen des Goldbergs, Spitzbergs und Hahnenbergs ganze Lager fossiler Gänseknochen neben Reiher, Kranich und Pelikan, welche deutlich genug bekunden, daß der Urstamm der Gänse noch vor den Menschen die Riesgegenden bewohnt hat.

Ehninger Spitzenkrämer. Am Fuße der schwäbischen Achalm, die sich bei Reutlingen auf einem einzeln stehenden Bergkegel erhebt, liegt ein großes Dorf, das mit seiner Einwohnerschaft von fünftausend Seelen, mit seinen gutgebauten, freundlichen Häusern und seinen geraden Straßen manche Landstadt Schwabens überflügelt. Wohlthuend ist der Anblick der Baumgärten um das Dorf und der ganzen Markung, welche den Wohlstand des Dorfes verräth. Kommt der Name „Schwaben, Sueven" von einem gewissen Hange zu einem

schweifenden Leben her, wie etliche alte Erklärer des Namens meinen, so sind die Ehninger lauter ächte und gerechte Schwaben, die das alte „quivis Suevus nascitur“ bewähren; denn seit mehr als einem Jahrhundert schweift der Ehninger Krämer nicht blos zwischen den Alpen und dem Belt, zwischen dem Rhein und der Weichsel umher, sondern er drang schon vor bis Kjachta und Jakutsk, bis Odessa und Tiflis, um erst nach jahrelanger Abwesenheit seine stille Heimat in den schwäbischen Bergen wieder aufzusuchen. Dieser Handelsgeist der Ehninger fand seinen Gegenstand in den sogenannten Ehninger Spitzen, die ehedem von den Weibern im Dorfe geklöppelt und von den Männern im Dorfe verhausirt wurden. Mit der veränderten Mode hat dieser Industriezweig seine Einträglichkeit verloren; aber der Krämer- und Handelsgeist ist geblieben und hat sich jetzt auf die Fabrikate der Zeug- und Leineweber, sowie der Bortenwirker der nahe gelegenen Städte Pfullingen, Reutlingen, Metzingen, Ebingen geworfen.

Die Blütezeit des Ehninger Handels fällt in die Kriegsjahre zwischen 1780 und 1815. Schon um 1770 hatten die Ehninger Hausirer sich vielfach zu selbständigen Händlern aufgeschwungen, die ihre Niederlagen im Auslande gründeten und sich systematisch in die verschiedenen Länder theilten. Bald sonderten sich die Geschäfte in Großhandel und Detail, und der einmal geweckte gewandte Krämergeist, der sich auch in Kriegszeiten sehr wohl verwerthen ließ, erfaßte Alles, was Geld eintrug. Die Bevölkerung war im Laufe der letzten hundert Jahre auf das Vierfache gestiegen; aber mit den neugeordneten Verhältnissen Württembergs und Deutschlands trat eine Beschränkung des Hausirhandels ein, welche dem seitherigen Treiben der Ehninger einen schweren Schlag versetzte. Dennoch suchen der alten Tradition gemäß zwei Drittel der Ehninger Bevölkerung ihren Lebensunterhalt im Handel auf Märkten und im Hausirhandel, namentlich mit Ellenwaaren und sogenannten Kurzwaaren. Männer, Weiber, Söhne und Töchter versuchen ihr Glück; ja selbst Kinder nehmen da und dort an den Streifzügen der Eltern Theil, um bei Zeiten in alle Vortheile eingeweiht zu werden, die beim Handel wahrzunehmen sind. Diese wandernde Bevölkerung Ehningens zieht in der ganzen Welt umher, die Messen und Märkte besuchend oder, mit der Kiste auf dem Rücken, von Dorf zu Dorf wandernd. Auf Jakobitag und auf Weihnachten kehren diese Wandervögel gewöhnlich nach Hause zurück, um ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und neue Geschäfte zu planen. Dies ist die Zeit des größten Verkehrs im Dorfe; denn es kommen dann die Reisenden von Handelshäusern aus der ganzen Welt zum „Ehninger Kongreß“, um den Krämern ihre Waaren anzubieten und ihre Forderungen geltend zu machen. Daß viele der Krämer dabei zu Grunde gehen, statt Wohlstand zu erlangen, darf uns nicht Wunder nehmen; leider ist bei einer großen Anzahl Arbeitsschen und Hang zu einem unstäten, ungebundenen Leben die Errungenschaft des Handels geworden.

Schwabenstreiche. Tapferkeit und Mannhaftigkeit, verbunden mit Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit, sind Eigenschaften, die man achtet und lieb hat. Was sich aber liebt, das neckt sich nach dem alten Sprüchwort. Gesellt sich zu diesen Eigenschaften noch eine gewisse Langsamkeit und Trägheit im Denken

und eine gewisse Dickhäutigkeit, so wird die Neckelust umsomehr angestachelt. In erster Linie findet sich dieses Necken unter den Schwaben selbst, und Gott verhüte, daß es abkomme! Es ist eine der letzten Spuren unseres deutschen Humors, der einst so frisch und kerngesund unser ganzes Volksleben durchströmte.

Die schwäbische Sage ist reich an Neckereien, die eine Stadt der andern, ein Dorf dem andern bietet. Blößen und Schwächen, die man sich giebt, finden scharfe Beobachter und noch schärfere Kritiker, und der natürliche Hang zur Fröhlichkeit und Lustigkeit bemächtigt sich derselben zur eigenen und zur geselligen Erheiterung. Auch in diesen Aeußerungen der Selbstironie ist Oberschwaben viel fruchtbarer als das Unterland. Namentlich sind es die alten Reichsstädte, die sich gegenseitig mit Witz und Satire bekriegen und Spottnamen erfinden, welche von Generation zu Generation fortleben. So sind die Riedlinger die „Sonnensprützer"; denn sie fuhren mit den „Sprützen" auf, als die Abendsonne in die Fenster der Brauerei schien; auch sind sie „Mohrenbleicher", denn sie wuschen einstmals lange an einem Mohren, auf daß er weiß würde. Die Daugendörfer heißen „Balkenstrecker"; denn sie spannten einst zwei Paar Pferde an die beiden Enden eines zu kurzen Balkens, um ihn in die Länge zu ziehen. Die Emeringer sind „Mondsfänger", weil sie den Mond im Wasser fischen wollten, obgleich er immer und immer wieder ihrem Netz entschlüpfte; die Ertinger heißen „Glockensäger" u. s. f. Daß die Reutlinger kein „r" aussprechen können, weiß in Schwaben Jedermann; darum nennt man sie „Hîschhönle" (Hirschhörner). Was der Ulmer Spatz bedeutet, haben wir bereits berichtet; eine ähnliche Rolle ist in der Chronik von Ganslosen der Hummel zugefallen. Ganslosen ist ein schönes schwäbisches Dörfchen in grüner Aue, welches sich einen so weltberühmten Namen gemacht hatte, daß ihm sein Ruhm endlich selbst unbequem wurde und daß es um die Vergünstigung einkam, den Namen „Ganslosen" mit „Audorf" vertauschen zu dürfen, welchen Namen es noch heutzutage führt. Also von den Audörfern erzählt man sich dasselbe Stückchen, welches den Bewohnern des Mistelgau's im Bayreuther Lande den Spottnamen der „Hummelbauern" eintrug, wie wir an betreffender Stelle zu berichten nicht verfehlen werden. Uebrigens wird dasselbe auch von den Bopfingern und Emeringern erzählt. Die Gansloser hatten auch eine sehr schöne Kirche, und um das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinigen, ließen sie an einer Seite des Thurmes eine Sonnenuhr in bunten Farben, auf der sich die Ziffern recht klar abhoben, anbringen. Jedermann freute sich darüber, nur der Schultes bemerkte mit bedenklichem Gesichte, daß der Regen die schönen Farben bald abspülen werde, und ertheilte den Rath, daß man ein schützendes Dach über der Sonnenuhr herstellen solle. Das that die Gemeinde sogleich. Fortan war die Sonnenuhr stets im Schatten, und alle Gansloser bewunderten die Weisheit und Fürsicht ihres Schultes.

Mit einer Zierde anderer Art schmückten die Aalener ihr Rathhaus. Als nämlich Aalen einst mit Gmünd in Krieg verwickelt war, schickten die Aalener einen Spion nach Gmünd. Dieser begab sich geradeswegs in das feindliche Lager und sprach: „Grüß Gott, ihr Herren!" Als man ihn dann fragte, wer er sei und was er wolle, antwortete er, sie sollten nur nicht erschrecken, er sei

der Spion von Aalen und wolle sich nur das Lager ein wenig besehen, worauf ihn die Gmünder als unschädlich herumführten und dann wieder heimschickten, woher er gekommen war. Die dankbaren Bürger von Aalen haben diesem ehrlichen Spion später ein Denkmal gesetzt und ihn an der Rathhausuhr leibhaftig abgebildet.

Auf ähnlichen Volkswitzen beruht die bereits erwähnte Mär von den sieben Schwaben. Hier ist es der „Algaier“, der als der Kühnste voranläuft am Spieße, während der Seehas, der von Ueberlingen am Bodensee stammt, von Thatendurst getrieben, die anderen Schwaben zur Expedition auffordert. Der „Gelbfüßler“ war von Bopfingen, denn dort stampften sie Eier in eine Kiste, um mehr hineinzubringen. Die Heimat der Anderen kennt die Sage nicht mehr, weil z. B. die Nestel, Spiegel und Knöpfle oder das Fluchen („Blitzschwab“) dem ganzen Schwabenlande gemeinsam eigenthümlich sind.

Im Munde der Fremden klingt der Spott mitunter weniger gutmüthig, als in dem der eigenen Landsleute, wie die Sprüchwörter besagen: „Die Schwaben und das böse Geld bringt der Teufel in alle Welt!“ — „Er hat kein Herz, aber zwei Mägen!“ — „Er wird vor dem vierzigsten Jahre nicht gescheidt!“

Erst Uhland war es, der in seiner „Schwäbischen Kunde“ die Schwabenstreiche wieder zu Ehren brachte. Da ist es bekanntlich ein schwäbischer Ritter, der auf dem Kreuzzuge des Rothbart mit einem Streiche einem der ihn verfolgenden fünfzig Türken den Schädel und den Leib bis auf den Sattelknopf spaltet, so daß „zur Rechten und zur Linken ein halber Türke niedersinken“. Als Kaiser Rothbart die Kunde vernahm und den Helden fragte: „Sag' an, mein Ritter werth! wer hat Dich solche Streich' gelehrt?“ — erhielt er zur Antwort:

„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche;
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.“

Dieselbe Geschichte verbürgt auch Johann Philipp Abelin, ein Straßburger, der 1646 in seiner Vaterstadt starb, in seiner „Historischen Chronika der vier Monarchien“, und setzt noch hinzu: „Es ist sich dessen nicht so hoch zu verwundern, dieweil auch in dem Zug, den Kaiser Konrad III. ins Heilige Land vor dieser Zeit gethan, die Historici derselben Zeit etlicher Deutschen gedenken, die eine solche Stärke in den Armen gehabt, daß sie mit ihren langen Schweizerdegen oder Schlachtschwertern einen Mann durch den Kopf und Rücken in der Mitte gespalten haben.“

Ein solcher Schwabenstreich wird auch dem Staufenkaiser Konrad III. selber zugeschrieben, der nach allen Nachrichten auf seinem Kreuzzuge einem Türken, welcher besonders tapfer kämpfte, das behelmte Haupt, den Hals und die gepanzerte Schulter mit einem Streiche vom Körper trennte und dadurch die Feinde dermaßen in Schrecken setzte, daß sie schleunigst die Flucht ergriffen. Seitdem weiß der Schwabe, was er unter den Schwabenstreichen zu verstehen hat, und hält sie getrost dem fremden Spötter entgegen.



Mörike. G. Schwab. Uhland. Just. Kerner. Hauff.

Schwäbischer Dichtergarten.

Die Dichter der Hohenstaufenzeit. — Die Vorläufer und Zeitgenossen der Klassiker. — Uhland und seine Nachfolger. — Die Dichter der Gegenwart.

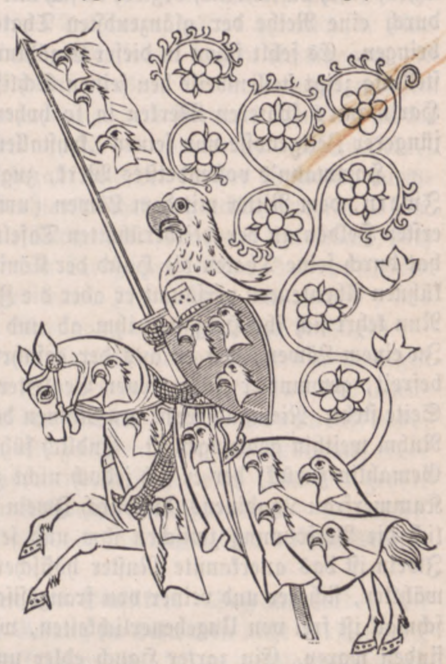
Wie in geographischer und ethnographischer Beziehung, so macht sich auch in der Literatur die Zweitheilung des schwäbischen Gebietes geltend. Schwaben zerfällt, wenn man vom Schwarzwalde absieht, von dem doch nur der kleinste Theil in das eigentliche Schwaben hineinragt, in zwei landschaftlich, gesellschaftlich und religiös bestimmt getrennte Theile. Wir haben Oberschwaben, d. i. den südlich der Donau gelegenen Theil, als eine wellenförmige Hochebene von rauhem Klima, mit weiten Mooren und Tannenwäldern, kennen gelernt, auf welcher die Bevölkerung vereinzelt auf den Einödhöfen festgesessen ist und sich hier neben seiner derben, ehrenwerthen Festigkeit auch ein gut Theil Eigenliebe bewahrte. — Niederschwaben, d. i. das Land nördlich der Donau bis zu der Linie Heilbronn=Schwäbisch=Hall, im Westen von den Abfällen des Schwarzwaldes, im Osten vom Ries begrenzt, ist im Ganzen ein freundliches Hügelland. Seine Bevölkerung wohnt in einer Menge von Dörfern und kleineren Städten enge beisammen und treibt neben dem Ackerbau

die Kultur des Weines sowie mannichfache industrielle Beschäftigung. Diese Verhältnisse schon geben dem Niederschwaben einen wesentlich von dem oberschwäbischen verschiedenen Charakter. Bei ihm erscheint die Schroffheit des Wesens gemildert, die Empfindung weicher, sie geht gern ins Träumerische und Grübelnde über. Dazu kommt, daß das Land eine geschichtliche Vergangenheit hat, welche von der Oberschwabens verschieden ist. Außer einigen reichsstädtischen Gebieten besteht Niederschwaben, das jetzt ganz dem Königreich Württemberg angehört, seinem größten Theile nach aus dem alten Herzogthum Württemberg, das Jahrhunderte hindurch der Sitz und Mittelpunkt einer eigenen Kultur war. Der Protestantismus überwiegt hier so entschieden wie in Oberschwaben der Katholizismus. Die evangelische Freiheit im Verein mit dem Hang des Volkes zum „Spintisiren“ hat daher hier eine lebhafte religiöse Bewegung erzeugt, welche auch dem Sektenwesen einen ungemein günstigen Boden und große Verbreitung verschafft hat, begünstigt durch den Unabhängigkeitsdrang des Volkscharakters. Das ist der Boden, auf dem die schwäbischen Dichter und Philosophen, Manche Beides zugleich, gediehen sind.

Oberschwaben hat sich, wenigstens an der neueren Literatur, nur äußerst wenig betheiligt. Wol hat es dem deutschen Volke einen Christoph Martin Wieland geschenkt (geb. 5. Sept. 1733), dessen Wiege im Pfarrhause des Dorfes Oberholzheim, nahe der alten Reichsstadt Biberach, stand. Aber obwol Wieland mehrere seiner bedeutendsten Werke in Biberach, wo er später (1760—1769) als Kanzleirath angestellt war, geschrieben, so hat er doch die längste Zeit seines Lebens in dem Weimarer Dichterkreise zugebracht, und wir dürfen daher an dieser Stelle von ihm absehen. Außer Wieland hat es wol kaum ein Dichter Oberschwabens zu einer über die Grenzen des Heimatlandes hinausreichenden Bedeutung gebracht. So ist in neuerer Zeit, wenn man von schwäbischer Literatur redet, stets Niederschwaben zu verstehen. Begreiflicherweise ist aber dieser Unterschied erst durch die sozialen Kämpfe des Bauernkrieges, dem der schwäbische Bauernstand seine Freiheit zu verdanken hatte, und die religiösen der Reformation entstanden, welche die nördliche Hälfte des Landes ergriff, die südliche fast gänzlich unberührt ließ. Für das ganze Mittelalter gilt uns Schwaben noch als ein ungetheiltes Ganzes.

Die Dichter der Hohenstaufenzeit. In die mehr als hundertjährige Regierungszeit der schwäbischen oder hohenstaufischen Kaiser fällt Anfang, Blüte und beginnender Verfall der höfisch-ritterlichen Poesie des deutschen Mittelalters. Schwaben gehörte zu den Hauptsitzen höfischer Bildung. An der nationalen Heldendichtung hat es wenig Antheil genommen; dagegen entfaltete sich in Schwaben jene romantische Poesie, welche um die Mitte des zwölften Jahrhunderts aus Südfrankreich, der Heimat der Troubadours, nach Deutschland einwanderte. Die Grundzüge des Ritterthums, welche sich nach den drei Richtungen „Gottesdienst“, „Herrendienst“ und „Frauendienst“ kund geben, sind in der Dichtung noch deutlicher, noch farbenprächtiger, aber auch noch übertriebener ausgeprägt, als im Leben. Das Wunderbare, Außergewöhnliche behagte dem Sinne des Ritters, der schon durch seinen Beruf als Kriegsmann die Liebe zu kühnen, abenteuerlichen Thaten eingesogen hatte. Daher sind die

romantischen Erzählungen des Mittelalters meist eine Kette von Abenteuern, die nur selten durch einen einheitlichen Gedanken verbunden sind, aber durch ihre Farbenpracht, den Zauber feiner, eleganter Darstellung den Hörer entzücken. Das lyrische Gedicht schöpfte noch unmittelbarer aus der Gegenwart als das Kunstepos. Sowie die ritterlichen Sänger der Provence in ihren Liedern mit lebendiger Frische und feuriger Begeisterung in alle Fragen des Tages eingriffen, so machte auch unser deutscher Walther von der Vogelweide die Vorgänge in Staat und Kirche zum Gegenstande seiner Lyrik. Aber im Allgemeinen beschränkte sich die ritterliche Lyrik in Deutschland auf engere Kreise. Der Preis der Minne ist das durchgehende Motiv für die gesammte lyrische Dichtung dieser Periode und wird in ihr mit Innigkeit und Wärme, aber ohne tiefere Leidenschaft und zündende Glut behandelt.



Gemälde der Pariser (Manessischen) Liederhandschrift zu den Liedern Hartmann's v. d. Aue.

Die großartigsten Gestalten jener Literaturperiode, der tiefsinnige Wolfram von Eschenbach, der glänzende Gottfried von Straßburg, gehören allerdings dem schwäbischen Boden nicht an, so wenig als Deutschlands herrlichster Lyriker im Mittelalter, Walther von der Vogelweide. Dafür hat Schwaben den Vorzug, neben manchem Sänger zweiten Ranges — es sei hier nur an die Minnesinger Heinrich von Rugge, einem Schlosse bei Blaubeuren, und Gottfried von Neifen (d. h. Hohen-Neuffen) erinnert — denjenigen Dichter geboren zu haben, der dem Stil der ritterlichen Poesie seine klassische Vollendung, seine mustergiltige Form gegeben hat. Das ist Hartmann von Aue.

Daß Hartmann ein Schwabe war, ist außer Zweifel; wahrscheinlich war seine Heimat das jetzige Obernau im oberen Neckarthale, wenige Stunden oberhalb Tübingen, nicht allzuweit von dem alten Stammsitz der Zollern entfernt. Wie die meisten ritterlichen Dichter gehörte er dem niedern, unfreien Adel an; er nennt sich selbst einen „Dienstmann". Sonst ist aber über sein Leben so gut wie nichts bekannt. Einen Kreuzzug hat er mitgemacht und in tiefempfundenen Liedern die Herrlichkeit des Kampfes für Christi Sache besungen. Seine Lebenszeit läßt sich aus seinen Werken annähernd bestimmen, welche zwischen die Jahre 1192 und 1202 fallen. Außerdem wissen wir, daß er um 1207 noch gelebt haben muß, 1220 aber schon todt war. — Hartmann war, wie er selbst sagt:

„ein Ritter wohl so gelehrt,
Daß er in Büchern unbeschwert
Las, was da geschrieben stand“,

d. h. er konnte lesen und schreiben, was wol der Mehrzahl der ritterlichen Sänger eine unbekannte Kunst war. Sein erstes und unreifstes Werk (aus dem Jahre 1192) ist der Erek. König Erek hat durch ritterliche Thaten die schöne Enite zum Weibe gewonnen. Ueberglücklich in ihrem Besitz, versäumt er es, ferner nach Rittersitte Turniere aufzusuchen und Abenteuer zu bestehen. Die schmähenden Reden über dieses unritterliche Wesen dringen bis zu seinem Ohre; rasch auffahrend, begiebt er sich mit Enite auf die Wanderung und weiß durch eine Reihe der glänzendsten Thaten die Lästerer zum Schweigen zu bringen. Es fehlt schon in dieser Erzählung nicht an schönen Zügen; die Darstellung zeigt stellenweise den feinen Schliff und die Glätte des Ausdrucks, die Hartmann's späteren Werken in so hohem Grade eigenthümlich ist, daß ein jüngerer Zeitgenosse von seinen „krystallenen Wörtlein“ reden konnte.

Hartmann's vollendetstes Werk, zugleich sein letztes, ist der Roman von Iwein, dem Ritter mit dem Löwen (um 1202 verfaßt). Iwein, einer der ersten Helden an der weitberühmten Tafelrunde Königs Artus von Britannien, hat durch seine Thaten die Hand der Königswittwe Laudine gewonnen. Ueber kühnen Abenteuern versäumt er aber die Zeit der Rückkehr zu seiner Gemahlin. Nun kehrt sich ihr Herz von ihm ab und Iwein zieht wieder in die Fremde. In einem Löwen, den er aus der gefahrvollen Umschlingung einer Schlange befreit, gewinnt er einen treuen Begleiter, der ihm in manchem Kampfe zur Seite steht. Niemand kennt den Namen des „Ritters mit dem Löwen“, dessen Ruhm weithin gedrungen ist. Endlich führt ihn die Sehnsucht wieder zu seiner Gemahlin zurück, der er sich jedoch nicht zu erkennen giebt. Mit Hülfe einer Kammerfrau Laudinens, die durch Iwein vom Tode befreit ward, kommt endlich die Versöhnung zwischen ihm und seiner Gemahlin zu Stande. — Der Iwein ist das anerkannte Muster höfischer Erzählerkunst; die Sprache ist gewählter, sicherer und reiner von französischen Wörtern als im Erek; der Geschmack ist frei von Ungeheuerlichkeiten, wie sie in dem Erstlingswerk noch zu finden waren. Ein zarter Hauch edler und feiner Gesittung und Gesinnung durchdringt und beseelt das Gedicht.

Zwischen Erek und Iwein entstanden zwei kleinere Erzählungen. Die Legende von Gregorius auf dem Stein (etwa 1194 verfaßt) ist einem französischen Muster nachgebildet und greift in die Phantastik mittelalterlicher Religiosität hinein. Sie erzählt, wie Gregorius, an einen einsamen Felsen im Meere angeschmiedet, sieben Jahre hindurch für seine und seiner Eltern unfreiwillige Blutsünden Buße leidet, dann aber vor Gott für gereinigt erklärt und auf den päpstlichen Stuhl erhoben wird. Der Arme Heinrich (1198 verfaßt) gehört zu den reizendsten und anmuthendsten Dichtungen des Mittelalters. Der Ritter Heinrich von Aue ist mitten im höchsten Glanz irdischer Freude vom Aussatz befallen worden. Die berühmtesten Aerzte wissen keinen Rath; erst in Salerno (dessen medizinische Schule hochberühmt war) sagt man ihm, daß er durch das Herzblut einer reinen Jungfrau geheilt werden könne,

die sich freiwillig für ihn in den Tod gebe. An seiner Rettung verzweifelnd, zieht sich Heinrich auf das Gut eines Bauern, seines Unterthanen, zurück. Dessen Tochter pflegt ihn, geht dann mit ihm nach Salerno und erbietet sich dem Arzte, das Opfer zu bringen, durch das er gerettet werden kann. Schon ist das Messer auf ihr Herz gezückt, da erbarmt sich Heinrich und will lieber im Elend weiter leben, als das Opfer des unschuldigen Kindes annehmen. Seine Demuth belohnt Gott, indem er ihm die Gesundheit giebt. Das treue Mädchen erhebt der Ritter zu seiner Gemahlin. Ihre Familie wird mit dem ihnen verliehenen Gute beschenkt.

Außerdem besitzen wir von Hartmann an größeren Werken zwei „Büchlein", d. h. Liebesbriefe an seine Dame. — Die Form, welche Heinrich für seine epischen Dichtungen wählte, ist die der gewöhnlichen kurzen Reimpaare, die Zeile zu vier Hebungen; dasselbe Versmaß, das in der gesammten epischen Kunstpoesie jener Zeit vorwaltet und neuerdings von Gottfried Kinkel in „Otto der Schütz" mit viel Glück angewendet wurde. — Hartmann's Minnelieder, nicht eben zahlreich, lassen in der Mehrzahl den Ton sanfter Wehmuth durchklingen: er scheint danach in seinem Liebesdienst nicht sehr glücklich gewesen zu sein.

Hartmann hat weder die erhabene Größe Wolfram's von Eschenbach, noch die entzückende Leidenschaft Gottfried's von Straßburg; aber er hat vor Beiden voraus, was ihn zum klassischen Dichter seiner Zeit machte, die „mâze", das weise Maß, die besonnene, feinsinnige Abwägung des künstlerisch Richtigen.

Zu den besseren, durch Feinheit und Anmuth ausgezeichneten Dichtungen dieser Zeit zählt auch die Geschichte von Flore und Blanscheflur, den sagenhaften mütterlichen Großeltern Karl's des Großen, welche Konrad Flecke, ein Ritter aus der Gegend des Bodensees, zwischen 1210 und 1220 nach einer französischen Quelle bearbeitete. Nur im weiteren Sinne nach Schwaben gehört Rudolf von Ems (Hohenems in der Schweiz), Dienstmann von Montfort, († 1254), dessen Dichtung, „Der gute Gerhard" in ihrem Stil an das Muster Gottfried's von Straßburg erinnert.

Die Vorläufer und Zeitgenossen der Klassiker. Daß auch in der Zeit des Verfalles der deutschen Poesie der Gesang in Schwaben nicht verstummte, zeigt die große Anzahl schwäbischer Volkslieder, die sich in der Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Der Meistergesang war in Schwaben durch die Meistersängerschule in Ulm vertreten, welche diejenigen in allen übrigen Städten Deutschlands überdauerte. Noch im Jahre 1830 waren daselbst zwölf alte Singmeister übrig, welche, nachdem sie aus ihrer „Schaustube" im Rathhause, dann auch aus einem andern städtischen Lokale ausgetrieben worden waren, in den Handwerkerherbergen zuweilen noch ihre alten Töne sangen, ohne Noten und ohne Textbücher, blos aus dem treuen Gedächtniß, so daß es unbegreiflich schien, wie sich die künstlichen Töne und noch künstlicheren Weisen so lange Zeit durch bloße Tradition hatten erhalten können. Im Jahre 1839 lebten nur noch vier dieser alten Männer, und diese haben am 21. Oktbr. 1839 den alten Meistergesang feierlich beschlossen und bestattet; ihre Lade, ihre Schultafel mit den Gemälden, ihre Tabulatur, Sing- und Liederbücher dem Liederkranze zu Ulm durch förmliche Urkunde mit dem Wunsche übermacht, „daß,

gleich wieder Meistersänger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen einlud, so Jahrhunderte hinab die Fahnen des Liederkranzes wehen und seine Lieder späten Enkeln tönen mögen". Der letzte Veteran der ehrbaren Zunft, mit Namen Best, ist erst im Jahre 1877 verstorben.

An der Kultur des Reformationszeitalters nahm Schwaben durch die Hochschule in Tübingen, an welcher Männer wie die schon genannten Heinrich Bebel, Martin Crusius und Nicodemus Frischlin wirkten, lebhaften Antheil; auch der Name Ulrich's von Hutten ist mit der Literaturgeschichte Württembergs verflochten. Dagegen ist in der langen Zeit von der Reformation bis zum Zeitalter der Klassiker kaum ein bedeutender Dichter aus Schwaben hervorgegangen, es sei denn, daß man Georg Weckherlin (geb. 1584 zu Stuttgart, † 1650), einen Vorläufer von Opitz, und Valentin Andreae (geb. 1586 zu Herrenberg, † 1654), den wackern Kämpfer für kirchliche Freiheit, ausnimmt.

Die Sturm- und Drangperiode, welche dem Zeitalter der Klassiker vorausgeht, fand in Schwaben ihren Hauptvertreter in Christian Friedrich Daniel Schubart (geb. 1743 in Obersontheim), auf dessen Entwicklung sowol Klopstock als Wieland bereits Einfluß übten. Er war seinerzeit einer der populärsten Dichter Deutschlands, theils durch seine Werke, theils durch seine Lebensschicksale. Mit Talent zum Redner, Dichter und Musiker begabt, verdankte Schubart seine erste Anregung Klopstock, dessen Messiade er in vielen Städten Schwabens mit erschütternder Wirkung zum Vortrage brachte. An ihn erinnert auch der Patriotismus und Freiheitsdrang, den er in seinen Liedern oft mit überschwänglichem Pathos ausströmte. Es ist bekannt, welchen Eindruck sein Gedicht „die Fürstengruft" („Da liegen sie die stolzen Fürstentrümmer") auf den jugendlichen Schiller übte, als dieser die Karlsschule in Stuttgart besuchte. Sein „Kaplied", d. i. der Abschiedsgesang der vom Herzog von Württemberg an Holland verkauften Soldaten („Auf, auf, ihr Brüder und seid stark, der Abschiedstag ist da") hatte seiner Zeit eine gewaltige Wirkung. In den Jahren 1774—1778 redigirte Schubart die „Deutsche Chronik", ein vielgelesenes politisches Blatt. Durch seine Freiheitsschwärmerei und seine Religionsspöttereien erregte er den Zorn des Herzogs Karl, den er außerdem durch ein Epigramm mit Anspielung auf die Karlsschule verspottete („Als Dionys aufhörte, ein Tyrann zu sein, Da ward er ein Schulmeisterlein"). Der Herzog unternahm es, durch seine zehnjährige Haft auf dem Hohenasperg (1777—1787) und durch geistliche Behandlung für seine Besserung zu sorgen. In der That verleugnete Schubart später seine demokratische Gesinnung. Auf die Verwendung des preußischen Hofes, dessen Gunst er durch seinen „Hymnus auf Friedrich den Großen" gewonnen hatte, erhielt er seine Freiheit wieder und zugleich eine seinem Talent entsprechende Stellung als Direktor am Hoftheater. Er starb bald darauf 1791.

In anderer Weise streift an die Klassiker J. Martin Miller (geb. 1750 in Ulm, † 1814), Mitglied des Göttinger Bundes, welcher mit seinem „Siegwart, eine Klostergeschichte", zwei Jahre später als Goethe (1776) den Schwaben einen empfindsamen Wertherroman vorführt, dessen Held aber nicht durch

Selbstmord endet, sondern auf dem Grabe seiner Marianne verschmachtet. Mehr Werth als dieser in unserer Zeit uns platt und langweilig vorkommende Roman hat sein einfaches, im Volkston gehaltenes Gedicht „Zufriedenheit" („Was frag'i ch viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin").



Christian Friedrich Daniel Schubart.

Neun Jahre später als Miller, am 10. November 1759, wurde zu Marbach der größte Dichter Deutschlands geboren. An Marbach knüpft sich indessen nur die Erinnerung an seine früheste Kindheit; die Erinnerungen an seine Jugenderziehung haben uns bei unserer Wanderung durch Stuttgart begleitet. Zu der Zeit, als Schiller bereits fern von der Heimat im Freundschaftsbunde mit Göthe seine größten Geisteswerke schuf, trat in Schwaben ein Jünger des großen Dichters auf, der in dieselben Bahnen einzulenken schien, leider aber schon früh unseligem Lose verfiel. Friedrich Hölderlin ward am 29. März 1770 in Lauffen geboren. Von Natur zart und zur Empfindsamkeit neigend, konnte er in einem wechselvollen Leben, das ihm mehr Enttäuschungen als Freuden brachte, keine Aufrichtung und Stärkung seines Gemüthes finden. Die Liebe zu der Frau eines Andern fand sein weiches Gemüth wehrlos und versenkte seinen Geist in die Nacht eines unheilbaren Irrsinns, der ihn vom Jahre 1806 bis zu seinem Tode am 7. Juni 1843 gefangen hielt.

Er lebte während dieser Zeit in Tübingen, in lichten Stunden mit Uebersetzung der griechischen Klassiker beschäftigt, von Jedermann, insbesondere von den Studenten, die ihn gern besuchten, geliebt und bedauert. Hölderlin's Poesie steht in sichtlichem Zusammenhang mit derjenigen Schiller's in dessen späterer Zeit. Beide haben das Ideal der antiken Poesie zu dem Leitstern ihrer Dichtung gemacht. Nicht selten zeigt sich Hölderlin als der tiefer in den Geist des Griechenthums Eingedrungene, den er vor Allem in dem leider Fragment gebliebenen Drama „Der Tod des Empedokles" erfaßt hat. Wenn aber dennoch Schiller unendlich mehr für die Wiederbelebung unserer Poesie mit antikem Geiste gewirkt hat, so ist das wesentlich seinem klaren, kräftigen Denken zu verdanken. Hölderlin war dafür von Natur zu weich und elegisch gestimmt. Die Gegenwart däuchte ihm im Vergleich mit dem goldenen Zeitalter der Griechen als eine Zeit der Barbarei, in welcher der edlere Sinn unverstanden bleibe und einsam verkümmern müsse. Es war eine ähnliche Stimmung, wie sie sich auch Schiller's zeitweise bemächtigte und sich in seiner Elegie „die Götter Griechenlands" ausspricht. Wenn es aber diesem gelang, sie zu beherrschen, so gab sich Hölderlin derselben willenlos hin; sie ist der Grundton seiner Dichtweise geworden. Durch diese Sehnsucht nach einer vergangenen Zeit und Welt nähert sich Hölderlin der Richtung der Romantiker, zu denen er vielfach gerechnet wird. Nicht ganz mit Recht; sein Ideal lag in der griechischen Welt; von der Richtung auf Wiederbelebung des mittelalterlich-katholischen Kultus, von dem Gegensatze zu den Bestrebungen der Klassiker, welcher die romantische Schule kennzeichnet, findet sich nichts bei ihm. Hölderlin's größtes Werk ist sein Roman „Hyperion oder der Eremit in Griechenland", 1797 erschienen. In Hyperion, dem Neugriechen, voll Glut für die große Vergangenheit seines Volkes, voll Schmerz über den Verfall der Gegenwart, giebt Hölderlin sich selbst; zu der Gestalt der Diotima, der mitfühlenden Geliebten des Helden, welche einem frühen Tode entgegenwelkt, sind die Hauptzüge der von ihm geliebten Frau entlehnt, doch scheint die Phantasie des Dichters Vieles hinzugethan zu haben. Handlung ist wenig in dem Roman, von dem nur ein erster Theil erschienen ist. Dagegen sind Empfindung und Ausdruck von der zartesten Schönheit.

Weniger bekannt geworden, aber weit mehr in antikem Sinne, weil unendlich viel kräftiger empfunden als Hyperion, ist das oben erwähnte dramatische Bruchstück „Der Tod des Empedokles", jenes griechischen Philosophen, von dem die Sage ging, daß er sich in den Aetna gestürzt habe.

Uhland und seine Nachfolger. Der lebendigste Antheil Schwabens an der deutschen Dichtung beginnt mit Ludwig Uhland, und bei keinem Dichter ist das spezifisch Schwäbische so zum Ausdruck gekommen wie bei ihm. Er beschränkt sich selbst in seinen Stoffen auf die engere Heimat. Ueberall haben wir beim Lesen von Uhland's Dichtungen das Gefühl, einen Mann vor uns zu haben, der von der idealistischen Ueberstürzung und der weltmüden Uebersättigung gleich entfernt, bewußt und mit festem, klarem Blicke seine Ziele verfolgt; eine kernhafte, eichenstarke und immer in gleicher Frische grünende Natur. Uhland hat früh zu dichten aufgehört und sich politischer, später gelehrter Thätigkeit gewidmet; aber daß er sich die Frische der Empfindung zu bewahren

verstand, beweisen die wenigen Lieder aus seinen späteren Jahren. Johann Ludwig Uhland wurde am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, wo sein Vater Universitätssekretär war. Er studirte in seiner Vaterstadt die Rechte und erwarb sich 1810 den Grad des Doctor juris. Seine Vorliebe für die Poesie des Mittelalters veranlaßte ihn, nach Paris zu reisen, wo er die Schätze der kaiserlichen Bibliothek eifrig studirte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat ließ er sich 1811 in Tübingen, 1812 in Stuttgart als Rechtsanwalt nieder. Bald griff er thätig in das öffentliche Leben seines Landes ein. Der König von Württemberg wollte dem Lande eine neue Verfassung geben, welche, obwol sie in manchen Punkten freisinniger und zeitgemäßer war als die alte landständische, von den Vertretern des „alten Rechts" heftig bekämpft wurde. Auch Uhland gehörte zu diesen. Seine „Vaterländischen Gedichte" traten mit kräftigen Worten für das alte Recht ein.


Friedrich Hölderlin.

„Du Land des Korns und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt Dir? — All und Eines,
Das alte, gute Recht."

Die neue Verfassung kam zu Stande, aber nicht ohne Rücksichtnahme auf die Forderungen der Opposition. Uhland selbst betheiligte sich an dem öffentlichen Gemeinleben in seinem Heimatlande. Er war seit 1819 Landtagsabgeordneter für Tübingen, später für Stuttgart, unentwegt auf der Seite der Opposition stehend. 1830 übernahm er die außerordentliche Professur für deutsche Sprache und Literatur in Tübingen. Er war ein sehr beliebter Lehrer, der stets lebendig anzuregen wußte. Um so schmerzlicher ward es bedauert, als er schon 1833 sein Amt niederlegte, nachdem ihm von der Regierung der Urlaub, um den Kammerverhandlungen als Landbote beizuwohnen, abgeschlagen war. Die Aussichtslosigkeit, mit seinen demokratischen Gesinnungen durchzudringen, ließ ihn 1839 seine Wiederwahl ausschlagen. Er lebte in Tübingen als Privatmann seinen Studien. Das Jahr 1848 fand ihn wieder in lebhafter politischer Thätigkeit als Mitglied des Frankfurter Parlaments. Er gehörte zu Denjenigen, die bis zuletzt ausharrten, und übersiedelte noch mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart. Von 1849 an lebte Uhland wieder ohne Amt in Tübingen, wo er am 13. November 1862 starb. Sein ehemaliges Wohnhaus an der Neckarbrücke ist durch eine Tafel gekennzeichnet,

und seit 1873 erhebt sich in den Baumanlagen jenseit des Neckars sein ehernes Standbild von Kietz.

Uhland's Poesie hat ihren Ausgang von der romantischen Schule genommen. Auch er hat die Liebe für das Mittelalter getheilt, dem seine gelehrten Studien durchweg zugewendet waren; allein er war zu ernst vaterländisch und zu gut protestantisch gesinnt, als daß er auch die Einseitigkeiten der romantischen Schule hätte theilen können. Den weitesten Raum nahm in seinen Studien die Sage und Geschichte des deutschen Volkes ein. Die schwere Zeit der Noth unter dem tyrannischen Drucke Napoleon's und die Erhebung der Befreiungskriege hatten unter allen edlen Geistern der Nation eine Bewegung hervorgerufen, welche der Erforschung der Vergangenheit und der Neugestaltung des gemeinsamen deutschen Vaterlandes zugewandt war. Die Schätze der alten Literatur wurden gehoben, Nachbildungen derselben versucht, die Grundzüge der Grammatik der deutschen Sprache entwickelt, Rechtsalterthümer gesammelt, auch die alte Mythologie und Heldensage der deutschen und skandinavischen Stämme in helleres Licht gerückt. Uhland hat sich aufs Eifrigste mit solchen Untersuchungen abgegeben. Wenn auch seine gelehrten Werke erst in späterer Zeit abgefaßt, ja der größte Theil derselben erst nach seinem Tode von befreundeten Philologen herausgegeben wurde, so reichen doch diese Beschäftigungen in seine frühesten Zeiten zurück und stehen mit seiner dichterischen Produktion in lebendigem Zusammenhang. Sehr bedeutend ist die Zahl seiner Balladen, deren Stoff er der deutschen Sage entnommen oder in ihrem Geiste frei gebildet hat. Uhland hat die zahlreichen Sagen des heimatlichen Sagenkreises über ganz Deutschland verbreitet und in seinen Balladen den vollen deutschen Gemüthston angeschlagen. Wer hätte nicht als Knabe schon seine herrlichen Balladen „Graf Eberhard, der Rauschebart“, „Der Schenk von Limburg“, „Der blinde König“, „Des Sängers Fluch“, „Das Glück von Edenhall“ gelesen, wieder gelesen und auswendig gelernt, um sie mit der vollen Wärme, die sie in ihm erweckten, und mit gehobener Stimme seinen Mitschülern vorzutragen! Das ist das Schöne in den Uhland'schen Balladen, daß sie sämmtlich von einer mannhaften Stimmung getragen sind und diese auch dem Leser unwillkürlich mittheilen. Wie sehr er aus dem Herzen des Volkes gedichtet hat, das beweisen die beiden Lieder, die heute in Jedermanns Munde sind: „Der Wirthin Töchterlein“ („Es zogen drei Bursche wol über den Rhein“) und „Der gute Kamerad“ („Ich hatt' einen Kameraden“). Eine Sage erzählt, daß der Dichter einst auf der nach ihm später sogenannten „Uhlandshöhe“ bei Stuttgart von der einen Seite her ein paar Landmädchen das erste, von der andern eine Schar Burschen das zweite dieser Lieder habe singen hören. Von inniger Frömmigkeit durchweht ist „Schäfer's Sonntagslied“ („Das ist der Tag des Herrn!“); frische Jugendkraft treibt das Lied „Der Knabe vom Berge“ („Ich bin vom Berg der Hirtenknab“); mild und getrost klingt seine Mahnung an den Tod in dem Liede: „Die Kapelle“, („Droben bringt man sie zu Grabe, die sich freuten in dem Thal, Hirtenknabe, Hirtenknabe! Dir auch singt man dort einmal.“); und wer seine Wander- und Frühlingslieder liest, dem treten die sanften Gefilde und Hügel um Tübingen vor

die Seele. Oefters blickt auch der Schalk aus seinen Gedichten hervor, und den treuherzigen Humor läßt er gern anklingen. Auch die feine Ironie zieht sich durch manches seiner Gedichte; so in seinen Rolandsballaden, wo der junge Fant Roland im Kampfe mit den ungefügen Riesen das Kleinod errang, während die Anderen „eben schliefen", oder in „König Karl's Meerfahrt". Auf das Gebiet der dramatischen Poesie hat Uhland sich nur mit zwei vaterländischen Dramen: „Ernst, Herzog von Schwaben" und „Ludwig, der Bayer", begeben.



Kerner's Haus zu Weinsberg. Schiller's Geburtshaus in Marbach.
Schubart-Thurm auf dem Hohenasperg. Uhland's Haus in Tübingen.

Uhland's Dichtung ist von dem nachhaltigsten Einfluß auf die Poesie Schwabens geworden. Zwar von einer schwäbischen Dichterschule sollte man nicht reden; die Individualität des Einzelnen ist ein Recht, auf das der Schwabe auch in seiner Poesie mit einer gewissen Eifersucht hält. Aber gewisse Grundzüge sind doch seit Uhland allen schwäbischen Dichtern gemeinsam.

Dahin gehört vor Allem die Hinneigung zu der Form des einfachen lyrischen Liedes, neben dem die epische Poesie, zumal längere erzählende Gedichte, und auch das Drama minder gedeihen wollen; im Liede aber waltet die stille Wärme des Gemüthes vor, unter Fernhaltung von allem Ueberspannten; ferner ist den schwäbischen Dichtern die Vorliebe für die Naturpoesie in engem Zusammenhange mit der Heimatliebe, neben dem ausgesprochenen Hang zur beschaulichen Vertiefung in das eigene Herz, besonders eigen. Man mag das Beschränkung nennen und auf die bedeutendere Ausbildung des Drama's und des Romans in Norddeutschland als auf einen Vorzug hindeuten; das aber gereicht den schwäbischen Dichtern und vor Allem dem Vorbilde Uhland zur Ehre, daß sie sich an den unwahren und überhitzten Ausgeburten verwilderter Phantasie nach keiner Seite hin betheiligt haben.

Die Bezeichnung „Schwäbische Dichterschule" erhält auch dadurch eine gewisse Berechtigung, daß Uhland mit den zeitgenössischen schwäbischen Dichtern in einer innigen und für ihre poetische Erzeugung nicht einflußlosen Freundschaft lebte. Es ist das bekannte Dichter-Triumvirat Uhland, Schwab und Kerner, dem sich noch Mayer und G. Pfizer anreihen. In einem wirklichen Abhängigkeitsverhältniß zu Uhland's Dichtung stand aber von diesen Allen nur Schwab, den man als einen Schüler Uhland's bezeichnen könnte.

Gustav Benjamin Schwab wurde am 19. Juni 1792 zu Stuttgart als Sohn eines Professors der Karlsschule geboren. Er studirte Theologie, daneben aber auch ästhetisch-philologische Fächer und wurde 1817 als Professor der alten Literatur am Obergymnasium zu Stuttgart angestellt, wo er während seiner zwanzigjährigen Wirksamkeit durch seinen anregenden und lebendigen Vortrag die allgemeine Verehrung der Schüler erwarb. 1837 zog er sich auf die Pfarrei Gomaringen bei Tübingen zurück, wurde aber schon 1842 aus diesem Stillleben gerissen und zum Amtsdekan in Stuttgart, 1845 zum Oberkonsistorialrath und Oberstudienrath ernannt. Er starb am 4. Nov. 1850. Zwei Tage darauf warf der greise Uhland die letzte Erdscholle in das Grab seines dahingeschiedenen Freundes. Am bekanntesten unter seinen Dichtungen sind die erzählenden Gedichte, zum größten Theil der vaterländischen Geschichte und Sage entnommen; aber die Gabe seines Meisters, Alles mit der Kraft einer lebendig ergreifenden Empfindung zu durchdringen, fehlt ihm („Das Mahl zu Heidelberg", „Der Hirt zu Teinach", „Der Reiter vom Bodensee"). Auch in der rein lyrischen Gattung hat Schwab Erfolge geerntet; sein „Bemooster Bursche zieh' ich aus" ist noch heute in jedes Studenten Munde. Mehr noch als durch eigene Dichtung hat er durch Begünstigung anderer Talente, als literarischer Rathgeber, fruchtbar gewirkt. Durch die Redaktion des „Morgenblattes", an der er bis 1837 betheiligt war, sowie des „Deutschen Musenalmanachs", den er von 1833—1838 im Verein mit Adalbert von Chamisso herausgab, ist Schwab auch im weiteren Kreise Beschützer und Förderer deutscher Poesie geworden.

Der Dritte im Bunde war ein Dichter anderer Art, der richtigste Romantiker unter allen Dreien, Justinus Andreas Christian Kerner, geboren am 18. September 1786 zu Ludwigsburg, woselbst sein Vater

Oberamtmann war. Seine Jugend führt er uns selbst in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ vor. Nach Vollendung seiner Studienzeit in Tübingen trat er eine größere Reise nach Hamburg, Berlin und Wien an, deren Frucht die humoristischen „Reiseschatten“ waren. Er praktizirte als Arzt in dem Städtchen Dürrmenz, dann in Wildbald, später in Welzheim, Gaildorf und ließ sich endlich (1818) in Weinsberg nieder, wo er als Oberamtsarzt bis zu seinem Tode am 22. Februar 1862 lebte, namentlich mit der Beobachtung und Heilung von somnambülen Kranken beschäftigt und von Freunden und Fremden oft und gern besucht. Seine Tochter, Marie Niethammer, hat ihres Vaters Leben nach lebendiger Erinnerung geschildert.

In Kerner's Beruf wie in seinen Gedichten tritt uns eine starke Neigung zu den dunkeln Gebieten des menschlichen Seelenlebens entgegen, die ihn von anderen schwäbischen Dichtern unterscheidet. Er war eine ungemein weiche Natur von reizbarem, zur Schwermuth neigendem Gemüthe. Wie er selbst sein Leben lang mit düsteren Stimmungen zu kämpfen hatte, so zog es ihn auch, mit dem Blick des Arztes und Dichters zugleich in die Tiefen jener halb oder ganz krankhaften Seelenverfassung einzudringen, aus der bei reizbaren Naturen die eigenthümlichen Zustände des Somnambulismus entspringen. Es ist bekannt, wie er und der Tübinger Professor Eschenmeyer eine ganze Lehre von den Zwischenzuständen zwischen dem natürlichen und einem angenommenen Geistereich, von den Erscheinungen der Besessenheit, des thierischen Magnetismus, des Somnambulismus auf wirklich gemachten oder eingebildeten Beobachtungen aufgebaut haben, zu denen namentlich die durch Kerner berühmt gewordene „Seherin von Prevorst“ reichliches Material geliefert hat. Kerner's Poesie ist durch diese Liebhabereien sehr wesentlich beeinflußt. Ein wehmüthiger, weicher Ton herrscht in den meisten seiner Dichtungen; die Sehnsucht nach dem Tode, nach einer höheren Welt blickt überall hindurch. „Leichentuch“ und „Grabesmoos“ sollen ihm Verband und Heilkraut sein für seine Menschenwunden. Was uns mit dieser Stimmung zu versöhnen vermag, ist, daß sie kein Erzeugniß weltmüder Uebersättigung, sondern nur der Ausfluß einer weichen Gemüthsanlage ist. Daher sind Kerner's Lieder auch nie ohne Innigkeit und milde, freundliche Wärme. Wie jedoch Kerner im Leben dem muntern, befreienden Humor sein Recht ließ, so auch in seiner Dichtung. Das melodische, phantasiereiche Wanderlied: „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein“ sowie die aus Ernst und Scherz eigenthümlich schön gemischte Legende „Der Geiger zu Gmünd“ geben Zeugniß davon; noch mehr seine schon erwähnten „Reiseschatten“, ein harmlos humoristischer Roman, und das mit Uhland gemeinsam verfaßte komische Singspiel „Der Bär“, das erst nach Beider Tode in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Den Volkston in Uhland'scher Weise trifft Kerner in seinem vielgesungenen Gedicht: „Der reichste Fürst“ („Preisend mit viel schönen Reden“).

Zu den nächsten Freunden Uhland's gehörte auch sein Biograph Karl Mayer, der 1776 zu Neckarbischofsheim geboren wurde und als vierundachtzigjähriger Greis zu Tübingen starb, wo er eine Reihe von Jahren als Oberjustizrath im Ruhestand gelebt hatte. Mayer's Dichtung war fast ganz auf

die Natur gerichtet; einfach, harmlos und lieblich hat er die Freuden der ewig jungen Mutter meist in ganz kurzen, ein einfaches Gefühl schlicht aussprechenden Liedern besungen. Zu größeren Stoffen hat er nie gegriffen; aber im Kleinsten ist er nicht selten bedeutend, stets liebenswürdig und angenehm. Uhland und Mörike haben dieses Talent der Kleinmeisterei in schönen Liedern an ihm gerühmt.

Weit jünger als die Genannten, aber mit Uhland in mancher Beziehung verwandt und persönlich nahe befreundet, ist Gustav Pfizer, 1807 zu Stuttgart geboren, seit 1846 Professor am Obergymnasium daselbst, jetzt im Ruhestand in seiner Vaterstadt lebend. Er hat sich nicht allein an Uhland, sondern noch weit mehr an Schiller's hohem Pathos herangebildet. Jedes seiner Gedichte verräth den ernst ringenden und strebenden Geist, die sittlich edle Persönlichkeit und die von den höchsten Vorbildern begeisterte Phantasie. Wie Pfizer als gründlicher Forscher sich um die Wissenschaft und Darstellung der Geschichte, namentlich durch seine Lebensbeschreibung Luther's, namhafte Verdienste erworben hat, so hat er auch als gewandter und treu nachempfindender Uebersetzer manche Schätze ausländischer Poesie, vor Allem Byron's und Bulwer's Werke, dem deutschen Publikum näher gebracht.

Ihm mag sein Mitarbeiter in der Uebersetzung Bulwer's, Friedrich Notter, angereiht werden, der, 1801 zu Ludwigsburg geboren, mannichfach als württembergischer Landtags- und 1871 auch als Reichstags-Abgeordneter politisch thätig, als Schriftsteller in Stuttgart lebt. Außer einem groß und edel gedachten Schauspiel, „Die Johanniter", verdanken wir ihm namentlich eine in Gemeinschaft mit Adalbert Keller (jetzt Professor an der Universität Tübingen) unternommene Uebersetzung von Cervantes' Werken und eine solche von Dante's Göttlicher Komödie; den florentinischen Sänger hat er auch durch die Sammlung „Dante, ein Romanzenkranz" gefeiert.

Derselben Generation wie Pfizer und Notter gehört eine zweite schwäbische Dichtergruppe an, durch Freundschaft und innere Verwandtschaft eben so nahe verbunden wie jene älteren Dichter, aber durch ihre Dichtweise von diesen sehr wohl zu unterscheiden. Es sind die stets miteinander genannten Mörike, Ludwig Bauer und Waiblinger.

Für den gemeinsamen Zug dieser Dichtergruppe möchten wir jene wunderbare Verschmelzung eines echt modernen Strebens, das sich in die Kulturfragen und Räthsel des Tages vertieft, mit einem romantischen Hange zur Zeit- und Weltflucht erklären, mit dem sie sich von dem Lärmen der Straße in das Innerste des Herzenskämmerchens zurückziehen und dieses mit den bunten Gebilden eigenster Erfindung füllen. Eduard Mörike, der bedeutendste Lyriker Schwabens seit Uhland, wurde am 8. September 1804 zu Ludwigsburg als Sohn des dortigen Kreismedizinalraths geboren. Er studirte in Tübingen von 1822—1826 die Theologie und wurde 1834 zum Pfarrer in Cleversulzbach bei Weinsberg ernannt, demselben Orte, wo Schiller's Mutter begraben liegt, deren verfallenes Grab er aus der Vergessenheit hervorzog und neu schmückte. Wegen Kränklichkeit, die ihn nie verließ, trat er 1843 in den Ruhestand, übernahm aber 1852 eine Lehrstelle für Literatur am

Katharinenstift zu Stuttgart, die er bis 1866 besaß. Von da an lebte er als Privatmann mit wenigen Unterbrechungen in Stuttgart, wo er am 4. Juni 1875 starb. Mörike war persönlich eine liebenswürdige Natur, die sich gern in das Kleine mit zarter Empfindung vertiefte, von großen, namentlich politischen Thaten und Ereignissen sich scheu zurückzog. Derselbe ist er in seiner Dichtung, nur daß hier in seiner früheren Zeit die Fülle der Phantasie, der üppige Fluß der Gedanken und Worte, in seiner späteren die Anmuth und Liebenswürdigkeit noch mehr hervortritt. An einen großen Stoff hat er sich nur in seinem Roman „Maler Nolten" (1832) gewagt. Unter seinen kleineren Erzählungen hat „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", eine Erzählung aus dem alten Schwaben, als eine Fundgrube kräftigen Humors in seinem Heimatlande großen Beifall gefunden. In die neuere Zeit und in höhere Lebenskreise führt uns die reizende kleine Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", die auch von dem feinen Musikverständniß des Dichters zeugt. Vielleicht vollständiger als in diesen erzählenden Werken giebt sich Mörike in seinen lyrischen Gedichten, welche sich in der vollen Tonleiter aller Empfindungen und Stilarten, von tiefer, melancholischer Versunkenheit bis zur übermüthigsten Lustigkeit, vom Tone des schlichten Volkslieds bis zu den höchsten Gattungen lyrischer Kunst, mit gleicher Formvollendung bewegen. Aber nicht nur durch seine eigenen Werke, sondern auch durch das in Gemeinschaft mit Wilhelm Zimmermann (geboren 1807 zu Stuttgart, jetzt Pfarrer in Schnaitheim an der Brenz) herausgegebene „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten", durch die poetische Sammlung „Iris" und durch Uebersetzung antiker Dichter hat Mörike befruchtend gewirkt.

Aufs Engste mit Mörike befreundet war Ludwig Amandus Bauer (geboren am 15. Oktober 1803 zu Orendelsall in württembergisch Franken). Er studirte mit Mörike Theologie und erhielt nach einigen anderen Verwendungen 1835 eine Lehrstelle am Katharinenstift zu Stuttgart, 1838 die Lehrstelle am Obergymnasium, die vor ihm Gustav Schwab inne gehabt hatte. Wie dieser wirkte er ungemein belebend und anregend auf die Jugend und gewann sich unter ihr durch sein gesundes, männlich-frisches Wesen viele Freunde. Er starb am 22. Mai 1846.

Der Dritte im Bunde war Wilhelm Friedrich Waiblinger, am 21. November 1804 zu Heilbronn geboren, ein frühreifes Talent, dem eben diese Frühreife zum Verderben wurde. Schon 1821, in demselben Jahre, da er die Universität Tübingen bezog, um Theologie zu studiren, gab er „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands" und 1823 den philosophischen Roman „Phaeton", ein Seitenstück zu Hölderlin's „Hyperion", heraus, welcher ihn schnell berühmt machte. Er konnte diese Berühmtheit nicht vertragen und stürzte sich leidenschaftlich in ein unstätes, tolles Leben, dessen Einwirkung auf seine literarische Produktion stark hervortritt. Die Sehnsucht nach der Antike, die durch seine Werke hindurchleuchtet, zog ihn 1826 nach Italien, wo er schon am 17. Januar 1830 in Rom starb.

Etwas ferner von dieser Gruppe steht der liebenswürdige Erzähler Wilhelm Hauff, eine reichbegabte Natur, deren volle Entwicklung durch einen

frühen Tod gehindert ward. Hauff wurde am 29. November 1802 zu Stuttgart geboren, studirte Theologie, war von 1824—1826 Hofmeister in Stuttgart und starb daselbst schon am 18. November 1827. In ihm begegnet uns der erste Romanschreiber und Novellist Schwabens. Zwar sein „Mann im Mond“ ist, wenigstens in seiner jetzigen Gestalt, nur eine Parodie der frivolen, süßlichen Manier H. Claurens, und die „Memoiren des Satans“ sind nichts Anderes, als eine geistreiche Satire in Romanform; dagegen sind unter den drei Bänden Novellen solche, die als Musterstücke dieser Gattung gelten können. Der grausig-düstere „Jud Süß“, „Das Bild des Kaisers“ haben zugleich bedeutenden historischen Gehalt, während „Die Sängerin“ und „Die Bettlerin vom Pont des Arts“ treffliche kleine Bilder aus der modernen Gesellschaft sind, an welche sich „Othello“ und „Die letzten Ritter von Marienburg“ als Erzählungen zweiten Ranges anschließen.

Die „Phantasien und Skizzen“, humoristische Gemälde aus der modernen, besonders der literarischen Welt, und die „Phantasien im Bremer Rathskeller“, eine der übermüthig lustigsten und feurigsten Rhapsodien, die zum Lobe des Weines geschrieben worden sind, lassen sich hier anreihen. In den reizenden, meist orientalischen „Märchen“, die nur mit dem Vorzüglichsten ihrer Gattung verglichen werden können, sehen wir den Dichter auch auf dem Gebiete romantischer Phantasieschöpfungen sich vertraut und heimisch finden. Hauff's vollendetstes Werk ist der historische Roman „Lichtenstein“, der sichtlich und zugestandenermaßen aus den Anregungen Walter Scott's hervorgegangen, vortreffliche geschichtliche Auffassung und romantische Ausschmückung in sich vereinigt. Mit der Wahl des geschichtlichen Stoffes näherte sich Hauff dem Meister Uhland, der den Tod des Frühgeschiedenen in einem herrlichen Gedichte beklagt hat; in der Behandlung des Stoffes war er sehr verschieden von ihm. Nicht das geschichtlich Bedeutende, sondern das menschlich Schöne und Rührende tritt in den Vordergrund, und den zarten duftigen Idyllen, welche in den historischen Rahmen eingefaßt sind, verdankt der Roman seinen weit verbreiteten dankbaren Leserkreis.

Die Dichter der Gegenwart. Die Geschichte der schwäbischen Dichtung ist mit der zuletzt besprochenen Dichtergruppe zu Ende; was seither geschaffen wurde, gehört mehr oder weniger der Gegenwart an und läßt sich jetzt kaum noch in einen historischen Zusammenhang bringen. Dennoch weist die schwäbische Literatur besonders auf dem Gebiete des Romans und der Lyrik noch eine Reihe beachtenswerther Erscheinungen auf, die wenigstens in der Kürze hier erwähnt werden mögen. Schwabens Hauptstadt, Stuttgart, hat gegen und um die Mitte unsers Jahrhunderts einen Mittelpunkt deutscher Dichtung gebildet, nach dem sich auch Dichter anderer deutscher Stämme gewendet haben. Wie viel hierzu der Glanz der einheimischen Dichtung seit Uhland's Auftreten, wie viel die Stellung Stuttgarts als Mittelpunkt des süddeutschen und zur Zeit, da das „Morgenblatt“ existirte (bis 1865), überhaupt des deutschen belletristischen Buchhandels, wie viel endlich die schöne Lage, das milde Klima der Stadt dazu beigetragen haben, wird sich kaum genau unterscheiden lassen: genug, es war längere Zeit Stuttgart der Mittelpunkt des regsten literarischen

Lebens, das durch hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Musik und der dramatischen Kunst, in der Männer wie Eßlair, Seydelmann, Grunert wirkten, noch gehoben wurde. Literarische Größen wie Gutzkow, Dingelstedt, Hackländer, Menzel, Lenau, haben in Stuttgart geweilt, und noch jetzt lebt mancher nennenswerthe Dichter nichtschwäbischen Blutes daselbst.

Als Vertreter des Romans begegnet uns in neuerer Zeit der eben so geistreiche als tiefpoetische Hermann Kurz. Er wurde 1813 zu Reutlingen geboren, studirte Theologie und lebte als Schriftsteller an verschiedenen Orten seines Landes, seit 1863 als Universitätsbibliothekar in Tübingen, und starb daselbst im Jahr 1873. Eine sehr reiche und gediegene Bildung, die er in der vortrefflichen Uebersetzung von Gottfried's von Straßburg Tristan und Isolde, in der von Ariost's „rasendem Roland" und in geistvollen Arbeiten über Shakespeare gezeigt hat, verleiht auch seinen Erzählungen eine sichere, überlegene Behandlung des Stoffes. Am bekanntesten haben ihn seine zwei großen Romane gemacht: „Schiller's Heimatjahre", ein lebendig und treu gemaltes Kulturbild aus der Jugendzeit Schiller's, und „Der Sonnenwirth", eine schwäbische Volksgeschichte. Auch seine kleineren Erzählungen sind mit Vorliebe dem heimischen Leben und Treiben entnommen und bieten reizende Stillleben- und Genrebilder.

In viel weiteren Kreisen, ja in ganz Deutschland ist Berthold Auerbach bekannt geworden. Zu Nordstetten im württembergischen Schwarzwald 1812 geboren, studirte er jüdische Theologie, dann Jurisprudenz und endlich Philosophie und lebt jetzt in Berlin. Seinen bedeutenden Ruf als Novellist und Erzähler hat Auerbach durch seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten" erworben, welche der deutschen Novellistik ein ganz neues Gebiet erschlossen und mannichfache Nachahmungen gefunden haben. Am hervorragendsten sind diejenigen Erzählungen, in denen die stolze Schroffheit, die gemüthvolle Tiefe oder die brütende Heimlichkeit des schwäbischen Charakters zu tragischen Konflikten führt, wie in „Des Schloßbauer's Befele", „Ivo der Hairle", „Diethelm von Buchenbach"; minder gelungen die weicheren Gebilde, wie „Barfüßele" oder „Joseph im Schnee". Es ist überhaupt für Auerbach's Dorfgeschichten charakteristisch, daß die Erzählung ganz in dem Geschmacke des Volkes gehalten und in der Weise desselben mit sprüchwörtlichen Reden gewürzt ist. Auerbach hat sich dadurch, und überhaupt durch die Nachahmung der Volkssprache, eine charakteristische, kurz angebundene und sentenziöse Ausdrucksweise angewöhnt, welche in denjenigen Romanen, die nicht oder nicht ganz in bäuerlichen Kreisen spielen, wie „Auf der Höhe", „Das Landhaus am Rhein", „Waldfried", weniger angenehm berührt.

Die politische Dichtung in der „Sturm- und Drangperiode des jungen Deutschland" fand einen glänzenden Vertreter in Georg Herwegh (geb. 1817 in Stuttgart). Sein Leben gestaltete sich infolge der Verwicklungen, in die er sich durch seine demokratische Gesinnung stürzte, sehr bewegt und bunt. Er starb 1875 zu Baden-Baden. Herwegh's „Gedichte eines Lebendigen" (Zürich 1841) hatten zu ihrer Zeit eine gewaltige Wirkung. Man nannte seinen „Aufruf" („Reißt die Kreuze aus der Erden, alle sollen Schwerter werden") eine deutsche Marseillaise. Als die Zeit der Gährung vorüber war und man

klar und nüchtern über die politische Lage dachte, erkannte man auch das Phrasenhafte und Deklamatorische der Herwegh'schen Poesie, und durch die klägliche Rolle, die er im Widerspruch mit seiner tapfern Dichtweise als Freischarenführer im badischen Aufstand (1849) spielte, verscherzte er die Sympathien seiner politischen Gesinnungsgenossen.

Meister Uhland's Zuruf: „Singe, wem Gesang gegeben!" hat im Schwabenlande bis auf den heutigen Tag Wiederhall gefunden. Karl Gerok, Wilhelm Hertz, Ludwig Pfau, Albert Knapp, Wilhelm Zimmermann sowie unter den Frauen Ottilie Wildermuth und Luise Zeller geb. Pichler sind Dichternamen, die nicht blos in Schwaben, sondern in ganz Deutschland einen guten Klang haben, wenn es uns auch hier nicht vergönnt ist, bei ihren einzelnen Werken zu verweilen.

Wir gedenken hier nur noch eines unter den lebenden Dichtern, welcher vielleicht der fruchtbarste und hervorragendste Lyriker Schwabens ist.

Johann Georg Fischer, geboren 1816 zu Groß-Süßen am Fuße der Alb, studirte in Tübingen Philosophie und Naturwissenschaften und ist seit 1860 Professor an der Oberrealschule zu Stuttgart. Die Reize der heimatlichen Landschaft, des lieblichen Filzthals, weckten in dem regsamen Knaben und Jüngling den Zug inniger Naturversenkung. Wahrheit und Tiefe der Empfindung heimeln uns in seinen lyrischen Dichtungen besonders an. Er ist eine echte schwäbische Dichternatur voll herzlicher Gemüthlichkeit und jugendlicher Frische, aber auch zugleich erfüllt von dem Verlangen nach großen geschichtlichen Bildern. Des Vaterlandes Noth und Herrlichkeit haben an ihm einen glühend begeisterten Sänger gefunden, vor Allem in der Sammlung „Drei Kameraden", die er 1870 in Gemeinschaft mit Feodor Löwe und Karl Schönhardt (geboren 1833 zu Stuttgart, jetzt Staatsanwalt daselbst) herausgab. Auch in der dramatischen Poesie hat Fischer Bedeutendes geleistet. Sein Drama „Saul" ist dem Stoffe nach der altjüdischen Geschichte entnommen und stellt den Kampf des Königthums gegen das Priesterthum dar, wol im Hinblick auf die Kämpfe, welche die Gegenwart erfüllen. Von derselben Idee getragen ist sein „Friedrich II. von Hohenstaufen", das aber sowol in der Durcharbeitung als im dramatischen Bau weit bedeutender erscheint. „Florian Geyer" ist den derben Zeiten des Bauernkriegs entnommen und dem entsprechend auch mehr holzschnittartig gezeichnet. In Form und Darstellung das vollendetste von Fischer's Dramen ist sein „Maximilian von Mexiko", das uns jedoch dem geschichtlichen Stoffe nach noch zu nahe steht, um in dieser freien Behandlung eine rein dichterische Wirkung ausüben zu können. Durch alle vier Dramen zieht sich derselbe männlich freie Sinn, der sich vor Allem in der Bekämpfung pfäffischer Knechtung zeigt. Auch in dieser Beziehung zeigt sich Fischer als ein echter Schwabe, aber zugleich als ein echter Deutscher, der fest an den Beruf des deutschen Volkes glaubt, überall Friede, Freiheit und Recht zu schützen. In diesem Sinne ruft er in freudig stolzer Zuversicht:

„Ja, deutsches Volk, Dir ruf' ich's zu:
Du bist das Volk der Zukunft, Du!" —



Georg von Frundsberg.

Kriegshelden und Kriegsbilder aus dem Schwabenlande.

Georg von Frundsberg, der Vater der deutschen Landsknechte. — Das Lechfeld. — Die Schlacht bei Nördlingen (6. Sept. 1634). — Die Schlachten bei Höchstedt und Blindheim.

Georg von Frundsberg, der Vater der deutschen Landsknechte. Daß aus einem so tüchtigen und kernigen Volksstamme, wie die Schwaben, auch mancher weidliche Kriegsheld hervorgegangen, wird uns nicht überraschen. Ein besonderes Interesse bietet für uns das Leben des wackern Georg von Frundsberg, des Vaters der deutschen Landsknechte und Zeitgenossen eines Götz, Sickingen und Hutten, welches uns zugleich aus der Zeit des mittelalterlichen Kriegswesens in die neuere Zeit hinüberleitet. Das Rittergeschlecht der Frundsberg gehörte zu denjenigen, welche in diesen schwierigen Zeitläufen mit unerschütterlicher Treue zu Kaiser und Reich hielten.

Noch heute schauen die Trümmer ihrer Burg, der alten Mindelburg, von einem der nördlichen Vorberge des Algäu auf das freundliche Mindelthal und das wohlgebaute Städtchen Mindelheim am Fuße des Berges herab. Ulrich von Frundsberg, der aus Tirol herübergekommen war, hatte sie im Jahre 1469 von ihren früheren Besitzern, den Rechbergern, gekauft. Hier wurde Georg am 24. September 1473 geboren. Er war der jüngste unter fünf Brüdern, aber an Leibeskräften den Anderen weit überlegen und zeigte von früh auf eine große Vorliebe für das Waffenwerk.

Seine erste größere Waffenthat fiel in die Zeit des Landshuter Erbfolgekrieges, in welchem die Frundsberg als Mitglieder des Schwäbischen Bundes auf Seiten der Münchener Herzöge gegen den Grafen Ruprecht von der Pfalz, den Gemahl der Elisabeth von Bayern-Landshut, standen. Hier that sich der junge Georg von Frundsberg in einer Schlacht unweit Regensburgs (1504) unter den Augen Kaiser Maximilian's so hervor, daß dieser ihn auf dem Schlachtfelde eigenhändig zum Ritter schlug. In späteren Kriegszügen gegen die Niederlande und die Republik Venedig zeigte sich Frundsberg einer so hohen Ehre würdig und wurde 1509 vom Kaiser zum „Hauptmann über ein Regiment Fußknechte" ernannt. Damit trat er in seinen eigentlichen Wirkungskreis ein. Die für jene Zeit so wichtige Einrichtung des deutschen Landsknechtwesens ist Frundsberg's eigenes Werk, so daß wir wol berechtigt sind, bei dieser eigenthümlichen und echt deutschen Schöpfung hier einige Augenblicke zu verweilen.

Da die Reichsfürsten und Ritter dem Kaiser öfters die Kriegshülfe versagten, sah sich dieser veranlaßt, in solchen Fällen einem erprobten adeligen Kriegsmann die Werbung wehrhafter Knechte vom flachen Lande zu übertragen, die — in geschlossenen Haufen oder „Fähnlein" unter adeligen Hauptleuten geordnet — in den Krieg zogen und dafür Sold empfingen. Stand ein Krieg in Aussicht, so fertigte der Kaiser solchem Manne, dem er sein besonderes Vertrauen zugewandt hatte, als seinem „Kriegsobersten" den „Bestallungsbrief" und das „Werbepatent" zu, um „ein Regiment Landsknechte" aufzurichten. Der Oberst beschickte wieder seine Freunde und Waffengenossen, wählte den Kundigsten unter ihnen zu seinem Stellvertreter oder „Oberstleutnant" und für jedes zu stellende „Fähnlein" einen „Hauptmann" aus. Nun ging die Werbetrommel durch Stadt und Land. Auf den Märkten der Städte oder bei Volkszusammenkünften ward der kaiserliche Werbebrief vorgelesen. Da erfuhr man, daß „Kaiserliche und Königliche Majestät zum Schirme des Reiches wider Franzosen oder Türken ein Regiment ehrsamer und getreuer Landsknechte unter des löblichen Ritters Herrn Georg von Frundsberg (oder anderer berühmter Kriegsmänner) erfahrener Führung zu errichten beschlossen hätten; daß solche rechtliche und unbescholtene Bursche, welche des vielberühmten Feldherrn Kriegsruhm theilen wollten, auch mit eigener Kleidung und Schuhen versehen, mit Schwert und Spieß oder Hellebarde oder noch besser mit einer Hakenbüchse wohlbewehrt wären, sich getrost zu dem Fähnlein des bezeichneten Hauptmanns gestellen und einer freundlichen Behandlung gewärtig sein möchten". Auch ward die Höhe des Soldes sowie der Platz angegeben,

wo die geworbenen Landsknechte sich vor einem kaiserlichen Musterherrn einzufinden hatten. Da kamen viele Männer aus der Werkstatt oder vom Pfluge oder aus verarmtem Rittersaal, welche die Lust nach Ruhm und Beute auf einem ehrlichen Kriegszuge und nach dem freien Leben im Felde verlockte, ließen ihre Namen in die Musterrollen eintragen und empfingen sodann ein vorläufiges Handgeld.

Am bestimmten Tage fand auf freiem Felde die Musterung statt. Da mußte jeder der Geworbenen durch ein aus drei Spießen gebildetes Joch vor dem kaiserlichen Musterherrn vorüberziehen und ward von ihm in Bezug auf seine Kleidung und Ausrüstung streng geprüft. Wer außer mit den Handwaffen noch mit Sturmhaube, mit Arm- und Beinschienen, mit Krebs, Rücken und Ringkragen erschien und wer eine Hakenbüchse oder Arkebuse führte, ward zu doppeltem Solde aufgeschrieben. Nach der Musterung übernahm der Oberst das Regiment, die Hauptleute ihre Fähnlein und die Kriegsfahrt konnte angetreten werden.

Das Bild, welches ein solcher auf der Landstraße marschirender Haufe von Landsknechten bot, gliche freilich für unser Auge mehr einem Fastnachtszuge als einer Heerfahrt. Unter dem aufwirbelnden Staube erkennt man von fern das Glitzern und Blinken der langen Spieße; Trommeln und Pfeifen tönen daraus hervor. An der Spitze des daherziehenden Haufens reitet der Kriegsoberst, Herr Georg von Frundsberg, aber nicht auf einem stattlichen, feurigen Streitroß, sondern — wir müssen der Wahrheit die Ehre geben — auf einem langsam und bedächtig daherschreitenden Maulthier. Die Zeit des Ritterprunkes ist eben vorbei; der tapfere Frundsberg will nicht mehr hoch zu Rosse mit eingelegter Lanze in die Feinde einrennen, sondern er will auf der Wegfahrt gleichen Schritt halten mit seinen „lieben Söhnen" und in der Feldschlacht zu Fuße in ihrer vordersten Reihe kämpfen. Auch mag dem wohlbeleibten Herrn auf den unwegsamen Gebirgswegen, die er zu überschreiten hat, das sichere Maulthier bequemer sein, als das ungeduldige Roß. Lassen wir uns also das Bild unseres Kriegshelden deshalb nicht ins Lächerliche verzerren; sieht er doch sonst edel und kriegerisch genug aus. Von dem Hute wallen die Federn auf sein volles, fröhliches Antlitz herab; über dem eng anschließenden rothen Wams trägt er einen blanken Brustharnisch, die Beinkleider sind mit rother Seide ausgeschlitzt. Eine breite Feldbinde schlingt sich von der Schulter zur Hüfte, an welcher ein ungewöhnlich großes Schwert mit langem Griff ohne Korb als seine einzige Waffe hängt.

Dem Heerzuge vorauf schreiten die „Fähnriche", kräftige, hochgewachsene Gesellen in vollster Mannesblüte, die meisten in auffallend prachtvoller Kleidung und mit goldenen Gnadenketten behängt, und schwingen an den kurzen Stielen ihre mächtigen Fahnen; ihnen zunächst folgen die Pfeifer und Trommler, diese mit Trommeln, so groß wie die Weinfässer, hinterdrein der „helle Haufe". Hier wechseln Helme, Hüte, Baretts mit einander; Wams und Hose sind in Schnitt, Farbe und Stoff so verschieden, wie Heimat und Herkunft ihrer Träger und wie der Geschmack und die Putzsucht des Einzelnen sich eben ausspricht. Der Eine trägt das gefältelte Wams mit bunten, ausgeschlitzten

Aermeln, der Andere den Brustharnisch oder Koller, — der Eine die bauschende Pluderhose, der Andere das eng anschließende Reiterbeinkleid. Die Farben sind so bunt und grell wie möglich gewählt und oft ungleich über den Körper vertheilt, so daß z. B. bei demselben Manne das eine Bein roth, das andere blau ist, ein gelbes Wams einen schwarzen Aermel hat, die eine Seite mit Streifen und Verzierungen geputzt, die andere kahl ist.

Schau, was ist das für eine seltsame Kriegsperson mit halbvermummtem Antlitz, in deren Erscheinung sich zugleich Amtswürde und Strenge, wie gemüthliches Behagen ausspricht? — Es ist der „Profoß", wie die Leute ihn nennen, das heißt der öffentliche Ankläger und Urtheilsvollstrecker. Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten unserer Altvordern, daß sie auch den furchtbaren Ernst gewisser Amtswürden und Prozeduren in fast komische Formen zu kleiden und dadurch zu mildern suchten. Wer sich aber durch das lustige Aussehen und die Späße des Profoßen zum Lachen gereizt fühlen sollte, der wird durch die Männer in seinem Gefolge sogleich wieder auf die Strenge des Landsknechtbrauches hingewiesen; denn hinter ihm schreiten der „Stockmeister" und die „Steckenknechte" sowie der „Freimann" oder Scharfrichter, dieser in blutrothem Wams, die rothe Feder auf dem Hute, das breite Richtschwert an der Seite.



Landsknechte. Nach H. S. Beham.

Den Schluß des Zuges bildet der ungeheuere Troß von Mägden, Buben, Marketendern, Sudlern und Sudlerinnen — so heißt das Küchenpersonal — und Gesinde aller Art, mit Zeltwagen und Karren vermischt und von einem Rudel bissiger Hunde begleitet. Auch über diesem lärmenden und tobenden Haufen ragt auf starkknochigem Gaule eine wunderliche Gestalt in feuerrother Jacke und hellgelben Hosen hervor, die unter den Knieen mit bunten Bändern und Schleifen umwunden sind. Das ist der „Waibel", der Führer des Trosses. Ein kurzes Schwert hängt ihm an der Seite, und in der Rechten hält er einen „Vergleicher", das ist einen Stab, der wol dreimal so lang ist als er selbst, mit dem er die Uebermüthigen in Ordnung bringt.

So war der „frommen Landsknechte" Aussehen, mit denen Georg von Frundsberg, den die Landsknechte ihren „lieben Vater" nannten, für seinen Kaiser Maximilian in Wälschland die Schlachten gewann und den Ruf der deutschen Tapferkeit in der Ferne verbreitete. Mit einem solchen Heere zog er 1513 über die Alpen gegen die Republik Venedig. Das ganze Land war von Feinden angefüllt, und Frundsberg sah sich hier bald in eine von tiefen Bächen und Hohlwegen durchschnittene Gegend hineingelockt. Alle Straßen vor- und rückwärts hatte ihm der Feind verlegt; zur Seite starrten rauhe Gebirge, deren Wege mit Steinen und gefällten Bäumen versperrt waren. Schon hatte der

feindliche Feldherr die Vornehmen aus Venedig eingeladen, von den Bergen aus zuzusehen, wie er bei Vicenza die Deutschen in die Enge treiben werde. Da bildete Frundsberg bei dem Dorfe Creazzo unweit Vicenza mit 5000 Landsknechten die berühmte „Geviertordnung" (7. Okt. 1513). Vorauf ging der „verlorene Haufe" — das waren tapfere Männer, die sich freiwillig erboten und vor der Schlachtreihe die tapfersten unter den Feinden zum Einzelkampfe, Mann gegen Mann, herausforderten. Dann rückte der „helle Haufe" nach, im festgeschlossenen Viereck, ebenso breit als tief. In den vordersten Reihen waren die Hauptleute und die am besten gerüsteten Knechte, die langen Spieße den Feinden entgegenstreckend, wobei die Hintermänner auf die Lücken der vorderen Glieder trafen. Dannn folgten andere Glieder mit aufrecht getragenen Spießen, Hellebarden und Schwertern. In dem letzten „Blatte" (so nannte man eine gewisse Reihe Gleichbewaffneter hintereinander) schritten besonders starke Männer, um dem Ganzen den gehörigen Nachdruck zu geben. Ueber der Mitte des Haufens flatterten je drei bis fünf Fähnlein in einer Reihe, umgeben von einem Blatte kurzbewaffneter Knechte.


Berittener Landsknecht.
Nach H. S. Beham.

Unter dem eintönigen, hohlen Schalle der Trommeln bewegte sich dieser riesige viereckige Haufe — gleich einem starrenden Walde von Spießen und Hellebarden — im langsamen, wuchtigen Sturmschritt gegen den Feind, Alles vor sich in den Staub tretend. Herr Georg von Frundsberg schritt im vordersten Gliede und rief mit einer Stimme, welche die Trommeln übertönte: „Es steht noch Alles zum guten Glück; viel Feind, viel Ehr!" — Dabei theilte er nach rechts und links gewaltige Streiche mit seinem Schlachtschwerte aus und schlug sich mit seinen Landsknechten, überall Furcht und Schrecken verbreitend, durch die dreifach überlegene Zahl der Feinde hindurch. Viele Fahnen nahm er dem Feinde ab, die er als Siegesbeute später daheim in der Pfarrkirche zu Mindelheim aufhängen ließ.

In seiner Heimat war um diese Zeit die große schwäbische Fehde ausgebrochen. Der leidenschaftliche und gewaltthätige Herzog Ulrich von Württemberg hatte im Zorne seinen Stallmeister Hans von Hutten, aus einem altfränkischen Rittergeschlecht, im Böblinger Walde erschlagen und die eigene Gemahlin Sabina, die Schwester Herzog Wilhelm's IV. von Bayern, in ungerechtem Verdacht mißhandelt und verstoßen. Das gab viel Aergerniß unter der fränkischen und schwäbischen Ritterschaft. Als er nun auch die Reichsstadt Reutlingen, die ihn beleidigt hatte, überfiel und zur Erbhuldigung nöthigte, da ward er vom Kaiser wegen Landfriedensbruchs geächtet und dem Schwäbischen Bunde die Vollstreckung der Acht übertragen.

Georg von Frundsberg war noch nicht lange aus Italien nach seiner Burg zurückgekehrt, als an ihn die Aufforderung erging, sich als Oberst des österreichischen Kriegsvolks an dem Kriegszuge des Schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Württemberg zu betheiligen. Andere angesehene Fürsten und Ritter, wie Herzog Wilhelm von Bayern, die Herren Ulrich und Ludwig von Hutten, Franz von Sickingen, der Truchseß von Waldburg, schlossen sich dem Zuge an. Fast alle Städte und Burgen des Landes fielen nach kurzer Gegenwehr in die Hände des Bundes. Frundsberg zog mit seinem groben Geschütz vor die Mauern der stärksten Burgen. In Tübingen ließ er den mächtigen Thurm zusammenschießen, den der Herzog erst kurz zuvor hatte aufbauen lassen. Dafür ward ihm bei dieser Belagerung das Barett vom Kopfe geschossen, daß er noch lange nachher Ohrensummen spürte. Nur die Burg Möckmühl an der Jagst trotzte noch bis zuletzt. Der streitlustige Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand vertheidigte sie für seinen Dienstherrn; den Herzog Ulrich, hartnäckig gegen seinen alten Waffenfreund Frundsberg. Erst nachdem das Blei von den Fenstern und das Eisen von den Thürangeln zu Geschossen verbraucht und kein Mehl zum Brotbacken mehr vorhanden war, ergab er sich gegen die Zusage ritterlicher Haft und überließ das Schloß den Bündischen. Die Einnahme des Hohenaspergs, dessen Beschießung Frundsberg und sein oberster Zeugmeister Michael Ott betrieben, vollendete die Eroberung Württembergs durch den Schwäbischen Bund. Erst vierzehn Jahre später kehrte der vertriebene Fürst in sein Herzogthum zurück.

Schon vor dem Ausgang der Württemberger Fehde war Kaiser Maximilian, Frundsberg's Gönner, gestorben und sein Enkel Karl (V.) zu seinem Nachfolger gewählt worden (1519). Im April 1521 fand unter dem Vorsitze des neuen Kaisers der berühmte Reichstag zu Worms statt, zu dem auch Luther entboten war, um seine Lehren und Schriften zu widerrufen. Hier war es, wo der Oberst und kaiserliche Kriegsrath von Frundsberg an der Schwelle des Saales der bischöflichen Pfalz dem eintretenden Mönche die schwere Hand auf die Schulter legte und die tröstlichen Worte zusprach: „Münchlein, Münchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Feldoberst auch in der allerernstesten Schlacht nit gethan habe. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre fort in Gottes Namen und sei getrost, Gott wird dich nit verlassen!“ —

Die Festigkeit, mit welcher der Gottesstreiter hier vor Kaiser und Reich für die Lehre der heiligen Schrift eintrat, gewann ihm die warme Verehrung jenes andern Kriegsmannes. Frundsberg nahm das Wort Gottes, wie Luther es predigte, als ein frommer Held in seinem Herzen auf und hat seinen evangelischen Glauben stets mit der Treue für seinen Kaiser zu verbinden gewußt.

Unterdessen war der Krieg zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich um die Oberherrschaft in Italien entbrannt, durch den auch Frundsberg wieder auf sein altes Kriegsfeld zurückgeführt wurde. Mitten im Winter (Januar 1522) ging er mit einem neugeworbenen Landsknechtheere auf beschneiten Wegen über die Alpen, um die Franzosen aus Mailand zu vertreiben.

Im Frühjahr standen die beiden Heere, die Deutschen unter Frundsberg, die Franzosen unter Lautrec, in der Mailänder Ebene einander gegenüber. Auf französischer Seite bildeten den größeren Theil des Heeres die Schweizer Miethsoldaten, welche durch ihre alte Drohung: „point d'argent — point de Suisses!“ ihren Führer zum Angriff auf das feste Lager der Kaiserlichen zwangen, wo sie sich durch reiche Beute für den fehlenden Sold zu entschädigen hofften.

Die Deutschen lagerten bei Bicocca, eine halbe Meile von Mailand. Ein tiefer Hohlweg zog sich vor ihrer Front entlang; sein Rand war mit deutschen Hakenschützen und spanischen Arkebuseros sowie mit einigen Feldschlangen besetzt; dahinter stand der helle Haufe der Landsknechte. Als Frundsberg erkannte, daß es Ernst wurde, fiel er mit Allen nach frommem Landsknechtbrauch auf die Kniee und bat Gott um Glück und Sieg. Dann erhob er sich und sprach: „Wohlauf zu guter Stunde, in Gottes Namen!“



Kampf deutscher Landsknechte. Nach Holbein.

Sie schüttelten den Staub von den Sohlen und aus ihren Wämsern, warfen Erde hinter sich zum Zeichen, daß sie mit allem Irdischen abgeschlossen hatten, und streckten die langen Spieße den Feinden entgegen (27. April 1522).

Unter wildem Geschrei drangen die Schweizer vor, an der Spitze des hellen Haufens die Führer Albrecht vom Steine und der blinzelnde Arnold von Winkelried, berühmten Namens Erbe. Durch das Feuer der Hakenbüchsen und Arkebusen stürmten sie tollkühn den Rand des Hohlwegs hinauf und standen den starren Spießen der Landsknechte gegenüber. Als Winkelried des Herrn Georg von Frundsberg vor der Schlachtordnung seiner Landsknechte ansichtig ward und ihn erkannte, forderte er ihn mit trotzigem Worte zum Zweikampfe heraus: „Du alter Gesell, find' ich Dich da? Du mußt von meiner Hand sterben!“

„So soll Dir widerfahren, will's Gott“, antwortete Frundsberg freudigen Muthes, „her an mich!“

Da geriethen sie hart an einander mit Schwert und Hellebarde, unter dem Tritte der ringenden Männer dröhnte der Boden.

Mit Gewalt, aber vergeblich, suchten die Schweizer in die geschlossene Ordnung der Deutschen einen Keil zu treiben. Viele taumelten vor den Spießen der Landsknechte rücklings den Hang hinab; ihre Leiber füllten die Tiefe des Hohlwegs. Da ergriff Zaghaftigkeit die Schweizerknaben. Ueber dasselbe Feld, das sie vorher in voreiligem Siegesübermuthe frohlockend durchschritten hatten, wälzte sich die wilde Flucht. Die Tapfersten aber lagen da, wo sie gekämpft hatten, unter ihnen Arnold von Winkelried, Albrecht vom Steine und die meisten der Hauptleute.

Wenige Tage nach ihrer Niederlage verließen die Schweizer ohne Abschied das Heerlager und brachten ihren Kleinmuth und die Kunde von der verlorenen Schlacht in ihre Sennhütten heim. Frundsberg, den sie seitdem den „Leutfresser" hießen, wurde der Schrecken der Schweizerknaben.

Frundsberg kehrte, nachdem er in kurzem Kriegszuge ganz Mailand von den Franzosen befreit, mit Ehrengaben und Siegeszeichen auf seine väterliche Burg zurück. Aber nicht lange genoß er der Ruhe. König Franz, dessen Feldherr Bonnivet 1523 vergeblich die Wiedereroberung des schönen Landes versucht und bei Romagnano (14. April 1524) eine neue Niederlage erlitten hatte, und dessen tapferster Führer, Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel", auf dem Rückzuge im Thal von Aosta durch die Kugel eines deutschen Hakenschützen gefallen war, ging mit einem neuen, wohlgerüsteten Heere, aus neugeworbenen Schweizertruppen, der „Schwarzen Bande" der deutschen Landsknechte und seinen Hommes d'armes bestehend, selbst über die Alpen nach Italien, eroberte Mailand und belagerte Pavia. Schon im Herbst 1524 beschickte Kaiser Karl seinen Kriegsobersten auf der Mindelburg, um aufs Neue ein Heer für ihn zu werben, und der weidliche Held, obgleich er bereits der kriegerischen Ehren genug gesammelt hatte, besann sich nicht lange, der Aufforderung Folge zu leisten. Dabei dachte er mit väterlicher Fürsorge seiner lieben Landsknechte, insbesondere seines leiblichen Sohnes Kaspar, die in Pavia eingeschlossen waren und ohne seine Hülfe in die Gefangenschaft der Franzosen fallen mußten. In wenigen Wochen hatte er aus Schwaben, Tirol und Oberösterreich abermals neunundzwanzig Fähnlein aufgebracht und trat mit ihnen kurz vor Weihnachten den beschwerlichen Zug über die Alpen in das Land ihrer alten Siege an, um dort, vereinigt mit den Kriegsscharen der Spanier unter dem Marchese de Pescara und der Italiener unter dem Vizekönig von Neapel, Karl von Lannoy, den Kampf mit dem König aufzunehmen und die Landesbrüder in Pavia zu befreien.

Bald aber machte sich in seinem Heere ein großer Uebelstand fühlbar. Es zeigte sich, daß der mächtige Kaiser, der über halb Europa und Indien herrschte, nicht Geld genug in seinen Kassen hatte, um den versprochenen Sold zahlen zu können. Darüber entstanden Niedergeschlagenheit und Unzufriedenheit unter den Landsknechten, und sie sprachen den Willen aus, ihre Winterquartiere nicht früher zu verlassen, als bis sie den rückständigen Monatssold erhalten hätten. Da ließ Frundsberg die neunundzwanzig Fähnlein durch

Trommelschlag zur Gemeine berufen und einen Ring bilden; vor den vordersten Reihen standen die Hauptleute und Fähnriche. Er selbst trat in die Mitte des Ringes, lüftete sein Barett und redete sie in seiner väterlich treuherzigen Weise an: „Lieben Brüder und Söhne! Dieweil alles Kriegsvolk, Hispanier und Italiener, zu Roß und Fuß willig sind, dem Kaiser das Fürstenthum Mailand wider die Franzosen zu erhalten, und ich selbst deshalb an den Ort gekommen, so versehe ich mich, ihr werdet bei mir thun, wie allewege frommen Deutschen zusteht. Wir haben einen prächtigen Feind; aber sein Volk und Hauptleute haben wir vor alleweg geschlagen und verhoffen auch jetzt mit Gottes Hülfe Sieg, Ehr und Gut zu erlangen; so wollen wir auch unsere Freunde und Brüder in der Stadt Pavia erledigen; welche das thun wollen, sollen die Hand aufheben.“ Da erhoben alle Hauptleute und Knechte die Hände und riefen, er sei ihr Aller Vater, sie wollten Leib und Leben zu ihm setzen. Lustig flatterten die Fähnlein in den Lüften, sie bedeuteten das fröhliche, tapfere Gewissen der Landsknechte.

Bei Lodi musterten die Heerführer die gesammte Kriegsmacht des Kaisers. Zu den schon genannten Heerhaufen der deutschen Landsknechte, des spanischen Fußvolks und den italienischen Reitergeschwadern stießen noch einige hundert Lanzen, die der abtrünnige Connetable Karl von Bourbon im Burgundischen gesammelt hatte, um seinen eigenen königlichen Vetter zu bekriegen, von dem er sich in der Ehre gekränkt glaubte.

Als König Franz hörte, daß die Deutschen kämen, da klopfte sein schlachtenfreudiges Herz. Wohl riethen die Besonnenen im Kriegsrathe, die Belagerung aufzuheben und in einer festen, gesicherten Stellung den Angriff der Kaiserlichen zu erwarten; aber die mehr nach dem Sinne des Königs reden wollten, wie der höfische Bonnivet, schalten Jene der übertriebenen Vorsicht, und ihr Rath, bei Pavia die Schlacht anzunehmen, drang durch.

Die Nacht vom 23. zum 24. Februar, welche dem Geburtstage des Kaisers voranging, ward seitens der Deutschen zum Angriff auf das fest verschanzte Lager der Franzosen vor Pavia erwählt. In der mondlosen Winternacht brachen die deutschen Schanzknechte mit ihren Sturmböcken und Widdern an einer unbewachten Stelle eine Bresche in die hohe Mauer des Parks von Mirabello, welche den nördlichen Theil des feindlichen Lagers umgab. Als die Lücke breit genug war, zogen in geheimnißvoller Stille nach einander die Fähnlein in den Park ein und entwickelten sich zum Angriff.

Als der Morgen anbrach und die Nebel sich theilten, gewahrte König Franz den vollen Anmarsch der Kaiserlichen. Alsbald hieß er den Seneschall sein Geschütz auffahren und gegen die lange Linie der heranziehenden Kriegsvölker ein mörderisches Feuer eröffnen. Hinter der Geschützreihe sammelte er seine Völker in Schlachtordnung: im Mitteltreffen der König selbst mit den auserlesensten Compagnien seiner Hommes d'armes, zur Rechten die Schweizer Söldlinge, zur Linken die Schwarze Bande der deutschen Landsknechte. Unter Trompetenschall, mit eingelegten Lanzen brachen die französischen Reitergeschwader, ihren König an der Spitze, gegen die Reiterei von Burgund, Oesterreich und Neapel vor. Viele Tapfere sanken vor der Lanze des ritterlichen

Königs in den Staub. Laut erschallte der Schlachtruf „La France!“ — matter die Rufe: „España!“ und „San Jago!“ Da führte der Marchese de Pescara, selber in Fußvolkstracht, den Spieß in der Rechten, einige hundert der besten Arkebuseros in die Seite der siegreichen Hommes d'armes. Vergebens kämpft die adelige Lanze gegen die verachtete Feuerwaffe der Fußknechte. Bei dem ungewohnten Getöse der Büchsen und Arkebusen scheuen und bäumen die Rosse; der Hagel bleierner Geschosse schlägt durch Panzer und Harnisch, unter der Wucht stürzender Rosse sinken die gefeierten Helden des alten Frankreich.

Gegen das Fußvolk Pescara's treten die Heerhaufen der Schweizer in Kampf. Kaum aber gewahrt ihr erster Heerhaufe im Hintertreffen der Spanier die wohlbekannten Fähnlein der deutschen Landsknechte, so wandelt schmähliche Furcht die Schweizer an. Uneingedenk des Schlachtenruhms ihrer Vorfahren, wenden sie sich zu unrühmlicher Flucht.

Als König Franz in dieser entscheidenden Stunde der Königsschlacht nach Hülfe umblickte, da war es jene verstoßene, geächtete Schar der deutschen Knechte in seinem Dienste, genannt die „Schwarze Bande“, welche voll Schlachtenmuthes das Vertrauen des fremden Königs mit ihrem Blute zu lohnen bereit war. In ihrer Heimat geächtet, in dem fremden Heere nicht als ebenbürtige Genossen geachtet, sahen diese verlorenen Söhne des Vaterlandes nur vor sich auf den Spießen Ehren und Güter, hinter sich Schmach und ewige Knechtschaft. Gebannte oder vertriebene Fürsten und Edelleute hat ein unglückliches Schicksal aus der Ferne hergeführt, um ihnen auf der Wahlstatt voranzugehen; unter ihnen den Herzog Richard von Suffolk, der die „weiße Rose“ der York in seinem Wappen führt, und den jugendlichen Franz von Lothringen. Ihre Hauptleute aber sind Deutsche von Geburt, wie Hans von Brandeck und Georg Langenmantel, der ehrvergessene Sohn des trefflichen Vaters, dem seine Vaterstadt Augsburg fünfzehn Mal das Burgemeisteramt übertragen und welchen der Kaiser Maximilian hoher Ehren gewürdigt hatte.

Todesmuthig drangen die Schwarzen Knechte gegen das Treffen Pescara's vor. Als sie aber jetzt der deutschen Fähnlein ansichtig wurden, welche Herr Georg von Frundsberg soeben aus dem Hintertreffen dem Pescara zu Hülfe führte, da spürten sie Lust, im Kampfe mit den eigenen Landsleuten, Deutsche gegen Deutsche, ihre Kräfte zu messen. Sie ließen ab von den Spaniern und forderten den stärkeren Gegner heraus mit dem weitschallenden Schlachtruf: „Her, her!“

Grimm und Erbitterung erwachte in den Herzen der Frundsberg'schen Landsknechte, als sie unter den schwarzen Fähnlein die Verräther des gemeinsamen Vaterlandes erblickten, und mit zornigem Muth erwiederten sie den Schlachtruf: „Her, her!“

Von beiden Seiten rückten sie mit starrenden Spießen gegen einander, zwei gewaltige Heerhaufen, nietnagelfest, wie aus Erz gehämmert.

Vor der vordersten Reihe der Schwarzen schritt der prahlerische Georg Langenmantel, den Aberwitz und eitele Verblendung auf die Seite der Feinde seines Vaterlandes geführt hatten, und forderte mit aufgehobenem Arme Herrn Georg von Frundsberg und Marx Sittig von Ems zum Zweikampf heraus.

Aber aus dem Haufen der Frundsberg'schen Landsknechte riefen zürnende Stimmen: „Keinen Zweikampf dem Verächter deutschen Namens! Die Kugel für den Vaterlandsverräther!"

Unbejammert fiel der thörichte Mann, von vielen Kugeln gleichzeitig getroffen. Hart über seiner Leiche kreuzten sich die Spieße der beiden Heerhaufen, keiner wich dem andern.

Da schwenkte Herr Sittig von Ems mit seinen Fähnlein in die Seite der Schwarzen, daß sie von der Masse umschlossen und umzingelt waren. Zu tapfer, um zu fliehen, zu trotzig, um Schonung zu erbitten, empfingen sie hier von den Waffen der eigenen Landsleute ihre Strafe und ihren Lohn. Da lagen vor dem Haufen erschlagener Knechte Richard von Suffolk, genannt „die weiße Rose von England", der junge Franz von Lothringen und fünfzig deutsche Edelleute. Düster schatteten die schwarzen Fähnlein, trauernd wandte der Genius des Vaterlandes sein Antlitz von den unglücklichen Opfern, welche nur durch ihren mannhaften Tod die Schuld ihres Lebens zu sühnen vermochten.

Des Trostes und der Hoffnung ledig, sah König Franz von erhöhtem Punkte des Schlachtfeldes herab auf die schwere Niederlage und die Flucht seines Heeres, die immer wilder und getümmelvoller nach den Ticinobrücken flutete. Um ihn scharten sich die tapfersten Ritter, die Letzten auf dem Schlachtfelde; gegen ihn drangen die siegreichen Schlachthaufen heran und boten von allen Seiten ihr Schach dem Könige. Zu stolz, um der gemeinen Flucht sich anzuschließen, wollte der König der Edelleute, nachdem er „Alles verloren, außer der Ehre", den Tod seiner Getreuen theilen. Umwogt und fast getragen von einem Gedränge von Rittern und Reisigen, hatte er das Brücklein eines kleinen Flusses, der Vernacula, erreicht, durch deren Ueberschreitung er sich dem dichtesten Getümmel zu entziehen dachte; da traf die Lanze des Grafen Salm sein edles Thier, daß es stürzend zusammenbrach. Unter der Last des Rosses lag der König mit seinem linken Schenkel und wehrte in der gehobenen Rechten die Lanzen der nachdringenden Feinde ab. Selbst verwundet und im freien Gebrauche der Waffe gehindert, konnte er nicht abwenden, daß ein Spanier ihm den Helm rücklings vom Haupte zog und ein Anderer von gewaltiger Stärke die Spitze seiner Lanze ihm auf die Schulter setzte, da wo Brust- und Rückenharnisch eine Fuge ließen. Da wandelte Muth zu leben den König an, um sein Land und seine Krone zu retten. „Schont mein Leben, ich bin der König!" rief er den ihn umringenden Reisigen zu. Alsbald senkten sich die Waffen, und der herbeigerufene Karl von Lannoy, des Kaisers Statthalter und Vizekönig von Neapel, empfing das Schwert aus den Händen des Königs.

Mit der Gefangennehmung des Königs endete die große Landsknechtschlacht. Pavia war befreit, das ganze französische Heerlager von den Deutschen erobert. Durch den Frieden zu Madrid (1526) erhielt Karl V. Mailand, König Franz I. seine Freiheit wieder. Frundsberg konnte nun über die Berge nach seiner schwäbischen Heimat zurückkehren.

Hier war um diese Zeit der furchtbare Bauernaufstand ausgebrochen und hatte sich mit Brand und Verheerung über ganz Oberdeutschland, vom Schwarz- und Odenwald bis zu den österreichischen Alpen verbreitet. Auch in der Gegend



von Mindelheim hatten sich, während Frundsberg noch in Italien weilte, aufrührerische Haufen zusammengerottet und drohten, sie wollten die Mindelburg stürmen und Frau Anna, Frundsberg's Gemahlin, in die Gefangenschaft mitschleppen. Nur die Furcht, daß der „Leutfresser" über die Berge kommen und sie zur Rechenschaft ziehen könne, hielt sie von so frevelhaftem Beginnen zurück.

Im Algäu, nahe bei Kempten, dem eigentlichen Herde der Empörung, hielt noch ein starker Haufe, gegen welchen der hartsinnige Truchseß von Waldburg im Felde lag. Zu diesem stieß auf die dringende Mahnung des Kaisers der aus Italien zurückgekehrte Frundsberg mit einigen Fähnlein tüchtiger Landsknechte. Aber es ward ihm schwer, seine eigenen Landsleute zu bekriegen, die zum Theil unter ihm gegen die Feinde des Kaisers gekämpft hatten. Darum unterhandelte er mit ihren Hauptleuten und stellte ihnen das Unnütze ihres Unternehmens vor. Diese beredeten auch die Bauern, daß sie für jetzt zurückweichen sollten, weil der Frundsberg beim Heere sei, gegen den sie doch nichts auszurichten vermöchten. Bald darauf verstreute sich der Haufe der Bauern in die Berge und Thäler. Frundsberg hatte ohne Blutvergießen einen Sieg errungen, der ihm nicht weniger zur Ehre gereicht als die anderen (1525).

Schon das folgende Jahr führten die Weltbegebenheiten Frundsberg wieder auf den Kriegsschauplatz in Italien zurück. Der große Sieg bei Pavia hatte die alten Feinde des Kaisers zwar eingeschüchtert, aber ihm neue erweckt. Unter diesen aber der gefährlichste war der Papst in Rom, welchem die kaiserliche Macht in solcher Nähe unbequem war, und der daher insgeheim mit den italienischen Fürsten Pläne machte, um dieselbe zu stürzen. König Franz von Frankreich hatte zwar in der Gefangenschaft zu Madrid den Frieden unterzeichnet und beschworen; kaum aber hatte er seine Freiheit wiedererlangt, so ließ er sich vom Papste seiner Eide ledig sprechen und schloß mit den übrigen Feinden des Kaisers einen großen Bund, welcher vom Papste geweiht wurde und den Namen der „Heiligen Liga" erhielt.

Die Nachricht, daß der Papst gegen den Kaiser Krieg führen wolle, rief große Aufregung in Deutschland hervor. Mit Jubel strömten die lutherischen Landsknechte nach den Werbeorten in Schwaben und Oberösterreich, wo der alte Frundsberg abermals ein Heer für den Kaiser aufbrachte. Er selbst verpfändete die Einkünfte seiner Herrschaft und sein Silbergeschirr, sogar seiner Frau Ketten, Ringe und Geschmeide, um das Werbegeld zahlen zu können. Auch soll er einen langen Strick bei sich geführt haben, um den Papst, der an allem Aergerniß schuld sei und den Krieg angezettelt habe, eigenhändig aufzuknüpfen.

In meisterhafter Weise bewerkstelligte Frundsberg mitten im Winter (Nov. 1526) von Trident aus den Uebergang über die Alpen, indem er den Feind, welcher die Pässe bewachte, durch List täuschte. In Italien vereinigte er sich mit dem Connetable von Bourbon und verabredete mit demselben den Plan, gemeinschaftlich auf den Sitz des Hauptfeindes vorzugehen und den Papst in Rom aufzusuchen. Aber schon auf dem Marsche machte sich bei dem Heere der alte Uebelstand des ausbleibenden Soldes immer drückender fühlbar, und die geheimen Sendlinge des Papstes nährten die Mißstimmung durch

ausgesprengte Friedensgerüchte. Im Lager zu Bologna brach zuerst unter den Spaniern die Unzufriedenheit in offene Empörung aus. Unter dem meuterischen Zurufe: „Lanz! Lanz!“ (Landsknechte) und „Geld! Geld!“ zogen die wilden Gesellen lärmend und drohend vor das Zelt des Connetable, schossen die Hakenbüchsen in die Luft und drangen hinein, so daß dieser kaum Zeit fand, sich zu Frundsberg in dessen Herberge zu flüchten. Nun theilte sich die Aufregung auch den deutschen Landsknechten mit, welche bisher aus Achtung vor ihrem Führer alle Beschwerden ohne Murren ertragen hatten, jetzt aber, der alten löblichen Zucht vergessend, auf ihre Hauptleute und Obersten eindrangen und mit Ungestüm den rückständigen Sold forderten.

Noch einmal versuchte Frundsberg, sie durch das Ansehen seiner Person zur Ordnung und Pflicht zurückzuführen. Er ließ sie durch Trommelschlag zur Gemeinde berufen und ermahnte sie zu Ruhe und Ordnung. Aber die gute Meinung des Führers fand keinen Eingang mehr bei den verstockten Gemüthern. Auf die väterlichen Ermahnungen antwortete das wilde Geschrei: „Geld! Geld!“ Viele kehrten die Spieße gegen die eigenen Hauptleute. Da versagte dem Frundsberg die Stimme und seine Füße wollten ihn nicht mehr tragen. Ohnmächtig sank er auf eine Trommel nieder. Noch keine Gefahr und kein Schrecken hatte den alten Kriegsmann so erschüttert, wie der Ungehorsam und die Auflehnung seiner „lieben Söhne“. Als er wieder zum Bewußtsein erwacht war, ließ er sich auf sein Maulthier heben und verließ den Ring. Es war das letzte Mal, daß er zu seinen Landsknechten gesprochen hatte. Eine schwere Krankheit befiel ihn, von der er sich nicht mehr erholen sollte.

Nachdem der Connetable von Bourbon durch Erpressungen bei den Landesbewohnern für die nächsten Bedürfnisse des Heeres gesorgt hatte, setzte er mit demselben den Zug gegen Rom fort. Am 6. Mai (1527) erfolgte der Sturm auf die Stadt. Der Connetable hatte eigenhändig eine Sturmleiter angelegt und zur Hälfte erstiegen, als von der Zinne herab eine Kugel seinen ehrgeizigen Entwürfen auf einmal ein Ziel setzte. Die Landsknechte erstürmten die Mauern, drangen plündernd und verheerend in die Stadt ein und befleckten durch allerlei Gräuel und Ausschweifungen ihren alten Ruhm. Durch bedeutende Geldzahlungen erkaufte der Papst, der in der Engelsburg als Gefangener gehalten wurde, seine Freiheit und den Abzug der Landsknechte aus Rom. Franz I. und der Papst schlossen zu Cambray (1529) ihren Frieden mit dem Kaiser, durch welchen sein Recht auf Mailand von Neuem anerkannt und seine Herrschaft in Italien gesichert ward.

Frundsberg hatte nach dem Schlaganfall im Lager von Bologna am Hofe des ihm befreundeten Herzogs von Ferrara Aufnahme und Pflege gefunden. Im Sommer des folgenden Jahres, als der Weg sicher geworden, ließ er sich, noch krank und leidend, über die Alpen nach seiner Mindelburg heimführen, wo er acht Tage nach seiner Ankunft (20. August 1528) ein Leben aushauchte, das nur dem Dienste seines Kaisers und seines Vaterlandes gewidmet war. Seine Gebeine wurden in der Kirche zu Mindelheim beigesetzt.

Mit Frundsberg war der gute Geist von den deutschen Landsknechten gewichen, die alte Zucht war geschwunden. Niemals in der Zukunft erhob sich das

Landsknechtwesen wieder zu der Bedeutung, welche Frundsberg, der Vater der deutschen Landsknechte, ihm verliehen hatte.

Das Lechfeld. Zwischen Lech und Wertach, von Landsberg bis Augsburg, erstreckt sich eine zehn Stunden lange, unfruchtbare Fläche ohne Baum und Strauch, welche das Lechfeld genannt wird. Oft sind diese öden Gefilde mit Blut getränkt worden. Sie erinnern an König Otto's Sieg über die Ungarn, an Gustav Adolf's Siegeszug und Tilly's Todeswunde, an die Kämpfe des Spanischen Erbfolgekrieges und die französisch-österreichischen Kriege in der Napoleonischen Zeit. Wir gedenken hier der blutigen Ungarnschlacht, in welcher zum ersten Male alle deutschen Stämme, unter einem mächtigen König vereinigt, den äußeren Feind bekämpften.

Seit dem Ausgange des neunten Jahrhunderts hatte Deutschland unter den Einfällen des unstäten, wilden Reitervolkes zu leiden, welches vom Ural und Kaspischen See her in die Ebenen des nach ihm benannten Ungarnlandes eingewandert war und seine oft wechselnden Sitze vom Fuße des Karpatengebirges und von der Donau bis zu den östlichen Grenzen Deutschlands ausdehnte, wo Karl der Große bereits zum Schutze gegen ihre Vorgänger, die Avaren, die bayerische Ostmark zwischen Enns und Leitha gegründet hatte.

Schon der Anblick dieser Horden erfüllte die Deutschen mit Abscheu und Widerwillen. In dem häßlichen, durch selbstgeschnittene Wunden entstellten Antlitz funkelten unheimlich die tiefliegenden Augen. Der Kopf war bis auf drei Zöpfe kahl geschoren. Dazu kam der rauhe Klang ihrer ganz unverständlichen Sprache. Sie kämpften auf Rossen, die sie mit staunenerregender Geschicklichkeit tummelten. Außer dem Schwert und Wurfspieß führten sie als Hauptwaffe den Pfeil, und indem sie bei verstellter Flucht mit rückwärts gekehrtem Antlitz das selten fehlende Geschoß von hörnernen Bogen in die Reihen ihrer Verfolger entsandten, suchten sie diese in Hinterhalte zu locken, um deren scheinbaren Sieg durch plötzliches Vorbrechen in eine furchtbare Niederlage zu verwandeln.

Als das königliche Scepter in den schwachen Händen des letzten Karolingers, Ludwig's des Kindes, ruhte, wurden ihre Einfälle immer dreister. Nach einer entsetzlichen Schlacht in der Nähe von Preßburg 907, in welcher Markgraf Luitpold von Bayern mit seinen Vasallen und vielen geistlichen Würdenträgern erschlagen wurde, nahmen sie alles Land östlich der Enns in Besitz und vollführten von hier aus verheerende Streifzüge nach Schwaben und Franken, Thüringen und Sachsen.

König Heinrich I. war es, der ihnen in der Gegend von Merseburg zum ersten Male eine entscheidende Niederlage beibrachte (933) und ihnen dadurch für längere Zeit den Muth nahm, ihre Einfälle zu wiederholen. Erst als zweiundzwanzig Jahre später König Otto der Große in Kämpfe und Zwistigkeiten mit seinem eigenen Hause verwickelt war, als sein Sohn Ludolf von Schwaben und sein Schwiegersohn Konrad der Rothe von Franken das Schwert gegen den mächtigen König der Deutschen erhoben, hielten die Ungarn den Zeitpunkt zu einem neuen Raubzuge für günstig und überschwemmten die süddeutschen Fluren in solcher Zahl, daß sie sich rühmten, ihre Rosse würden

die deutschen Ströme austrinken und, wenn nicht der Himmel einstürzte oder die Erde sie verschlänge, so scheueten sie nichts auf der Welt.

Aber die Gefahr von außen einigte die deutschen Stämme zu gemeinschaftlichem Handeln. Als Ludolf und Konrad den Landesfeind offen begünstigten, verloren sie allen Anhang im Volke und sahen sich endlich genöthigt, die Gnade des Königs anzurufen. Dieser strafte sie mit dem Verlust ihrer Herzogthümer. Dann aber wandte er sich mit seiner ganzen Heeresmacht gegen das Ungarnvolk.



Tilly's Verwundung bei Rain.

Die Hauptmasse des fremden Volkes lag in der Ebene des Lech, aber ihre Reiterschwärme streiften bis an die Quellen der Donau und in die Alpenthäler. Tapfer widerstand die alte Römerstadt Augsburg unter ihrem Bischof Ulrich den Ungarn: denn sie waren gewöhnt, zu Rosse zu kämpfen, nicht aber feste Mauern zu stürmen.

In acht Zügen, nach den Volksstämmen geordnet, je zu eintausend Rittern mit Gefolge, rückte König Otto's Heer zur Schlacht aus. Die drei ersten Züge bestanden aus den kampfgeübten Bayern; aber nicht ihr Herzog Heinrich war es, der sie führte, — denn dieser krankte an seiner Wunde aus dem Bruderkriege und starb bald nachher auf dem Siechbett, — sondern Graf Eberhard von Sempt und Ebersberg. Den vierten Zug bildeten die Franken unter Konrad dem Rothen, einem der tapfersten Ritter seiner Zeit. Ernst blickte der mannhafte Streitheld vor sich nieder, denn er dachte begangenen Unrechts. Vor dem fünften Zuge flatterte die Lanze des heiligen Erzengels Michael,

und wo diese wehte, da fehlte nimmer der Sieg. In ihrem Schatten ritt König Otto, umringt von einer Schar heldenkühner, todesmuthiger Jünglinge, der Auswahl der Tapfersten aus allen Volksstämmen. Im sechsten und siebenten Zuge folgten die Schwaben unter ihrem Herzog Burchard. Den Schluß machten mit dem achten Zuge die Böhmen unter Herzog Boleslaw; denn auch dieser erkannte die Oberhoheit des Königs an.

Als König Otto die ungeheuere Zahl der Feinde gewahrte, rief er: „Hier kann nur Gott helfen!" — Und er gebot allem Volke niederzuknieen und zu beten.

Unterdessen hatten die Ungarn, zweimal den Lech durchschwimmend, das deutsche Heer in weitem Bogen umgangen und griffen jetzt im Rücken an. Mit einem furchtbaren Pfeilregen überschütteten sie das Treffen der böhmischen Krieger; dann stürmten sie mit wildem Kampfgeheul heran. Da ergriffen die Böhmen die Flucht; erschüttert wankten die Reihen der Schwaben.

Hoch über Allen ragte König Otto's herrliche Heldengestalt auf dem gepanzerten, wuchtigen Streitroß. „Halt, ihr Schwaben!" rief er mit donnernder Stimme, „vorwärts in den Kampf, meine wackeren fränkischen Krieger! Besser ist es, ruhmvoll zu fallen in männerehrender Schlacht, als das schmachvolle Joch unserer heidnischen Feinde zu tragen!"

Da sprengte Herzog Konrad vor den Reihen der Franken zum Könige heran und sprach: „Wohlan, mein König, heute sühne ich alte Schuld!" — Der König aber ergriff versöhnt die tapfere Rechte des Ritters; es war das letzte Mal, daß er sie in der seinigen hielt. Dann stürmten Beide mit Lanze und Schild hoch zu Roß in die dichtesten Schaaren der Feinde und rissen durch ihr heldenmüthiges Beispiel alle Krieger nach sich.

Die Deutschen kämpften mit verzweifelter Tapferkeit. Der Vater stritt für Weib und Kind, der Sohn für der Väter Herd, Alle für die Freiheit. Die eisernen Heerhaufen der Deutschen keilten sich mit unwiderstehlicher Gewalt in die Schlachtreihen der Ungarn, trennten sie und drängten sie immer näher an den Lech. Furcht und Schrecken ergriffen die Ungarn. Sie flohen über die Ebene, aber die fränkischen Reiter holten sie ein; sie suchten Schutz in den Dörfern, aber die Feuerbrände der Deutschen trieben sie wieder heraus; sie strebten schwimmend über den Lech zu entkommen, aber die Wogen schlugen über ihnen zusammen.

Erschöpft von der Hitze des Augusttages und von der heftigen Verfolgung, lüftete Herzog Konrad die Helmbänder und den schweren Brustharnisch; da drang durch die Fuge der tödliche Pfeil eines fliehenden Ungarn ihm in den Hals. Er fiel gesühnt auf dem Felde der Ehre für seinen König und sein Vaterland.

Auch manchen andern Tapferen betrauerte König Otto unter den Todten, aber der Sieg war des vergossenen Blutes würdig. Die wenigen Ungarn, welche ihre Heimat wiedersahen, verbreiteten durch die Schilderung ihrer Niederlage dort solchen Schrecken, daß seitdem die Ungarn nicht mehr als Feinde den deutschen Boden zu betreten wagten. König Otto aber ließ im ganzen Reiche Dankfeste feiern, und mit dem deutschen Volke jubelte alle Christenheit über den herrlichen Sieg (10. August 955).

Die Schlacht bei Nördlingen (6. Sept. 1634). Auch während des Dreißigjährigen Krieges wurde auf schwäbischem Boden eine der Hauptschlachten geschlagen, welche entscheidend für das Schicksal Schwabens und Württembergs, ja ganz Deutschlands waren und durch welche der Krieg plötzlich in ein ganz anderes Stadium gerückt wurde.

Nach der Ermordung Wallenstein's war auf kaiserlicher Seite der römische König Ferdinand, Sohn Kaiser Ferdinand's II., ein noch unerfahrener Jüngling, mit der Heeresleitung betraut und der österreichische General Gallas ihm als Rathgeber zur Seite gesetzt worden. Auf schwedischer Seite befehligten der Herzog Bernhard von Weimar und der schwedische General Horn; Beide verfolgten ihre eigenen Interessen und standen herzlich schlecht mit einander.



Herzog Bernhard von Weimar in der Schlacht bei Nördlingen.

Nachdem sie bei Augsburg ihre Kriegsvölker vereinigt hatten, gelang es ihnen zwar, Landshut mit Sturm zu nehmen (22. Juli); dafür ging aber das wichtige Regensburg an die Kaiserlichen verloren. Die Kaiserlichen zogen von Regensburg die Donau aufwärts und wandten sich nach der Eroberung Donauwörths (16. August) gegen Nördlingen, die Hauptstadt des fruchtbaren Riesgau's nördlich der Donau.

Auf diese Nachricht zogen auch Bernhard von Weimar und Horn vom Lech wieder der Donau zu, gingen bei Leipheim und Günzburg über den Strom und bezogen ein festes Lager bei Bopfingen, um Württemberg zu decken. Die Stärke ihres Heeres betrug kaum 25,000, die des kaiserlichen 45,000 Mann. Wider den Rath Horn's eröffnete Herzog Bernhard am Morgen des 6. September den Angriff auf die stark verschanzte Stellung des Gegners bei Nördlingen. Nach achtstündigem Kampfe endete die Schlacht mit der vollständigen

Niederlage der Schweden, der ersten, die sie auf deutschem Boden erlitten. General Horn, der bis zuletzt das Schlachtfeld behauptete, fiel in die Gefangenschaft der Bayern und ward zuerst nach Ingolstadt, später nach Burghausen gebracht, um erst acht Jahre später gegen Johann von Werth ausgewechselt zu werden (Vergl.: Erster Band, Seite 308). Glücklicher war Bernhard von Weimar. Das Pferd war ihm unter dem Leibe erschossen worden, und er schlug sich mit den Kroaten herum, die ihm bereits Schwert und Feldbinde entrissen hatten, als er von den Seinigen herausgehauen und gerettet wurde. Zwölftausend Todte und sechstausend Gefangene rechnete man als Verlust der Schweden; außerdem fiel ihr sämmtliches Geschütz und Gepäck (80 Kanonen und 4000 Wagen) in die Hände der Sieger.

Der Kern jener tüchtigen Heeresmacht, die Gustav Adolf geschaffen und die vier Jahre hindurch für unbesiegt gegolten hatte, war gebrochen; der ursprüngliche religiöse und nationale Charakter dieses Heeres wich für immer aus seinen Reihen. Zu seiner Ergänzung griff man zu dem heimatslosen Gesindel der Ausreißer und der Reisläufer, deren Lasterhaftigkeit und zuchtlose Wildheit das schwedische Heer bald gleich allen übrigen in Deutschland verrufen machte.

Schwaben war nun schutzlos den Kaiserlichen preisgegeben, der Herzog von Württemberg und die Seinen flüchteten. Der Herzog Bernhard machte zwar Versuche, den Strom der Verfolgung zu dämmen, aber ein Halt war nicht mehr möglich. Schon um Mitte September brausten die wilden Reiterhorden heran, nahmen Göppingen, das brennende Heilbronn, hausten grauenhaft in Waiblingen, im Weinsberger Thale und an allen offenen Orten. Das Uebergewicht der kaiserlichen Waffen war auf viertehalb Jahre hinaus befestigt, bis die Waffenthaten Bernhard's von Weimar im Elsaß und die kühnen Kriegszüge Banér's dem Kriegsglücke von Neuem einen Umschwung gaben.

Unheilvoller noch waren die Folgen der Niederlage auf politischem Gebiete. Der Kurfürst von Sachsen, voll Mißtrauens gegen die schwedische Politik, verließ zum zweiten Male die Sache seiner Glaubensgenossen und schloß mit dem Kaiser den Separatfrieden zu Prag (30. Mai 1635), dem auch der schwache Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg und mehrere andere Fürsten und Reichsstände beitraten. Schweden und die protestantische Sache hatten zwei wichtige Bundesgenossen verloren.

Jetzt aber trat der Mann hervor, welcher die Zerrissenheit Deutschlands am trefflichsten für seine Pläne auszunutzen verstand. Unablässig hatte der französische Kardinal Richelieu gearbeitet, eine leitende Hand in den deutschen Wirren zu gewinnen. Jetzt kam er nicht mehr als ein lästiger Eindringling, sondern als ein erbetener Verbündeter, der für geringe Handreichung große Opfer forderte. Die Angebote der protestantischen Fürsten wurden in Paris fast mit Hohn aufgenommen. Richelieu befand sich in der bequemen Lage, ohne Opfer und Krieg namhafte Eroberungen zu machen, und war nicht mehr geneigt, diese ergiebige Bahn ohne Noth zu verlassen.

Die Schlachten bei Höchstedt und Blindheim. Wir haben schon an anderer Stelle (vergl. Band I, S. 311 u. f.) der Veranlassung und des Verlaufs des Spanischen Erbfolgekrieges in allgemeinen Umrissen gedacht, in welchem

der ehrgeizige Kurfürst Max Emanuel von Bayern auf der Seite Königs Ludwig XIV. von Frankreich seine vermeintlichen Ansprüche auf Theile des spanisch=niederländischen Erbes gegen den Kaiser und dessen Bundesgenossen — England, Holland, Preußen, das Reich — mit den Waffen durchzusetzen trachtete. Hier in Schwaben, an der oberen Donau, betreten wir die Gefilde, auf denen während der ersten Jahre des Krieges die für Bayern entscheidungsvollen Schläge fielen. Das Städtchen Höchstedt, zwei Stunden oberhalb Donauwörth im Donauthale gelegen, hat zweien dieser Hauptschlachten seinen Namen gegeben, einem Siege und einer Niederlage der Franzosen und Bayern.

Kurfürst Max Emanuel hatte sich nach seinem verunglückten Zuge in das Tiroler Bergland 1703 (vergl. Band I, S. 312) wieder nach Deutschland geworfen, bei Tuttlingen mit dem französischen Marschall Villars vereinigt und sich gegen Augsburg gewandt. Der Oberbefehlshaber der Reichsarmee, Markgraf Ludwig von Baden, hatte infolge dessen sein Heer getheilt. Mit dem Haupttheil überschritt er oberhalb Ulm die Donau, um Augsburg zu Hülfe zu kommen; einen andern Theil unter dem Feldmarschall Grafen zu Limburg-Styrum mit 18,000 Mann, zu dem auch der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau mit 6000 Preußen gehörte, ließ er auf dem linken Donauufer unweit Höchstedt zurück, um ein französisches Corps unter dem Marquis d'Usson, das ihm gegenüber zwischen Lauingen und Dillingen lagerte, zu beobachten und im Schach zu halten. Später erhielt indessen auch Styrum Befehl, die Donau zu überschreiten und sich mit der gegen Augsburg vorrückenden Hauptarmee wieder zu vereinigen; er ward jedoch auf verhängnißvolle Weise an der Ausführung gehindert.

Kaum hatte nämlich Villars durch seine Kundschafter von dem bevorstehenden Abzuge des Styrum'schen Corps Kenntniß erhalten, als auch er mit 30,000 Baiern und Franzosen nach der Donau aufbrach, dieselbe in der Nacht zum 20. September bei Donauwörth überschritt und gegen Höchstedt vorrückte. Gleichzeitig war auch der Marquis d'Usson mit 15 Escadrons und 8 Bataillonen aus seinem verschanzten Lager bei Dillingen aufgebrochen und stürzte sich mit Ungestüm auf den Rücken und die rechte Flanke des Styrum'schen Corps, während die Hauptarmee dasselbe in der Front und linken Flanke angriff. Besonders hart wurde sein rechter Flügel gedrängt, auf welchem der Fürst von Dessau mit den Preußen kämpfte. Die 15 französischen Escadrons, welche ungewöhnlich heftig angriffen, wurden zwar durch die unter dem Feldmarschallleutenant Grafen Palfy vereinigte Reiterei der Kaiserlichen und Alliirten mit Erfolg zurückgeschlagen, dennoch konnte bei einem so umfassenden Angriff durch beinahe dreifache Uebermacht von einem Donauübergange nicht mehr die Rede sein, und Styrum beschloß, sich auf Nördlingen zurückzuziehen. Er hoffte, der große Nördlinger Wald, der sich bis auf eine halbe Stunde von seiner Stellung hin erstreckte, würde seinen Rückzug begünstigen. Aber die Reiterei, der es oblag, den Rückzug des Fußvolkes über die freie Ebene bis an den Waldsaum zu decken, ward von den feindlichen Reitermassen überflügelt und geworfen und riß in ihre Flucht den größten Theil des Fußvolks mit fort, welches sich in ungeordnetem Gedränge den Reitern über die Ebene nachwälzte,

das Schlachtfeld mit Todten und Verwundeten bedeckend und das sämmtliche Geschütz und Gepäck, namentlich auch den ganzen, zum Donauübergange bestimmt gewesenen Pontontrain, sowie eine große Zahl Gefangener dem siegreichen Feinde überlassend. Das Styrum'sche Corps hatte den vierten Theil seiner Mannschaft verloren. Daß nicht das ganze Corps aufgerieben wurde oder in Gefangenschaft gerieth, hatte der kaiserliche Feldherr der bewunderungswürdigen Haltung des preußischen Fußvolks unter dem Fürsten Leopold von Dessau zu danken, welches als Nachhut in geschlossenen Vierecks, gedeckt durch die mitgeführten „spanischen Reuter“ (d. i. Balken mit spitzigen Querpfählen), alle Angriffe der feindlichen Schwadronen zurückwies und in musterhafter Ordnung den Rückzug über die Ebene bis in den schützenden Wald bewerkstelligte.

Das Jahr 1704 führte die größten Feldherrn der Zeit auf der schwäbischen Kriegsbühne zusammen. Herzog Marlborough, die drohende Gefahr in Süddeutschland erkennend, führte seine englisch-holländischen Truppen auf einem meisterhaften Zuge, dessen Ziel er nicht allein den verfolgenden Franzosen, sondern auch dem eigenen Heere zu verbergen wußte, vom Niederrhein am Rhein und der Mosel hinauf nach der Donau und vereinigte sich mit dem Reichsheere des Markgrafen Ludwig von Baden. Die Bayern und Franzosen standen wieder im festen Lager zwischen Dillingen und Lauingen verschanzt; ein Theil der bayerischen Truppen unter dem General Arco hatte den Schellenberg bei Donauwörth besetzt. Hier griffen Marlborough und Markgraf Ludwig am 2. Juli sie an und erfochten einen Sieg, der ihnen Bayern wieder öffnete. Ihre Truppen überschwemmten das Land und suchten durch unerhörte Kriegssteuern den Kurfürsten zu zwingen, daß er das Bündniß mit Frankreich aufgebe.

Schon war Max Emanuel zum Frieden geneigt, als die Nachricht von dem Anmarsch eines frischen französischen Hülfsheeres unter den Marschällen Tallard und de Marsin in ihm neue Hoffnungen erweckte. In der That führte Tallard im August dieses Heer in der Stärke von 26,000 Mann dem Kurfürsten in Augsburg mit den prahlerischen Worten zu: „Ich habe die Ehre, Ew. Durchlaucht die unüberwindlichsten Scharen des Erdballs vorzustellen.“ Eine elegantere Armee hatte allerdings das Schwabenland wol kaum gesehen. Die Franzosen waren gewöhnt, den ganzen Luxus des Pariser Lebens ins Feldlager mitzunehmen. Außer Kanonen, Fahnen und Pauken führte diese Armee noch einen endlosen Troß mit sich: 5400 beladene Wagen, 334 Maulthiere mit dem Silbergeräthe für die Offiziere, 34 Karossen mit Pariser Damen, welche den Herren Offizieren in den Lagerzelten die Stunden kürzten und versüßten, endlich Komödianten, Köche, Friseure u. s. w. Aber dieser eleganten Armee zur Seite zog vom Oberrhein her der berühmteste Feldherr der Zeit, Prinz Eugen, „der edle Ritter“, mit 24 Bataillonen und ebensoviel Escadrons entgegen. Mit jenem Talente ausgerüstet, welches das Allgemeine und Große fest im Auge behält und dabei das Kleinste nicht übersieht, und mit der Autorität, die, auf Erfahrung und Einsicht begründet, sich jeden Augenblick geltend macht, entwarf er den Feldzugs- und Schlachtplan.

Als Tallard in Augsburg einzog (4. August), schwenkte Prinz Eugen nach der Donau ab und hielt zu Groß-Heppach mit Marlborough und dem

Markgrafen Ludwig Kriegsrath. Der alte bedächtige Markgraf Ludwig ward zur Belagerung von Ingolstadt abgeschickt; Eugen und Marlborough dagegen beschlossen, dem Feinde an der Donau eine Hauptschlacht zu liefern.

Letzterer hatte in der Nähe des Lagers von Dillingen, wo das Tallard'sche Corps sich mit den übrigen Streitkräften der Franzosen und Bayern vereinigte, zwischen den Dörfern Blindheim und Lutzingen eine feste Stellung bezogen, den rechten Flügel an die Donau, den linken an die waldigen Südabfälle der Rauhen Alb lehnend, im Rücken das uns wohlbekannte Städtchen Höchstedt an der Einmündung des Brunnenbachs in die Donau. Tallard hatte das Dorf Blindheim an der Donau, de Marsin Ober-Glauheim und der Kurfürst Lutzingen zum Hauptquartier. Der Hauptabschnitt, um den es sich handelte, war der unterhalb Blindheim in die Donau fließende Nebelbach mit dem auf seinem linken Ufer sich hinziehenden Höhenzuge, während noch weiter gegen Osten der Kesselbach die Annäherung der feindlichen Kolonnen erschwerte. Tallard hielt Blindheim für den Schlüsselpunkt der ganzen Stellung und hatte diesen Ort überaus stark besetzt. Die Stärke des ganzen französisch-bayerischen Heeres betrug 56,000 Mann und 100 Geschütze.

Ihm gegenüber entwickelte sich nun die Armee des Prinzen Eugen von Savoyen und des Herzogs Marlborough, im Ganzen etwa 52,000 Mann mit 52 Geschützen. Prinz Eugen kommandirte den rechten Flügel, zu dem auch die preußische Infanterie unter dem Prinzen von Anhalt-Dessau gehörte. Den linken Flügel befehligte Marlborough.

Am 13. August Morgens 3 Uhr überschritt das vereinigte Heer den Kesselbach in acht Kolonnen, von denen die vier des rechten Flügels sich auf Lutzingen, die des linken auf Blindheim wenden sollten. Im Lager der französisch-bayerischen Armee hielt man den Anmarsch Anfangs nur für eine Scheinbewegung, bestimmt, um den Rückzug zu decken. Als die Feldherren ihren Irrthum gewahrten, stellten sie mit überstürzender Hast das Heer dicht vor den Zeltlinien in Schlachtordnung auf.

Unter dem heftigsten Kartätschenfeuer überschritt die englische Infanterie den Nebelbach bei zwei Mühlen und marschirte auf Blindheim los. Ein mörderischer Kampf entspann sich. Dreimal wurde der Sturm auf das Dorf erneut, aber ebenso oft abgeschlagen. Nun erst überzeugte sich Marlborough von der unverhältnißmäßigen Stärke der Besatzung und gab Befehl, den Angriff nur zum Schein fortzusetzen, während der Hauptdruck auf die Mitte bei Ober-Glauheim erfolgen sollte. Aber auch hier stieß man auf unerwartete Schwierigkeiten. Die Infanterie sowol als auch die Reiterei, welche mit großer Bravour über den Nebelbach vorging und sich auf die französischen Schwadronen stürzte, mußten dem verheerenden Feuer der Marsin'schen Bataillone und Batterien weichen und mit großen Verlusten über den Nebelbach zurückgehen. Dieser Augenblick war bedenklich. Marlborough, den Ernst der Lage erkennend, setzte sich selbst an die Spitze einer frischen Brigade, führte sie oberhalb Ober-Glauheim siegreich über den Nebelbach und behauptete sich glücklich auf dem rechten Ufer, wodurch zugleich seine Verbindung mit dem rechten Flügel unter dem Prinzen Eugen hergestellt wurde.

Dieser hatte inzwischen gleichfalls einen schweren Stand gehabt. Gegen 1 Uhr, nachdem er mit den Kolonnen und dem schweren Geschütze nur mit Mühe die auf jedem Schritte sich darbietenden Hindernisse des Erdreichs überwunden, rückte der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau mit seinen Bataillonen gegen die bayerische Stellung zwischen Lutzingen und dem Eichelhofberge vor. Unaufhaltsam führte er sie vorwärts, trieb die feindlichen Bataillone zurück und eroberte mehrere Geschütze. Nun aber fiel die feindliche Kavallerie, nachdem sie Eugen's Reiterei über den Nebelbach zurückgeworfen hatte, den Preußen mit Heftigkeit in die linke Flanke. Sie begannen zu weichen und mußten die eroberten Geschütze wieder preisgeben. Aber mit dem Rufe: „Denkt an Warschau und Fehrbellin!“ sammelte Leopold die Weichenden aufs Neue. Mit eigener Hand entriß er einem feindlichen Dragoner die schon erbeutete Fahne. Eine Stückkugel tödtete sein Pferd und warf ihn mit der Fahne zu Boden, er aber sprang auf, zog zu Fuß mit der Fahne voran, glücklicher als fünfzig Jahre später Schwerin bei Prag, und führte die Seinigen aufs Neue ins feindliche Feuer. Auch Prinz Eugen eilte jetzt in Person herbei, um sich an ihre Spitze zu setzen, wurde mit begeistertem Jubelruf empfangen und warf nun mit ihnen die Bayern bis an den Goldberg zurück.

Während dieser Zeit war Marlborough unterhalb Ober-Glauheim über den Nebelbach vorgedrungen. Um 5 Uhr Nachmittags gelang es ihm, die Franzosen im Centrum in völliger Auflösung bis Sonderheim und Höchstedt zurückzuwerfen. Marschall Tallard selbst ward bei Sonderheim von hessischen Reitern umringt und gefangen; Marschall de Marsin, von beiden Seiten überflügelt, suchte sein Heil in der Flucht. Ober-Glauheim stand in Flammen. Prinz Eugen rückte nun vom Goldberg gegen das brennende Lutzingen vor, welches der Kurfürst räumte, um den Rückzug auf Nörslingen und Lauingen anzutreten. Nur in Blindheim behauptete sich noch die französische Besatzung, aber sie war in verzweifelter Lage. Von allen Seiten umstellt, selbst an der Möglichkeit sich durchzuschlagen verzweifelnd, mußte das ganze Corps daselbst — 24 Bataillone und 12 Schwadronen — die Waffen strecken. Von denen, die schwimmend über die Donau zu entkommen versuchten, retteten nur Wenige das Leben.

Die Verluste der Verbündeten in dieser denkwürdigen Schlacht betrugen nahe an 12,000 Todten und Verwundeten. Die französisch-bayerische Armee hatte an Mannschaften nicht weniger als 30,000 eingebüßt, nämlich 12,000 Gefangene, ebensoviel Verwundete und über 6000 Todte. Ungeheuere Vorräthe und zahllose Trophäen fielen in die Hände der Sieger, die sämmtlichen Kriegs- und Lagerbedürfnisse, fast alles Geschütz, 224 Fahnen und Standarten, die Kriegskasse, Zelte und Pontons, endlich die 34 Kutschen mit Pariser Damen.

Die Engländer benannten die Schlacht nach dem Dorfe Blindheim und Marlborough taufte seinen Landsitz in Oxfordshire „Blenhemhouse“.

Wir haben schon oben von den traurigen Folgen dieser Schlacht gesprochen, unter welchen das Bayernland, das der Ehrgeiz und die unkluge Staatskunst seines Kurfürsten in diesen unheilvollen Krieg gestürzt hatte, in den nächsten Jahren und noch lange darüber hinaus zu leiden hatte.

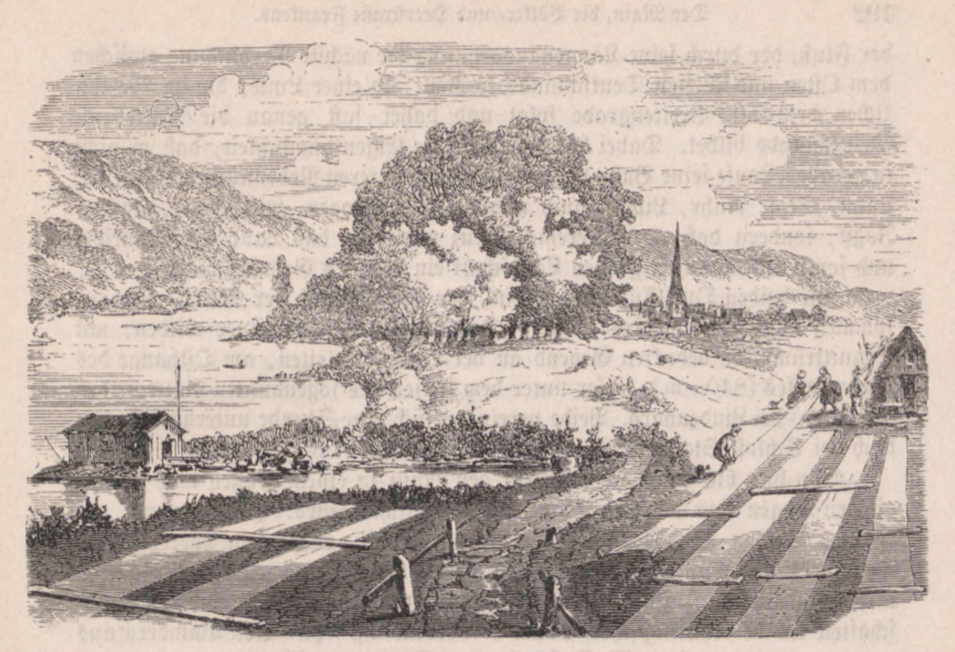
Vierte Abtheilung.



Das Mainland.

Tief in des Fichtelberges Klüften
Mit grauen Nebeln angethan,
Umweht von nördlich kalten Lüften,
Beginnt der Main die Heldenbahn.
Er kämpft in muthigem Gefechte
Sich hin bis zu dem Vater Rhein
Und drängt, bekränzt mit Weingeflechte,
In seine Ufer sich hinein.

Max von Schenkendorf.



Burgstadt am Main, die ehemalige Grenze des Römischen Reichs.

Der Main, die Völker- und Heerstraße Frankens.

Der Lauf des Mains und seine Bedeutung. — Die Nebenflüsse. — Geschichte des Mainthals.

Der Lauf des Mains und seine Bedeutung. In dem von West nach Ost mitten durch Deutschland, vom Taunus bis zu den Karpathen sich erstreckenden Gebirgssystem, welches Nord- und Süddeutschland scheidet, von den Alten mit dem Gesammtnamen des Hercynischen Waldes bezeichnet wurde und im Einzelnen die Gebirge des Taunus, des Vogelsberges, der Rhön, des Spessart, Thüringer Waldes, Frankenwaldes, Fichtelgebirges, Erzgebirges, Riesengebirges und der Sudeten umfaßt, erscheint als Centralgruppe das Fichtelgebirge, welches seine höchsten granitischen Kuppen in dem Schneeberg (1069 m.) und dem Ochsenkopf (1024,5 m.) hat. Von ihm aus erstrecken sich vier Thalsenkungen nach den vier Himmelsrichtungen, und hier stoßen die Wasserscheiden der drei größten Ströme Deutschlands, des Rheins, der Donau und der Elbe, zusammen (vgl. Erster Band, Einleitung Seite 46 u. f.).

Während Saale und Naab nach Norden und Süden zur Elbe und Donau abfließen, fallen die Flußläufe der Eger und des Mains, die vom Fichtelgebirge nach Osten und Westen — zur Elbe und zum Rhein — auseinandergehen, in eine Linie, die vom Oderdurchbruch, an der Grenze von Mähren und Schlesien, bis zum Rheindurchbruche bei Bingen reicht. Der Main ist daher

der Fluß, der durch seine Längenausdehnung die nächste Verbindung zwischen dem Osten und Westen Deutschlands herstellt, in einer Linie, die im Wesentlichen dem 50. Breitengrade folgt und daher fast genau die Mittellinie Deutschlands bildet. Dabei hat der Fluß die Eigenthümlichkeit, daß er nicht in geradem Laufe seine Bahn vollendet, wie die unteren Nebenflüsse des Rheins, Lahn, Sieg, Ruhr, Lippe, auch nicht in einem Bogen, wie Neckar, Kocher, Jagst, sondern daß er mehreremal kreuz und quer das Land durchschneidet und somit einer ganzen großen Landschaft ein belebtes Gepräge giebt.

Die beiden Quellflüsse des Main, der Weiße und der Rothe Main, kommen vom Fichtelgebirge herab. Jener entspringt in einer wilden, mit Granittrümmern bedeckten Gegend an der Weißmainleiten, am Osthange des Ochsenkopfes (840,5 m.), dieser unter dem Felsen des sogenannten Gottesfeldes (434,8 m.) bei Lindenhard. Beide vereinigen sich eine Stunde unterhalb Kulmbach bei Schloß Steinhausen (295 m.) am Westende des Fichtelgebirges.

Von hier bis Bamberg umfließt der Main in einem großen nach Süden offenen Bogen das nördliche Ende des Fränkischen Jura. In Bamberg, wo er vom Süden das Gewässer der Regnitz erhält, endet sein oberer Lauf. Der nördlichste Punkt dieses Bogens liegt bei Lichtenfels, wo der Main auch in der Rodach den Zufluß erhält, der ihn mit dem Frankenwalde und den Landschaften an der thüringischen Saale in Verbindung setzt. Von Bamberg aus trennt nur eine geringe Wasserscheide das Gebiet des Mains von dem der Donau. Der Donau-Mainkanal durchbricht auch diese Schranke, das nur einige hundert Meter hohe Plateau des Fränkischen Jura, um in das Thal der Altmühl hinabzusteigen. Von Bamberg aus bis Kitzingen bildet der weitere Theil des Flusses einen zweiten nach Süden offenen Bogen, der die Ausläufer des Steigerwaldes umzieht. Den nördlichsten Punkt im ganzen Mainlaufe bildet hier Schweinfurt. Von hier aus führt nach Kissingen die Verbindungsstraße und jetzt die Eisenbahn in das Thal der Fränkischen Saale, von dort über Neustadt, die alte Saalburg und über Meiningen an den Fuß des Thüringerwaldes und weiter längs der Werra nach Eisenach. Zwischen den Haßbergen und dem Rhöngebirge führt hier die große Heerstraße aus dem Lande der Ober- und Mittelfranken in das der Thüringer und Sachsen.

Nachdem der Main von Schweinfurt bis Marktbreit fast einen halben Breitengrad — genau 12 Stunden — nach Südwestsüd geflossen ist, dreht er sich bei Ochsenfurt wieder nach Nordwestnord. Wie bei Kitzingen Straße und Eisenbahn von Nürnberg her einmünden, so bei Ochsenfurt Weg und Schienenbahn von Ansbach her.

In der südlichen Hälfte der neuen Wendung nach Norden von Ochsenfurt bis Gemünden liegt in einer Thalöffnung dem Marienberg zu Füßen die natürliche Hauptstadt des Mittelmainthales, des bayerischen Kreises Unterfranken, die alte Bischofsstadt Würzburg. Von hier gehen Straßen und Eisenbahnen über Ansbach in das Gebiet der Altmühl und der Donau, über Röttingen in das Gebiet der Tauber und nach Krailsheim in das Jagst- und Kochergebiet, endlich nach Norden über Karlstadt und Gemünden in das Flußgebiet der Sinn und der Saale und weiter in die Wesergegenden. Nach einem etwa

15 Stunden langen Laufe erreicht der Main bei Gemünden seinen dritten nördlichen Punkt. Hier münden Sinn und Saale. Der jetzt hereinragende Spessart nöthigt den Fluß zu einem weiteren südwestlichen Laufstücke, das sich 11 Meilen weit bis nach Wertheim erstreckt. Nachdem er hier von Südwesten her die Tauber aufgenommen, durchbricht die bedeutend vergrößerte Wassermasse des Flusses das vorgelagerte Gebirge, den Spessart, und zwar zuerst bis Miltenberg in westlicher Richtung, dann bis Aschaffenburg in neuer nördlicher Richtung. Dieselbe Rolle, welche die Regnitz für den Obermain spielt, hat die Tauber für den Mittelmain: ebenfalls eine natürliche Passage nach dem Südwesten in das Schwabenland.

Wie die Regnitz die Verbindung zwischen Main und Donau vermittelt, so die Tauber durch ihre Annäherung an den Oberlauf der Jagst die mit dem Neckargebiete. Von Mergentheim, am Knie der Tauber, geht die nächste Straße in das Jagstthal und von dort nach Künzeslau ins Kocherthal.

Vor Aschaffenburg beginnt nach dem Durchbruche durch den Spessart der Fluß in seinen Unterlauf einzutreten. In einem großen dritten Bogen umzieht er den Nordabhang des Odenwaldes von Miltenberg an bis Mainz. Den Scheitel des nach Süden wieder offenen Bogens nimmt Hanau an der Mündung der Kinzig ein. Letzterer Zufluß, zwischen Rhön und dem Vogelsberg sich durchwindend, übernimmt die Vermittlung mit dem Fuldagebiete. Von Hanau an verfolgt der Strom den Südrand des Taunus bis zu seiner Mündung in den Rhein. Eine wichtige Lage hat an der Einfallstelle der Wetter die Stadt Frankfurt. Von hier ziehen die Straßen nach allen Richtungen der Windrose: in die Wetterau nach Nordosten, den Main hinauf nach Osten, den Rhein aufwärts nach Süden zur Neckarmündung, nach Mannheim, nach Westen den Main hinab nach Mainz, dem alten Centrum der Mittelrheinlande. Ueberall hin nehmen jetzt die eisernen Schienen die Naturpfade auf.

So durchmißt der Main mit seinen vielen Krümmungen und Kreuz- und Querfahrten fast das Doppelte der direkten Linie, welche von der Quelle bis zur Mündung 34 Meilen beträgt. Das Gebiet des Mains umfaßt 480 geographische Quadratmeilen oder ungefähr den achten Theil des Rheingebietes. Mit seinem Laufe, seiner Stromentwicklung und seinen Passagen zur Elbe und Weser, zur Donau und zum Neckar, zum Rhein und zur Eger ist er der wichtigste aller deutschen Rheinnebenströme und bildet das Band zwischen Nord- und Süddeutschland, zwischen Franken und Böhmen auf der Ostseite, Hessen und dem Rheinlande auf der andern. Durch seine vielen Windungen und in entgegengesetzter Richtung streichenden Thalungen bringt er die verschiedenen Gaue zwischen Donau, Rhein und dem Hercynischen Waldgebirge in Verbindung unter einander; seine Wasserfäden bilden die natürlichen Straßenzüge von Schwaben nach Thüringen und von Bayern nach Franken. Eine Hauptrolle fällt in dieser Beziehung auch seinen Nebenflüssen zu, denen wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

Die Nebenflüsse des Mains. Der Main entsteht durch Vereinigung des Weißen mit dem Rothen Main bei Katschenreuth, $^5/_8$ Meilen südwestlich und unterhalb von Kulmbach. Die Quelle des erstern liegt am Abhange des

Ochsenkopfes im Fichtelgebirge unter 29° 30′ östl. L. und 50 ° 1′ nördl. Br.; der letztere entquillt aus dem Rotmannsbrunnen unweit Lindenhard; jener in einer Höhe von 843,5 m., dieser in einer Höhe von 434,8 m. In den vereinigten Fluß mündet dann von Norden her die Rodach, die bei Rodachbrunn aus vielen kleinen Zuflüssen sich entwickelt. Im Mittelpunkte des holzreichen, durch Flößerei bekannten Landes liegt das Städtchen Kronach. An ihrer Einmündung beginnt die Fahrt mit dem „Schelchen", dem Mainboot, das von hier aus auf dem Main die Herrschaft behauptet. Oberhalb Bamberg treten in den Kessel ein von Norden: die Itz und die Baunach. Jene gehört größtentheils dem Koburgischen an; in ihrem Oberlaufe liegt einem Bergkegel zu Füßen Koburg, eine Stadt, deren Lage Aehnlichkeit hat mit derjenigen von Kulmbach und Kronach. Auch hier kommen die Thäler der Itz fächerförmig zusammen. Aus dem Werrathale vereinigen sich hier mehrere Straßen; auch die Eisenbahn wendet hierher ihre Schienen.

Geringere Bedeutung hat die Baunach, an der das Städtchen Ebern liegt.

In den Kessel von Bamberg fließt von Süden die Regnitz. Diese bildet sich durch Vereinigung der schwäbischen mit der fränkischen Rezat (oder Rethratanze, kürzer Ratenza). Erstere entsteht eine Meile südwestlich von Weißenburg am Sand, der früheren Reichsstadt, auf dem Ried und fließt direkt nach Norden bis Petersgemünd, wo sie die von Westen kommende fränkische Rezat aufnimmt und dann den Namen Rednitz erhält. Diesen Namen, urkundlich Radanz, Radenz, Radniz, trug der ganze Fluß bis zu seiner Vereinigung mit dem Main bis Ende des vorigen Jahrhunderts. Da tauchte in geographischen Werken die Theorie auf: der Fluß sei nur von Petersgemünd bis Fürth Rednitz zu nennen, habe jedoch von hier ab, wo seine Vereinigung mit der von Nürnberg kommenden Pegnitz stattfindet, den Namen Regnitz zu führen. Diese launenhafte Aufstellung siegte, und der Fluß heißt nun in den Geographiebüchern Regnitz, während sich der alte, geschichtliche Name Rednitz nur noch im Munde des Volks noch für den ganzen Fluß erhalten hat. Auch die Flußnamen haben ihre Schicksale!

Die Pegnitz selbst (urkundlich Pagenza, Paginza, neulateinisch Pegnĕsus), nach Schiller der langweiligste der deutschen Flüsse, entspringt wie der Rothe Main unweit Lindenhard aus dem Foren- oder heiligen Brunnen. Zuerst ein Längenthal des Fränkischen Jura, durchbricht er denselben in östlicher Richtung oberhalb Hersbruck, fließt an den gewerbreichen Orten Lauf und Mögeldorf vorüber, theilt Nürnberg in zwei Stadtviertel und mündet bei Fürth in die Rednitz oder Regnitz.

Unterhalb des Pegnitzeinflusses erhält der Hauptfluß von der Abdachung der Frankenhöhe einige parallele Beiflüsse, so die Aurach, Schwabach, Bibach, Zenn, Aisch, Ebrach. Wie die Pegnitz tragen die Ufer der meisten, besonders der Aischgrund, reiche Hopfenpflanzungen, die seit der Ansiedlung und Ausbreitung der Slaven im 7. bis 9. Jahrhundert die Rebe verdrängt haben. In gleicher Richtung wie die Pegnitz strömt die Wiesent bei der alten Reichsstadt Forchheim vom Fränkischen Jura der Regnitz zu. In ihrem Thale sowie in denen ihrer Zuflüsse, der Buttlach, Truppach, Aufseeß, Leinleiter, liegen

die im vorigen Kapitel beschriebenen Tropfsteinhöhlen mit ihrem Reichthum an werthvollen Funden aus vergangenen geologischen Perioden und aus der Urzeit der Menschheit.

Die Stromentwicklung der Regnitz beträgt 28 Meilen; ihr Gebiet 160 Quadratmeilen; ihr Gefäll im Mittel 12 m.

Auf der Strecke von Bamberg bis Schweinfurt, dem ersten Theile des Mittelmains, fällt bei Haßfurt aus den Haßbergen kommend der Naßbach in den Hauptfluß. Der zweite Abschnitt bis Marktbreit nimmt keinen Nebenfluß auf; an seinem weiteren Laufe bis Gemünden fließen nur in der Gegend von Würzburg mehrere Bäche fächerförmig zusammen, so der Seebach, Fleischbach, Kumachbach, Mühlbach u. a.

Am Scheitel des Winkels bei Gemünden fließen drei Gewässer ein: die Wehra, die Saale und die Sinn. Die Wehra — auch Wera, Weeren, Wehrn, dasselbe Wort wie Werra = Weraha = Wesera — fließt vom Mainwinkel bei Schweinfurt quer herüber zu dem bei Gemünden. Ihr Thal nimmt daher die Landstraßen auf, die von einem Winkel zum andern ziehen; auch eine Eisenbahn wird bald längs dieser Trace über Arnstein die kürzeste Linie gewinnen.

Die fränkische Saale — so genannt zum Unterschiede von der thüringischen, die zur Elbe geht — ist der bedeutendste Nebenfluß des Mittelmains. Sie entspringt südöstlich von Königshofen aus dem Salzloch und fließt in einem 15 Meilen langen Laufe mit südwestlicher Richtung dem Main zu. An den Einmündungen kleiner Zuflüsse liegen die Städtchen Mellrichstadt, Neustadt mit der Saalburg, dem Aufenthaltsort Karl's des Großen, Bocklet, Kissingen, Hammelburg.

Kurz vor ihrem Einflusse in den Main vereinigt sich die Saale mit der Sinn, die man deshalb als unabhängigen Nebenfluß betrachten kann. Mit ihren zwei Quellgebieten nähert sich diese der Fulda, und die beiden Thäler verbindet nun eine Eisenbahn, welche in ihrer weiteren Erstreckung die Weserlandschaften mit den Neckargauen in Beziehungen setzt. Zwischen beiden Flüssen, Saale und Sinn, erstreckt die Rhön ihre Basaltkegel, die der Gegend ausgezeichnetes Straßenmaterial liefern. Der Hauptort im Sinngebiet ist Brückenau. Die Thäler der Saale wie der Sinn zeichnen sich durch ihren Reichthum an Salzquellen aus; Kissingen, Bocklet, Brückenau verdanken diesem Umstande ihre Entstehung und Bedeutung; die Namen Saal, Saale, Selz beziehen sich darauf.

Am vierten Flußabschnitt von Gemünden bis Wertheim mündet nur die Lohr; den Orten an ihrem Ursprung und an ihrer Mündung gab sie ihren Namen; jener heißt Lohrhaupten, dieser Lohr.

Im Winkelpunkte bei Wertheim strömt mit nordwestlichem Laufe die Tauber (urkundlich Dubra, Tubar, Tubäris, Tubĕrus) ein. Ihre Entwicklung hat wegen des Bogenlaufes die meiste Aehnlichkeit mit der von Kocher und Jagst. Beiden Flüssen ist sie in ihrem Oberlaufe ganz parallel und es hat den Anschein, als wollte sie mit ihnen ins Neckargebiet laufen. Allein bei dem Punkte der größten Annäherung, dem die Stadt Mergentheim ihre Bedeutung verdankt, wendet sie sich dem Maine zu, den sie nach einem Laufe von

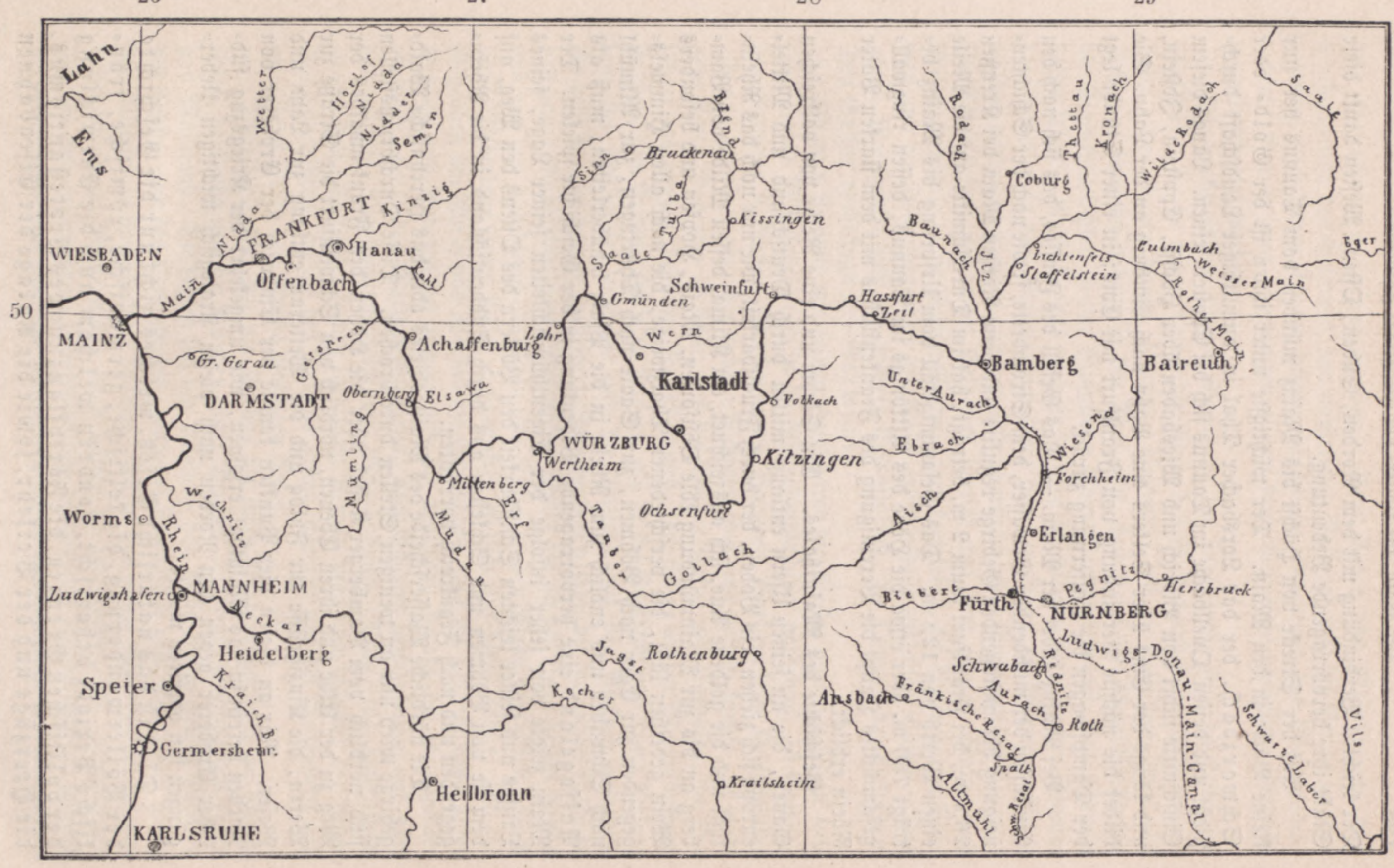
15 Meilen erreicht. Ihr bedeutendster Nebenfluß, die Gollach, tritt von Osten oberhalb Weikersheim in ihr Thal ein. Die wichtigsten Orte in ihrem Gebiete sind außer den schon genannten die romantisch gelegene alte Reichsstadt Rothenburg, ferner Kamburg, Bischofsheim, Lauda, Königshofen, Röttingen. Alle liegen an einmündenden Nebenflüßchen. Bei Weikersheim trifft die Tauber die Eisenbahn, die von der Donau bei Ulm über Aalen und Ellwangen nach Krailsheim führt und hier die Verbindung zwischen Donau und Main, zwischen Schwaben und Franken herstellt.

Von der Taubermündung bis zum andern Winkel bei Miltenberg nimmt der Main keine bemerkenswerthen Zuflüsse auf. In der Spitze von Miltenberg vereinigen sich die in paralleler Richtung vom Odenwalde herabkommenden Flüßchen Erf und Mudau. Zwischen beiden liegt auf römischer Grundlage mit Römerkastell und germanischem Ringwalle das Städtchen Miltenberg. Im Mudauthale lockt das freundliche Amorbach, in der Nähe des Ursprungs die Städtchen Buchen und Walldüren. Auch diesem Theil des Mains folgt demnächst der Schienenweg. Auf dem weiteren Laufe nimmt der Main vom Spessart nur kurze Bäche auf, so die Elsawa, die aus östlicher Richtung bei Elsenfeld einmündet. An derselben Stelle ergießt sich bei Obernburg die Mümling aus dem Odenwalde in den Hauptfluß. Diese hat ganz dieselbe Richtung, wie die bei Stockstadt einfließende Gersprenz. Ihr gleicher Lauf läßt auf einen gleichartigen Bau des Odenwaldes schließen, und zwar auf einen mit fächerartigen Ausbreitungen sich verzweigenden vulkanischen Gebirgsknoten. Bei Aschaffenburg mündet aus dem Osten die Aschaff; längs ihrem Laufe und dem der Lohr führt die Eisenbahn, welche die Ecken von Miltenberg und Wertheim abschneidet, von Frankfurt nach Würzburg und Nürnberg.

Nach dem vollendeten Durchbruch durch den Spessart beginnt der Unterlauf des Mains, der als bedeutendere Nebenflüsse die Kinzig und die Nidda aufzuweisen hat. Beide gehören zum Gebirgsknoten des Vogelsberges, von dessen Furchen aus sich ihre Bildungsquellen zur Kinzig nach Südosten und zur Nidda nach Südwesten ergießen. Die Kinzig stellt im Nordwesten die Verbindung mit der Fulda her und zwar mit deren Beifluß Fliede. Von Hanau aus zieht deshalb die alte Verbindungsstraße zwischen den Landschaften am Mittelrhein und denen an der Weser; eine Eisenbahn führt durch die Päſſe von Schlüchtern und Elm. An letzterem Punkte vereinigt die Trace sich mit der Sinnbahn. Diesem Straßenzug hat Hanau seine Bedeutung und seine Industrie zu danken.

Parallel mit der Kinzig läuft die Nidda. Zur Rechten geht ihr die Horlof, zur Linken die Nidder zu; ihren bedeutendsten Nebenfluß, die Wetter, trifft sie unterhalb Assenheim. Aus dem Thale der letzteren geht der Schienenweg über Gießen und Marburg ins Lahnthal, von dort über Treysa ins Thal der Schwalm und weiter nach Kassel und Münden an die Weser. Er verbindet Bremen und die Nordsee auf dem kürzesten Wege längs der Weser mit Frankfurt und dem Mittelrhein, sowie mit den Rhonelandschaften.

Obwol die Nidda erst bei Höchst unterhalb Frankfurt in den Main mündet, kommen doch die Vortheile dieser Thalweitung in erster Linie Frankfurt zugute, welches man als die Hauptstadt des Untermains bezeichnen kann.



Karte des Mainlaufes.

Der leichten Verbindung mit dem Norden, Süden, Osten, Westen dankt diese Stadt ihre hervorragende Bedeutung.

Auf der Strecke von Höchst bis Mainz münden vom Taunus her nur kleine Bäche in den Main. Der wichtigste unter ihnen ist der Gold- oder Schwarzbach, der das Lorsbacher Thal in anmuthiger Landschaft durchfließt und dessen Quellbäche im Taunus sich bei Eppstein einen. Längs diesem Einschnitte führt von Bibrich und Wiesbaden über Höchst, Eppstein, Idstein, und längs der Ems über Selters eine Bahn nach Limburg an der Lahn. Sie bildet die nächste Verbindung von Frankfurt mit Ems; in einer Stunde legt der Dampfwagen die Entfernung zurück.

Bei Mainz endet der Main. — Das Gefäll des Flusses, das sich nach den Einflüssen der mündenden Gewässer, dem Strombette, sowie nach der Schichtenneigung der anstoßenden Gebirge regulirt und beim Rothen Main bei Kreußen 26,5 m., bei Frankfurt kaum 2 m. beträgt, hat im Durchschnitte auf die Meile einen Werth von 12,5 m. Das Gesammtgefäll vom Ursprung bis Mainz beträgt 760 m. oder etwa die Höhe des Altkönigs im Taunus, dessen ringwallgeschmücktes Haupt die Vereinigung des Frankenflusses mit dem starken Vater Rhein erblickt.

Geschichte des Mainthales. Ein Strom und eine Reihe von volkreichen Gauen, die an seinen Ufern entlang mitten durch Deutschland und Mitteleuropa sich ziehen, ein Boden, der durch Fruchtbarkeit, wie nur noch das Rheinthal und die goldene Aue, sich auszeichnet, ein Klima, dessen Milde von Bamberg an bis zur Mainmündung edle Obstsorten, Mais, Hopfen und besonders Wein gedeihen läßt, die verschiedenen Thalzweige, die nach allen Himmelsgegenden zur Eger nach Böhmen, zur Saale nach Thüringen, zur Altmühl nach Schwaben und endlich zum Rhein in die Pfalz hinüberleiten, muß als Passageland eine hervorragende Bedeutung in der Geschichte spielen. Der Main zeigte von jeher infolge der Eigenthümlichkeiten seiner Lage, seines Laufes und seiner leichten Schiffbarkeit den Völkern des Ostens den Weg, auf dem sie von Böhmen und Schlesien aus durch Süddeutschland in die Rheingegenden und nach Frankreich vorrückten.

Die nördliche Wasserscheide des Maingebietes oder das Hercynische Waldgebirge wird nur an wenigen Stellen durchbrochen. Diese Durchbruchsstellen sind nördlich vom Bamberger Kessel über die Höhen des Frankenwaldes der Weg zu der Elbe und ihren Ebenen, nördlich von Schweinfurt die Straße zur Werra, die Kinzigpässe zur Fulda und die Wetterau entlang zur Lahn und Weser. Nur an diesen vier Punkten konnte der Einbruch der Eroberer von Norden herein in das Mainthal erfolgen, wie umgekehrt der Kriegszug südlicher Eroberer gegen den Norden nach diesen strategisch wichtigen Uebergängen hin operiren mußte.

Dies ist das natürliche Gesetz, welches nicht nur die Geschichte der Völkerwanderung, die keltische, germanische, römische, fränkische Periode beherrscht, sondern welchem auch die Entwicklung der politischen Grenzen, die Fortpflanzung des Protestantismus, die Heerzüge und der Verkehr, sowie die Anlage der Eisenbahnen

und Straßen zu folgen haben. Dem Boden des Mainlandes, der Konfiguration des Gebirges, den natürlichen Passagen sind die Gesetze zu entnehmen, nach denen sich die kulturgeschichtliche Bedeutung des Mainlandes, richtet. Nur in ganz allgemeinen Zügen kann hier diese natürliche Entwicklung angedeutet werden.

Die nachweisbar ältesten Bewohner der Mainlande sind die keltischen Gallier. An sie erinnert noch der Name des Flusses und seiner Mündungsstadt. Der Name Moen, Moenus, Mogenus, soll im Keltischen soviel als Schlange bedeutet haben, in der That eine charakteristische Bezeichnung für die Eigenthümlichkeit seiner Flußufer. Moguntiacum bedeutet „des Maines hohes Ufer". Nach Tacitus wohnte in vorgeschichtlicher Periode der Stamm der Helvetier in den Mainlandschaften, der der Bojer in Böhmen. Beide wurden verdrängt von den aus dem Osten vorbrechenden Stämmen der Sueben: Zu Cäsar's Zeit waren die Helvetier bereits aus dem ganzen Main- und Mittelrheinthale in die heutige Schweiz zurückgetrieben, die Bojer hatten Böhmen und die Donaugegenden gleichfalls größtentheils verlassen müssen. Das ganze Maingebiet hieß die deserta Helvetiorum, die Oedung der Helvetier. Den Gallier verdrängte der Germane.

Ob nun Ariovist mit seinen Heerscharen den Neckar oder den Main entlang an den Mittelrhein und in die Rhonelandschaften vordrang, ob Vangionen, Nemeter, Tribocher, Markomannen, Haruden, Sueben, seine Kriegsvölker alle aus der einen oder der andern Richtung oder aus beiden kamen, ist nicht ganz klar. Das aber ist sicher, daß die Brüder Nasua und Catualda, die Anführer des ganzen suebischen Volksstammes, nach Cäsar an der Mainmündung standen, dem Ariovist Hülfe zu bringen, als sie die Nachricht von seiner Niederlage bei Mülhausen erreichte und die Hülfsscharen den Rückzug antraten. Es geht daraus hervor, daß im 1. Jahrhundert v. Chr. die suebischen Stämme das ganze Maingebiet vom Hercynischen Walde bis an den Jura besetzt hatten und von hier aus längs des Main und Neckar an den Rhein vorrückten. Nach ihrer Niederlage unter Cäsar beschränkten sie sich auf diese Gebiete und die Gegenden am Rhein von Worms bis Straßburg, bis die Offensivstöße unter Drusus und Anderen die Kinzig und die Wetterau herauf die Grenzvölker zwangen, unter des Marbod Anführung nach Böhmen heimzukehren und dort das mächtige Markomannenreich mit Marobuduum (Prag) als Hauptstadt zu gründen. Aus jener fernen suebischen Periode mag noch mancher der Ringwälle herrühren, welche des Taunus Zinne schirmen und bei Miltenberg und an andern Orten des Mains Passagen decken.

Dieselbe Taktik, wie die Sueben bei ihren Eroberungszügen im Mainthale, befolgten nun die Römer unter Drusus, Tiberius, Germanicus gegen das Mainland. Sie setzten sich vor Allem in den Besitz der wichtigen Defiléen des Nidda- und des Kinzigthales, während sie zugleich vom Neckar aus gegen den Mittelmain vorzudringen suchten. Allein das ganze Mainthal zu besetzen entsprach ihrem Plane nicht; dazu hätten sie im Norden des Hercynischen Waldes eine entsprechende Flankenstellung besetzen und besitzen müssen; so blieb der Mittelmain von oberhalb Miltenberg an im Machtbereiche der Germanen.

Eine Reihe von Befestigungen, darunter die Grenzwehr des limes Hadriani oder das vallum Romanum, schützte die unteren Maingegenden, das Neckarland und die Altmühlgaue. Von der Saalburg im Taunus ging der Römerwall im Bogen an die Kinzig, dann nach Miltenberg-Burgstadt, über den Spessart und von da in gerader südostsüdlicher Linie über Walldüren, Osterburken, Oehringen an den Hohenstaufen, von wo aus er in einem zweiten, nördlich ausgebauchten, Bogen über die Wörnitz an die Altmühl lief, um bei Kelheim sich an die Donau anzuschließen. Das Land innerhalb seiner Grenzen hieß wegen der Abgaben Dekumatenland (agri decumates) und war von einer gemischten gallisch-römischen Bevölkerung besiedelt. Noch manches Kastell, manche Inschrift, manche Säule zeugt von der Anwesenheit der Wälschen im Maingebiete. Dem Jupiter und dem Merkur, dem Rhenus und dem Moenus erhoben sich Altäre; Standbilder und Votivtafeln waren den siegreichen Imperatoren errichtet; mancher Hauptmann, den das Kriegsbeil des indianerartigen Chatten schonte, errichtete votum solvens libens lubens merito der Fortuna das gelobte Bild. So war der Unterlauf des Mains römisch, der Mittel- und Oberlauf blieb germanisch und gehörte den Hermunduren und Markomannen, sowie Resten der Gallier.

Um den Main kämpften, wie Tacitus berichtet, im 1. Jahrhundert n. Chr. Chatten und Hermunduren. Jene drangen aus den Weserlandschaften längs der Kinzig, Nidda, Wetter und der Lahn nach dem reichen und fruchtbaren Süden vor. Doch der limes Romanus hielt sie seit der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. von den fruchtbringenden Thalungen des Untermains fern, sodaß sie in anderer Richtung vorrücken mußten. Und das geschah längs den Beiflüssen der fränkischen Saale. Hier jedoch trafen sie auf die Hermunduren, die über den Thüringerwald vorgedrungen waren und das Land zwischen Frankenhöhe und Frankenjura bis an die Donau besetzt hielten, wo sie in Regina (Regensburg), Augusta Vindelicorum (Augsburg) und Celeusum (Kehlheim) Handel mit den Römern trieben. Ueber die Salzquellen an der Saale — bei Kissingen, Bocklet — bekamen sie Streit mit den Chatten; Letztere wurden von ihnen besiegt, und die Folge davon war, daß die Hermunduren, d. i. die späteren Thüringer, das Mittelmainland vom 1. bis 3. Jahrhundert dauernd besetzt hielten.

Allein die Völkerbewegung, die aus dem Nordosten Deutschlands Alemannen und Burgunden nach dem Südwesten führte, übte auch auf die Geschichte des Mainthales ihren Einfluß aus. Aus der Gegend der thüringischen Saale und dem Lande an der mittleren Elbe kamen die Hauptstämme der Sueben herüber, die Semnonen und Inthungen, die eigentlichen Sueben oder Schwaben. Sie besetzten zuerst die Pässe von der Saale zur Naab und von der Eger zum Main, d. i. die Gegenden des Fichtelgebirges. Dort war zwei Jahrhunderte lang der heilige Berg der Sueben (mons Suevus), der Mittelpunkt ihres Gottesdienstes. Zu Anfang des 3. Jahrhunderts rückten sie, vereinigt mit den Resten der Narisker, Hermunduren und anderer Völkchen nach dem Süden und dem Südwesten. Bald am Main und am Neckar erscheinend, wurden sie der römischen Macht am Grenzwalle und im Dekumatenlande verderbenbringend. Schon gegen 270 n. Chr. hatten diese Stämme, die sich als

Bund Alemannen nannten, das Grenzland, das Gebiet zwischen Donau und Rhein, vom Bodensee bis zum Untermain besetzt.

Die unteren Maingegenden mußten sie mit den Chatten theilen, die sich unterdessen mit Sigambren, Marsen, Bructerern, Chamaven und anderen Stämmen gleichfalls zu einem größeren Völkerbunde, dem der Franken oder Freien, vereinigt hatten.



Würzburger Thor in Miltenberg.

Wo jetzt die Ortsendung „heim" uns anheimelt (Wertheim, Mergentheim, Heidenheim u. s. w.), da sitzt der chattisch-fränkische Stamm; die Endung „ingen" (Gundelfingen, Kitzingen, Treuchtlingen) zeigt alemannisch-suebisches Gepräge; die Endungen „ungen" und „leben" lassen auf thüringische Taufpathen schließen. Im Allgemeinen herrschen im Maingebiet die fränkischen Ortsendungen heim, hausen, bach, dorf, feld, scheid, born vor, während im Neckargebiet und dem der Wörnitz die alemannisch-suebischen weiler, ingen, hofen, ach, bronn, beuren, wangen oder wang, stätten überwiegen.

Den Alemannen rückten neue Volksstämme aus dem Innern Germaniens, den Ebenen an der Elbe und Oder, nach. Zu Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. hatten die Alemannen im Nordosten ihres Gebietes am Obermain und an der Regnitz mit den Burgunden oder Burgundionen zu kämpfen, welche denselben Weg wie sie gezogen waren. Der Limes bildete längere Zeit zwischen den Gebieten der beiden Volksstämme die Grenze. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts drangen jedoch die Burgunden längs des Maines gegen die Alemannen vor und besetzten die Gegend von Mainz sowie das linke Rheinthal von dieser Stadt bis an die Neckarmündung.

Nach dem Abzuge der Burgunden nach dem Süden, nach Burgund, und der Besitzergreifung des Oberrheinthales durch die Alemannen zu Anfang des 5. Jahrhunderts gewinnt im Maingebiete der Stamm der Hermunduren oder, wie sie jetzt heißen, der Thüringer die Oberhand. In seiner höchsten Blüte um die Mitte des 5. Jahrhunderts erstreckt sich das Reich der Thüringer vom Harz bis an die Donau. Zur Zeit des heiligen Severin fielen die Söhne Thüringens sogar in die Donaugegenden ein und plünderten Passau. Allein die Herrschaft der Thüringer im Main- und Regnitzgebiete mußte dem Scepter der geeinigten Franken weichen. Unter König Clodwig's Nachfolgern ward im ersten Drittheil des 6. Jahrhunderts das Thüringerreich zerstört und mit dem Tode ihres letzten Königs Herminfried ging ihre Selbständigkeit unter. Noch heute trägt der Dialekt an einigen Stellen des Maingebiets, wie bei Windsheim an der Tauber, zwischen Teuschnitz und Lauenstein in Oberfranken, entschieden thüringisches Gepräge.

Von dem Siege und der folgenden Einwanderung der Franken oder der alten Chatten zeugen noch die Namen mancher Orte, wie Frankenbronn, Frankenheim, Frankenberg, Frankenhofen, Franken-Windheim u. a. Das ganze Gebiet des Mains kam allmählich im Verlaufe des 6. und 7. Jahrhunderts unter fränkische Botmäßigkeit und erhielt den Namen Francia orientalis, d. i. Ostfranken, zum Unterschiede von Rheinfranken und Westfranken jenseit des Rheinstroms. Unter diesem Namen begriff man zuerst allen Besitz der merowingischen und karlingischen Könige im Innern Deutschlands. Vorzugsweise im Maingebiete hatten die Karlinger ihre Hausbesitzungen; dort stehen noch gegenüber von Karlstadt die Trümmer der alten Karlburg, wo Ahnen und Nachkommen des großen Carolus ihren Stammsitz hatten. Weiter oben an der Saale ragen bei Neustadt die Zinnen der Burg Selz auf altfränkischem Boden, wo der gewaltige Frankenkönig der Sage nach den Frieden schloß mit den bezwungenen Sachsen. Das mittlere Maingebiet ist so voll von Erinnerungen an die Karlinger, daß man nach Geschichte und Tradition, nach den Spuren im Volksmunde und auf den Bergen die Gegend an der fränkischen Saale (womit der Name Selz, Salz unmittelbar zusammenhängt) und weiter am mittleren Main als das Stammland der Karolinger bezeichnen kann. Die nördlichen Theile fielen bald unter besonderen Territorialnamen wieder vom ursprünglichen Sitze der chattischen Franken, der Francia orientalis, ab; so Hassia, Thuringia, und ebenso die Striche jenseit des Maindurchbruchs durch Spessart und Odenwald, die zum rheinfränkischen Herzogthum, d. i. zum ducatus

Franciae Rhenensis kamen. Der zusammenhängende Theil der Mittel- und Obermainlandschaften, sowie der Strich nördlich bis zum Frankenwalde und südlich bis zur Altmühl und Donau behielt dagegen stets den Namen ducatus Franciae orientalis oder kürzer Franconia. Davon rühren auch die geographischen Namen: Frankenwald, Frankenhöhe, Fränkischer Jura, Fränkische Rezat und die heutigen Provinznamen: Ober-, Mittel-, Unterfranken her.

Anfang des Mittelalters war das Herzogthum in Gaue (pagi) eingetheilt, die sich nach natürlichen Grenzen von einander schieden. Im Norden lag das Grabfeld oder Buchonia, von den Buchen so genannt. Es schloß in sich das Land nördlich des Mains von Bamberg bis zum Spessart und zerfiel in das östliche Grabfeld mit dem Haßgau, der den Baunachgrund umfaßte, dem Werngau, dem Saalgau, dem Sinngau, dem Bahringgau, dem Tollifeld, und in das westliche Grabfeld, welches den Ostabhang des Rhöngebirges umfaßte mit den Orten Fulda, Mellrichstadt, Hersfeld u. a. Südlich vom Werngau lag das Gozfeld im Bogen zwischen Schweinfurt und Gemünden. Den Taubergrund begriff der Taubergau; Unterabtheilungen von ihm sind der Badanachgau, der Iffgau, der Gollachgau. Nördlich vom Iffgau bis an die Regnitz im Osten lag das Folkfeld oder Volkfeld; zu ihm gehörte auch die Stadt Bamberg. Im Spessart lag der Waldsassengau und zum Theil ragte im Odenwalde in das Maingebiet der Weingartenaugau herein. Im Osten lag der Radenzgau, der das Gebiet der Rednitz umfaßte; das Gebiet der Rezat bildete das Sualafeld, und der Pegnitzstrich gehörte zum großen Nordgau, der den nördlichsten Theil des Herzogthums Bayern bildete.

Während der schwachen Herrschaft der austrasischen Merowinger, die sich nur in Bluthochzeiten und Familientragödien gefielen, um des Reiches Grenzen sich aber wenig kümmerten, waren unterdessen die östlichen Nachbarn der Thüringer längs der natürlichen Straße der Eger und aus dem Gebiete der Elster, die Slaven, eingewandert. Im 6. bis 7. Jahrhundert breiteten sie sich ungehindert auf demselben Wege wie Hermunduren und Alemannen, Burgunden und Franken vor ihnen aus, längs der natürlichen Furche des Mainthales und längs seiner östlichen Nebenflüsse. In schlauer Schmiegsamkeit hatten sie sich in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts mit dem noch halb unabhängigen Herzog Radulf in Nordthüringen zum gemeinsamen Raube am Frankenlande verbunden, und ungehindert drangen die Ansiedler der Parathanen vom Fichtelgebirge, dem Steinbach und der Muschwitz herüber in das Flußgebiet des Mains. Aus der Pagenza und Radenza machte ihre Zunge eine Pegnitz und eine Rednitz, und viele Ortschaften im Maingebiete haben in ihren slavischen Endungen bis auf den heutigen Tag das Andenken an die Winden oder Wenden, wie die Deutschen die Slaven nannten, bewahrt, welche schon im 7. Jahrhundert im Gebiete des Obermains bis Bamberg ihre Kolonien gründeten und das Land in festen Besitz nahmen.

Jedoch rückten diese Slaven weniger die Hauptthäler des Mains, der Pegnitz und der Regnitz herauf, sondern sie beschränkten sich darauf, die noch unbesetzten Höhen des Fränkischen Jura, des Grabfeldes, der fränkischen Höhe bis Rothenburg einzunehmen. So viele Noth diese heidnischen Slaven auch den

christlichen Bekehrern machten, so trugen sie doch auch viel zur Kultivirung der Maingegenden bei. Sie machten vielorts die wilde Scholle ihrer Pflugschar dienstbar; am besten auf der öden Keuperebene um Nürnberg, wo sie aus Sand fruchtbares Ackerland schufen. Sie führten den Flachsbau ein, der jetzt noch in Oberfranken einen Hauptindustriezweig bildet, schürften im Fichtelgebirge nach Erz und Gold, gewannen aus der Ölsnitz bei Berneck die edlen Perlen und pflanzten im Pegnitz- und Aischgrunde anstatt des sauren Weines, der früher dort wuchs, den Hopfen, den sie aus Böhmen mitgebracht hatten; endlich rodeten sie die Waldungen und machten es möglich, durch den Frankenwald und an die Eger Handelsstraßen anzulegen. Durch ihr Land zog die Eisenstraße, die große Reichsstraße, welche Karl der Große von Regensburg bis an die Elbe anlegte. Ueberhaupt gaben sie Oberfranken zuerst eine ziemlich dichte, seßhafte, ackerbautreibende Bevölkerung.

Mit Feuer und Schwert suchten jedoch die fränkischen Grenzgrafen diese heidnischen Einwanderer, die Moinwinidi und die Ratanswinidi, wie sie in den Urkunden heißen, zu vertilgen. Ein eigner limes sorabicus ward gegen sie angelegt, in der suebischen Grenzmark rückten die Franken den Main entlang von einer natürlichen Position zur andern gegen sie vor. Ihre Vorposten schoben die fränkischen Markgrafen stufenweise zuerst bis Bamberg und Forchheim, dann bis Kulmbach und zur Plassenburg, dann bis Bayreuth und Berneck vor, bis sie endlich an der Grenze der Mainwasserscheide, der böhmischen Gebirgsmauer, stehen blieben.

Dem Krieger kam allmählich der Priester zu Hülfe. Die Begriffe „fränkisch" und „christlich" deckten sich damals. Schon Ludwig der Fromme hatte den Starrsinn der Parathanen durch Anlegung von 14 Kirchen, die unter dem seit 741 von Bonifacius gegründetem Bisthum Würzburg standen, zu mildern gesucht. Allein bei der großen Entfernung des Bischofs behielt das Heidenthum bis in das 11. Jahrhundert am Obermain die Oberhand. Deshalb errichtete Heinrich II. zu Bamberg, zu Füßen einer alten kaiserlichen Pfalz, der Babenburg, 1007 das Bisthum Bamberg, und dem Eifer seiner Pfaffen ist es zu danken, daß allmählich die Main- und Ratanzwenden dem Christenthume und dem fränkischen Scepter gewonnen wurden. Dieser Bekehrungsdistrikt bildete natürlich auch den Sprengel des Bischofs von Bamberg; er umfaßte das Gebiet des Obermains und ging von Bamberg aufwärts bis zu den Quellen des Mains und zum Frankenwalde einerseits, längs der Regnitz bis an die Wasserscheide der Naab andererseits. Das Bisthum Würzburg ward durch die Gründung von Bamberg in seinem Sprengel am Main und an der Regnitz eingeengt. Es umfaßte das Gebiet des Mittelmains von Bamberg abwärts bis an den Spessart und Odenwald und dehnte sich zu beiden Seiten des Flusses bis zu den natürlichen Grenzen, im Norden bis an die Wasserscheide des deutschen Mittelgebirges, im Süden bis zum Neckargebiete und den Quellen der Wörnitz und Altmühl aus.

In dieser Art sehen wir alle politischen und geschichtlichen Gebilde im Alterthum und im Mittelalter im Mainthale auf der natürlichen Basis der Bodengestaltung beruhen. Dieses Gesetz läßt sich noch weiter verfolgen bis auf die

jüngsten Tage durch eine Reihe anderer politischer, religiöser, kulturgeschichtlicher Thatsachen. — So drangen im 15. Jahrhundert die Hussiten auf denselben Wegen, auf denen vor ihnen Hermunduren und Slaven eingebrochen waren, verheerend in das Mainthal ein.

Im Weiteren war das Gebiet des Mains und insbesondere das der Regnitz seit der Reformation und den nachfolgenden inneren Kämpfen öfters das Passageland in Kriegsnöthen. So ging Moritz von Sachsen auf seinem Zuge gegen Karl V. über den Frankenwald durch das Maingebiet und längs der Regnitz an die Donau. Auf demselben Wege zog nach ihm so mancher Anführer der protestantischen Heere, wie Herzog Bernhard von Weimar, Wrangel u. a., zu den Schlachtfeldern auf bayrischem Boden herab. Auch der große Schwedenkönig Gustav Adolf wählte auf seinem Siegeszuge von Kursachsen durch Süddeutschland an den Rhein die natürliche Straße des Main- und Frankenlandes. Von Erfurt aus zog er in zwei Kolonnen über den Thüringerwald und betrachtete es als seine erste Aufgabe, sich in den Besitz der reichen fränkischen Bisthümer zu setzen, bevor er in das Rheinland vordrang. Schweinfurt und Würzburg ergaben sich ihm; den Marienberg mußte er mit Sturm nehmen. Bamberg, Nürnberg und der fränkische Adel, froh, der geistlichen Herrschaft los zu werden, fielen ihm von selbst zu. Um Bambergs Besitz stritt später Gustav Horn hartnäckig mit Tilly. Nürnbergs Vertheidigung erschien dem Schwedenkönig, der bereits Franken als Domaine betrachtete, zu Schweinfurt ein Gymnasium gründete und zu Würzburg sich als Landesherrn huldigen ließ, so wichtig, daß er zu seinem Schutze aus der Unterpfalz und Mainz über Aschaffenburg herbeieilte, den Tilly an die Donau zurückzudrängen. Um die Regnitzpassage drehte sich später der blutige, aber entscheidungslose Kampf zwischen Wallenstein und Gustav Adolf. Von hier wandte der Schwede sich über den Thüringerwald wieder nach Norden, um auf dem Schlachtfelde von Lützen den Tod zu finden.

Im Siebenjährigen Kriege blieben die Maingegenden von den Heereszügen im Großen unberührt, da der Hauptkampf sich um Schlesien und Böhmen mit mehr östlicher Front drehte.

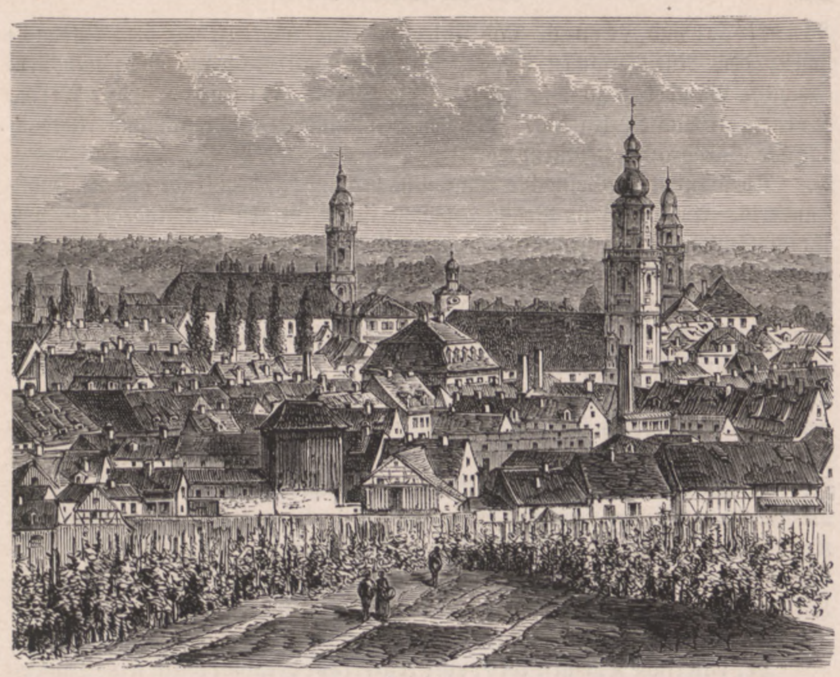
In den Napoleonischen Kriegsjahren hatten aber diese Gaue als Passage zwischen Nord und Süd wieder ihre alte Bedeutung. So drang Jourdan im Sommer 1796 mit der Maas- und Sambrearmee längs der Lahn über Frankfurt durch die Spessartpässe in das Mainland ein und rückte über Würzburg, Nürnberg, die Pegnitz herauf nach Amberg zur Forcirung der Pässe, die nach Böhmen führen. Die Kriegskunst des Erzherzogs Karl nöthigte ihn jedoch, sich auf demselben Wege an den Niederrhein zurückzuziehen, und noch heute wissen die Landleute im Spessart von der wilden Jagd auf die Sansculotten zu erzählen. Auf seinem Kriegszuge gegen Preußen 1806 zog Napoleon I. gleichfalls durch die Obermaingaue an die thüringische Saale, um im Saalethale bei Jena die preußischen Heere in der linken Flanke zu fassen, während diese ihn über den Thüringerwald, die fränkische Saale herauf, erwarteten.

Auch die Neuzeit weiß von der Bedeutung der Mainlande als Eingangsthor nach Süden hin und an die Donau noch zu berichten. Ueber die Pässe des

Thüringerwaldes längs der alten Heerstraße von Eisenach nach Meiningen an die Frankensaale brach der kühne General Vogel von Falkenstein im Juni 1866 gegen die bayerischen Regimenter vor und zwang sie durch seinen geschickten Marsch am Mainstrom abwärts und durch die Gefechte bei Kissingen, Hammelburg und Aschaffenburg, das reiche Mainthal zu räumen. Auf der andern Seite längs der thüringischen Saale und über das Fichtelgebirge die Pegnitz hinab drang das Reservecorps der Mecklenburger und gewann so die zweite große Straße nach Süddeutschland, die über Nürnberg an die Donau führt.

In unsern Friedensjahren ist die alte Heerstraße Frankens wieder zur Verkehrsstraße geworden, und die nach allen Seiten gestreckten Schienen tragen den Reichthum der Mainlande an Naturprodukten, an Wein und Obst, an Gemüse und Hopfen, an Holz und Stein nach allen Richtungen des Himmels. Die große Nordbahn von München über Nürnberg nach Hof, die Hauptverkehrsader des Nordens mit dem Süden, kreuzt sich in dem alten Norenberc mit der Westbahn, die von der Mainmündung über Würzburg nach Böhmen führt. Beide tauschen die Industrie- und Handelsprodukte der Rheingaue gegen die des Böhmerlandes, des sächsischen Voigtlandes gegen die der Donauebene aus, und vermitteln im Weiteren den Verkehr zwischen Oberitalien und Norddeutschland, zwischen Frankreich und Oesterreich.

Von Natur zu Süddeutschland gehörig, bildet das Main- oder Frankenland das Verbindungsglied mit dem Norden. Naturgemäß fiel es in politischer Hinsicht zum Donaustaate, zu Bayern; dennoch behauptet die Frankenzone ihre vermittelnde Stellung zwischen dem protestantisch-fortschrittlichen Norden und dem katholisch-konservativen Süden, als das Land, in welchem sich die idealen und materiellen Interessen und Bestrebungen von Nord und Süd begegnen, ausgleichen und vereinigen. Hier in Franken liegen auch die alten Besitzungen des mächtigsten deutschen Fürstengeschlechts, die ehemaligen Markgrafschaften Bayreuth und Ansbach und die alte Burggrafschaft Nürnberg. Mit fränkischen Rittern zog der Burggraf von Nürnberg Friedrich I. dereinst aus, um sein Banner im deutschen Norden aufzupflanzen und seine Herrschaft in der vom Kaiser Sigismund ihm zugesprochenen Nordostmark des Reiches, der Mark Brandenburg, aufzurichten. Auf der alten Burg zu Nürnberg wehen noch heute die Banner der beiden edeln deutschen Geschlechter, Hohenzollern und Wittelsbach, friedlich neben einander. Möchten deutsche Eintracht und deutsche Treue immerdar walten unter den deutschen Brüdern nördlich und südlich des Mains auf altem fränkischen Boden!



Erlangen.

Das Bayreuther Land.

Die Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach und Bayreuth. — Die Stadt Bayreuth und ihre nächsten Umgebungen. — Das Nationaltheater und die Wagner'schen Bühnen-Festspiele. — Land und Leute; der Mistelgau.

Die Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach und Bayreuth. An den Quellflüssen des Mains und an seinem oberen Laufe liegt das Bayreuther Land, zum größten Theile ausgefüllt durch das Gebirge, welches wir im vorigen Kapitel als die Centralgruppe des alten Hercynischen Waldgebirges bezeichnet haben, das Fichtelgebirge. Ihren Namen verdanken die Landschaft und ihr Hauptort (in alter Schreibart Bayerrute) vielleicht den im 7. Jahrhundert hier eingewanderten slavischen Parathanen. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts entstand hier ein deutsches Fürstenthum, welches ebenso wie Ansbach, von dem wir später reden werden, unter der Herrschaft der Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern stand.

Das alte Fürstenthum Bayreuth zerfiel in das rauhe Oberland und das milde Unterland. Jenes war nach den damaligen staatlichen Verhältnissen von dem Hochstift Bamberg, dem Voigtlande, von Böhmen, der Oberpfalz und dem Gebiete der Reichsstadt Nürnberg eingeschlossen und umfaßte außer dem Hauptorte Bayreuth die Städte Kulmbach mit der Plassenburg, Hof,

Wunsiedel und Berneck. Das Unterland war umgrenzt von dem Ansbachschen, dem Nürnbergschen Gebiet, der Grafschaft Schwarzenberg und dem Hochstift Bamberg; zu ihm gehörten die Städte Neustadt an der Aisch, Erlangen und Iphofen. Zwischen den Ländern Bayreuth und Ansbach lag die Burggrafschaft Nürnberg.

Die urkundliche Geschichte Bayreuths beginnt mit dem Ende des 12. Jahrhunderts. Anfänglich im Besitze der bayerischen Grafen von Andechs — von ihrem Schlosse Altblassenburg, der jetzigen Plassenburg bei Kulmbach, auch Grafen von Blassenburg genannt — gelangte die civitas Bayerrute an deren Nachkommen, die Herzöge von Meran, und seit dem Jahre 1231 durch Erbschaft an die Burggrafen von Nürnberg. Dieselben wählten die Plassenburg zu ihrer fürstlichen Residenz. Selbst nach der Erlangung des Kurhuts von Brandenburg konnten sich die Hohenzollern'schen Kurfürsten nur schwer daran gewöhnen, ihre schönen fränkischen Fürstenthümer als Nebenlande zu betrachten. Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg, als Markgraf von Brandenburg Friedrich I. genannt, ward vom Kaiser zum Führer eines Reichsheeres gegen die Hussiten ernannt, welches jedoch bei Riesenburg in Böhmen durch die Kriegsscharen Prokops in die Flucht geschlagen wurde. Die Hussiten rächten sich durch einen verheerenden Einfall in seine fränkischen Lande und durch die Zerstörung der Stadt Bayreuth (1430). Durch die Fürsorge der Fürsten erstand die Stadt wieder aus dem Schutte und ward 1472 stärker als früher befestigt.

Der ritterliche Kurfürst Albrecht Achilles, berühmt durch seine Tapferkeit in der Nürnberger Fehde, setzte im Jahre 1473 durch sein Hausgesetz, die Dispositio Achillea, eine Trennung seiner brandenburgischen und fränkischen Lande in der Weise fest, daß Bayreuth und Ansbach als zwei besondere Fürstenthümer auf seinen zweiten und dritten Sohn, Friedrich und Sigismund, und auf deren Nachkommen vererben sollten. Seit dieser Zeit trennt sich die fränkische und brandenburgische Linie der Hohenzollern, doch führten die Fürsten von Bayreuth und Ansbach den Titel als Markgrafen von Brandenburg weiter.

Im vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts führte Markgraf Georg der Fromme in seinen fränkischen Landen die Reformation ein. Seitdem bildeten diese Lande mit der freien Reichsstadt Nürnberg einen Hort der religiösen Freiheit und des Protestantismus, welcher auch die Bedrängnisse der nachfolgenden Religionskriege und des Dreißigjährigen Krieges standhaft und siegreich überdauerte. Noch heutzutage zieht sich durch Ober- und Mittelfranken ein breiter Strom protestantischer Bevölkerung, der rechts von der größtentheils katholischen Oberpfalz, links von dem Bisthum Bamberg begrenzt wird.

Viele Noth brachte in den Reformationskriegen der kühne Abenteurer Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, genannt „Alcibiades", über die Stadt Bayreuth. Er war ein rauher Krieger und frommer Christ zugleich. Niemals stieg er zu Rosse, ohne über dem Sattel die Hände zum Gebete gefaltet zu haben, und sein Wahlspruch lautete: „Wer stärker ist als dieser Mann (Christus), der komm' und thu' ein Leid mir an!" Von Eifer für die evangelische Lehre erfüllt, schloß er sich dem Zuge des Kurfürsten Moritz von Sachsen gegen Kaiser Karl V. an, nachdem er sich von den Fürsten das Versprechen

hatte geben lassen, daß er für die aufgewandten Kriegskosten durch Güter der katholischen Reichsstände entschädigt werden sollte. Infolge dieser Abmachung griff er die Bischöfe von Bamberg und Würzburg an und nöthigte sie zu Gebietsabtretungen und Zahlungen. Als die ersteren im Passauer Vertrage nicht anerkannt wurden, führte Albrecht den Krieg auf eigene Hand fort, überfiel auch die Bisthümer Worms, Mainz und Trier und plünderte Stifte und Klöster. Er eroberte Bamberg, bemächtigte sich fast aller Schlösser, Klöster, Dörfer und kleinen Städte im Gebiete von Würzburg und Nürnberg und besetzte sogar die freie Reichsstadt Schweinfurt. Nun ward auch Kurfürst Moritz aus seinem bisherigen Bundesgenossen sein Gegner. Er verband sich mit dem König Ferdinand und dem Herzog Heinrich von Braunschweig und zog mit einem bedeutend überlegenen Heere gegen ihn, mußte aber den Sieg bei Sievershausen auf der Lüneburger Heide (9. Juli 1553) mit seinem Leben bezahlen. Auch zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig fielen in der Schlacht. Obgleich mit der Reichsacht belegt, wies Markgraf Albrecht doch jeden Vergleich hartnäckig zurück. Herzog Heinrich von Braunschweig verfolgte ihn bis nach Franken, und der Burggraf von Meißen, Heinrich Reuß von Plauen, belagerte Bayreuth. Aus jener Zeit stammt das Volkslied:

„O Markgraf, du gantz grevlicher Man,
verderbet hast du manchen Man,
gemacht viel Wittwen und waisen,
Darzu Tag und Nacht tholl und voll."

Die Stadt ward von ihren Bürgern, insbesondere von den Tuchknappen unter Anführung des Christoph Sturm wacker vertheidigt, so daß der Burggraf abziehen mußte und zornig ausrief: „Hundestadt, bist des Pulvers nit werth!" — Bald jedoch kehrten die Feinde stärker zurück, beschossen die Stadt und nahmen sie endlich mit Sturm (6. November 1553). Als auch Schweinfurt in des Feindes Hände fiel und die Plassenburg in Flammen aufging, entfloh der Markgraf nach Frankreich. Nach zwei Jahren kehrte er nach Deutschland zurück und fand Aufnahme im Schlosse zu Pforzheim bei seinem Schwager, dem Markgrafen Karl von Baden. Hier ereilte ihn der Tod am 8. Januar 1557.

Mit Georg Friedrich, der nach des geächteten Albrecht Alcibiades Tode in Bayreuth einzog, begann eine bessere Zeit für das Land. Als derselbe im April 1603 kinderlos starb, fielen die fränkischen Fürstenthümer wieder an die brandenburgische Linie der Hohenzollern. Kurfürst Joachim Friedrich übergab dieselben zufolge des Hausvertrages von Gera an seine beiden jüngeren Brüder. Bayreuth fiel an Christian, dessen Familie daselbst bis zum Jahre 1769 regierte; Ansbach an Joachim Ernst, dessen Nachkommen die Bayreuther Linie beerbten. Der Letzte von ihnen, Karl Alexander, überließ die gesammten fränkischen Länder im Dezember 1791 gegen eine Rente an Preußen, welches am 28. Januar 1792 Besitz von den Ländern nahm.

Das Schicksal Preußens in den Napoleonischen Kriegen ward auch für die fränkischen Fürstenthümer entscheidend. Im Frieden zu Tilsit (1807) wurden dieselben an Napoleon abgetreten, welcher französische Verwaltung einführte und die Fürstenthümer 1810 an Bayern gab.

Die alten brandenburgischen Erinnerungen haben sich im Volke erhalten, und die Hauptstadt des Landes, Bayreuth, seit 1603 durch Christian zum Fürstensitz erhoben, zeigt in ihren Bauten und Denkmälern die Spuren von dem Walten der pracht- und kunstliebenden Fürsten, insbesondere der Markgrafen Christian († 1655), Georg Wilhelm († 1726) und Friedrich († 1763).

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Sitze der Hohenzollern zu Bayreuth, Ansbach, Nürnberg, die Einführung der Reformation und die Neigung der Fürsten sowie der Bevölkerung zum Protestantismus, ihre Beziehungen zum Norden viel dazu beigetragen haben, eine freiere Regung der Geister, einen Aufschwung in Literatur, Kunst, Handel und Gewerbe herbeizuführen. Daß der große Handelsstrom diese Gaue durchzieht, daß die Bevölkerung allen Gedanken des Fortschritts lebhaftes Interesse entgegenträgt, ist einerseits das Verdienst der natürlichen Lage dieses Landstriches vom Fichtelgebirge bis zur Altmühl als Passageland, andererseits aber auch eine Folge des Einflusses, den der Geist der Hohenzollern auf den Sinn dieses Stammes und dieser fränkischen Bevölkerung geübt hat. Wenn auch weniger unmittelbar als ehedem, wirkt dieser segensreiche Einfluß doch auch jetzt wieder auf die Bevölkerung der fränkischen Lande ein, welche — seit dem Jahre 1810 in Freud und Leid mit den übrigen Landestheilen des bayerischen Staates im engeren Sinne verbunden — sechs Jahrzehnte nach der Lösung der älteren Verbindung mit Brandenburg jetzt unter dem Kaiserscepter der Hohenzollern sich mit den Bruderstämmen im Norden und Süden des Mainstroms in einem Reiche zusammengefunden hat.

Die Stadt Bayreuth und ihre nächsten Umgebungen. In der Thalweitung des Rothen Main, gleichsam in einer Gebirchsbucht, liegt die alte Markgrafenresidenz, die jetzige Hauptstadt von Oberfranken, Bayreuth, umgeben von Landhäusern und freundlichen Dörfern, im Hintergrunde die bewaldeten Vorhöhen des Fichtelgebirges. Von den alten Häusern der Stadt haben nur wenige die Belagerung durch die Hussiten (1430) und den Brand von 1621 überlebt. Die Stadt trägt in ihrer lichten, schönen Bauart, ihren breiten Straßen und freien Plätzen, den stattlichen Gebäuden, Kirchen und Schlössern, noch das Gepräge der alten, jetzt freilich verlassenen Residenz.

Das alte Schloß, von einem hohen, achteckigen Thurme überragt, wurde im Jahre 1454 unter dem Markgrafen Johann dem Alchymisten in Bau genommen und hat mancherlei Schicksale erlebt. Durch Brand zerstört, erhob es sich von Neuem aus der Asche und diente lange Zeit den Landesherrn zum Wohnsitz. Die „weiße Frau", deren Erscheinung in seinen Räumen nach der Sage dem Geschlechte der Hohenzollern den bevorstehenden Tod eines Familiengliedes oder ein sonstiges Unglück verkündete und die noch Napoleon I. bei seiner Durchreise auf dem Zuge nach Rußland (15. Mai 1812) den einnächtigen Aufenthalt in diesem „maudit château" unheimlich machte, hat sich in neuerer Zeit nicht mehr gezeigt, und das Schloß ist jetzt zum Sitze für die Regierungsbehörden eingerichtet. Vor demselben erhebt sich das Erzstandbild des Königs Maximilian II. von Bayern, von Brugger, „errichtet als Denkmal des Dankes, der Ehrfurcht und der Treue von der Stadt Bayreuth am 30. Juni 1860,

am Jubiläumsfeste der erfolgten Uebergabe der Stadt und Provinz an die Krone Bayern".

Das neue Schloß, welches der prunkliebende Markgraf Friedrich (1753) aufführen ließ, dient noch jetzt zur königlichen Wohnung. Der Brunnen vor demselben ist mit dem Reiterbilde des Markgrafen Christian Ernst († 1712) aus vergoldetem Erz geschmückt. Ein unterliegender Türke deutet auf den ruhmreichen Antheil, den dieser Fürst an dem Entsatz von Wien (1683) genommen. Vier Sandsteingruppen am Fuße des Denkmals stellen die Flußgötter der vier am Fichtelgebirge entspringenden Flüsse dar.



Bayreuth.

Das unter demselben Markgrafen Friedrich durch den kunstreichen italienischen Baumeister Babiena (1747) erbaute Opernhaus, welches durch seine prachtvolle Ausstattung und seine kolossalen Räumlichkeiten das Erstaunen von ganz Deutschland erregte, ist jetzt kaum mehr als eine glänzende Ruine.

Eine Allee von einer Viertelstunde Länge führt aus der Stadt in die Vorstadt St. Georgen (am See) oder den „Brandenburger", wie sie im Volksmunde wol noch genannt wird. Ihr Gründer war Markgraf Georg Wilhelm. Derselbe baute auch die Kirche zu St. Georgen und stiftete daselbst (16. November 1712) den Orden de la Sincérité, aus welchem der jetzt weit verbreitete Rothe Adlerorden hervorging. Die Brüstung der Emporbühne zeigt die Wappen der Ordensritter bis zum Jahre 1767. Der Brandenburger Weiher, an dem die Vorstadt lag, ist seit langer Zeit trocken gelegt, an seiner Statt breitet

sich jetzt eine weite Wiesenfläche; dennoch hat die Vorstadt ihren Beinamen St. Georgen „am See“ behalten.

Auch die Lustschlösser in der Nähe der Stadt erinnern an den Glanz der alten Markgrafenresidenz und an die Prunkliebe der Fürsten, deren Gebeine in der „Fürstengruft“ unter der Stadtkirche ruhen. Wir lenken unsere Schritte zunächst nach dem eine Stunde östlich von der Stadt gelegenen Lustschloß Eremitage und seinem Parke mit den vielbewunderten Tempeln und Grotten, Wasserkünsten und künstlichen Ruinen. Alle diese Herrlichkeit stammt aus jener Zeit, in welcher auch der kleinste deutsche Fürst die Pracht des Versailler Hoflebens nachzuahmen strebte. Wieder war es Markgraf Friedrich, der dieses — unter Georg Wilhelm 1715 in Bau genommene — Schloß im französischen Geschmack ausbauen und erweitern ließ, und seine Gemahlin Wilhelmine, die geistreiche Schwester Friedrich's des Großen, schrieb in demselben ihre bekannten Memoiren, in welchem sie uns ein farbenreiches Bild von dem damaligen Leben und Treiben am Bayreuther Hofe und an den kleinen deutschen Fürstenhöfen überhaupt giebt. Wir sehen im lichtstrahlenden Prunksaal des Bayreuther Schlosses die vornehme Gesellschaft des kleinen Hofes, die Damen in ihren weiten ausgespannten Reifröcken mit der schweren Seidenrobe darüber, den Leib in ein harnischartig weit ausgeschnittenes Mieder gezwängt, die gepuderten Haare in kunstvollem Lockenbau aufgethürmt und mit Blumen und Bändern geziert, das Gesicht mit Schönpflästerchen bedeckt, auf hohen rothen Absätzen wie auf Stelzen durch den Saal trippeln, oder im graziösen Menuett mit den Kavalieren die Tanzkunst jener Zeit zeigend; die Herren in nicht minder prachtvoller Staatskleidung, dem reich mit Gold- oder Silbertressen verzierten Sammet- oder Seidenrock mit der langschößigen Weste von gleich kostbarem Stoff, den seidenen Beinkleidern und Strümpfen. Der zierliche Galanteriedegen und der goldbetreßte kleine dreieckige Hut nebst der Frisur „en aile de pigeon“ vollendeten den Galaanzug des damaligen Stutzers.

Unter der Uebertünchung mit französischer Schminke kam nicht selten die deutsche Derbheit zum Vorschein, wie wir aus vielen Stellen in den Memoiren der Markgräfin Wilhelmine ersehen, die uns die „vornehme Gesellschaft“ in etwas anderem Lichte zeigen. Sie schreibt, daß der Hof sich erst zu ihrer Zeit durch Mühe und Fleiß zu seinem Vortheil geändert habe: „Man hatte eine gewisse Derbheit und Barbarei vertrieben, welche Anfangs an demselben herrschte, aber ganz war er noch nicht auf angemessenem Fuße. Alle, aus denen er bestand, waren beschränkte Köpfe, die Meisten waren nicht über die Straßen von Bayreuth hinausgekommen und hatten keine Idee von der übrigen Welt. Lektüre und Wissenschaften waren bei ihnen verbannt, und die ganze Unterhaltung beschränkte sich darauf, von Jagd und Oekonomie zu sprechen und uns vom alten Hofe zu erzählen.“ —

Als Erbprinzessin von Bayreuth hatte die preußische Königstochter Manches zu leiden. Mangel und Verschwendung gingen am Hofe Hand in Hand; die Wunderlichkeiten des Schwiegervaters, der, obschon krank und altersschwach, noch von Liebespein geplagt wurde, machten ihr mancherlei Sorge und Verdrießlichkeit. Besonders bereitete ihr die Abhängigkeit vom Berliner Hofe und

die Kleinlichkeit der Verhältnisse, gegenüber dem Fluge ihres Geistes und ihrer Ideen viele trübe Stunden. Bezeichnend für die Anschauungsweise ihres Bruders, des Großen Friedrich, von den Verhältnissen des Bayreuther Hofes sind die Worte, die er während eines Besuches in Bayreuth zu ihr sprach und die sie in den Memoiren mittheilt: „Ich rathe Dir," sagte er, „wenn der Einfaltspinsel, Dein Schwiegervater, stirbt, den ganzen Hof abzuschaffen und Euch auf einen adeligen Haushalt zu beschränken, damit Ihr Eure Schulden bezahlen könnt; am Ende habt Ihr ja so vieler Leute gar nicht nöthig, auch müßt Ihr trachten, die Gehalte derer, die ihr nicht entbehren könnt, zu vermindern; Ihr seid in Berlin gewöhnt worden, Euch mit vier Schüsseln zu begnügen, mehr bedürft Ihr auch hier durchaus nicht." —

Diese Rathschläge wurden indessen nicht befolgt; vielmehr wurden unter dem neuen Regenten, dem prachtliebenden Markgrafen Friedrich (1735—1763), sowol im Bayreuther Residenzschloß als im Schloß zur Eremitage glänzende Hoffeste mit dem höchsten Luxus in Scene gesetzt; italienische Oper, französisches Theater, Ballets, Karnevalsbelustigungen und üppige Bankette wechselten je nach der Jahreszeit in rascher Folge ab.

Versetzen wir uns aus der Zeit des Markgrafen Friedrich um vierzig Jahre zurück in diejenige Georg Wilhelm's, unter welchem der Bau der Eremitage (1715) begonnen ward, so scheinen unter seinen damaligen Bewohnern allerdings andere Lebensweise und andere Trachten vorzuherrschen. In einem der Eremitenhäuschen des Parkes, das mit Thürmchen und Glocke versehen ist, wohnt der Markgraf — in der braunen Kutte, dem breitkrämpigen Strohhute und mit umgehängter Kürbißflasche kaum als solcher zu erkennen. Auch der Hofstaat, welcher die übrigen Häuschen bewohnt, hat Eremitentracht angelegt und ahmt mit ihm hier, fern von dem Geräusche und Glanze des Hoflebens, die strengen Ordensregeln der Eremiten nach. Man ißt mit hölzernen Löffeln und aus irdenen Geschirren; — ob man sich aber mit der einfachen Kost des Eremiten und dem frischen Trunk aus dem Waldquell begnügt, mag dahingestellt bleiben. Männer und Frauen sind streng geschieden; nur wenn der Markgraf mit der Glocke seines Eremitenhäuschens das Zeichen giebt, dürfen gegenseitige Besuche und Zusammenkünfte stattfinden.

Während die Eremitage in ihrer künstlichen Ausstattung jetzt doch nur den Eindruck einer verlassenen und halb verfallenen Schönheit macht, hat ein anderes, eine Stunde westlich von der Stadt gelegenes Lustschloß, die Fantaisie, das frische, heitere Aussehen bewahrt. Die Fantaisie wurde im letzten Lebensjahre des Markgrafen Friedrich (1763) in Bau genommen und verdankt ihre Reize nicht allein den anmuthigen, schöpferischen Launen der Nichte des Markgrafen Friedrich, Elisabeth Friederike Sophie, der Gemahlin des Herzogs Eugen von Württemberg, welche das Lustschloß vom Markgrafen geschenkt erhielt, auch nicht den Ideen ihres gegenwärtigen Besitzers, des Herzogs Alexander von Württemberg, sondern noch mehr ihrer Lage und der Natur, welche an jedem Punkte des Parkes neue liebliche Bilder vor die Blicke des Besuchers zaubert. Freilich erinnert auch hier die in unmittelbarer Nähe passend gelegene Heilanstalt für Gemüthskranke, St. Gilgenberg, an die Leiden der Menschheit.

Noch weiter westlich liegt ein drittes, 1743 erbautes Lustschloß, Sanspareil, das alte Zwernitz, in einem mit Granittrümmern besäten Buchenhaine, welches, jetzt zwar im Verfall begriffen, doch in Bezug auf die Schönheit der Lage und Aussicht den beiden andern nicht nachsteht.

Nach dem Tode des Markgrafen Christian Wilhelm (1769) verlor Bayreuth seine Vorzüge als Residenzstadt an Ansbach, den Fürstensitz der jüngern markgräflichen Linie; immerhin aber behielt es durch seine Lage an der Straße aus Böhmen zum Main eine hohe Bedeutung für den Verkehr, welche in neuester Zeit (seit dem Juli 1877) durch die Eröffnung der Bahnstrecke von Nürnberg durch das romantische Pegnitzthal über Schnabelweid nach Bayreuth noch gesteigert ist. Möchten der Aufschwung des Handels und die blühende Industrie die Stadt für den erloschenen höfischen Glanz entschädigen!

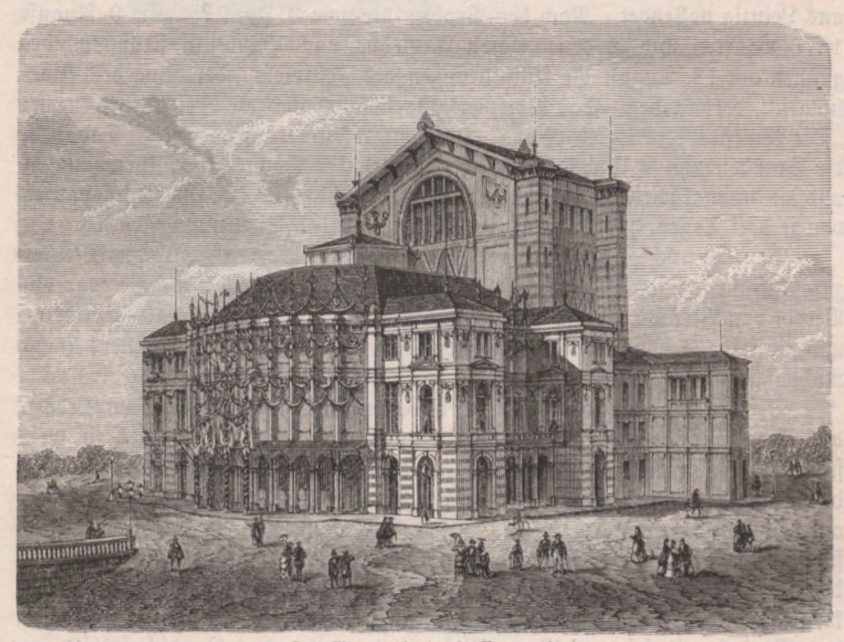
Auch in anderer Beziehung hat die Stadt eine gewisse Berühmtheit erlangt. Auf ihr liegt die Weihe der Musen, der Dichtkunst und der Tonkunst. Wenn auch die eigentliche Vaterstadt Jean Paul Friedrich Richter's Wunsiedel im Fichtelgebirge ist, wo er am 21. März 1763 geboren wurde, so darf Bayreuth doch seine zweite Heimat genannt werden; denn hier nahm der Dichter seit 1804 seinen bleibenden Wohnsitz. Das Andenken an Jean Paul — wie er sich als Dichter nannte — wird in Bayreuth durch manche Denkzeichen lebendig erhalten. Des Dichters Wohnhaus in der Friedrichsstraße ist durch eine Erinnerungstafel mit goldener Inschrift bezeichnet. Das Denkmal, das König Ludwig von Bayern ihm auf dem Platze vor dem Gymnasium errichten ließ, ist von Schwanthaler's Meisterhand ausgeführt worden. Auf dem Friedhofe vor dem Erlanger Thor bezeichnet ein Granitblock seit 1863, dem Jahre der Säkularfeier seines Geburtstages, an Stelle einer früheren schwarzen Marmorpyramide das Grab, in welchem der Dichter und sein bereits als sechzehnjähriger Jüngling verstorbener Sohn Max Emanuel ruhen. Auch die Spuren seines Lebens und Wirkens können wir in Bayreuth verfolgen, wenn wir auf dem Wege zur Eremitage das „Rollwenzelhäuschen", seinen Lieblingsplatz und oft die Stätte seines genialen Schaffens, besuchen, in welchem der Dichter der behäbigen Wirthin des Hauses seine Geistesschöpfungen vorlas, sich an ihrer Kritik ergötzte und ihr Andenken mit sich in die Unsterblichkeit erhob.

Auch ein Mann der Gegenwart hat Bayreuth zu seiner Heimstätte und zum Schauplatz seines genialen Wirkens erwählt. Richard Wagner (geb. 22. Mai 1813 zu Leipzig), der Tondichter unserer großen Opern: „Der fliegende Holländer", „Rienzi", „Tannhäuser", „Lohengrin", „Die Meistersinger von Nürnberg", „Tristan und Isolde" und der großen Operntrilogie: „Der Ring des Nibelungen", hat am sogenannten Rennweg in Bayreuth sein Heim gegründet. Sein freundliches Wohnhaus trägt die Inschrift:

„Hier, wo mein Wähnen — Sei dieses Haus
— Wahnfried —
Frieden fand, — Von mir benannt."

Werfen wir nun auch einen flüchtigen Blick auf die Bühne, wo sein berühmtestes Tonwerk „der Ring des Nibelungen" zur ersten Aufführung gelangte.

Das Nationaltheater. Auf einem sanft ansteigenden Hügel in der Nähe des Bahnhofes, etwa zwanzig Minuten von den letzten Häusern der Stadt, in der Nachbarschaft ihres Hauptvergnügungsplatzes, der „Bürgerreuth", erhebt sich ein wunderlicher, weniger durch architektonische Verhältnisse, als durch seine Größe imponirender Bau, das Nationaltheater, oder — wie es im Volke gewöhnlich genannt wird — das Wagnertheater. Geebnete Wege führen zwischen grünen Anlagen von der Stadt hinauf; ein Tannengebüsch schließt die Eingangshalle nach der Stadt zu ab.



Das Wagnertheater in Bayreuth.

Von der Höhe genießt man eines lieblichen Anblicks. Unten liegt die Stadt; die Thürme der Kirchen, der Schloßthurm, einzelne stattliche Gebäude ragen auf. Weiterhin in einem großen Halbbogen schließen im Abendroth dunkle Wälder und blaue duftige Gebirgslinien den Horizont. Hinter dem Theater steigt mächtig aus Waldesdunkel auf vorspringender Kuppe der Siegesthurm empor, gewidmet dem Andenken der siebenundzwanzig Tapferen, die — Söhne der Stadt und der Landschaft — im Deutsch-französischen Kriege von 1870/71 fielen, und den deutschen Siegen.

Von außen stellt sich das Theater als ein langgestrecktes Gebäude mit vielen Vorsprüngen und einem rundlichen Ausbau, der auf Säulen ruht, dar. Der Raum, den es einnimmt, beträgt 3284 Quadratmeter, die Höhe erreicht 30 Meter. Das Auditorium bildet ein steil ansteigendes Amphitheater mit dreißig Bänken. Hinter demselben stützen zwölf Pfeiler und Säulen die beiden Galerien, die der Fürsten roth drapirt, und darüber eine kleinere Galerie.

Die innere Ausschmückung ist einfach; eine andere Augenweide außer der Bühne giebt es nicht. Eine besondere Eigenthümlichkeit ist das für 115 Musiker berechnete Orchester, welches so tief unter der Bühne liegt, daß es vom Publikum gar nicht gesehen wird.

Dieses Theater ist das Werk eiserner Beharrlichkeit. Der Gedanke dazu entstand schon vor einem Vierteljahrhundert in dem Kopfe Meister Wagner's. Am 22. Mai 1872 wurde der Grundstein gelegt und im Jahre 1876 ward es nach Wagner's Angabe und nach dem Plane des Baumeisters O. Brückwald aus Leipzig vollendet. Nach den Proben, die vom 3. Juni bis zum 9. August 1876 währten und zu denen schon Tausende nach Bayreuth strömten, begannen am 13. August die Aufführungen des Festspiels „der Ring des Nibelungen", deren jede — das Vorspiel „Rheingold" und die drei Abtheilungen: „Die Walküre", „Siegfried" und „Die Götterdämmerung" — einen Tag, d. h. die Stunden von 4 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Nachts in Anspruch nahm und die dreimal wiederholt wurden, so daß, einschließlich der Erholungspausen von je drei Tagen, die Bühnenfestspiele bis zum 30. August währten.

Ganz Deutschland hatte seine hervorragendsten Gesangskräfte dem Meister zur Aufführung seines großen Werkes gesendet, und das Orchester war ein Verein von Virtuosen unter der Leitung eines in Wagner's Schule gebildeten und für seine Schöpfungen begeisterten Mannes, des Hofkapellmeisters Hans Richter aus Wien.

Der von Wagner gedichtete Text ist der nordischen Göttersage, den Liedern der Edda und dem Nibelungenliede entnommen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier näher auf den reichen Inhalt desselben eingehen, der durch die Textbücher und die später (im Mai 1878) erfolgten Aufführungen auf der Münchener und Leipziger Bühne bereits eine weitere Verbreitung gefunden hat. Die Darstellung ist reich an dramatisch wirkungsvollen Scenen, deren Eindruck durch den Zauber der Tonschöpfung und die großartigen Dekorationsbilder, wie sogleich beim Aufrauschen des Vorhanges die Gewässer des Rheins mit seinen felsigen Tiefen und weiter das Landschaftsbild im Rheingold mit der Burg Walhall im Hintergrunde, sowie durch die prachtvollen Lichteffekte — das Aufziehen des Gewitters, das in Flammen stehende Walhall — noch verstärkt wird.

Die Aufführung des Wagner'schen Festspiels ist ein Ereigniß in der Geschichte der Musik, und Deutschland darf mit Recht darauf stolz sein, daß es den Schöpfer dieses Tonwerks zu seinen Söhnen zählt. Nach den Anforderungen, die man bisher an ein dramatisches Tonwerk zu stellen gewohnt war, darf es nicht beurtheilt werden. Wagner's Genius führt ihn auf bisher unbetretenen Wegen. Sein höchster Grundsatz ist Einheit des musikalischen und des dichterischen Gedankens und streng dramatische Durchführung beider ohne besondere Hervorhebung des Melodiösen. Die großartigste Wirkung erreicht Wagner durch die kunstvolle Instrumentirung, die in allen seinen Werken, aber nirgends mit so überwältigender Macht sich kund giebt, wie im Nibelungenring. Die Begeisterung, wie der Kampf der Meinungen, welche die Wagner'sche Tonschöpfung hervorrief, sind uns noch in frischer Erinnerung, und noch ist

dieser Kampf nicht ausgefochten. Gewiß aber dürfte feststehen, daß das gigantische Werk eine Epoche in der Geschichte der Musik bezeichnet.

Land und Leute; der Mistelgau. Unter den Städten des Bayreuther Landes verdient nächst der Hauptstadt noch Erlangen unsere besondere Beachtung als eine gewerbtreibende, wohlgebaute Stadt mit markgräflichem Schlosse, seit 1743 Sitz einer Universität, der einzigen protestantischen in Bayern.



Bauern aus dem Mistelgau.

Vor dem Universitätsgebäude steht die Erzstatue des Stifters, des Markgrafen Friedrich Alexander, von Schwanthaler. Die Stadt hat durch die französischen Refugiés nach der Hugenottenverfolgung 1685 einige neue Gewerbszweige erhalten, wie die Tressen- und Handschuhfabriken und Strumpfwirkereien. Später wurde der Erlanger Gewerbsbetrieb durch Spiegel- und Kammfabriken, sowie durch die Bierbrauerei vermehrt, welche letztere ein bedeutendes Ausfuhrgeschäft macht (jährlich 75,000 Hektoliter). Zur Feier der Herstellung der künstlichen Wasserstraße, welche an Erlangen vorüber von Bamberg nach Kelheim führt, den Main mit der Donau verbindend, hat König Ludwig II. bei Erlangen (1846) ein Marmordenkmal errichten lassen, welches die allegorischen Gestalten des Main und der Donau, ihre Urnen ausschüttend, darstellt, während Vater Rhein ihnen die Hand zum Bunde reicht.

Lebensweise, Sitten und Tracht der Bevölkerung haben sich im Bayreuth'schen mehr als anderswo erhalten, besonders im Mistelgau, wo eine altsächsische Enclave im fränkischen Gebiete mit 13 größeren und kleineren

Dörfern liegt. Sprache und Kleidung weisen hier noch heute auf die sächsische Abstammung der Bewohner zurück. Es ist ein kräftiger Schlag Menschen, der das Bayreuther Oberland bewohnt, aber rauh und hart, wie in den meisten Berggegenden, und von gröberem Stoffe als der Unterländer. Dagegen ist die Weberbevölkerung im Voigtlande und im Wunsiedler Bezirk schon infolge ihrer Beschäftigung, des lange anhaltenden Sitzens in engen dumpfen Stuben, meist schwächlicher Leibesgestalt, bleich und kränklich aussehend.

Der Bauer aus dem Mistelgau fällt durch seine, von der gewöhnlichen ländlichen Männertracht in Oberfranken wesentlich verschiedene Kleidung auf. Er trägt einen sogenannten „Brustfleck", d. i. ein abgenähtes Leibchen von buntem Perse, mitunter auch mit Goldschnüren besetzt, das oben einen Theil der Brust frei läßt, kurze lederne Hosen mit breiten Hosenträgern nach Art der Tiroler, einen kurzen Zwillich-, oder an Sonn- und Feiertagen Tuchrock; auf dem nach hinten gekämmten Haar eine grüne, mit Marder- oder Fischotterpelz verbrämte Sammtmütze, zum Kirchgang einen breitkrempigen Filzhut (Dreispitz) mit einer Rosette von schwarzen Seidenbändern und einem golddurchsponnenen Knopf in der Mitte, den Manche als das „Hummelnest" bezeichnen, während der Volkswitz eigentlich die kleine Stickerei, welche der Rock des Mistelgaubauers auf dem Rücken zeigt, so benennt. Der Spottname „Hummelbauern" wird nämlich den Mistelgauern nach jenem — übrigens auch von anderen Ortschaften verbreiteten — Schwanke beigelegt, wonach sie einst, um Sonnenschein für ihre Ernte besorgt, einen jungen Burschen nach der Bayreuther Apotheke schickten, um schönes Wetter einzukaufen. Der Schalk von Apotheker soll ihm eine zugebundene Schachtel gegeben haben, mit der Weisung, sie nicht eher zu öffnen, als bis er im Mistelgau wieder angelangt sei. Die Neugier trieb den Burschen dennoch, schon unterwegs den Deckel ein wenig zu lüften, und siehe, da flog das schöne Wetter in Gestalt einer Hummel summend und brummend von dannen.

Die Tracht der Frauen und Mädchen im Mistelgau ist eben so eigenthümlich wie die der Männer, aber schon im Verschwinden. Ein gesticktes dunkelgrünes Wamms mit Schoß und hellgrüner Einfassung, vorn offen, läßt das Leibchen von grüner Halbseide sehen, das mit Silberborten oder auch mit Goldschnüren verziert ist. Darüber wird ein seidenes, gewöhnlich roth- und schwarzgestreiftes Brusttuch getragen; der faltenreiche dunkle Wollenrock, mit blauen Bändern eingefaßt, wird unter der Achsel vom Leibchen festgehalten und reicht bis auf die Knöchel. Die Schürze oder der Fleck (das Fürtuch) ist meist grün, mit breiten Seidenbändern, die vorn lang herabflattern. Die Kopfzierde ist das überall im Bayreuth'schen übliche „Neschenhäubchen", nur daß die Neschen nicht umgeschlagen sind, sondern aufrecht stehen und über das Kopftuch hinausreichen, welches turbanähnlich, durch eine Einlage von Pappe gehalten, am Vorderkopfe sitzt und die Haare fast gänzlich verhüllt. Zu diesem Staat kommt noch der unerläßliche Pelzmuff, der, um den Pelz oder Feh zu schonen, mit Seidenstoff überzogen ist, und ohne den in früherer Zeit keine Mistelgauerin, gleichviel zu welcher Jahreszeit, in die Kirche ging. —



Die Altenburg bei Bamberg.

Der Bamberger Kessel.

Das alte Bisthum und seine Gründer. — Der Dom und seine Sagen. — Die Burg der Babenberger und die Stadt Bamberg. — Die Umgebungen von Bamberg. — Eine Bamberger Gelehrten-Familie.

Das alte Bisthum und seine Gründer. Zu dem schönen Frankenlande, d. i. zu den Ländern, welche ehemals den fränkischen Kreis des deutschen Reiches bildeten, gehörten außer den Fürstenthümern Bayreuth und Ansbach noch zwei geistliche Herrschaften, die Hochstifte zu Bamberg und Würzburg, sowie eine Anzahl kleinerer Staaten.

Da wo der Main seinen linken Hauptzufluß, die Regnitz, empfängt, treten die Gebirge an seinem linken Ufer weit zurück und schließen bis zum Main eine sehr fruchtbare Ebene ein, die unter dem Namen des Bamberger Kessels weitberühmt ist und in deren Mittelpunkt die Stadt Bamberg an der Regnitz liegt. Der See, welcher in vorgeschichtlichen Zeiten diese Ebene gefüllt haben muß, entleerte sich später durch die Flußrinne des Mains und ließ den fruchtbaren Marsch- und Gartenboden zurück. Hier rankt sich die Rebe um den Hügel, feines Obst und Gemüse liefern die hinteren Gärten, Handel und Schiffahrt beleben Flüsse und Stadt.

Schon in alter Zeit wurde gerühmt, daß sich in diesem Bamberger Kessel alle Lieblichkeiten und Reize des Frankenlandes vereinigten. Ein altes Sprüchwort sagt: „Reben, Meßgeläut, Main und Bamberg, das ist Franken", ein anderes preist den behaglichen Aufenthalt in Bamberg mit den Worten: „Wenn Nürnberg mein wäre, wollt' ich es in Bamberg verzehren."

In dieser von der Natur so reich ausgestatteten Gegend gründete der fromme Kaiser Heinrich II. (1002—1024), dem das Land von den Grafen von Bamberg zugefallen war, eine Kirche und weihte das Land zu einem Hochstift (1006). Nach mancherlei Mißhelligkeiten mit den Bischöfen von Würzburg und Eichstädt, die einen Theil ihrer Sprengel an ihn abtreten mußten, hatte er die Freude, den von ihm erbauten Dom in Bamberg in Gegenwart einer großen Anzahl Bischöfe von dem Patriarchen von Aquileja eingeweiht zu sehen (6. Mai 1012), und acht Jahre später gab Papst Benedikt VIII. dem Dom und Bisthum Bamberg in eigener Person die Weihe.

Heinrich II. war ein ebenso tapferer als frommer Regent. Er widerstand siegreich seinen und des Reiches Feinden in zahlreichen Kämpfen. In Deutschland selbst, in Italien, in Böhmen, in Flandern, in Burgund, an der Donau, wie an der Elbe und Saale blitzten seine Waffen, bis er die Macht der auswärtigen Feinde, den Uebermuth des deutschen Adels besiegt und die kaiserliche Gewalt befestigt hatte. Mit seiner Gattin Kunigunde soll er in einer „Engelsehe" gelebt, sie aber doch der Untreue beschuldigt haben. Sie reinigte sich von dem argen Verdachte durch ein Gottesgericht, indem sie mit nackten Füßen über glühende Eisenplatten schritt und unverletzt blieb. Im Volke hegte man trotzdem Zweifel an ihrer Unschuld. Eine Legende erzählt, als die Kaiserin einmal den Domberg hinab an einigen Dirnen, welche Wäsche aufhingen, vorübergegangen sei, habe eine derselben mit dem Finger auf sie gezeigt und ihrer Nachbarin zugeflüstert: „Da geht die Ehebrecherin." Da sei die Kaiserin betrübt heimgekehrt und habe durch einen Diener den Wäscherinnen einen Korb mit Brot und mehrere Krüge Wein geschickt und ihnen sagen lassen, das schicke ihnen die Ehebrecherin! Als aber die Dirne, welche jene Verleumdung ausgesprochen, gierig nach dem ihr von dem Diener Dargebotenen gegriffen, habe sich der Wein in Wasser und das Brot in harten Stein verwandelt, während den andern Mädchen Alles trefflich schmeckte.

Kunigunde ging nach dem Tode ihres Gemahls in das von ihr gestiftete Kloster Kaufungen, und auch dort umgab die Legende sie mit dem Heiligenschein einer frommen Wunderthäterin. Durch die Unvorsichtigkeit einer Dienerin gerieth das Bett der Kaiserin in Brand. Aber diese schlief inmitten der sie umlodernden Flammen ruhig fort, und als sie endlich der Lärm der entsetzt herbeieilenden Nonnen erweckte, verwies sie den Schwestern ihren Kleinmuth, machte das Zeichen des Kreuzes über das Feuer, und alsbald erlosch dasselbe, ohne auch nur ihre Kleider berührt zu haben. Kunigunde starb 1038 und wurde im Dome zu Bamberg an der Seite ihres Gemahls beigesetzt.

Nachdem Kaiser Heinrich II. schon im Jahre 1146 vom Papst Eugen III. in Anerkennung seines frommen Lebenswandels und der großen, der Kirche geleisteten Dienste heilig gesprochen worden war, versetzte Papst Innocenz III.

in gleicher Erwägung im Jahre 1200 auch die Kaiserin Kunigunde unter die Heiligen der christlichen Kirche.

Das Gebiet des Bisthums erstreckte sich von dem Amte Nordhalben an der nördlichen Grenze bis südlich zur Grenze des Amtes Herzogenaurach, westlich von der äußersten Grenze des Amtes Wachenroth bis zu der des Amtes Bodenstein. Mehrere seiner Aemter, wie Vilseck und Neuhaus in der Oberpfalz, der jetzt zu Mittelfranken gehörende und zur industriellen Stadt gewordene Markt Fürth, dann Oberscheinfeld, Tambach u. a. waren völlig von fremden Gebieten eingeschlossen. — Zu den größeren Städten des Bisthums gehörten Forchheim, welches bereits im neunten Jahrhundert als Meierhof geschichtlich vorkommt und wo viele Reichsversammlungen gehalten wurden; dann Kronach, die Geburtsstadt des berühmten Malers Lukas Kranach (1472—1553), eigentlich Sunder, des Zeitgenossen des jüngern Holbein und Albrecht Dürer's; dann die Munizipalstädte Bodenstein, Burgkundstadt, Ebermannstadt, Herzogenaurach, Höchstädt, Hollfeld, Kupferberg, Lichtenfels, Schaßlitz, Stadtsteinach, Staffelstein, Teuschnitz, Vilseck, Weischenfeld, Weißmain und Zell, 23 Marktflecken, über 700 größere und kleinere Dörfer, Einzelhöfe, Schlösser und Burgen, mit einer Bevölkerung von 185—190,000 Seelen. Infolge der Reformation verlor das Bisthum einen großen Theil seiner Besitzungen. Bischof Neithart fand alle Pfarren mit lutherischen Predigern besetzt. Als er 1598 starb, war das ganze Land wieder katholisch. Im Jahre 1803 kam Bamberg an Bayern.



Der Dom zu Bamberg.

Der Dom und seine Sagen. Von dem alten Dom, den Kaiser Heinrich (1004—1012) erbauen ließ, ist wenig mehr übrig; der gegenwärtige Bau stammt aus dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrhunderts, einige Theile sind noch jüngeren Ursprungs. Unter König Ludwig I. wurde die Kirche restaurirt (1828—1837). Es ist ein Prachtbau in romanischem Stil; von den vier Thürmen zeigen die westlichen in den durchbrochenen Eckthürmchen den Einfluß der französischen Frühgothik.

In der Mitte des Hauptstiftes steht der Marmorsarkophag Kaiser Heinrich's II. und seiner Gemahlin Kunigunde, Beide in lebensgroßer Gestalt auf dem Deckel dargestellt. Die Reliefs an den Seitenwänden schließen sich an Begebenheiten aus dem Leben des Kaiserpaars an. Ihre Schädel werden noch als Reliquien bewahrt; an dem Schädel Heinrich's zeigt man noch die Scharte, die von einer Wunde im Slavenkriege herrühren soll.

Ueberall an die alten Steinbilder und Wahrzeichen knüpft die Sage in mannichfacher Gestalt an. Bei der Erbauung hatte — wie so oft — der Teufel die Hand im Spiel. Der Meister, welchem der Bau übertragen war, vertraute einem Gehülfen die Ausführung des Petersthores an, während er selbst die des Georgenthores übernahm. Beide arbeiteten wetteifernd an dem großen Bauwerke, aber der Schüler merkte bald, daß seine Arbeit weit hinter der des Meisters zurückblieb. Da wurde er eifersüchtig auf den Meister und rief den Teufel an, dem er seine Seele verschrieb, wenn er ihm helfen wollte. Der „Gott sei bei uns" ging auf den Handel ein, und mit einem Male gerieth der Bau des Georgenthores ins Stocken, während der des Petersthores rasch in die Höhe stieg. Das kam aber daher, weil der Teufel die Arbeiten am Georgenthor, welche den Tag über ausgeführt waren, des Nachts wieder zerstörte. Als nun das Petersthor seiner Vollendung entgegenging, meinte der Teufel, daß er jetzt genug für den gedungenen Preis gethan habe und forderte eines Tages den jungen Gesellen auf mit ihm die Höhe des Thores zu ersteigen und sich den Bau von oben anzusehen. Der ehrgeizige Jüngling folgte ihm, und als er oben stand, packte ihn der Teufel beim Genick und stürzte ihn hinab. Als Wahrzeichen dieser Sage sieht man am Georgenthore zwei große steinerne Thiergestalten, die vom Volke als Kröten bezeichnet werden. Solche soll der Teufel dazu gebraucht haben, zur Nachtzeit den Bau zu untergraben, der dadurch beinahe zum Einsturz gebracht wurde, was der höllische Feind, dem das fromme Werk des Dombaus ein Greuel war, überhaupt beabsichtigte.

Ueber dem Hauptportal des Domes oder der „Fürstenthür" sieht man zwei Frauengestalten in Stein gebildet, von denen die eine die Mutter Gottes, die andere eine weibliche Gestalt, welche fünf Tafeln — vielleicht die Gesetzestafeln, in der Meinung des Volkes aber Dachziegel — in der Hand hält, darstellen soll. Die Bedeutung dieser Steinbilder erklärt die Sage auf folgende Weise: Ein frommes Mägdlein war von seinem eigenen Vater fälschlich verbotenen Umgangs mit Männern angeklagt und zum Tode verurtheilt worden. Als die Magd auf ihrem Todesgang zum Hochgericht an „dieser Thür" Buße thun sollte, rief sie die heilige Jungfrau zum Zeugniß ihrer Unschuld an und flehte zur Mutter Gottes, daß sie die Schmach der Hinrichtung von ihr abwenden möchte. Da fiel ein Ziegel vom Dache des Domes und traf sie zum Tode. Das Volk sah darin ein Wunder, welches die Gottesmutter zum Zeichen der Unschuld des Mädchens gethan, und das Gedächtniß daran sollte durch die beiden Steinbilder verewigt werden.

Viele Domsagen beziehen sich auf die heiligen Stifter, den Kaiser Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde. Im Domthurm hingen zwei Glocken, die Heinrichs- und Kunigundisglocke zur Erinnerung an ihre Stifter genannt.

Einst schaute das heilige Paar von einem Plätzchen in der Nähe der Stadt, das noch heute Kunigundisruhe genannt wird, auf Stadt und Dom hinab. Die Domglocken läuteten gerade. Hell und rein klang Kunigundens, dumpf und hohl Heinrich's Glocke.

„Darob empfindet bittere Schmerzen
Die demüthige Kais'rin im Herzen,
Die in jedem, dem kleinsten Stücke,
Vor ihrem Herrn trat zurücke,
Und eilig sie vom Finger zieht
Den Ring von klarem Golde;
Vertrauungsvoll zum Himmel sieht
Die Heilige und Holde
Und schleudert ihn hin, wo die Glocke klinget,
Daß durch ihr Metall sogleich er dringet;
Und dumpf ertönt seit jener Stunde
Auch die Glocke der heiligen Kunigunde,
Und als Denkmal des Wunders zeigt man in ihr,
Wandrer, noch heute die Oeffnung Dir!"

Endlich mag noch eine Dombausage in der dichterischen Gestalt, die ihr August Kopisch gegeben hat, hier ihren Platz finden: Wir bemerken dazu, daß mit der sagenhaften Frau Baba hier wol nicht die Stammutter der Herzöge von Babenberg, sondern die Gattin des Baumeisters, Babo, gemeint ist.

„Beim Dombau zu Bamberg ging es zu langsam her,
Da betete Frau Baba, auf daß es anders wär'!

Nun schenkt ihr Gott ein Wunder. Damit war's so bestellt:
Sie bracht' an jedem Abend eine große Schüssel Geld.

Die setzt sie an die Pforte, und jeder Werkmann nahm
Sich selber seine Löhnung, wie er vorüber kam.

Doch mehr als er verdiente, konnt' er nicht nehmen dort,
Und wollt' er mehr sich langen, so rollt es wieder fort.

Dem Fleißigen schmeckt es süße, wie lauter Honigseim,
Gewaltig griffen die Faulen, doch brachten sie wenig heim.

Da wurden sie endlich wacker: nun bauten sie den Chor,
Nun setzten sie Stein auf Stein da, nun stieg der Dom empor.

Es blieb Frau Baba's Schüssel fast bis zur Hälfte voll,
Tagtäglich war sie leichter, nun ging es wie es soll!

Tagtäglich blieb ein Groschen, nun war's der rechte Zug!
Am Groschen war zu merken, es hab' ein Jeder g'nug.

Frau Baba sprach: das Wunder ist Bild vom Himmelreich:
Da giebt es keinen Faulen, da schafft ein Jeder gleich;

Was Gott sie heißt, vollbringen die Engel in schnellem Flug,
Und wessen Jeder werth ist, deß hat ein Jeder genug!"

Die Burg der Babenberger und die Stadt Bamberg. Das Castrum Babenberc kommt schon in Urkunden des zehnten Jahrhunderts vor. Man hat lange die auf einer Anhöhe, eine halbe Stunde südlich der Stadt gelegene Altenburg für das Castrum Babenberc gehalten. Nach neueren Forschungen

ist jedoch die Stätte desselben nicht hier, sondern auf dem Domberge zu suchen. Der Erbauer dieses Kastells war der Graf Heinrich von Ostfranken, aus einem der ältesten deutschen Fürstengeschlechter, der dasselbe nach seiner Gemahlin Baba benannte. Um den Berg und die Burg erhob sich die Stadt, die ebenfalls nach jener Stammmutter des Babenberger Geschlechts „Baba am Berg", d. i. Bamberg, genannt wurde. Graf Leopold vom Babenberg wurde von Kaiser Otto II. zum Markgrafen von Oesterreich eingesetzt und gründete so das Fürstenhaus der Babenberger Markgrafen (983), der späteren Herzoge von Oesterreich, das erst nach drei Jahrhunderten mit Herzog Friedrich dem Streitbaren (1246) erlosch.

Auf dieser Burg starb (966) Markgraf Berengar von Ivrea in der Gefangenschaft Kaiser Otto's des Großen, und hier ereignete sich am 21. Juni 1208 das blutige Drama des Kaisermordes. Die Veranlassung, welche den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zu dieser schnöden That trieb, wird uns von dem Cisterzienserabt Arnold von Lübeck folgendermaßen erzählt: „König Philipp (von Schwaben, der von der Hohenstaufenpartei aufgestellte König und Gegner des von den Welfen gewählten Otto IV., des Sohnes Heinrich's des Löwen) hatte seine Tochter dem Pfalzgrafen Otto (von Wittelsbach) als einem erlauchten Manne zu vermählen beschlossen. Weil aber dieser Otto ein überaus grausamer und roher Mensch war, gab er seine Absicht wieder auf. Als der Pfalzgraf das vernahm, bemühte er sich um die Tochter Herzog Heinrich's von Polen und sprach zu König Philipp: „Herr, laßt Euch in Gnaden daran erinnern, wie ergeben ich Euch immer gewesen bin, welche Kosten ich in diesem Kriege für Euch aufgewandt habe und wie ich auch jetzt wieder mit großer Rüstung für Euch ins Feld zu ziehen bereit bin. Darum bitte ich, daß Ihr Euch nun in einem geringen Stück mir geneigt erweiset und mir Empfehlungsschreiben an den Herzog von Polen gebet, damit der gut eingeleitete Verlobungsvertrag durch Eure Vermittlung um so besser zu Ende geführt werde." — „Sehr gern will ich das thun", sprach der König. Da freute sich jener und reichte ihm einen bereits ausgefertigten Brief. Philipp hieß ihn gehen; nach einer Weile solle er wieder kommen, dann werde er das Schreiben gesiegelt finden. Als aber der Pfalzgraf fort war, wurde der Brief im entgegengesetzten Sinne umgeändert und mit dem königlichen Insiegel versehen. Philipp hatte dazu aber seine guten Gründe; denn das Mädchen, das Otto zu heirathen gedachte, war mütterlicherseits mit ihm verwandt, und daher wollte es dem Könige nicht gefallen, daß die edle Jungfrau einen so unverständigen, grausamen und gottlosen Mann zum Gemahl bekäme. Wie nun der Pfalzgraf den Brief zurück erhielt, erweckte ein Flecken, den er darauf bemerkte, Verdacht in ihm; er wandte sich an seinen Vertrauten und sprach zu ihm: „Eröffne mir den Inhalt dieses Briefes." Als er den Brief durchlas, erschrak er und sprach: „Ich bitte Euch um Gotteswillen, mich nicht zur Angabe des Inhalts zu zwingen; denn ich sehe den Tod vor mir, wenn ich es thue." Der Pfalzgraf aber ruhte nicht; er ging mit dem Briefe zu einem Andern und setzte dem so lange zu, bis er den Inhalt des Schreibens erfuhr; über den kam er in solche Wuth, daß er auf nichts Anderes sann, als auf den Tod des Königs."



Bamberg.

Ob der Mörder nun aus Privatrache wegen dieses königlichen Urias-
briefes oder infolge einer Verschwörung handelte, ist nicht mit Sicherheit
zu erkennen. Als Philipp auf der Burg der Babenberger Hof hielt, drang der

Pfalzgraf in das Gemach, wo der Kaiser der Ruhe pflegte, und versetzte ihm eine Wunde, an der er wenige Minuten nachher starb. Otto, der mit seinem Bruder, dem Bischof Egbert von Bamberg, und Heinrich von Andechs entflohen war und sich als Geächteter auf einem Hofe an der Donau versteckt hielt, wurde von den Vollstreckern der Reichsacht entdeckt und getödtet. Das Haupt ward vom Rumpfe getrennt und in die Donau geworfen; der Leichnam blieb unbestattet liegen bis ihm nach sieben Jahren auf päpstliche Erlaubniß ein christliches Begräbniß im Kloster Indersdorf zu Theil ward; die alte Burg Wittelsbach wurde geschleift.

Ueber die Erbauung der Altenburg fehlen alle geschichtlichen Nachweise. Dieselbe ist wahrscheinlich, wie so viele andere Kastelle, ursprünglich ein mit festen Mauern umgebener Signalthurm gewesen, den man zum Schutze gegen die Einfälle der Slaven erbaute. Im Jahre 1553 wurde sie vom Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach zerstört und, nach ihrem Wiederaufbau, im dreißigjährigen Kriege abwechselnd von Kaiserlichen und Schweden besetzt. Der Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn ließ die schon fast zur Ruine gewordene Burg wieder in etwas bessern Stand setzen, aber sie verfiel in kurzer Zeit aufs Neue. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts machte der Fürst Franz Ludwig sie seinem Leibarzte Dr. Markus zum Geschenk, und nach dessen Tode wurde sie von einer eigens dazu gegründeten Gesellschaft erkauft, durch freiwillige Beiträge hergestellt und erhalten. Die vom Fürstbischof Anton von Rotenhan erbaute, in den Jahren 1834—1836 restaurirte und erweiterte Kapelle ist interessant durch ihre Grabdenkmäler und Glasgemälde.

Die Bischofstadt Bamberg war schon früh zu Ansehen und Bedeutung gekommen. Für die Hebung ihrer Gewerbe und ihres Handels that Kaiser Friedrich II. viel, auch verlieh er ihr mehrere schützende Privilegien und Freiheiten. Das bischöfliche Regiment dünkte den Bürgern aber nicht immer leicht; mancherlei Uebergriffe der Bischöfe in ihre Rechte führten zu großen Mißhelligkeiten zwischen der Bürgerschaft und den Landesherren. Dazu kam, daß sich auch eine drückende Schuldenlast fühlbar machte, die auf dem Bisthum ruhte und durch immer neue Steuern getilgt werden sollte. So kam es wegen einer Weinsteuer, welche Kaiser Karl IV. dem Bischof Lampert von Brunn von den Bürgern zu erheben erlaubte, zu einem großen Aufruhr (1379), infolge dessen der Bischof aus der Stadt vertrieben wurde. Unter fortdauernden inneren Unruhen und Fehden nach außen lagen Handel und Gewerbe völlig danieder und hoben sich erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wieder. Die Reformation, welche durch die frühzeitige Einführung der Buchdruckerkunst in Bamberg sehr unterstützt wurde, gab zu neuen Wirren Veranlassung. Selbst Bischof Georg III. zeigte sich der neuen Lehre günstig und viele Priester und gelehrte Männer, wie Johann Schwanhauser, Cammerarius u. a., traten zu ihr über. Auch der Bauernkrieg berührte Bamberg; in der Charwoche 1525 kam es zu einem Aufstand gegen den Bischof Weigand, über dessen Residenz die Menge plündernd herfiel. In ganz Franken wurden die Besitzungen des Adels und der Geistlichkeit von den wüthenden Bauern verwüstet, bis Graf Truchseß von Waldburg den Aufstand niederwarf. An diese Schrecken

reihte sich der verheerende Krieg mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, und ehe sich das ringsverwüstete Land erholt hatte, brachen die Greuel des Dreißigjährigen Krieges über dasselbe herein. Die Schweden besetzten Bamberg, und der Herzog Bernhard von Weimar ließ sich als Herzog von Franken huldigen. Nach dem westfälischen Friedensschluß kam auch Bamberg mit dem übrigen Deutschland zu einiger Ruhe, und die Bischöfe Lothar Franz (1693—1729) und Friedrich Karl (1729—1746), beide aus dem Geschlechte der Grafen von Schönborn, waren eifrig besorgt die Wunden des Landes zu heilen.

Der Siebenjährige Krieg verhängte neue Leiden über die Stadt und ihren Umkreis. Am 31. Mai 1758 wurde Bamberg den Preußen übergeben, nachdem gegen sechzig Gebäude in der Gärtnervorstadt in Brand geschossen waren. Die Kontribution, welche den beiden Hochstiften Bamberg und Würzburg auferlegt wurde, betrug 6 Millionen Mark und Stellung von 500 Pferden. Da das Hochstift Bamberg die verlangte Summe nicht herbeischaffen konnte, wurde dieselbe zwar auf 1,200,000 Mark ermäßigt, als Bürgschaft dafür aber alles Hof- und Kirchensilber gepfändet und Geiseln weggeführt. Diese Bedrängnisse wiederholten sich mehrmals im Laufe des Krieges. Bischof Adam Friedrich (Graf Seinsheim) that viel, um der gänzlichen Verarmung seiner Unterthanen vorzubeugen; er öffnete 1772 die herrschaftlichen Getreidekästen, errichtete eine Brandassekuranzkasse und suchte nach Kräften zu helfen und zu lindern. Den Ruf eines fürstlichen Wohlthäters hatte auch sein Nachfolger, Bischof Franz Ludwig von Erthal († 1795), welcher das Krankenhaus in Bamberg stiftete.

Als der letzte Fürstbischof, Christoph Franz von Busek, im hohen Greisenalter 1795 die Regierung des Hochstifts übernahm, war schon ein neuer Feind im Anzug, die Franzosen, welche unter Jourdan am 4. August 1796 in Bamberg einzogen, das mit dem ganzen Land schrecklich unter den Erpressungen litt, mit denen diese Raubscharen das arme Volk heimsuchten. Kaum war der geflüchtete Bischof nach Jourdan's Abzug wieder in seine Residenz zurückgekehrt, so bedrohten die Franzosen unter Moreau die Stadt aufs Neue und nöthigten ihn abermals zur Flucht nach Kronach. Ein Jahr nach seiner zweiten Rückkehr endete Bambergs Eigenschaft als fürstbischöfliche Residenz und Landeshauptstadt, da es mit dem ganzen Hochstift 1803 dem Kurfürstenthum Bayern zufiel. In den Jahren 1808—1810 war es die Regierungsstadt des Mainkreises des Königreichs Bayern, und seit 1818 ist es der Sitz eines Erzbisthums, welchem die Bisthümer Würzburg, Eichstädt und Speyer untergeordnet wurden. Auch in der neuesten Entwicklungsperiode unserer Geschichte spielte Bamberg eine — wenn auch nur sehr untergeordnete — Rolle. Hier fanden die Zusammenkünfte der mittelstaatlichen Minister statt, welche über ihr Verhalten in der deutschen Frage Rath pflogen.

Dem Dome gegenüber liegt das ehemalige fürstbischöfliche Residenzschloß, 1702—1711 von dem Bischof Franz Lothar, Grafen Schönborn, in dem französischen Prunkstil jener Zeit erbaut. Auf dem Schloßplatze steht das (1864 errichtete) Denkmal des Bischofs Franz Ludwig von Erthal, der sich durch sein wohlthätiges Wirken um Bamberg hochverdient gemacht hat. Aus einem Fenster

des ersten Stockwerks des Schlosses stürzte sich am 1. Juni 1815 der französische Marschall Alexander Berthier in dem Augenblicke, als das Corps des russischen Obergenerals Barclay de Tolly in Bamberg einzog, in einem Anfall von Geistesstörung, welche in dem Kummer über das Unglück der französischen Waffen ihre Ursache hatte. Vom Jahre 1863 an bewohnte König Otto von Griechenland das Schloß mit seiner Gemahlin, deren Wittwensitz es nach seinem Tode bis an ihr Lebensende war.

Eine herrliche Aussicht über Stadt und Umgegend bietet sich vom Michaelsberge, auf dem die ehemalige Benediktinerabtei steht, deren Kirche die Grabmäler vieler Fürstbischöfe umschließt. Die Abtei ist jetzt zu einem allgemeinen Bürgerspital umgewandelt. Die Lage Bambergs zu beiden Seiten der schiffbaren Regnitz unweit der Mündung derselben in den Main, an der Bahnlinie nach Hof, von welcher die Bahn Schweinfurt-Würzburg abzweigt, ist nicht nur in landschaftlicher Beziehung höchst anziehend, sondern auch für die Industrie und den Handel der Stadt besonders günstig; namentlich hat sich ihr Transitohandel, der früher schon lebhaft war, in neuerer Zeit noch bedeutend gehoben. Die industrielle und gewerbliche Thätigkeit erstreckt sich auf Baumwollenspinnerei, Holzarbeiten, Tabakfabrikation, Färberei u. s. w.

Wie viele alte Städte Deutschlands hat auch Bamberg eine Volksklasse aufzuweisen, die durch ihre Eigenart wie durch ihre Thätigkeit eine weitreichende Berühmtheit erlangt hat. Es ist dies die Korporation der Gärtner, die bis zum Jahre 1862 mit uralten Satzungen und Privilegien bestand und noch jetzt eine besondere Genossenschaft bildet. Obgleich seit alter Zeit in dem Rufe stehend, daß Höflichkeit eben nicht zu ihren Tugenden gehöre, hat sie sich durch ihren Fleiß im Betrieb der Gärtnerei weithin Anerkennung verschafft, und viele ihrer Produkte, besonders Sämereien, Garten- und Feldfrüchte u. dergl., werden weit versendet.

Die Umgebungen von Bamberg. Von der Stadt wenden wir uns zu ihren vielgepriesenen Umgebungen und wandern zunächst am Schönleins-Denkmal vorüber zu jenem schönen Parke, welcher den Bambergern die herrlichsten Spaziergänge bietet, dem lieblichen Theresienhain, der sich an der Regnitz aufwärts bis zu dem Dorfe Bug an der Einmündung des Ludwigskanals hinzieht. Ueber den linken Arm des Flusses führen eine steinerne und drei eiserne Brücken, über den rechten eine 70 m. lange Kettenbrücke (1829 gebaut).

Die weitere Umgegend der Stadt bietet noch manche Zielpunkte zu sommerlichen Ausflügen. Die Haßberge, die sich von der oberen fränkischen Saale und den Rhönbergen bis zum Kessel von Bamberg erstrecken und eine Höhe von 487 m. erreichen, sind reich an schönen Punkten. Königshofen im nahen Grabfeld, früher den Grafen von Henneberg, dann dem Hochstift Würzburg gehörig, hat in der Nähe herrliche Buchenwälder. Der Steigerwald, welcher südlich vom Main die Fortsetzung der Haßberge bildet, darf wol zu den schönsten Wäldern Deutschlands gerechnet werden. Er besteht zum großen Theile aus Laubholz, besonders Buchen und Eichen. Die sogenannte Königsbuche zwischen Kloster Ebrach und Wustviel ist ein wahres Prachtexemplar. Sie hatte im Jahre 1860 in der Höhe von einem Meter über dem Boden 403 cm. im Umfang, erst bei 25 m. Höhe beginnen die Aeste, und ihre Krone hat noch

12 m. Höhe. Zu den bedeutenderen Höhen des Steigerwaldes, bei dessen Besuch wir schon in den Regierungsbezirk Unterfranken gelangen, gehören der hohe Landsberg, der Frankenberg, der Schwan- oder Schwabenberg und der Zabelstein. Kloster Ebrach war ehemals ein reiches Cisterzienserkloster, in dessen Kirche die Herzen der Würzburger Fürstbischöfe beigesetzt wurden. Jetzt dienen die Klostergebäude zur Gefangenenanstalt. In der Nähe von Scheinfeld im Steigerwald liegt das schöne Schloß Schwarzenberg, dem in Wien residirenden Fürsten Schwarzenberg gehörig. Andere Punkte in der weiteren Umgebung von Bamberg, wie Schloß Banz, eine frühere Benediktinerabtei, dann in den Besitz der herzoglichen Linie in Bayern übergegangen und jetzt eins der schönsten fränkischen Schlösser, und Vierzehnheiligen bei Staffelstein, eine die ganze Gegend weithin beherrschende Wallfahrtskirche, an der Stelle, wo einst (1446) einem armen Hirten, Namens Hermann, das Christkind, umgeben von den „vierzehn Nothhelfern" (oder Heiligen), erschien und ihm sagte, „es wolle hier im Lande wohnen", haben wir schon bei unserer Gebirgswanderung im Fränkischen Jura gestreift. Forchheim, die alte Grenzfestung der Bischöfe von Bamberg und einst der Lieblingsaufenthalt Karl's des Großen, liegt an der Mündung der Wisent in die Regnitz, an dem Eingang der sogenannten „Fränkischen Schweiz", jener Enclave des alten Hochstifts, in der sich die Lehre des Reformators, welcher selbst auf einer Wiese bei Muggendorf gepredigt haben soll, mitten im katholischen Lande erhalten hat.



Bauern aus der Bamberger Gegend.

Der Bauer des Bamberger Landes trägt noch die kurze gelblederne Hose mit hohen Stiefeln, welche einen Theil des Strumpfes an der Wade sehen läßt, dazu über der vielknöpfigen Weste einen Rock von meist dunkelblauem Tuch mit langen Schößen als Feiertagsgewand, sonst auch Zwillichrock, Jacke oder Wamms. Den Kopf bedeckt ein runder breitkrämpiger Hut, und um den Leib ist der lederne Gurt mit der Namenschiffre geschlungen. Das Charakteristische der Weibertracht ist das Kopftuch, im katholischen Theile roth mit buntem Bande, bei den Protestanten in der Streitberger und Muggendorfer Gegend schwarz oder schwarz und roth gestreift. Der übrige Theil des Anzugs der Frauen und Mädchen ist von der allgemeinen fränkischen Weibertracht wenig verschieden; nur in der Umgebung von Bamberg sieht man noch, besonders bei älteren Frauen, die „fränkische Haube" mit dem hohen steifen, nach rückwärts geneigten Kopf und den langen, hinten herabfallenden Bändern, um die Stirne ein schwarzes oder rothes Tuch gebunden, dessen Schleife vorn unter der Haube hervorsteht. —

Eine Bamberger Gelehrtenfamilie. Bamberg ist der Geburtsort zweier hervorragender Männer aus einer Familie, des berühmten Anatomen und Physiologen Ignaz Döllinger (geb. 1770, gest. 1841), des ersten Rektors der Münchener Hochschule seit ihrer Uebersiedelung von Ingolstadt, als Begründer einer wissenschaftlichen Entwicklungsgeschichte der organischen Wesen und durch mehrere Werke über den menschlichen Organismus in der gelehrten Welt rühmlichst bekannt, und seines nicht minder berühmten Sohnes, des in dem geistigen Kampfe unserer Zeit so viel genannten Stiftsprobstes Joh. Jos. Ignaz von Döllinger. Letzterer, geboren am 28. Februar 1799, zeichnete sich schon als junger Kleriker durch seine Gelehrsamkeit so besonders aus, daß er 1823 zum Professor am Lyceum in Aschaffenburg ernannt und 1826 als außerordentlicher Professor an die Universität München berufen wurde. Im folgenden Jahre sah er sich zum ordentlichen Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte befördert. Seit dieser Zeit nahm Döllinger den regsten Antheil an den Streitigkeiten über die gemischten Ehen und über die Kniebeugungsfrage und trat, als er 1845 als Abgeordneter der Universität in die bayerische Kammer gewählt wurde, auf das Eifrigste für die katholischen Interessen ein. Im Jahre 1847 wurde er infulirter Probst des Hochstifts St. Cajetan in München und im September desselben Jahres, wegen seiner kirchenpolitischen Parteistellung, als Professor in den Ruhestand versetzt. Die Bewegung des Jahres 1848 führte ihn in das deutsche Parlament, wo er sich als eines der bedeutendsten Mitglieder der katholischen Fraktion hervorthat. 1849 ward er in die bayerische Abgeordnetenkammer wiedergewählt und in seine Professur wieder eingesetzt. Er lehrte nun besonders Kirchengeschichte. Zwei Vorträge, die er im Jahre 1861 öffentlich in München hielt, und in denen er auf die Möglichkeit einer Beseitigung der weltlichen Herrschaft des Papstes hinwies und die Folgen eines solchen Ereignisses als nicht störend für den Bestand der Kirche selbst darstellte, waren es zunächst, die ihm Feinde und Anfechtungen von katholischer Seite zuzogen. Mehr noch war dies der Fall, als er bei einer von ihm und Haneberg nach München berufenen Versammlung katholischer Gelehrten eine Rede über Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie hielt. Im Jahre 1868 wurde er zum lebenslänglichen Reichsrath ernannt.

Der Kampf, welchen das päpstliche Unfehlbarkeitsdogma in der Katholischen Kirche hervorrief, sah ihn an der Spitze der Gegner desselben. Er bekämpfte die Beschlüsse des Konzils in der geistvollsten Weise, namentlich in Briefen über das Konzil in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, deren Gedankengang er in seinem Werke: „Der Papst und das Konzil von Janus“ weiter spann. Ende August 1870 hatte er den Vorsitz in jener Versammlung katholischer Gelehrten, welche in Nürnberg stattfand und durch ihre Erklärung gegen die Konzilbeschlüsse die erste Anregung zur Bildung altkatholischer Gemeinden gab.



Das alte Nürnberg.

Das kunst- und gewerbreiche Nürnberg.

Burg und Stadt in alter Zeit; Burggrafen und Stadtbürger. — Deutsche Kunst im Zeitalter der Reformation. — Hans Sachs und die Meistersinger. — Die Pegnitzschäfer. — Das heutige Nürnberg, seine Industrie und sein Volksleben. — Blicke auf Fürth, Erlangen und Bamberg.

Burg und Stadt in alter Zeit; Burggrafen und Stadtbürger. Der Ursprung der alten, hochberühmten Reichsstadt Nürnberg, der größten unter allen Reichsstädten, weist auf das Castrum Noremberc, die alte Reichsburg, zurück, die auf einem steilen Sandsteinfelsen im Gebiete der unteren Pegnitz thront. Die Zeit ihrer Entstehung ist so wenig sicher festzustellen als die der Stadt selbst, doch ist anzunehmen, daß sie zur Zeit Kaiser Konrad's III. schon in einzelnen Theilen bestand und unter seinem Nachfolger Friedrich I. erweitert und ausgebaut wurde. Die alte Linde auf dem Burghofe, welche die Kaiserin Kunigunde vor achthundert Jahren gepflanzt haben soll, mag öfters den Wandel der Umgebungen gesehen haben. Schon die Unregelmäßigkeit in der äußern und innern Bauart der Burg weist auf die verschiedenen Perioden ihrer Erbauung hin. Zu ihren ältesten Theilen gehört unstreitig der sogenannte „Heidenthurm", welcher sie östlich flankirt und seinen Namen von einigen an ihm angebrachten Figuren hat, die man für heidnische Götterbilder hielt. Die durchaus unbegründete Sage, welche den Ursprung Nürnbergs auf die Römer

zurückführt, macht ihn zu einem Tempel der Diana. Das Erdgeschoß des Thurmes bildet den Chor der St. Margarethenkapelle. Ueber dieser liegt die Kaiserkapelle, zu der eine kleine Treppe vom Saale der Burg aus führt. Beide Kapellen sind im romanischen Stil erbaut. Die eine der vier schlanken maurischen Säulen, welche das Gewölbe tragen, zeigt in der Mitte einen Ring, an den sich die Sage knüpft, daß der Gottseibeiuns mit dem Schloßkaplan beim Bau der Kapelle gewettet habe, er wolle eher jene vier Säulen aus Rom herbeibringen, als der Priester mit dem Lesen einer Messe fertig werde. Wie gar häufig in der Sage, war aber der Teufel der Geprellte; denn als er mit der vierten Säule herbeikam, rief ihm der Burgpfaffe das „ite missa est" entgegen; da warf der Teufel in der Wuth, die Seele des Gottgeweihten verloren zu haben, die Säule zu Boden, daß sie in der Mitte barst. Die beiden Theile wurden durch den Ring verbunden. Ein bemalter bärtiger Menschenkopf an einem Bogen des Gewölbes gilt als das Bildniß des Priesters, könnte aber ebenso gut dasjenige des Teufels vorstellen.

Dreißig deutsche Kaiser sind in diesen Burghof eingezogen — es ist eine geweihte Stätte des Vaterlandes. Hier wurde von Kaiser Heinrich IV. der Krieg gegen die Ungarn berathen; hier empfing der unglückliche Heinrich IV. die Gesandten seines großen Gegners Gregor VII., hierher flüchtete er nach der Buße von Canossa; hier weilte Friedrich Barbarossa, bevor er gegen Mailand zog, empfing die Gesandten des griechischen Kaisers und des Sultans von Iconium; hier legte Friedrich II. den Grund zur Größe der Stadt durch Verleihung des reichsstädtischen Privilegiums (8. November 1219); hier verweilte auch Ludwig der Bayer mit Vorliebe, und Friedrich III. krönte hier (1487) den Dichter Konrad Celtes. Auch die nachfolgenden Kaiser bezeugten der Burg ihre Achtung, und erst als die Habsburger ihre ständige Residenz in Wien nahmen und der Reichstag in Regensburg versammelt blieb, waren die Tage des Glanzes und der Festlichkeiten für die Nürnberger Reichsburg vorüber.

Die Burggrafen (Kastellane oder Präfekten) von Nürnberg gehörten seit Heinrich's VI. Zeit dem Grafengeschlechte der Zollern an, bei welchem diese Würde mit Friedrich I. erblich wurde. Ihnen stand der Gerichtsbann und das Geleitsrecht zu, auch hatten sie die Vertheidigung der Burg über sich, und die Stadt, die sich im Laufe der Zeit in der Nähe der Burg angesiedelt hatte, mußte ihnen Abgaben zahlen und Frohndienst leisten. Sie besaßen aber auch ein eigenes Schloß in Nürnberg, welches an dem Platze vor der Reichsburg, der sogenannten Freiung, stand. Dicht an das Schloß der Burggrafen bauten die argwöhnischen Bürger (1367) einen Thurm, den „Lug ins Land", um beobachten zu können, was auf der Burg vorging; denn mit dem wachsenden Selbständigkeitsgefühl der Stadt mehrten sich die Streitigkeiten zwischen dem Rath und den Burggrafen, und im Jahr 1362 schloß sich die Stadt sogar durch eine Mauer ganz von der Zollernburg ab.

Der Name der Stadt Noremberc wird zum ersten Male in einer Urkunde gefunden, die Kaiser Heinrich III. im Jahre 1050 auf dem Schloß daselbst ausstellte. Ihr frühester Umfang reichte von der Burg bis ungefähr zur jetzigen Tatzelgasse; ihre erste Erweiterung erhielt sie in der Mitte des 12. Jahrhunderts.

Später baute man bis zu dem Flusse Pegnitz hinunter, und zwischen 1350 und 1427 fiel die dritte Erweiterung der Stadt und ihre Umschließung mit dem jetzt an mehreren Stellen durchbrochenen Mauergürtel und dem ebenfalls schon theilweise ausgefüllten Graben. Die Befestigungen um die Burg wurden erst 1538 vollendet. Die gewaltigen runden Thürme an den vier ältern Hauptthoren erhielten ihre jetzige Gestalt in den Jahren 1555—1568.



Eintritt in die Burg von Nürnberg.

Zur Zeit der Kämpfe Kaiser Lothar's mit den Hohenstaufen soll Nürnberg viel gelitten haben. Die Kaiser Friedrich der Rothbart und Friedrich II. waren der Stadt besonders geneigt, wie der Letztere durch das ihr verliehene Privilegium der Reichsfreiheit (1219) bekundete. Seit dem Beginn ihrer Reichsfreiheit war das Stadtregiment in den Händen des Patriziats. Erst nach dem Aufstand eines Theils der Bürgerschaft gegen den Rath (1348) wurde auch den Bürgern einiger Antheil an demselben eingeräumt.

An die Zeiten des Faustrechts und an den Erzritter und Zauberer Eppelin (Appollonius) von Gailingen erinnert noch ein Wahrzeichen, welches an der inneren Mauer der nördlichen Burgfreiung, neben dem fünfeckigen Thurm in

Nürnberg, in Form von Hufeisen eingehauen ist. Dieser sagenhafte Ritter hatte der Stadt schon manchen bösen Streich und Schabernack gespielt und war endlich in dem Dorfe Postbauer in der Oberpfalz nebst seinen Spießgesellen gefangen worden. Nach kurzem Prozesse sollte er gehenkt werden, durfte aber vor der Vollziehung des Urtheils noch eine Bitte aussprechen. Er bat nur um die Erlaubniß, noch einmal sein treues Roß besteigen zu dürfen. Kaum aber war ihm dieselbe gewährt worden, so setzte der Ritter vor den Augen der verwunderten Rathsherren und der zahlreichen Volksmenge, welche neugierig den Galgen umstand und sich auf das Schauspiel freute, den Ritter baumeln zu sehen, mit kühnem Sprunge über den breiten Burggraben fort und war bald aus ihrem Gesichtskreis entschwunden, daher denn das Sprüchwort stammt: „Die Nürnberger henken Keinen, sie hätten ihn denn." Er entging übrigens seinem Schicksale nicht für immer, sondern wurde im Jahre 1381 mit zweien seiner Spießgesellen und vier Knechten gefangen und auf Anklage Nürnbergs und anderer Reichsstädte zu Neumarkt hingerichtet.

Die vier fränkischen Reichsstädte hatten schon 1368 ein Schutz- und Trutzbündniß unter sich geschlossen und standen einander treulich im Kampfe gegen ihre Feinde bei, denen sich auch mächtige Fürsten und Grafen des Reichs anschlossen. Trotz des Landfriedens, der zu Mergentheim und Nürnberg mehrmals erneuert worden war, dauerten die Befehdungen der Städte fort. Endlich entbrannte der Krieg allgemein und die Stadt Nürnberg leistete ihren Bundesgenossen treue Hülfe. Sie stellte eine so große bewaffnete Macht zu dem Bundesheere, daß man das nürnbergische Stadtbanner zum Bundespanier erwählte, unter dem die ganze Heeresmacht der Städter sich vereinte. Burggraf Friedrich von Nürnberg belagerte die Reichsstadt Windsheim und ängstigte sie sieben Wochen lang mit Stürmen und Schießen. Die Windsheimer wendeten sich um Hülfe an Nürnberg, das dem Burggrafen absagte und am 6. September 1387 eintausend Reisige zu Pferd mit einer noch größeren Anzahl Fußvolk gegen Langenzenn aussandte, welches erobert und verbrannt wurde. Ferner zerstörten sie die Burg Altenberg bei Zirndorf, Schloß Schönberg, Markt Bayersdorf und viele andere Städtchen und Dörfer der Gebiete des Burggrafen und seiner Verbündeten. Infolge der Verwüstungen seines Gebietes mußte der Burggraf von Windsheim ablassen. Bald darauf wurde die Fehde beigelegt. Auch die Burggrafenburg zu Nürnberg wurde in einer Fehde des Burggrafen Friedrich mit dem Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt durch den Pfleger von Laufs niedergebrannt. Friedrich, der inzwischen zum Kurfürsten von Brandenburg erhoben worden, verkaufte die Ruine mit den zur Burg gehörigen Ortschaften und Wäldern, so wie den ihm zustehenden Gerechtsamen an die Stadt Nürnberg.

Schwerere Kämpfe bestand die Stadt mit dem ritterlichen Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, der den Frieden, welchen sein Vater geschlossen hatte, nicht anerkennen wollte und auf Rückgabe der Burg bestand. Mit ihm verbanden sich 17 Fürsten, 15 Bischöfe und der größte Theil des fränkischen Adels, während die Stadt nur die Hülfe der Reichsstädte in Anspruch nehmen konnte. In acht Gefechten blieb Albrecht Achilles Sieger, die

neunte Schlacht gewannen die Nürnberger unter ihrem Feldhauptmann Kunz von Kaufungen, der eintausend Schweizer in Dienst genommen hatte.

Durch den Markgrafen Casimir von Brandenburg-Ansbach erlitten die Nürnberger (im Jahre 1502) hart vor ihren Thoren eine schwere Niederlage. Sie hatten den Feind bei dem Dorfe Affalterbach aufgesucht, wurden aber in einen Hinterhalt gelockt und im Angesichte der Stadt, zu der sie zurückkehrten, von den Markgräflichen geschlagen, wobei sie infolge des Irrthums, daß man die Flüchtigen in der Stadt für Feinde hielt, gegen dreihundert ihrer mit ausgezogenen streitbaren Bürger durch das Feuer von den Wällen verloren.

Fünfzig Jahre später hatte die Stadt eine Belagerung durch den Markgrafen Albrecht Alcibiades auszuhalten, mußte sich aber, da ihr keine Hülfe wurde, mit ihm in Frieden vergleichen.

Deutsche Kunst im Zeitalter der Reformation. Die günstige Lage von Nürnberg brachte es mit sich, daß die Stadt schon bald nach den Kreuzzügen der Mittelpunkt des Handelsgebiets von ganz Mittel- und Süddeutschland wurde. Durch das Thal der Regnitz, welches gewissermaßen die Fortsetzung der Lechlinie bildet, ging die große Handelsstraße aus Italien über Füßen oder Mittenwald auf Augsburg und Nürnberg, von hier über Braunschweig nach Hamburg, Lübeck und Bremen oder den Main und Rhein hinab nach den reichen niederrheinischen und flandrischen Städten. Auf ihr bewegte sich bis zur Entdeckung des Seeweges nach Ostindien der indisch-orientalische Handel. Seit der Auffindung des Seeweges schlugen zwar die ostindischen Waaren eine andere Straße ein, aber noch das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch wanderten die Erzeugnisse der Nürnberger Handwerker und Künstler nach Frankreich, Spanien, Italien und England, und noch immer behielt das Sprüchwort Recht: „Nürnberger Hand geht durchs ganze Land."

In jener Reihe von Erfindungen, welche den Uebergang aus dem Mittelalter zur Neuzeit bezeichnen, ging Nürnberg als die Stadt des „Witzes im Erfinden" voran, und noch während des sechzehnten Jahrhunderts standen die Malerei, Bildhauerkunst, Erzgießerei, Holzschnitzerei und Glasmalerei, Goldschmiedekunst und selbst das Tischlergewerbe in hoher Blüte. Hier fertigte der Astronom und Genosse der portugiesischen Seefahrer, Martin Behaim, den berühmten Erdglobus (1491), der sich noch heute im Besitz der freiherrlich Behaim'schen Familie daselbst befindet. Die Nürnberger Zirkel-, Reißzeug- und Kompaßmacher gewannen um dieselbe Zeit einen bedeutenden Ruf. Im Jahre 1500 erfand der Uhrmacher Peter Hele (oder Henlein) die ersten Taschenuhren, welche ihrer ovalen Form wegen „Nürnberger Eier" genannt wurden, wahre Wunderwerke der damaligen Mechanik, aber, soviel man an den noch vorhandenen Exemplaren in Museen und Kunstkabinetten sieht, noch ziemlich groß und plump. Schon 1535 machten indessen die Kunstschlosser Andreas Heinlein und Kaspar Werner so kleine künstliche Uhrwerke, daß sie in den damals viel getragenen Bisamknöpfen Raum hatten. Im Jahre 1517 wurde in Nürnberg das Radschloß zu den Feuergewehren und im Jahre 1540 die Windbüchse erfunden. Andere Erfindungen wurden in Nürnberg weiter ausgebildet und vervollkommnet, so die Kupferstecherkunst durch die Erfindung

des Aetzgrundes von Albrecht Dürer und die Buchdruckerkunst durch den Metalldruck von Hans Bopfinger.

Die bildenden Künstler dieser Zeit haben ihre Vaterstadt reich geschmückt und ihr den Namen: „des Römischen Reiches Schmuckkästlein" erworben. Schön ausgezierte Fenster und Thüren, geschnitzte Tragbalken, Basreliefs von Säulen und Figuren, alte Erker oder Chörlein mit schönen gothischen Verzierungen, Wappen über den Thoren, in Nischen zwischen den Fenstern und auf Postamenten an den Ecken zwischen den Stockwerken stehende Heiligenbilder und eingemauerte Basreliefs von hervorragenden Meistern, beurkunden den Reichthum und Geschmack ihrer Erbauer und Besitzer. Und das Auge, das nach oben sieht, ist von Erstaunen gefesselt beim Anblick dieser bizarren Giebelbildung, dieser wunderlichen Thürmchen, Erkerchen, Zacken, Drachen und anderer phantastischer Gestalten, die oft hoch in die Lüfte aufsteigen, oft weit in die Gassen hineinragen.

Ein herrliches Denkmal der älteren bildenden Kunst ist der schöne Brunnen auf dem Hauptmarkt. Die schlanke Pyramide mit ihren zahlreichen zierlichen Spitzen, dem reich durchbrochenen Maßtwerk, den edlen Männergestalten in den Nischen, unter denen wir in dem unteren Stockwerke die sieben Kurfürsten und neun Helden aus alter Zeit — den Frankenkönig Chlodwig, Karl den Großen, Gottfried von Bouillon; Judas Maccabäus, Josua, David; Hektor, Alexander, Cäsar — in dem oberen Stockwerke Moses und die sieben Propheten erblicken, macht einen entzückenden Eindruck. Kein Stein, keine Fläche ist aufzufinden, die nicht der kunstreiche Meister durchbildet, belebt und verschönt hätte. In dem den Brunnen umgebenden Eisengitter ist ein beweglicher eiserner Ring kunstvoll eingeschmiedet, das Wahrzeichen der Handwerksburschen. Der Meister dieses Kunstwerks hieß Heinrich Behaim, genannt „der Palier"; dasselbe wurde in den Jahren 1385—1396 unter der Leitung des Stadtbaumeisters Friedrich Pfinzing und später Ulman Stromers ausgeführt.

Der größte Künstler, den Nürnberg geboren, und zugleich der Träger der ganzen geistigen Richtung seines Volkes und seiner Zeit, war Albrecht Dürer (geb. 21. Mai 1471), der zweite Sohn des Goldschmieds Albrecht Dürer, der, ein geborener Ungar, im Jahre 1455 als Geselle in Nürnberg einwanderte und sich daselbst bleibend niederließ. Des Vaters Wille mehr als eigener Trieb führte den jungen Albrecht der Goldschmiedekunst zu. Es war keine verlorene Zeit, die er als Lehrling in seines Vaters Werkstätte verbrachte. Besonders erlangte er durch seine Beschäftigung eine außerordentliche Sicherheit in der Zeichnung. Als die Neigung zur Malerkunst entschieden bei dem jungen Dürer hervortrat, gab der Vater nach und sandte ihn in seinem fünfzehnten Lebensjahre zu dem damals berühmtesten Maler in Nürnberg, Michael Wohlgemuth, in die Lehre, bei dem er freilich nur das Handwerksmäßige der Malerei erlernte. Nachdem Albrecht dort „ausgedient" hatte, wie er in den Aufzeichnungen aus seinem Leben sich ausdrückt, ging er auf die Wanderschaft, die ihn vier Jahre (von 1490—1494) von der Vaterstadt entfernte. Ueber diese Zeit seines Lebens sind von ihm selbst leider gar keine Nachrichten vorhanden. Wir wissen nur aus Johann Neudörffer's „Nachrichten von

Nürnberger Künstlern", daß er 1492 nach Kolmar gekommen und dort bei den Brüdern des verstorbenen Malers Martin Schongauer gut aufgenommen und verpflegt wurde. Daß er auch in Basel gewesen und daselbst längere Zeit gelebt und gearbeitet hat, beweist ein dort in der öffentlichen Kunstsammlung vorhandenes, mit seinem Monogramm und der Jahreszahl 1491 versehenes Gemälde, die Anbetung der heiligen drei Könige darstellend. Wahrscheinlich ist auch, daß er sich gegen das Ende seiner Wanderschaft in Straßburg aufgehalten hat. Nach der Rückkehr in die Vaterstadt wurde er „Meister" und führte ein Weib heim. „Und als ich heim kommen war," erzählt er selbst, „handelt Hans Frey mit meinem Vater und gab mir seine Tochter mit Namen Jungfrau Agnes und gab mir zu ihr 200 Gulden, und hielt die Hochzeit, die war am Montag vor Margaretha im Jahre 1494." — Daß dieser Heirath keine feurige Liebe vorausging, leuchtet wol aus diesem trockenen Bericht hervor; daß aber Frau Agnes die „böse Sieben" gewesen, als welche sie im Volksmund und auch in vielen Schriften über Dürer bezeichnet wird, dafür fehlt doch der überzeugende Beweis. Willibald Pirkheimer, der bekannte Freund und Jugendgenosse Dürer's, von dessen Brief an den Baumeister Tscherte in Wien diese üble Nachrede zunächst ausging, sagt doch in demselben Schreiben auch, er zweifle nicht, daß sie eine ehrenhafte, fromme und ganz gottesfürchtige Frau sei, und Dürer selbst hat sich in seinen Schriften nie über sie beklagt. Die Wahrheit mag vielmehr sein, daß sie, eine schlichte Handwerkerstochter, dem genialen Fluge ihres Gatten nicht zu folgen vermochte und eine streng sparsame Hausfrau, eine „Rechenmeisterin" war, wie sie Dürer im Scherze nennt. Als Dürer's Jugendfreund, Willibald Pirkheimer, 1497 voll hoher Kunstbegeisterung aus Italien zurückkehrte und sich eng an ihn



Der schöne Brunnen auf dem Hauptmarkt zu Nürnberg.

anschloß, begann die erste Periode seiner wirklich künstlerischen Thätigkeit; — besonders gehören die Jahre 1504 und 1505 zu den fruchtbarsten seines Lebens. — Im Jahre 1506 zog er nach Italien. Mit einer ihm von Pirkheimer vorgeschossenen Summe Geldes und einigen kleinen Kunstwerken, die er zu verkaufen hoffte, machte er sich zu Pferde auf den Weg und zwar nach Venedig. Hier erhielt er den Auftrag, für die deutsche Kirche eine Altartafel zu malen. Das Bild gefiel so, daß man ihm glänzende Anerbietungen machte, wenn er in Venedig bliebe. Er aber schlug sie aus und kehrte, nachdem er in anregendem Verkehr mit den italienischen Künstlern Giovanni Bellini und Tizian gestanden, 1507 nach Nürnberg zurück.

Hier begann jetzt die Blütezeit seines Wirkens (1505—1520), eine so anhaltende und vielseitige Thätigkeit, wie sie wenige Künstler entwickelt haben. Außer einer bedeutenden Zahl von Oelgemälden führte er eine solche Menge von Zeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten und so mühevolle plastische Arbeiten in Buchsbaum und Speckstein aus, daß man die Fülle des darin niedergelegten Geistes, den Reichthum der Ideen und Phantasien, die immer neu und frisch aufsprudelnde Kraft ihres Urhebers bewundern muß. Und dieser Kraft wurde von außen keine entsprechende Förderung zutheil; nur hin und wieder erhielt er von einigen Fürsten künstlerische Aufträge. Zum Kaiser Maximilian stand er seit 1512 in nahem Verhältnisse, das zwar ehrenvoll für ihn war, ihm aber keinen großen Nutzen brachte; denn die Bezahlung für seine Arbeiten lief in der Regel nur nach langem Petitioniren spärlich ein. Einen künstlerischen Wirkungskreis erhielt er durch den Kaiser nicht. Daß gerade diese zweite Periode seiner Thätigkeit weniger mit Oelgemälden als mit Holzschnitten und Kupferstichen ausgefüllt ist, findet in Dürer's Charakter seine natürliche Erklärung. Die Oelmalerei war ihrem Wesen nach nicht geeignet, rasch und allgemein die Gedanken zu veranschaulichen, die durch die gährenden Elemente seiner Zeit fort und fort in ihm geweckt und durch seinen regen Eifer, an der Gestaltung der Zustände und insbesondere an den reformatorischen Bestrebungen mitzuwirken, genährt wurden.

Die dritte Periode der Dürer'schen Thätigkeit (1520) beginnt ebenfalls mit einer Reise, und zwar nach den Niederlanden. Ueberall wo er sich auf der Durchreise aufhielt, wurde er mit Freundschafts- und Ehrenbezeugungen überhäuft. In Brüssel wurde er dem Kaiser Karl V. vorgestellt und machte die für ihn höchst wichtige Bekanntschaft des eifrigen Beförderers der Reformation Erasmus von Rotterdam, durch den er für Luther's Lehre gewonnen wurde, obgleich er sich noch nicht offen von der Katholischen Kirche lossagte. In seiner Vaterstadt, in die er darauf, reich an Erfahrungen, zurückkehrte, gestalteten sich seine Verhältnisse infolge der Reformationsbewegung noch ungünstiger als bisher. Der Kampf gegen die alte Kirche führte auch den Kampf gegen die Kunst, als deren Dienerin, nach sich.

Die beiden bedeutendsten Männer, mit denen Dürer damals in freundschaftlichen Verhältnissen stand, waren Melanchthon, dessen Aufenthalt in Nürnberg freilich von nicht langer Dauer war, und Hans Sachs, mit dem er bis an sein Lebensende Freundschaft hielt. Nur wenige Oelbilder, aber wiederum

viele Holzschnitte und Kupferstiche stammen aus dieser Zeit, darunter zahlreiche Schöpfungen seiner freien Phantasie, aber auch manche religiöse Gegenstände, aus denen hervorgeht, daß er noch nicht die Dogmen der alten Kirche, sondern nur ihre Mißbräuche bekämpfte. Zwei der schönsten und bekanntesten Arbeiten aus dieser Zeit, beide aus dem Jahre 1526, sind das berühmte Porträt des Hieronymus Holzschuher, jetzt im Germanischen Museum zu Nürnberg (Eigenthum der Familie), und die „Vier Apostel" (Johannes und Petrus, Markus und Paulus), jetzt in der Pinakothek zu München, die nicht nur als redendes Glaubensbekenntniß, sondern als der Inbegriff und Höhepunkt seines protestantisch gewordenen Künstlerthums anzusehen sind. So ungefähr beurtheilte er selber diese Gestalten in der Schrift, mit welchen er sie seiner Vaterstadt zueignete. Es war ein Akt von Schlußrechnung, die er ihr mit seinem Abscheiden vorlegte. Ein Fieber, das er sich auf seiner letzten Reise geholt hatte, und das Uebermaß geistiger Anstrengung, das er sich zuletzt auferlegt, hatten ihm eine Art von Auszehrung zugezogen, die seiner irdischen Laufbahn ein schnelles Ende bereitete. Er starb am Charfreitag, 6. April 1528, zu Nürnberg.


Albrecht Dürer's Standbild in Nürnberg.

Dürer ist als der eigentliche Begründer der deutschen Kunst anzusehen. Indem er die herkömmliche streng kirchliche Auffassung und Darstellung abstreift, bringt er Personen und Begebenheiten in rein natürliche lokale Verhältnisse und umkleidet sie mit dem Gewande der poetischen Gemüthlichkeit und Herzlichkeit. In technischer Beziehung unterscheidet er sich von den zeitgenössischen Malern besonders dadurch, daß er weniger durch die Farbe, durch

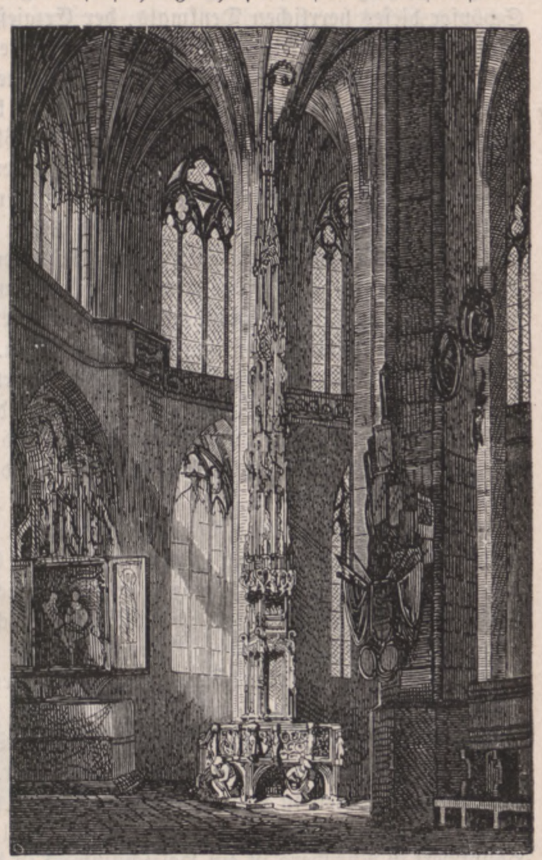
den Wechsel von Licht und Schatten, als durch die Linie zu wirken sucht. Was Dürer zu einem Künstler von universeller Bedeutung erhob, war nicht nur der unerschöpfliche Reichthum seiner Erfindungsgabe, sondern auch sein tiefer Ernst und sein treues Streben — Eigenschaften, in denen er den größten Künstlern aller Zeiten gleichsteht. Dennoch erscheint Manches in seinen Arbeiten schwach oder unschön; dies war theils die Folge seines Hanges zum Phantastischen, theils auch die des Druckes der äußeren Verhältnisse, der ihn das schön Gedachte nur selten ebenso schön ausführen ließ. Daher auch das Ungleiche in seinen Gestalten, die zuweilen von überraschender Schönheit, zuweilen aber auch von abstoßender Häßlichkeit sind.

Größere Verdienste als um die Entwicklung der Malerei erwarb sich Dürer einestheils durch die Kupferstecherkunst, die er durch die Richtigkeit und Gründlichkeit seiner Zeichnung und durch die Ausbildung der Linienmanier förderte, anderntheils durch die Holzschneidekunst, indem er alle Eigenschaften einer ausgebildeten und kräftigen Federzeichnung auf den Formschnitt übertrug, und durch die Holzschnitzerei. Weniger bekannt ist Dürer's schriftstellerische Thätigkeit, die er in den letzten Jahren seines Lebens entwickelte und die sich auf das Studium der Anatomie und der Perspektive, auf die bürgerliche Baukunst und auf die Befestigungskunst bezog. Die Grundsätze der letzteren wurden bei dem Grundriß der Umwallung von Nürnberg und bei der Erbauung der großen flankirenden Thorthürme angewandt.

Dürer's Gemälde sind über die meisten Galerien Deutschlands verbreitet, während seine Vaterstadt nur wenige besitzt. Dürer's Wohnhaus in Nürnberg, ein altes Haus an der Ecke der Albrecht-Dürer-Straße (Nr. 376), ist jetzt Eigenthum der Stadt und durch ein Medaillonbild bezeichnet. Seine Ruhestätte fand er auf dem St. Johanniskirchhof, sein Freund Pirkheimer setzte ihm die Grabschrift. Auf dem alten Milchmarkt, jetzt Albrecht-Dürer-Platz, erhebt sich das Standbild des Meisters, nach Rauch's Modell von Burgschmiet gegossen.

Zu den hervorragendsten plastischen Künstlern Nürnbergs gehörte Adam Krafft. Ueber seine äußeren Lebensverhältnisse ist wenig bekannt. Sein Geburtsjahr mag noch in die dreißiger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts fallen. Er wohnte auf dem sogenannten Steig bei St. Jakob, in der Nähe des ehemaligen Karthäuser-Klosters (des jetzigen Germanischen Museums). Außerdem wissen wir von ihm, daß er sich 1490 am 6. September zum zweiten Male verheirathete und daß seine zweite Gattin eine Wittwe war, die sich ihrem Adam zu Liebe Eva nannte, obgleich sie eigentlich Magdalena hieß. Als er Alters halber seiner Kunst nicht mehr vorstehen konnte, zog er nach Schwabach (einer ehemals markgräflichen Stadt, $2^1/_2$ Stunde von Nürnberg) und starb daselbst im Jahre 1507, ungefähr 70 Jahre alt. Sein berühmtestes Werk ist das wundervolle Sakramentshäuslein oder Weihbrotgehäuse, welches den gothischen Prachtbau von St. Lorenzen ziert. Es ist eine Stiftung von Hans Imhof (1493 bis 1500 ausgeführt). Die 18 m. hohe, künstlich durchbrochene und mit Bildwerken gezierte Thurmpyramide wird von drei Figuren, dem Meister und seinen beiden Gesellen knieend getragen. Die feine, fast unbegreiflich scheinende Sandsteinarbeit der mannichfach verschlungenen Aeste und Blumen,

welche die Pyramide umranken, hat die völlig ungegründete Annahme entstehen lassen, Krafft habe das Geheimniß gekannt, eine Masse aus gestoßenen Steinen in Formen zu gießen und so das wunderbare Gebild herzustellen. Ein anderes Kunstwerk Krafft's ist das Grabdenkmal der Familien Schreyer und Landauer am äußeren Chor der Sebalduskirche, dem Rathhause gegenüber, die Kreuztragung, Grablegung und Auferstehung Christi darstellend. Von seiner Hand sind auch die sogenannten „Stationen" auf dem Wege nach dem Kirchhofe zu St. Johannis, welche den Leidensgang Christi von Pilatus zur Schädelstätte bezeichnen und in Zwischenräumen nach den Abmessungen, welche der Stifter Martin Kötzel selbst in Jerusalem machte, angebracht sind. Den Schluß bildet eine Darstellung der Kreuzigung in natürlicher Größe.



Das Sakramentshäuslein; von Adam Krafft.

Das „höchste Heiligthum deutscher Kunst" bewahrt nach Franz Kugler's Worte die St. Sebalduskirche in dem Grabdenkmal ihres Heiligen, welches der Erzgießer Peter Vischer mit seinen fünf Söhnen, Peter, Hermann, Johann, Paul und Jakob, von 1506 bis 1519 ausführte. In neuerer Zeit wurde die Zeichnung des Sebaldusgrabes dem Bildhauer und Bildschnitzer Veit Stoß zugeschrieben (nach des Kunstschriftstellers Bergau in Nürnberg Angaben soll sie aus dem Jahre 1488 von einem unbekannten Architekten stammen) und Peter Vischer soll den Entwurf nur bedeutend verkleinert und mancherlei Aenderungen daran gemacht haben. Wie dem auch sei, die herrliche Ausführung in Modellirung und Guß bleibt ihm und seinen Söhnen unbestritten, und sie genügt, seinen Namen denen der größten Künstler anzureihen. Der Heilige, dessen Gebeine hier ruhen sollen, war nach der Legende ein dänischer Königssohn, der in seiner Hochzeitsnacht floh, um irdische Liebe mit himmlischer zu vertauschen. Er predigte in der Gegend von Nürnberg das Evangelium und starb 801.

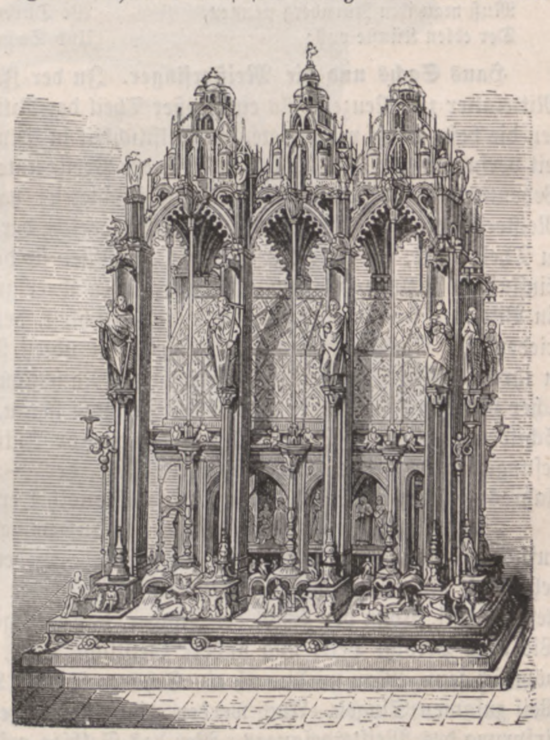
Das Grabmal bildet einen kleinen gothischen Dom über dem silbernen Sarge, in welchem die Gebeine ruhen. Vier Doppelpfeiler tragen die in Spitzbogen gewölbte Decke; vor diesen stehen die zwölf Apostel, über denselben die zwölf kleinen Propheten. Eine große Anzahl allegorischer oder phantastischer Gestalten schmücken noch außerdem das Kunstwerk. Der Unterbau, auf welchem der Sarg ruht, zeigt in Nischen Scenen aus der Legende des heiligen Sebald. Der Schöpfer dieses herrlichen Denkmals, der Erzgießer oder, wie ihn seine Zeit nannte, „Rothschmied" Peter Vischer, ist 1455 oder 1456 in Nürnberg geboren. In einer Nische des Sockels erblicken wir sein eigenes Bildniß, eine feste, gedrungene Gestalt, mit dem Schurzfell umgürtet, in der kunstfertigen Linken den Meißel, in der nervigen Rechten den Hammer, den Blick fest nach vorn, ein wenig aufwärts gerichtet, so steht er vor uns — in seiner starren eisernen und doch so lebensvollen, so frischen Erscheinung ein mustergiltiges Vorbild damaligen deutschen Wesens, in dem Handwerk und Kunst unauflöslich verbunden erscheinen. Er war das Haupt einer ganzen Künstlerfamilie, denn auch seine fünf Söhne werden in der Kunstgeschichte rühmlich genannt. Außer seinem Hauptwerk besitzt Nürnberg noch manche andere Arbeiten des Meisters, und in ganz Deutschland sind Werke von ihm verbreitet, wie u. a. das treffliche Monument des Erzbischofs Ernst von Magdeburg im dortigen Dome, dann mehrere Grabmäler von Bischöfen im Bamberger Dom, das Denkmal des Kurfürsten Johann Cicero († 1499) im Dom zu Berlin und viele andere. — Der Meister starb zu Nürnberg den 7. Januar 1529, und liegt auf dem St. Rochuskirchhof daselbst begraben.

Zu dem Künstlerkreise, der in Nürnberg im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert lebte und wirkte, zählt auch Veit Stoß, der Holz- oder Bildschnitzer, wie er gewöhnlich genannt wird, obgleich er auch ein Bildhauer in Stein und, wie Sandrart sagt: „des Reißens (Zeichnens), Malens und Kupferstechens kundig war."

Die Ehre, die Geburtsstadt dieses berühmten Künstlers zu sein, machte Krakau lange Zeit hindurch der Stadt Nürnberg streitig. Nach neueren Forschungen ist es jedoch unzweifelhaft, daß Veit Stoß in Nürnberg geboren wurde und der Sohn eines dortigen Bürgers war. Daß er indeß schon in der Jugend längere Zeit in Krakau gelebt hat, geht aus den Bildwerken hervor, die er daselbst geschaffen, darunter das Grabmal des Königs Kasimir. Sein Hauptwerk in Nürnberg ist ein Holzschnitzwerk in der St. Lorenzkirche, der sogenannte „englische Gruß", die Verkündigung der Maria darstellend, die Gestalten der Jungfrau und des Engels in voller Lebensgröße (1518 vollendet). Auch andere Kirchen Nürnbergs bewahren Holzschnitzereien von ihm, und gleich Adam Krafft werden auch ihm einzelne Marien- oder Heiligenbilder an den Häusern zugeschrieben.

Die Ausübung der Kunst im praktischen Sinne, die Verwerthung künstlerischer Erzeugnisse auf öffentlichen Märkten durch die Künstler selbst, wurde in jener Zeit, wo Handwerk und Kunst noch nicht so streng geschieden waren wie heutzutage, keineswegs herabwürdigend für den Künstler gefunden, und wir dürfen uns daher nicht wundern, von Veit Stoß zu lesen, daß er die Messen

zu Frankfurt, Leipzig und anderen Orten bezog und seine künstlichen Schnitzarbeiten daselbst verkaufte. Er war durch diesen praktischen Betrieb seiner Kunst auch zu einem vermöglichen Manne geworden, der eines jener Häuser, welche nach der Austreibung der Juden durch Kaiser Maximilian als Kammergut eingezogen und dem Rathe zum Verkaufe überlassen wurden, erwarb und Geld auf Zinsen legen konnte. Es ist noch jetzt zu bedauern, daß der Künstler seinen wohl erworbenen Ruhm im Greisenalter durch ein gemeines Verbrechen, Fälschung eines Schuldbriefes, befleckte, infolge dessen er die Strafe der Brandmarkung erleiden mußte. Zwar erhielt er auf sein dringendes Bitten einen „Rehabilitationsbrief“ von Kaiser Maximilian, aber der Rath von Nürnberg weigerte sich hartnäckig, denselben veröffentlichen zu lassen. Der Künstler überlebte die Schmach noch lange und starb in dem hohen Alter von sechsundachtzig Jahren (1533).



Das Grabdenkmal des heiligen Sebaldus; von Peter Vischer.

Den Werken der Maler, sowie denjenigen in Stein, Erz und Holz reihen sich die Erzeugnisse der Goldschmiede und Glasmaler würdig an. Von der Kunstfertigkeit des Goldschmieds Wenzel Jamnitzer zeugt der prachtvolle Tafelaufsatz in der Sammlung deutscher Alterthümer; von der hohen Blüte der Glasmalerei das berühmte Markgrafenfenster in der St. Sebalduskirche von Veit Hirschvogel, welches den Markgrafen Friedrich von Ansbach und Bayreuth mit seiner Gemahlin und seinen acht Kindern darstellt (gemalt 1515). In den Gemächern mancher alten Patrizierhäuser zeigen noch hier und da die prächtigen Holzvertäfelungen an Decken und Wänden sowie kunstvoll gearbeitete Schränke, zu welcher künstlerischen Entwicklung es auch das Tischlerhandwerk gebracht hatte.

Auch im Kleinen war das Kunstgewerbe durch allerlei zierliche Holz- und Spielwaaren vertreten, die man kurzweg „Nürnberger Tand“ nannte. In der Sammlung deutscher Alterthümer finden wir reizende, drei Stock hohe Puppenhäuser, mit Keller, Küche, Wohnstube, Schlafgemach, Kinderstube,

Treppenhaus und allem Hausrath, allen nur erdenklichen Bequemlichkeiten ausgestattet, und die kleinen Menschen, welche sie bewohnen, in ihren altmodischen Trachten, sind schon einige Jahrhunderte alt.

So ist es eine Freude, in dem alten Nürnberg zu erkennen, wie der Wohlstand und Ruhm des Reiches hier allenthalben auf fleißiger, kunstfertiger Hände Arbeit, auf die Blüte von Handwerk und Kunst, sich stützte. Gewiß, der Dichter Max von Schenkendorf hatte Recht zu singen:

„Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Muß man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll:

Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürer's Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat."

Hans Sachs und die Meistersinger. In der Zeit des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit, als ein großer Theil der Ritterschaft in blutigen Fehden die beste Kraft vergeudete, die Geistlichkeit in Unwissenheit und Zuchtlosigkeit versunken war und die letzten Reste der Poesie unter den Schutz der zu neuer Bedeutung emporgekommenen Städte flüchteten, hatte auch Nürnberg seine Meistersingerschule. Wenn auch die Pflege, welche der Poesie in diesen Schulen zu Theil ward, nur eine dürftige war, so übten sie doch einen um so größeren Einfluß in sittlicher Beziehung und boten in ihrer zunftmäßigen Einrichtung ein Bild der strengen Ehrbarkeit und Sittlichkeit, der Genügsamkeit und Zufriedenheit. Nach gethaner Werkeltagsarbeit übten sich die schlichten Meister in ihrem stillen Kämmerlein daheim in der Nachbildung und Erfindung künstlicher poetischer Formen, und kam der Sonntag heran, so wurde die mit bunten Schildereien gezierte Schultafel ausgehängt zur Ankündigung, daß Festschule gesungen werden solle. Ein solcher Anschlag, der — leider ohne Angabe des Jahres — noch in der Nürnberger Stadtbibliothek erhalten ist, lautete:

„Zu wissen und Kundt sei hiemit, daß an dem heutigen Heiligen Pfingstag auff Christlicher Sing Schull Schöne geistliche Lieder gesungen werden. Alß nehmblich die verleihung deß Heiligen Geistes, die Himmelfahrt deß Herrn Jesu Christi, Vonn der Wahl der Jünger, daß Heilige Pfingstfest Evangelium, Wie auch Predigt Petri und andere Geistliche Text, so auff diesem Fest gewöhnlich sein. Man wirdt auch ein Schönes Pfingst Liedt auff unsre Art und Weis zusamen Singen. Auch werden etliche Lieder gesungen werden von dem Vrsprung des Meistergesanges, Wer das Selbige erfunden und von wem es sey Herkomen. Wer Solches hören will der Verfüge Sich vmb Frühmeß Leuthen Inß Prediger Closter vnd nach gehaltener Mittag Predig Inn die kirchen zu St. Catharina ꝛc."

Wie hieraus ersichtlich, fanden die Festschulen in der Kirche statt; die gewöhnlichen Singschulen wurden auch in der Herberge abgehalten. Zur feierlichen Aufnahme in die Singschulen war es nöthig, daß man bei einem anerkannten Meister in der Lehre gewesen war und dann eine Prüfung bestand. Es gab fünf Klassen der Mitglieder: Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter und Meister. Meister hieß, wer nach einer selbsterfundenen Strophenform („Ton" oder „Weise") ein Gedicht anfertigte. Die Strophe war die dreitheilige der alten Minnesinger, aber mitunter bis zur Ungeheuerlichkeit, bis zu

100 Reimen ausgedehnt und mit den wunderlichsten Namen bezeichnet. Der Inbegriff der Gesangregeln hieß die „Tabulatur“. Der Vorstand bestand aus dem „Büchsenmeister“ (Kassirer), dem „Schlüsselmeister“ (Verwalter), dem „Merkmeister“ (Kritiker) und dem „Kronmeister“ (Austheiler der Preise). Zunächst dem Merkmeister hatten die vier „Merker“ auf alle Fehler — „falsche“ (d. i. anstößige, unchristliche oder unevangelische Gedanken und Stellen) oder „blinde Meinungen“ (d. i. Undeutlichkeiten) genannt — aufzupassen.



Hans Sachs. Nach einem alten Bilde.

Von der Pflege des Meistergesanges in Nürnberg entwirft ein neuerer Schriftsteller (Aug. Hagen in seiner „Norica“) ein anschauliches Bild. Ein Reisender kommt im Jahre 1520 nach Nürnberg und trifft hier mit dem jungen Bildhauer und Erzgießer Peter Vischer zusammen.

„Als die Rathsuhr schlug, brach Vischer auf. Ich hatte gemeint, er würde mich zur Katharinenkirche führen. Allein Vischer versprach mir, um eine Stunde zurückzukehren, da er erst andere Tracht anlegen müßte. Er hielt Wort und erschien jetzt ganz in schwarze Seide gehüllt mit einem geschmackvollen Barett. Um das Fehlgehen hatte es keine Noth, da man nur dem Zuge der Menschen zu folgen brauchte, die alle nach der Festschule strömten. Am Eingange des Kirchleins hielt der Kirchner zu einem Trinkgelde die Mütze auf. Es geschah darum, daß nicht alles Gesindel sich hinzudrängte und ehrliche Leute um die Erbauung brächte. Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich

nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, so umher auf den Bänken saßen, theils langbärtige Greise, die aber noch alle rüstig schienen, theils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter den stattlich gekleideten Meistern befand sich auch Hans Sachs und sein Lehrer Nunnenbeck. Größere Ruhe herrschte nicht beim Hochamte. Nur ich und Vischer sprachen, der mir Alles erklären mußte. Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meister auf ihre Kosten hatten bauen lassen und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorn im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dies war für das Gemerke; denn hier hatten diejenigen einen Platz, die die Fehler anmerken mußten, welche die Sänger in der Form, gegen die Gesetze der Tabulatur und im Inhalt gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichte begingen. Diese Leute hießen „Merker" und es gab ihrer drei. Obgleich das Gemerk mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch von meinem Sitze aus Alles beobachten, was hier vorging, und ich sah an der einen Kette des Gerüstes die goldene Kette mit vielen Schaustücken hängen, die der „Davidsgewinner" hieß, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.

Jetzt rasselte es vor dem Eingange, und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er milde vom Chor herniedersah. Aber er verweilte nicht lange, denn ihm schien die holdselige Singekunst nicht sonderlich zu behagen.

Als der Kaiser sich zeigte, gerieth Alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister bestieg den Singestuhl, und vom Gewerke erscholl das Wort: Fanget an! Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wol mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke sah ich, wie einer der Meister in der Bibel nachlas, der Andere an den Fingern die Silben abzählte und der Dritte aufschrieb, was diese Beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, daß der Sprecher hier und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kethner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstande seines Gedichtes gewählt. Aber hier hieß es nicht: „Und Gott sah, daß es gut war", denn der Arme war verlegen, es wollte nicht gehn, und ein Merker hieß ihn den Singestuhl verlassen. Der Meister hat „versungen", flüsterte mir Vischer zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß er ein „Laster" begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: „blinde Meinung, Klebsilbe, Stütze, Milbe, falsche Blumen".



Festschule der Meistersinger.

Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war gar absonderlich, als: „die Schwarzdintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis Handbogenweise". In der „Hageblütweise" ließ sich jetzt vom Singestuhl herab Bernhard Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande. Sein Kopf war glatt, wie meine innere Hand, und das Kinn

schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, wie er gemäß der Offenbarung Johannis den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit; wie die vierundzwanzig Aeltesten ihre Krone vor dem Stuhle niederlegten und Preis und Ehre und Dank ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes; wie die Engel, die um den Stuhl, um die Aeltesten und um die vier Thiere stunden, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren Alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht hell die Freude hervor, der sein dankbarer Schüler war. Er rühmte sich des Lehrers, wie der Lehrer sein. Mir gefiel auch das Gedicht, das mehr erhaben als schön war. Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Was der sagte, war so recht nach meinem Sinn. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michael Beheim, der mancherlei Länder gesehen. Sein Vater hatte sich Behaim (Böhme) genannt, da er aus Böhmen nach Franken gezogen war. Mit rastloser Anstrengung übte sich unser Beheim in der Singekunst und verglich sich mit Recht mit einem Bergmanne, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Festschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singestuhl besteigen wollte. Sonder Zweifel hätte Michael Beheim den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen. Sein Gedicht war gar sinnreich mit künstlichen Reimen.

Da Michael Beheim sein Gedicht vorgetragen hatte, verließen die Merker ihren Sitz. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck, und mit einem schmeichelhaften Glückwunsch hing er ihm den Davidsgewinner um, und der zweite Merker zierte Beheim's Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz wohl stund. Diese Gaben waren aber nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt, und Alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Theilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken. Auch ich konnte mir nicht das Vergnügen versagen, meinen Dank dem wackeren Beheim laut darzubringen. In der Nähe stand Hans Sachs, der mich freudig anredete und den vor Kurzem geschlossenen Freundschaftsbund erneuerte. Ich bedauerte, daß mir nicht das Glück geworden wäre, ihn zu hören, und daß ich Nürnberg verlassen müßte, ohne andere Lieder aus seinem Munde vernommen zu haben, als die er mir auf der Landstraße zum Besten gegeben, damals, als ich gerade zum Hören nicht aufgelegt gewesen. „Liebster Herr Heller, kommt mit mir in die Schenke, und es soll Euch ein Genüge werden," erwiederte er, und ging mit mir dann Arm in Arm aus der allmählich leer gewordenen Kirche.

Es war der Brauch, daß die Meistersinger, insonderheit die jüngeren, sich nach der Festschule in eine nahegelegene Schenke begaben, wo in dem Grade frohe Ungebundenheit herrschte, wie in der Kirche heiliger Ernst. Hier wurde der Wein getrunken, den der Eine zur Buße, wie der Meister Kethner, der Andere zur Ehre geben mußte, wie der Meister Beheim, weil er zum ersten Male

begabt war. Fünf Maße Wein gab es heute zum Nachschmause. Die Meistersinger, sechzehn an der Zahl, gingen über die Gasse paarweis hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Der bekränzte Beheim eröffnete den Zug. Dieser hatte die Verpflichtung, hier für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen, und wie einem Merker mußten sich ihm Alle untergeben. Wenn die Meister ein Gesellschaftslied anstimmten, so verwaltete er das Geschäft eines solchen. Die geputzten Gäste stachen sonderbar genug von der Schenke ab, die von außen und innen gleich beräuchert und verfallen aussah. Nichts mehr als Tische und Bänke gab es in dem langen Zimmer, und diese waren von der Art, wie man sie sonst in Landgärten findet. Allein heiterer Muth und ein gutes Glas Wein ließen alle diese Mängel übersehen. So weit es nur der Raum gestattete, war Tisch an Tisch in einer Reihe nebeneinander gestellt, und zu beiden Seiten setzten sich die Sänger. Obenan befand sich Beheim. Sein Thron war ein Lehnstuhl und ein hölzerner Hammer sein Ruhe gebietendes Scepter. Ich saß neben Hans Sachs. Als ich, von den Nachbarn gedrängt, hart an ihn rückte, so merkte ich, daß seine Aermel mit Fischbeinstäbchen gestärkt waren, und dies gab mir Veranlassung, die sonderbare Tracht recht genau anzusehen. Die Jacke war von meergrünem Zeuge mit mehreren Schlitzen auf der Brust, durch die das Hemde vorschimmerte, dessen faltiger Kragen den Hals scheibenförmig umschloß. Die Aermel waren von schwarzem Atlas, in den zackige Einschnitte in bestimmten Linien künstlich eingehackt waren, so daß überall das helle Unterzeug hindurchblickte.

Ein Weinfäßchen ward auf die Tafel mitten hingesetzt und einer der Meister hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Als Mancherlei besprochen und belacht war, mahnte ich Nürnbergs berühmtesten Sänger an das mir gegebene Versprechen. Er war bereit. Beheim klopfte mit dem Hammer und fragte alsdann die Versammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch eröffnen wollten. Niemand wandte Etwas dawider ein. Er fragte wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf; es waren Beheim selbst, Hans Sachs und Peter Vischer. Hans Sachs sollte eine Streitfrage aufwerfen, und wol meinethalb, da ich ihm erzählt hatte, wie ich soviel mich in den Werkstätten der Künstler umhergethan und mich an ihren Werken ergötzt, erwählte er einen dahin zielenden Gegenstand.

Hans Sachs.

Ihr Freunde, sagt mir, wenn Ihr wißt,
Wer der künstlichste Werkmann ist?

Peter Vischer.

Das ist fürwahr der Zimmermann:
Wer hat's ihm jemals gleichgethan?
Durch Schnur und Richtscheit wird ihm kund
Die höchste Zinn, der tiefste Grund;
Ihn loben stattliche Lustgemächer,
Hoch strebt sein Ruhm, wie seine Dächer.
Reich an Erfindungen ist sein Geist,
Mühlwerk und Wasserbau ihn preist,

Er schützt durch Bollwerk dich und Schanz,
Die heil'ge Schrift weiht ihm den Kranz;
Er zimmerte die starke Arch',
Drin Noah war, der Patriarch:
Wie rings auch brausete die Flut,
Er ruht in ihr in sichrer Hut,
Gerettet mit all den Seinen er ward,
Mit allen Thieren aller Art;
Er zimmerte nach weisem Rath
Jerusalem, die Gottesstadt;
Des weisen Salomo Königshaus,
Das führt' er gar mächtig und prächtig aus.
Denkt an das Labyrinth zum Schluß:
Wer ist geschickt wie Dädalus?

Michael Beheim.

Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein,
Der Steinmetz muß drum der Erste sein.
Ringmauern baut er, kühne Thürme,
Basteien auch zu Schutz und Schirme,
Gewölbe pflanzt er, die sich kühn
Aufrankend in die Lüfte ziehn,
Schwindlige Gänge, durchsichtig und fest,
Mit Säulen und Bildwerk geschmücket aufs Best.
Den schiefen Thurm von Pisa schaut,
Den Wilhelm von Nürnberg hat aufgebaut;
Zu Jerusalem der hohe Tempel,
Der trug der höchsten Vollendung Stempel.
Der himmelhohe Thurm zu Babel,
Das Grab des Mausolus ist keine Fabel,
Die Pyramiden, die künstlichen Berg',
Sie überragen weit alle Werk.

Hans Sachs.

Vermag auch Beil und Meißel viel,
Schwach sind sie gegen den Pinselkiel.
Er bringt nicht nur Häuser und Städte hervor,
Thürmt Schlösser und schwindlige Warten empor —
Nein, was im Anfange Gott erschuf
Durch seines göttlichen Wortes Ruf,
Das schafft der Maler zu aller Zeit:
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und Heid',
Den Vogel, wie in der Luft er schwebt,
Des Menschen Antlitz, als ob er lebt,
Die Elemente beherrscht er all,
Des Feuers Wuth, des Meeres Schwall,
Den Teufel malt er, die Höll' und den Tod,
Das Paradies, die Engel und Gott. —
Das macht er durch Farben, dunkel und klar,
Mit geheimen Künsten euch offenbar.
Das hebt sich mächtig durch die Schattirung
Nach einer schön entworfnen Visirung.
Er kann euch Alles vor Augen stellen,
Nicht deutlicher könnt ihr es je erzählen.

Drauf muß er brüten Tag und Nacht,
In Traumgebilden sein Geist stets wacht.
Er ist an Phantasieen reich
Und fast dem kühnen Dichter gleich;
Um alle Dinge weiß er wol,
Da er sie alle bilden soll.
Wer zu allen Dingen hat Schöpferkraft,
Den rühmt die höchste Meisterschaft.

Michael Beheim.

Du lobst den Maler mir zu hoch,
Nützlicher bleibt der Steinmetz doch.
Des Malers können wir entrathen,
Er schafft von jedem Ding nur den Schatten.
Sein gemaltes Feuer wärmt uns nicht,
Seine Sonne spendet nicht Schein und Licht,
Sein Obst hat weder Schmack noch Saft,
Seine Kräuter nicht Duft und Heilungskraft,
Seine Thiere haben nicht Fleisch und Blut,
Sein Wein verleihet nicht Freud' und Muth.

Hans Sachs.

Das Sprüchwort immerdar noch gilt,
Daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.
Wie nützlich ist auch die Malerei,
So nenn' ich euch jetzt nur der Dinge drei.
Was uns die Geschicht' als theures Vermächtniß
Bewahrte, prägt sie uns ins Gedächtniß:
Wie der Nürnberger Heer unter Schweppermann glänzte,
Wie den Dichter hier Kaiser Friedrich bekränzte;
Wer sich auch nicht auf die Schrift versteht,
Des Malers Schrift ihm nicht entgeht:
Er lehrt, wie Bosheit uns Mißgeschick,
Wie Frömmigkeit bringt Ehr und Glück.
Zum Anderen verscheuchet die Malerei
Uns der Einsamkeit Tochter, Melancholei:
Sie lichtet der düstern Schwermuth Schmerz,
Verklärt uns das Auge durch Lust und Scherz.
Zum Dritten: jegliche Kunst erkennt
In des Malers Kunst ihr Fundament:
Der Steinmetz, Goldschmied und der Schreiner,
Formschneider, Weber, der Werkmeister keiner
Entbehrt sie je, weshalb die Alten
Sie für die herrlichste Kunst gehalten.
Wie strahlt der Griechen Namen hell,
Zeuxis, Protogenes, Apell.
Gott hat zum Heil dem deutschen Land
Der Künstler Manchen mit hohem Verstand,
Wie Albrecht Dürer uns gegeben,
Deß Kunst verschönernd schmückt das Leben.
Was er mit Fleiß gesät, erwachs'
Ihm zu reichem Segen, fleht Hans Sachs."

So sang der Poet und die Gegner schwiegen. Voll inneren Wohlgefallens klopfte ich ihm auf die Schulter und gab ihm zu verstehen, daß er mir aus der

Seele gesprochen. Alle zollten ihm Beifall und Michael Beheim war nicht der Letzte. Er nahm sich den Kranz ab und setzte ihn Hans Sachsen aufs Haupt, Nürnbergs kunstreichem Schuster.“ —

Soweit die Schilderung unseres Reisenden. Wir verweilen nun noch einige Augenblicke bei jenem „kunstreichen Schuster“, dessen Bedeutung weit über die Meistersingerschule hinausreichte.

Hans Sachs wurde als der Sohn eines Schneidermeisters am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren, besuchte seit seinem siebenten Jahre die lateinische Schule und ging im 15. Jahre zu einem Schuhmacher in die Lehre. Schon während der Lehrzeit ließ er sich von dem Leineweber und Meistersinger Leonhard Nunnenbeck über die Anforderungen und Regeln des Meistergesanges unterrichten. Auf der Wanderschaft verfaßte er sein erstes „Bar“ (Lied oder Weise) in des „Marners langem Tone“; die Pflege des Meistergesanges wurde seine Lieblingsbeschäftigung in den Mußestunden und gab seinem ganzen Wesen eine ehrbare, sittliche Richtung, welche ihn von allen, sonst in jener Zeit nur zu oft vorkommenden Ausschweifungen der wandernden Handwerksburschen fern hielt. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt (1515), erwarb er sich das Meisterrecht, bildete sich in seiner Kunst immer weiter aus und verheirathete sich (1519) mit Katharina Creuzer aus dem nahen Flecken Wendelstein. Daß er sich in gutem Wohlstande befunden habe, schließen wir aus einer Stelle in seinen Gedichten:

„Auch fiel mir zu in dieser Zeit
Groß Wohlfahrt in mancherley stück
Als Reichthumb, ehr, lob und groß glück,
Wohlzogne Kind, ein treu Ehweib,
Schön, stark und auch gesunder Leib,
Jedermann hielt mich hoch und ehrlich,
Auch hielt ich mich dapfer und herrlich.“

Nach einundvierzigjähriger Ehe starb ihm die geliebte Gattin; aber schon im folgenden Jahre (1561), verheirathete sich der siebenundsechzigjährige Greis noch einmal mit Barbara Harscher. Zwei Jahre vor seinem Ende wurde der sonst so rührige Greis geistesschwach. Da saß er denn, nach der Erzählung eines seiner dankbarsten Schüler, Adam Puschmann aus Görlitz, schneeweiß und grau, wie eine Taube an Haar und Bart, hinter seinem Pulte vor seinem großen Buche und neigte nur noch das weiße Haupt gegen die Besuchenden und sah sie mit seinem milden, lieblichen Greisenantlitz freundlich an, bis er im 82. Jahre seines Lebens, am 19. Januar 1576, sanft entschlummerte.

Bewundernswürdig ist bei Sachs' poetischer Thätigkeit die große Schöpfungskraft. Er hat über 6000 größere oder kleinere Dichtwerke verfaßt, darunter mehr als 4000 Meistergesänge, mehr als 1000 Schwänke, Fabeln und andere kleine Dichtungen didaktischen oder allegorischen Inhalts, mehr als 200 dramatische Werke, ferner Psalmen, Kirchenlieder u. s. w. Noch in seinem 69. Lebensjahr, und zwar in den Monaten Juli, August und September 1563, schrieb er 34 Geschichten und Schwänke, darunter einige seiner besten, außerdem noch 6 geistliche Stücke, die Meistergesänge nicht gerechnet. Die Zahl ist um so leichter zu berechnen, da er mit echt bürgerlicher Pünktlichkeit jedem seiner

Gedichte nicht allein seinen Namen untersetzte, sondern auch gewissenhaft Tag und Jahr der Verfertigung hinzufügte.

Daß unter einer so großen Menge von Gedichten auch Vieles sich befindet, was keinen Anspruch auf poetischen Werth erheben darf, läßt sich erwarten. Hans Sachs war eben kein erfindungsreicher Geist, aber mit einem frischen, gesunden Sinn und leichter Darstellungskraft begabt. Am vollständigsten entwickelte sich seine Eigenthümlichkeit auf dem Gebiete der poetischen Erzählung, der ernsthaften und scherzhaften, oder wie er sich ausdrückte, der „Histori und Geschicht", sowie der „Fabeln und gute Schwenk" (St. Peter mit der Gais, das Schlaraffenland). Seine Verehrung für Luther und seinen Eifer für die Reformation legt er in seinem Liede: „Die Wittenbergische Nachtigall" nieder („Wacht auf! es nahend gen dem Tag, Ich hör singen im grünen Hag Ein wunikliche Nachtigal, Ihr stimb durchklinget Berg und Thal" 2c.). Wenn bei der geringen Entwicklung, welche das Drama bis auf Hans Sachs überhaupt genommen hatte, seine „traurigen Tragödien" uns auch heute ziemlich unbeholfen und ungefüge erscheinen, so zeigt es doch von richtigem Takte, daß er sich volksmäßiger Stoffe bemächtigte und unter Anderem den „Tod Siegfrieds" zum Gegenstande eines Dramas wählte. Seine „fröhlichen Komödien und kurzweiligen Spiele" oder „Fastnachtsspiele" zeigen dagegen bei aller Kunstlosigkeit in der Form doch einen ansprechenden Dialog und eine rasche Handlung. Solche kleine Schwankstücke, wie z. B. „Ein heiß Eisen", die nur einen harmlosen Scherz in dialogischer Form bringen, verfehlen auch noch heute auf der Bühne ihre heiter anregende Wirkung nicht.

Bald nach seinem Tode suchte man das Ansehen des wackeren Meisters und Meistersingers herabzuziehen und verspottete ihn mit dem bekannten Verse:

„Hans Sachs war ein Schuh-
Macher und Poet dazu."

Die spätere Zeit hat jedoch seine Bedeutung, als eines Mannes von natürlichem Witz, Einsicht und Weltkenntniß, die sich auch in seinen Dichtungen spiegeln, besser zu würdigen verstanden, und unser Altmeister Goethe giebt ihm die schönste Ehrenrettung, in seiner Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend: „Hans Sachsens poetische Sendung", welche uns den Meister noch einmal lebendig vor die Seele führt:

„In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmuzig Schurzfell abgelegt,
Einen sauberen Feierwamms er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl' steckt an dem Arbeitskasten!
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingssonne spürt,
Die Ruh' ihm neue Arbeit gebiert:
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er sie gern möcht' von sich geben.

Er hätt' ein Auge treu und klug,
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu schauen Manches klar und rein
Und wieder Alles zu machen fein,
Hätt' auch eine Zunge, die sich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß:
Deß thäten die Musen sich erfreu'n,
Wollten ihn zum Meistersänger weih'n.

— — — — — — — — — — — —
Wie er so heimlich glücklich lebt,
Da droben aus den Wolken schwebt
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt.

Des Meistersängers Haus in Nürnberg im damaligen „Mehlgäßlein", der jetzt nach ihm benannten Straße, ist durch eine Gedenktafel kenntlich gemacht und auf dem anstoßenden Spitalplatz wurde 1874 aus freiwilligen Beiträgen ein Standbild in Erz errichtet (nach Kraußer's Modell von Lenz gegossen).

Die Pegnitzschäfer. Etwa ein Jahrhundert war seit dem Walten und Wirken des ehrsamen Meisters Hans Sachs vorübergegangen, da hatte sich in der alten Reichsstadt gar Vieles geändert. Der Dreißigjährige Krieg mit allen seinen schrecklichen Eindrücken lag zwischen dem Damals und Jetzt, und ganz in der Nähe von Nürnberg hatte eine seiner schwersten Entladungen stattgefunden. Hier hatten die beiden größten Feldherrn der Zeit sich monatelang in verschanzten Lagern gegenüber gestanden, Gustav Adolf in Nürnberg, Wallenstein drüben in Zirndorf, bis endlich der Schwedenkönig aufbrach und in verzweifeltem Ringen die Schanzen des Friedländers vergeblich bestürmte (4. Sept. 1632). Die Erinnerung an jene „Mordschlacht bei der alten Feste" ist bis auf den heutigen Tag unter der Bevölkerung lebendig geblieben, und nach dem Volksglauben sollen in den alten Trümmern Nachts die Geister Wallenstein'scher Kürassiere umgehen, während die Heerpauke des Dreißigjährigen Krieges dumpf unter der Erde rasselt und von den Thürmen der Reichsstadt her die schwedischen Hörner antworten.

Die Spuren der vorgegangenen großen Veränderung traten in dem äußeren Aussehen der Reichsstadt nur wenig hervor; aber durch das gesammte geistige Leben hatte der Krieg einen tiefen Riß gezogen. Der frische Aufschwung, welchen das deutsche Kunsthandwerk im Reformationszeitalter genommen, war gewaltsam gehemmt; viele damals so kräftig sprossende Zweige des Kunstgewerbes — z. B. die Holzschnitzerei und Glasmalerei — für lange Zeit, vielleicht für immer eingegangen. Die Poesie, die sanfte Genossin des Menschen, war aus dem Leben geschwunden; es fehlte der Zeit an großen Stoffen und an dem freien Schwunge, welcher Dichterseelen weckt. Man betrachtete die Dichtkunst als eine Fertigkeit, die man sich durch Studium der Regeln und durch Uebung leicht aneignen könne. Auch von dem ehrbaren Treiben der wackeren Meistersinger war wenig mehr zu spüren; zwar bestand die Zunft noch längere Zeit (in Nürnberg bis 1770), aber die Naivetät des früheren Schaffens war dahin. Ja, es schien, als ob dem Deutschen auch eins seiner heiligsten Güter, die Muttersprache, genommen werden sollte, so sehr war die deutsche Sprache durch das Eindringen der fremden Elemente verunstaltet worden.

In dem Streben, die im Volke um sich greifende Roheit von der Poesie fern zu halten und wenigstens die Reinheit der Sprache für dieselbe zu retten, bildeten sich die sogenannten „Sprachgesellschaften"; aber bei der Armuth an poetischen Stoffen und dem Mangel an wahren Dichtertalenten verfielen dieselben bald in den entgegengesetzten Fehler, das Gesuchte und Gekünstelte für

Poesie zu nehmen und an die Stelle des Volksthümlichen und Natürlichen geschraubte inhaltsleere Verse zu setzen.

Auf diese Weise entstand zu Nürnberg in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges der sogenannte gekrönte Blumenorden oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer, welche, nach dem Beispiel des schon früher auf Anregung des Hofmarschalls Kaspar von Teutleben zu Weimar gegründeten „Palmenordens" oder der „Fruchtbringenden Gesellschaft", von dem Nürnberger Gelehrten und Patrizier Johann Philipp Harsdörffer und dem Pfarrer Johannes Klai aus Kitzingen (geb. zu Meißen) 1644 gegründet wurde.



Nürnberg von der Freiung aus.

Anfänglich hielt die Gesellschaft ihre Versammlungen an einem etwas bewaldeten Platze nahe der Pegnitz bei der Deutschherren-Wiese, der aber infolge der inzwischen vorgenommenen Flußkorrektion zur Zeit nicht mehr besteht. Später wurde dem Orden ein Asyl in einem Hain in der Nähe des Dorfes Kraftshof zwischen Nürnberg und Erlangen eingeräumt, welcher im Geschmack jener Zeit recht idyllisch und zu den beliebten Schäferspielen geeignet eingerichtet wurde. Von den labyrinthischen Wegen, die in dem Wäldchen angelegt wurden, erhielt es den Namen „Irrwald" oder „Irrhain", den es heute noch trägt. Aus Ueberdruß an der wirklichen Welt träumten sich diese Pegnitzschäfer in ein idyllisches Arkadien hinein, in dem ihre Phantasie freien Spielraum hatte. Jedes der Mitglieder nahm einen Schäfernamen an, wie Amaranthes, Philidor, Floridan 2c., und wählte sich eine Blume als Ordenszeichen. Die Passionsblume und die Panspfeife waren die Symbole dieser Schäfer. Es sind noch viele Gedichte und Schäferspiele des Ordens vorhanden, die aber kein anderes Interesse als ein literarhistorisches bieten können. Es sind größtentheils süßliche und weichliche Gefühlständeleien, in Verse und klingende Reime gebracht, z. B.:

„Wir holen Violen in blümichten Auen, Narzissen entsprießen von perlenen Thauen —
Die besten der Westen nun Blumen ausstreuen, die Felder, die Wälder ihr Laubwerk erneuen —
Die Blätter vom Wetter sehr lieblichen spielen; es nisten und pisten die Vögel im Kühlen“ ꝛc.

Von der Nachtigall singt Harsdörffer:

„Der Nachtigall krauslichter Klang
Tiriliret den reinsten Gesang;
Sie fällt auf liebliche Terzen,
Sie lispelt und wispelt zu Scherzen“ ꝛc.

Und in seinem Gedicht „Der Vogelsang“ heißt es:

„Schwalben, die swirren, Finken, die binken,
Zeißlein und Hänfling pfeifen den Zinken“ ꝛc.

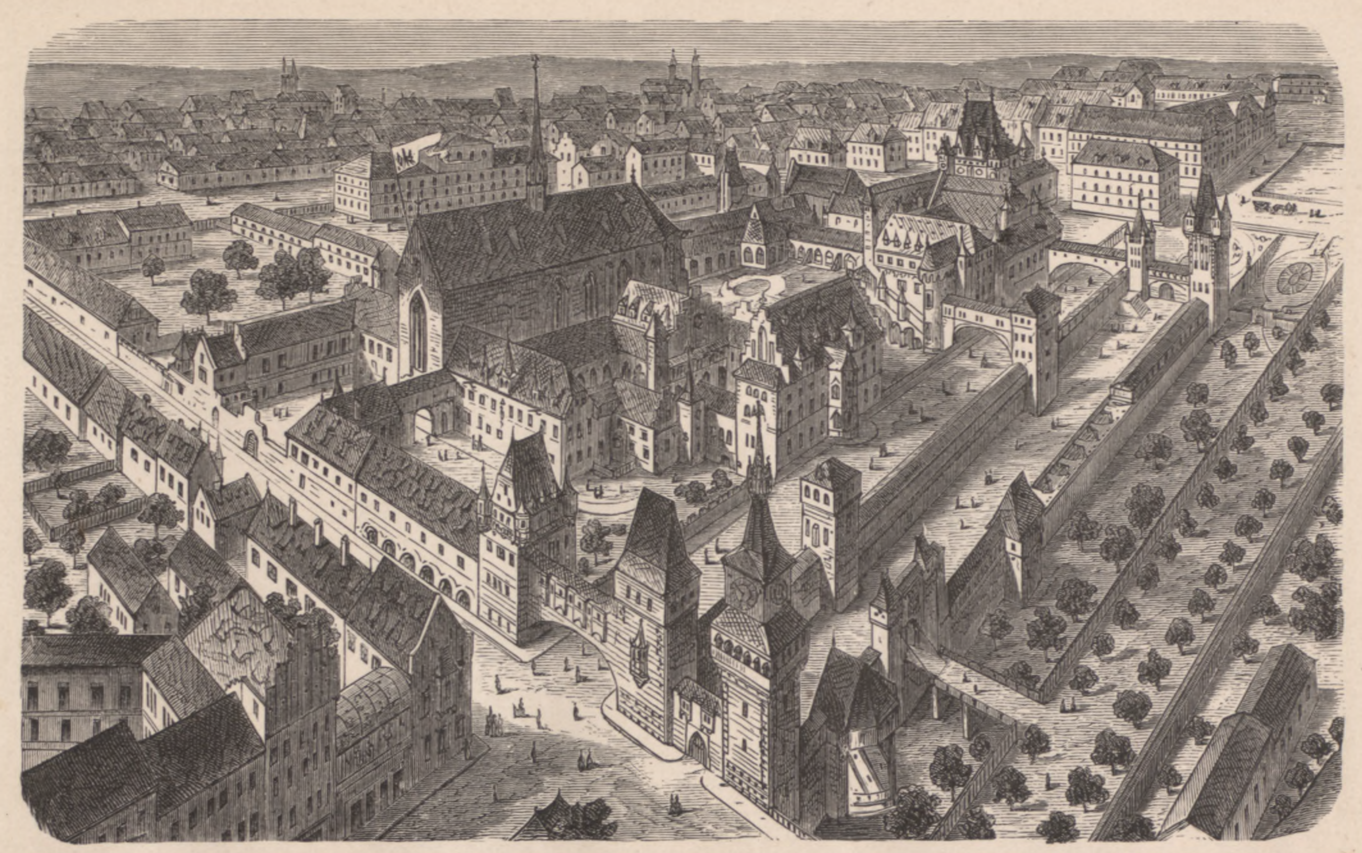
Auch die Schäferspiele sind ohne alle Handlung, nur Worte, Kling und Klang. Wohl hatte die Pegnitz Recht mit Anspielung auf diese Schäfer in Schiller's Distichon zu sagen:

„Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.“

Ja, es schien, als ob auch der Strom der Poesie in ganz Deutschland versiegt war; aber es waren nur Klippen und Sandbänke, die er zu überwinden hatte, um desto frischer schäumend und sprudelnd wieder hervorzubrechen. In der Zeit, als unsere großen Dichter der deutschen Poesie neue Bahnen eröffneten, ließ auch der „gekrönte Blumenorden“ von den früher beliebten Spielereien ab und beschäftigte sich ernstlich mit einer durchgreifenden Neugestaltung. Der Orden trat in Verbindung mit auswärtigen Dichtern und Gelehrten, nahm u. A. Wieland als Ehrenmitglied auf und die Professoren der Nürnbergischen Universität Altdorf, insbesondere Siebenkäs, sowie andere gelehrte Männer nahmen sich seiner Zwecke freundlich an.

Im Jahre 1844 erlebte der Orden sein zweites Säkularfest, an welchem auch eine jüngere Gesellschaft gleichen Strebens, der im Jahre 1839 gegründete „Literarische Verein“, regen Antheil nahm. Seit dem 1. Juli 1874 haben sich beide Vereine zu einer einzigen Gesellschaft verbunden, welche den Namen „Pegnesischer Blumenorden“ fortführt und im Winter monatliche Versammlungen mit Vorträgen der Mitglieder, im Sommer ein Fest im Irrhain hält.

Das heutige Nürnberg; seine Industrie und sein Volksleben. Keine Stadt Deutschlands hat im Allgemeinen ihren alterthümlichen Charakter so lange gänzlich unversehrt erhalten wie Nürnberg. Die hohen alten Giebelhäuser, die schlanken gothischen Thürme von St. Sebaldus und St. Lorenzen, die mächtigen dicken Thorthürme und die Alles überragende Burg geben ihr noch immer das Ansehen der alten Reichsstadt, obgleich die Stadt (seit 15. Sept. 1806) unter bayerische Landeshoheit gestellt, die Burg (1855) von ihr dem König Ludwig als Geschenk übergeben ward. Erst in neuerer Zeit machten die rasche Zunahme der Bevölkerung, sowie die große Mehrung des Verkehrs eine

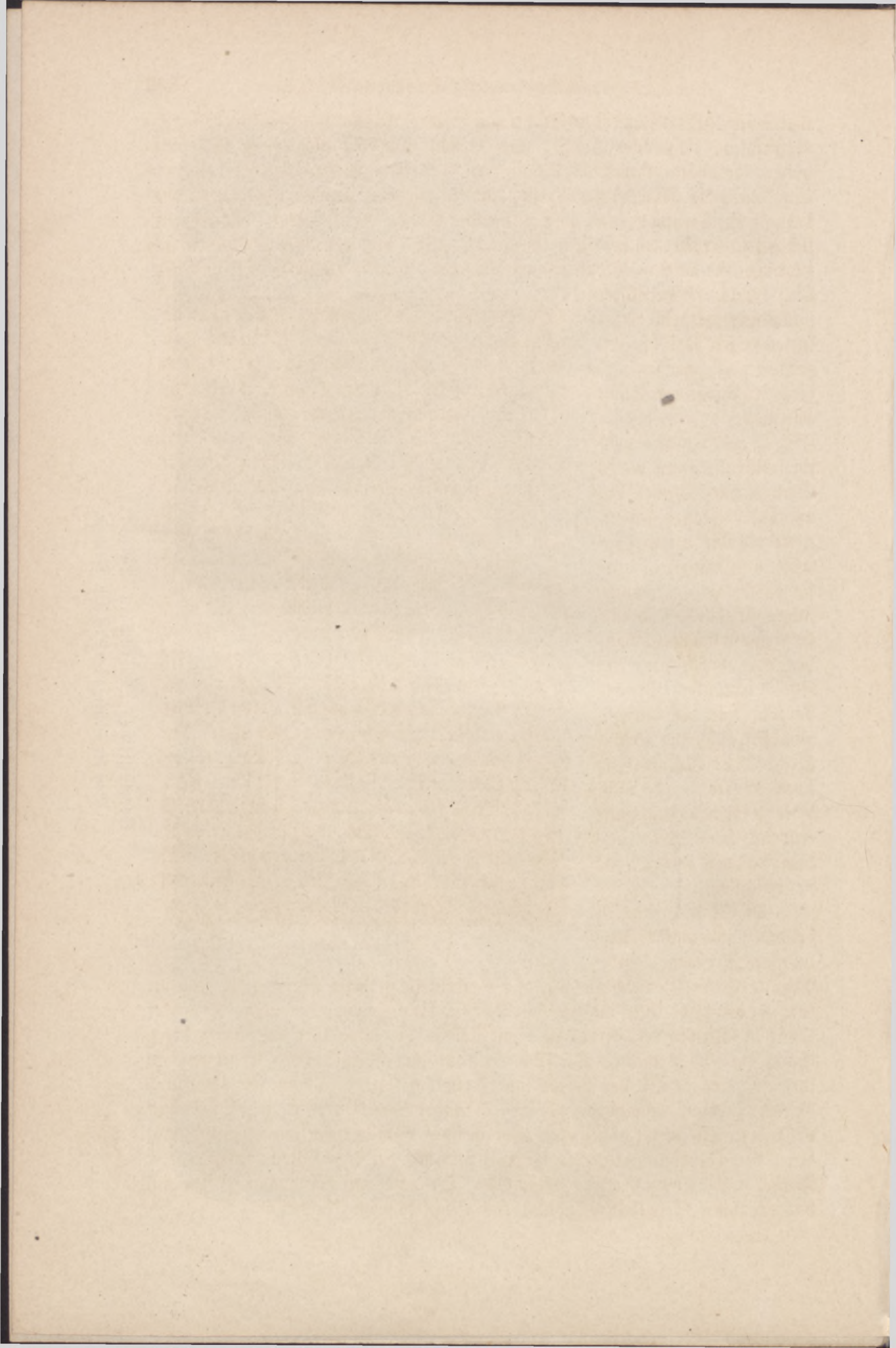


Deutsches Land und Volk II.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Germanisches Museum in Nürnberg.

Nach der Zeichnung des Prof. Dr. Essenwein.



theilweise Niederlegung der Stadtmauern und Ausfüllung des Grabens unvermeidlich. Als aber damit, nach Bewilligung der Regierung, begonnen wurde, erhob sich sowol im Schoße der Gemeinde, wie auch ganz besonders von Seiten der auswärtigen Presse, sehr entschiedener Protest gegen diese „vandalische Zerstörung“, und obschon sich die Wogen der Erregung seitdem ziemlich gelegt haben, wurde noch im August 1877 von dem Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher, welcher zu jener Zeit in Nürnberg seine Generalversammlung hielt, eine Resolution gegen die Mauernzerstörung beschlossen und dem Magistrat der Stadt übergeben.

Wohl hat das heutige Nürnberg an vielen Stellen und Plätzen ein anderes Aussehen gewonnen, als die alten Prospekte aus früheren Jahrhunderten zeigen, manche älteren Gebäude sind entweder gänzlich verschwunden oder durch neue ersetzt, darunter Prachtbauten, wie der Gasthof zum Strauß, die Synagoge, der Justizpalast; aber sie treten alle nicht störend für den Gesammteindruck der Stadt aus dem Rahmen hervor, der sie umschließt.



Die Lorenzkirche.

Die Stadt wird durch die von Osten nach Westen langsam fließende, gelbe Pegnitz in zwei ziemlich gleich große Stadttheile getheilt, die sich rechts um die St. Sebalds-, links um die St. Lorenzkirche gruppiren. Die Sebalder Seite ist offenbar die ältere; sie lehnt sich an die alte Burg an, unter deren Schutz sie erbaut wurde. Die St. Sebaldskirche wurde — wenigstens in ihrem älteren Theile, der Peters- oder Löffelholzkapelle — schon im 12. Jahrhundert in Bau genommen und im 15. Jahrhundert in ihrer jetzigen Gestalt vollendet. Sie bietet daher ein entsprechendes Bild der verschiedenen Baustile durch drei Jahrhunderte. Die Portale sind mit herrlichen Reliefarbeiten, die Fenster mit Glasmalereien geschmückt. Den schönsten Schmuck des Innern, das berühmte Sebaldus-Grabmal, haben wir schon betrachtet.

Auf der Sebalder Seite befindet sich auch das Rathhaus. Das älteste Rathhaus der Stadt befand sich an der Stelle des jetzigen v. Harsdörffer'schen Hauses. Als sich indessen infolge der Erweiterung der Stadt und der Zunahme der Bevölkerung der Bau eines neuen Rathhauses nothwendig erwies, kaufte der Rath ein dem Kloster Heilsbronn gehöriges Haus am Salzmarkt (der jetzigen Hauptwache gegenüber), welches Philipp Groß, der Stadtbaumeister, von 1332 bis 1340 zum Rathhause umschuf. An dieses damals noch ziemlich unansehnliche schmale Hausschloß sich ein anderes städtisches Gebäude an, das man nach seiner Bestimmung das Umgeld oder Ungeld (Steuer auf Wein, Viktualien u. s. w.) nannte. Trotz einer in den Jahren 1521 und 1522 stattgehabten Erweiterung genügten auch diese Räumlichkeiten nicht mehr, und man beschloß endlich im Jahre 1613 die Erbauung eines gänzlich neuen und großartigeren Hauses, zu welchem am 10. Juni 1616 der Grundstein gelegt wurde. Man hatte zu diesem Bau noch zwei andere Häuser angekauft und erzielte somit die stattliche Front, welche das jetzige Rathhaus zeigt. Leider aber verhinderte der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges den völligen Ausbau nach dem Plane des Baumeisters Eucharius Holzschuher, und wir sehen daher nur an der östlichen (hinteren) Seite des Hauses den an architektonischen Schönheiten reichen älteren Bau.

Die Zierde des Rathhauses ist sein großer Saal, der schon im alten Hause vor seinem Umbau bestand. Die nördliche Wand dieses Saales schmückt ein Werk Albrecht Dürer's: der Triumphzug Kaiser Maximilian's. Neben diesem großen Wandgemälde sieht man eine allegorische Gerichtsscene, gleichfalls von Dürer, welche die Nachbildung eines Gemäldes von Apelles zu sein scheint, das Lucian in seiner Abhandlung über die Verleumdung beschreibt. Eine Zierde des Saales ist die kunstvoll gewölbte Decke von Hans Behaim. Der Rathhaussaal war oft der Schauplatz großer Festlichkeiten, besonders der Hochzeiten in den Patrizierfamilien, der Festgelage des Rathes und anderer Feierlichkeiten bei Anwesenheit der Kaiser. Die größte historische Bedeutung hat er wol durch das am 25. September 1649 darin gehaltene Friedensmahl erhalten, welches der gleichzeitige Maler Joachim von Sandrart in einem großen Gemälde dargestellt hat. Unter den 47 Porträts sehen wir diejenigen von Ottavio Piccolomini, dem Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken, späterem Könige von Schweden, von dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz u. a.

Der kleine Saal im zweiten Stocke hat eine schöne holzgetäfelte Decke mit geschichtlichen Bildern von Paul Juvenel, seine Wände schmücken die lebensgroßen Bilder der bedeutendsten Stifter von Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt. An der Decke des Korridors im zweiten Stock hat Hans Kern ein im Jahre 1446 auf der Rosenwiese (jetzt Maxplatz) abgehaltenes Gesellenstechen (Turnier der Patriziersöhne) in Stukko abgebildet. Im Hofe des Rathhauses befindet sich ein schöner von Pankraz Labenwolf, einem Schüler Peter Vischer's, 1557 gefertigter Brunnen.

Aus den ehemaligen Gefängnissen unter dem Rathhause, welche die Phantasie des Volkes noch mit den Schatten und Schauern einer düsteren

Vergangenheit füllt, führten unterirdische Gänge nach der Burg und nach verschiedenen anderen Richtungen; dieselben sind jetzt leider größtentheils verschüttet.

Das Rathhausgäßchen führt vom Rathhause auf den **Hauptmarkt**, wol den schönsten Marktplatz in Deutschland. Einst standen hier die Häuser reicher Juden, die sich vor den Verfolgungen am Rhein im zwölften Jahrhundert hierher geflüchtet. Kaiser Karl IV. erlaubte indessen, alle diese Judenhäuser abzubrechen, „dieweil in Nürnberg kein großer Platz sei, daran die Leute gemeiniglichen ohne Gedräng kaufen und verkaufen mögen und andere ihren Nutzen schaffen." An der Stelle der früheren Synagoge wurde die schöne (seit 1819 katholische) **Frauenkirche** erbaut (1354 bis 1361), welche dem „schönen Brunnen" gegenüber ihre breite Giebelseite mit den schimmernden Fenstern und dem mit Bildwerk reich geschmückten westlichen Portal dem Platze zuwendet. Das stets lebendige Treiben des Kleinhandels in den zu Laubengängen vereinigten Buden giebt uns zugleich ein Bild des inneren werkthätigen Lebens der Nürnberger.



Der große Saal des Rathhauses in Nürnberg.

Hinter der Frauenkirche auf dem Gänsemarkt bemerken wir ein ansprechendes kleines Brunnenstandbild in Erz von Labenwolf, einen Bauer vorstellend, der unter jedem Arme eine wasserspeiende Gans trägt, das sogenannte „Gänsemännchen".

Den Mittelpunkt des andern Stadttheils, auf der linken (südlichen) Seite der Pegnitz, bildet die **St. Lorenzkirche** mit ihren schlanken zierlichen Thürmen, von denen der eine mit goldglänzender Bedachung am Dreikönigstage 1865 von einem winterlichen Blitzstrahl getroffen wurde und bis auf die Galerie abbrannte, der aber in demselben Jahre wiederhergestellt wurde. Der Bau

der Kirche fällt in die letzten Jahrzehnte des 13. und in die ersten des 14. Jahrhunderts. Die Rose oder der Stern über dem Portal der Westseite zeigt eine bewundernswerthe Arbeit in Steinhauerei. Das Innere der Kirche mit seiner stattlichen Pfeilerreihe und dem herrlich gewölbten Chor macht einen tiefen Eindruck auf den Besucher dieses Gotteshauses. Auch hier bewundern wir die Pracht der Glasmalereien an den Fenstern — das schönste rechts vom Chor von der Familie Volkamer gestiftet —, von denen mehrere von den rühmlich bekannten Glasmalern, den Gebrüdern Kellner, sehr gelungen wiederhergestellt worden sind.

Die Hauptschätze des Innern, das „Sakramentshäuslein“ von Adam Krafft im Chor und den „englischen Gruß“ von Veit Stoß an der Decke der Kirche vor dem Altar, haben wir schon früher zu bewundern Gelegenheit gehabt. Die Lorenzkirche umschließt auch ihren besonderen Sagenkreis. Auf einer Spitze des Daches ist ein Hut von Eisen aufgesteckt zum Gedächtniß, daß ein böser Schüler, der mit andern auf dem Kirchhofe spielte, durch sein lästerliches Fluchen den Teufel herbeirief, welcher ihn durch die Lüfte davonführte, wobei der Hut auf der Stange am Dache hängen blieb. In einem der Fenster ist eine Ratte mit einer Wurst im Maule abgebildet. Einst soll eine Ratte einem hier eingemauerten Mönche, welchem die mitleidige Magd des Meßners durch eine kleine Oeffnung in der Mauer Speise zukommen ließ, eine Wurst gestohlen, dadurch seinen trostlosen Aufenthalt verrathen und infolge dessen wiederum seine Befreiung veranlaßt haben.

Die Erinnerung an die großen Männer, die aus ihren Mauern hervorgegangen sind oder hier gewirkt und ihren Ruhm gemehrt haben, hat Nürnberg durch Standbilder (Albrecht Dürer, Hans Sachs, Philipp Melanchthon), durch die Gedenktafeln an ihren Geburtshäusern und in den Namen der Plätze und Straßen bewahrt, so daß wir auch, abgesehen von der Bauart, überall von mittelalterlichen Erinnerungen umgeben sind. Es gehört indessen zu den merkwürdigen Wandlungen der Zeit, daß die Stätten, welche früher der frommen Beschauung in klösterlicher Stille geweiht waren, nun der Kunst und Industrie ihre Hallen eröffnet haben. Das Asyl, welches Matthäus Landauer (im Jahre 1501) für ein Dutzend armer Männer errichtete (Landauer Kloster), ist jetzt der Kunst zu einer Stätte des Lernens und Schaffens als Kunstschule geweiht. Die Räume des ehemaligen Dominikanerklosters am untern Ende der Burgstraße bergen die 60,000 Bände umfassende Stadtbibliothek, die besonders reich an alten, seltenen Druckwerken ist, kostbare Miniaturen, mehrere mit Initialen geschmückte Meßbücher, Handschriften von Luther, Melanchthon, Ulrich von Hutten, Hans Sachs, Gustav Adolf u. a. und eine zahlreiche Norica-Sammlung enthält.

An der Stelle, wo die ehemalige Franziskaner- oder Barfüßerkirche stand, erhebt sich jetzt der schöne Bau des Gewerbemuseums, welches eine Mustersammlung und permanente Ausstellung kunstgewerblicher Gegenstände enthält; und wo ehedem die Mönche des Karthäuserklosters hausten, in dem jetzigen Germanischen Museum, werden die Schätze der deutschen Wissenschaft, der alt- und mitteldeutschen Kunst und Gewerbthätigkeit aufbewahrt.

Dieses Museum ist eine Nationalanstalt für die Geschichte und Volkskunde Deutschlands. Ins Leben gerufen wurde es vom Freiherrn Hans von und zu Aufseß und mit Begünstigung des Königs Ludwig von Bayern und der 1852 zu Dresden versammelten deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher am 15. Juni 1853 zu Nürnberg eröffnet, nachdem es vorher von der Deutschen Bundesversammlung als Nationaleigenthum und von der bayerischen Regierung als juristische Person anerkannt worden war.

Im Jahre 1857 und 1862 kaufte die Anstalt mit Unterstützung des Königs Ludwig die alte Karthause zu Nürnberg und die Sammlungen des Freiherrn von Aufseß. Erstere wird nach und nach restaurirt und sämmtliche Gebäude mit Einschluß der von der Stadt Nürnberg geschenkten Kreuzgänge und Gärten für das Institut verwendet. Die Kirche z. B. dient zur Aufbewahrung der kirchlichen Alterthümer, die Kreuzgänge für die Grabdenkmäler, Waffen 2c. Die ganze Anstalt zerfällt in das Archiv, die Bibliothek und eine Reihe von Kunst- und Alterthumssammlungen, welche Abtheilungen Alles zu enthalten bestimmt sind, was für die deutsche Geschichte im weitesten Umfange von Interesse ist. Werthvolle Ausschmückungen sind Kaulbach's Originalgemälde „Kaiser Otto III. in der Gruft Karl's des Großen" und das von Kaiser Wilhelm I. geschenkte Glasgemälde mit Darstellung der Grundsteinlegung zur Karthause.

Was die einzelnen Abtheilungen betrifft, so hat das Archiv den Zweck, zerstreute historische Aktenstücke zu retten und nutzbar zu machen; es ordnet und bewahrt auch auf Verlangen kleine Privat- und Gemeindearchive. Die Bibliothek wird durch Schenkungen aller Verlagswerke von 600 deutschen Buchhandlungen sowie durch den Schriftenaustausch von Vereinen, Akademien und Schulen genährt und besitzt bereits über 70,000 Bände. Dabei befindet sich auch die Bibliothek der deutschen Nationalversammlung von 1848. Im Vorzimmer sind die Schreibtische und Sessel der beiden Brüder Grimm aufgestellt. Die bedeutendsten der Kunst- und Alterthumssammlungen sind: Grabdenkmäler, Bautheile und architektonische Ornamente, figürliche Skulpturen, kirchliche Alterthümer, Gewebe und Stickereien, Waffen, Kostüme, Möbel und Hausgeräthe, Folter- und Strafwerkzeuge, wissenschaftliche Instrumente, Münzsammlung (15,000 Stück), Kupferstichsammlung (50,000 Blätter) und Gemäldesammlung. Die neueste soeben in der Entstehung begriffene Abtheilung ist das Handelsmuseum. Noch andere sollen sich anschließen, sobald von der begonnenen die genügende Entwicklung erreicht und der Raum vorhanden sein wird.

Dem Publikum sind zur Zeit 41 Zimmer, Säle und Hallen zugängig, in denen jene Sammlungen aufgestellt sind, die zur allgemeinen Besichtigung dienen; nach gänzlichem Ausbaue werden es 75 sein außer jenen, in denen die Münzsammlung, Siegelsammlung, Kupferstichsammlung, Bibliothek und das Archiv zur Benutzung und zum Studium für Künstler und Gelehrte aufbewahrt werden. Was in der Anstalt eine besondere Wirkung auf die Besucher ausübt, ist nicht blos die Reichhaltigkeit und der Umfang der Sammlungen, sondern auch der malerische Reiz der Lokale, die noch eine besondere Anziehungskraft durch die ganz eigenthümliche Art der Ausstattung erhalten.

Fast gänzlich durch freiwillige Beiträge errichtet, zeigt jedes Lokal, jedes Fenster, jede Thür oder Säule den Namen und das Wappen des besonderen Stifters. Die Räume sind gleichsam ein großes monumentales Stammbuch, in welchem sämmtliche Fürsten, die ältesten Adelsgeschlechter neben der Aristokratie des Geistes, den Trägern der Industrie und des Handels sich verewigt haben.

An der Spitze des Germanischen Museums steht ein Verwaltungsausschuß von 25 bis 30 Mitgliedern, Männern der Wissenschaft und Kunst, welcher sich selbst ergänzt und sich jährlich einmal in Nürnberg versammelt. Er ernennt zur Erledigung der laufenden Geschäfte einen Lokalausschuß aus den in Nürnberg und Umgebung wohnenden Mitgliedern, der sich im Museum selbst monatlich versammelt. Seine Beschlüsse vollzieht ein Direktorium, bestehend aus zwei Direktoren. Die Zahl und Funktionen der Beamten des Museums bestimmt der Verwaltungsausschuß. Ihre Wahl steht dem ersten Direktor zu. Seit 1866 ist die oberste Leitung in Händen des Bauraths Professor Dr. A. Essenwein. Das monatlich erscheinende Blatt „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" dient als Organ für Entwicklung und Strebungen des Museums. Von Zeit zu Zeit werden auch besondere Veröffentlichungen ausgegeben, die mit Facsimilen wichtiger Handschriften, Abbildungen interessanter Gegenstände der Sammlung u. s. w. versehen sind. Außerhalb Nürnbergs hat das Museum zahlreiche Pflegschaften, welche seine Interessen wahrnehmen und insbesondere Geldbeiträge sammeln. Denn der ganze gewaltige Apparat beruht auf freiwilligen Beiträgen, die in großer Zahl von der Reichsregierung, den Einzelregierungen, Städten, Fürsten und Privaten fließen. Der bedeutendste, aber auch nicht bindend zugesagte ist jener des Deutschen Reiches. welcher eben nur unter der Bedingung gewährt ist, daß die Anstalt ihre Finanzwirthschaft öffentlicher, durch die bayerische Regierung ausgeübter Kontrole unterstellt hat. —

Welchen großartigen industriellen Aufschwung Nürnberg in neuester Zeit genommen hat, läßt ein flüchtiger Blick auf seine gegenwärtigen Verhältnisse erkennen. Aus der alten Reichsstadt, die durch Jahrhunderte mit dem Zerfall ihres politischen Regiments, ihrer gewerblichen und merkantilen Bedeutung und ihres allgemeinen Wohlstands zu kämpfen hatte, ist eine der hervorragendsten Industriestädte Deutschlands geworden. Zu den berühmten Kunstwerkstätten Nürnbergs gehört die Erzgießerei des Professors Lenz (früher Burgschmiet), aus welcher die Standbilder von Dürer, Hans Sachs u. A. hervorgegangen, sowie die Anstalt für Glasmalerei der Gebrüder Kellner. Nürnberg besitzt Fabriketablissements, die in der ganzen industriellen Welt zu Ruf und Ansehen gelangt sind. Die bedeutendsten derselben sind die bei der alten Vorstadt Wöhrd gelegene, von Joh. Friedr. Klett gegründete und später von seinem Schwiegersohn, dem jetzigen bayerischen Reichsrath Freiherrn Dr. Theodor von Cramer, geleitete Maschinenfabrik (gegenwärtig Maschinenbau-Aktiengesellschaft Nürnberg), welche 3600 Arbeiter beschäftigt, ferner die zwischen der Vorstadt Gostenhof und dem großen gewerbreichen Orte Steinbühl befindliche Zeltner'sche Ultramarinfabrik, die größte in Europa, die Maschinenfabriken mit permanenter Ausstellung von Scharrer und Groß in der Marienvorstadt und Falk

auf dem Dutzendteich, die große Draht- und Plattirfabrik von G. A. Beckh, sowie diejenige von E. Kuhn (Schmidmer), beide innerhalb der Stadt, und noch 40 andere Maschinenfabriken; ferner eine sehr große Anzahl anderer Fabriken der verschiedenartigsten Waaren, die von Nürnberg in alle Welt gehen, als Metall- und Messing-, Roth- und Gelbgießerwaaren; Gürtlerarbeit; Spiegelrahmen, Brillengläser; Lackir-, Blattgold-, Bronzefarben; Folien, Bürsten, Dosen, Nadeln, Farben- und Tischkasten, Spiegel, Eisen- und Stahlwaaren, Stahlsaitendraht, Drechsler- und Glaswaaren, musikalische, mathematische und physikalische Instrumente, Reißzeuge und Zirkel, Zahlpfennige, Puppenköpfe, Feilen, Kämme, Ahlen; Schildpatt- und Hornschmuckwaaren u. s. w. Nürnberg besitzt 41 Kunstdruckereien, lithographische Anstalten (Mayer's Kunstanstalt), Anstalten für Farbendruck (Frankenburger und Hösch), für Metachromatypie (d. i. lithographirte Farbendrucke, welche, auf präparirtes Papier gedruckt, nach vorangegangener Anfeuchtung sich auf andere Stoffe, z. B. Holz, Porzellan oder auch Papier, übertragen lassen) u. s. w.

Ein früher in Nürnberg lebhaft betriebenes Kunstgeschäft, die Herstellung von Landkarten und Globen, ist fast gänzlich versiegt. Im Jahre 1702 wurde die berühmte Landkartenoffizin von Johann Baptist Homann gegründet. Derselbe war in dem Dorfe Kambach in Schwaben geboren, wurde bei den Jesuiten in Mindelheim erzogen, ging aber zum evangelischen Glauben über und wählte Nürnberg zu seinem Wohnsitz. Anfänglich Schreiber bei einem Notar, wandte er sich später der Kupferstecherkunst zu und erwarb sich besonders im Landkartenstechen eine große Geschicklichkeit, so daß ihn der berühmte Jakob von Sandrart und der Kupferstecher David Lurk beschäftigten. Er erlangte bald einen großen Ruf und erhielt bedeutende Aufträge. Seinen eigenen Landkartenverlag begann er 1702 mit einer Karte des damaligen Kriegsschauplatzes in Italien, und da seine Karten großen Absatz fanden, erweiterte sich das Geschäft so sehr, daß er während seines Lebens an 200 verschiedene Karten lieferte. Außer der geographischen widmete Homann auch der astronomischen Wissenschaft seine Bestrebungen und bereitete die Ausgabe eines astronomischen Atlanten vor, der aber erst nach seinem Tode mit einer vollständigen Einleitung in die Sternenkunde 1742 von Doppelmayer in Nürnberg herausgegeben wurde. Homann's Verdienste fanden die gebührende Anerkennung. Er wurde 1715 zum Mitgliede der preußischen Akademie der Wissenschaften ernannt und von Kaiser Karl VI. und dem Czaren Peter von Rußland mit Auszeichnungen beehrt. Aber auch an Anfeindungen fehlte es ihm nicht, die ihn endlich veranlaßten, sein Bürgerrecht aufzugeben und im Dominikanerkloster zu Wien sich längere Zeit aufzuhalten. Später kehrte er jedoch wieder nach Nürnberg zurück und blieb bis an sein Lebensende dem evangelischen Glauben treu. Außer Homann hatte auch die Buch- und Kunsthandlung Schneider und Weigel in Nürnberg einen starken Landkartenverlag. Nach Homann's Tode wurde dessen Geschäft unter der alten Firma von seinen Erben fortbetrieben. Der letzte derselben war der Kunsthändler Fembo, in dessen Verlag noch bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts schöne Karten erschienen. Gegenwärtig erinnert nur noch das in andere Hände übergegangene stattliche

„Fembohaus“ am Burgberg mit seinem hohen Giebel, an dem sich eine auf einer Kugel stehende Figur befindet, an die ehemalige Blüte des völlig eingegangenen Geschäftes.

Ein anderer Industriezweig, der in Nürnberg erst in unserer Zeit zu einer schnellen Entwicklung gelangte, ist die Bleistiftfabrikation. Die Anwendung des Bleies zum Schreiben war wol schon im Mittelalter bekannt, die Erfindung unserer Bleistifte aber stammt erst aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und die Entdeckung der Graphitgruben in Cumberland in England hat dieselbe wesentlich gefördert. Im Jahre 1665 machte man die ersten Bleistifte in England, und lange hatte die Bleistiftindustrie ausschließlich ihren Sitz über dem Kanal. In Deutschland finden sich die ersten Spuren einer solchen im 18. Jahrhundert und zwar in dem Orte Stein bei Nürnberg, wo schon 1726 Bleistiftmacher und „Bleisweißschneider“ vorkommen. Auch in Nürnberg selbst wurde dieser Industriezweig um dieselbe Zeit lebhaft betrieben, man vermochte aber lange nicht gegen die Konkurrenz der englischen und später auch der französischen Fabriken aufzukommen. Dies ist in unserer Zeit in glänzendster Weise der Firma A. W. Faber in dem Dorfe Stein gelungen, deren Fabrikate eine solche Berühmtheit und Verbreitung gefunden haben, daß man sich vielfach gar nicht mehr des Wortes Bleistift für dieselben bedient, sondern dafür „Faber“ sagt. Zu dem großen Aufschwung dieser Fabrik hat besonders der Umstand beigetragen, daß der gegenwärtige Besitzer derselben, Lothar von Faber, einer der bedeutendsten Industriellen Deutschlands, einen Vertrag mit dem Franzosen Alibert abschloß, welcher in der Nähe von Irkutsk in Sibirien eine Graphitgrube entdeckte, die gleich gutes und noch weit reicheres Material liefert als die Cumberlandgruben. Nach diesem, von der russischen Regierung sanktionirtem Vertrag wird aller Graphit, der aus den sibirischen Minen kommt, jetzt und für alle Zukunft nur an die Fabrik A. W. Faber in Stein abgeliefert. Nun galt es nicht mehr, die alten Cumberlandstifte an Güte zu erreichen, sondern zu übertreffen, und dieses Ziel hat das rastlose Streben des thätigen, intelligenten Besitzers der Fabrik vollkommen erreicht. Am 16. September 1861 feierte die Fabrik, die sich aus den bescheidensten Anfängen heraus zu ihrer jetzigen europäischen Bedeutung entwickelte, das Jubelfest ihres hundertjährigen Bestehens, und Lothar Faber wurde bei dieser Gelegenheit mit großen Ehrenbezeigungen erfreut. — Inzwischen sind auch in Nürnberg selbst sehr bedeutende Bleistiftfabriken entstanden, wie Städtler, Fröscheis, Schwanhäuser u. a., welche zusammen nahe an 5000 Arbeiter beschäftigen.

Als eigenthümliche Industriezweige Nürnbergs erwähnen wir endlich noch die Lebkuchen und die Bierbrauerei. Nürnberg hat den größten Hopfenmarkt in Deutschland, und die Freiherrlich von Tucher'sche Brauerei in dem sogenannten alten Weizenbräuhaus, sowie die Henninger'sche (jetzt Aktien-) Brauerei haben europäischen Ruf.

Wollen wir das Nürnberger Bier in seiner Vaterstadt probiren, so finden wir am Albrecht-Dürer-Platz das geeignete gemüthliche Kneipchen, das sogenannte „Blaue Glöckle“ oder „Bratwurstglöcklein“, wo wir zugleich die saftigen Rostwürstchen mit Sauerkraut dazu bekommen können. Hier in dem

vielbesuchten, aber sehr einfachen Lokale, wo der Sage nach schon Albrecht Dürer nach des Tages Last und Hitze sich gütlich gethan haben soll, empfangen wir auch einen Eindruck des Nürnberger Volkslebens.

Man findet in dem alten Nürnberg Bevölkerungselemente aus den drei Stämmen der Franken, Bayern und Schwaben, aus deren Verbindung sich hier ein ganz eigenthümliches Völkchen gebildet hat. Alte deutsche Redlichkeit und Biederkeit, Genügsamkeit und Geselligkeit, eine heitere fröhliche Laune und natürliche Anlage zum Witz sind Grundzüge seines Charakters. Arbeitsamkeit, Betriebsamkeit und Kunstfleiß sind den Nürnbergern noch von Alters her eigen und auch der Erfindungsgeist ist noch nicht erloschen.

Die Eigenthümlichkeit in den Volkstrachten ist mehr und mehr geschwunden. Nur in dem sogenannten „Knoblauchsland“, (mundartlich „Knubelsland“, nach dem Knoblauch, der in der nördlichen Umgebung Nürnbergs gebaut wird), dessen üppige Fluren wir von der Nordseite der Burg und der inneren Freiung aus übersehen, hat sich wol noch einige Originalität in der Tracht der Frauen und Mädchen erhalten; namentlich wird die große bebänderte Flughaube mit Spitzen, die das ganze Gesicht umrahmen, hier noch vielfach getragen. Die alte wendische Tracht der Knoblauchsbäuerinnen ist aber schon seit mehreren Jahrzehnten geschwunden, und auch der Zwillichrock der Männer, die rothe Weste mit großen Metall-, oft Silberknöpfen, die lederne Hose und der Dreispitz, haben wenigstens bei den jüngeren Leuten der städtischen Tracht nachgeben müssen. — Dagegen haben sich die Nürnberger bis auf den heutigen Tag ihre eigene Mundart bewahrt, die sogar in dem Nürnberger Stadtflaschner (d. i. Klempner oder Spängler) Konrad Grübel (geb. 3. Juni 1736, † 8. März 1809) ihren Vertreter in unserer Literatur gefunden hat. Der Nürnberger Mundart liegt wol im Allgemeinen die fränkische zu Grunde, doch hat auch die oberpfälzische Einfluß auf dieselbe gehabt. Sie hat eine ganz eigene Konstruktion und Betonung, die es dem nicht in Nürnberg Geborenen oder wenigstens nicht seit seiner Kindheit dort Lebenden fast unmöglich macht, sie nachzuahmen oder auch nur zu verstehen. Man lese nur eine Strophe aus Grübel's Gedicht: „Der Bauer und der Doktor“:

„Es ist amauhl a Bauer g'wöst,
Ich hob'n zwoar niht kennt,
A braver Moh, der g'wiß niht löigt,
Der haut mer'n ober g'nennt,
Der haut aff su an Dörfla g'wohnt,
Vom Stödtla weck a Stund,
Haut g'hat a schöina junge Frau,
Doch meiher kronk als g'sund“ ꝛc.

Die Gedichte Grübel's haben sich übrigens auch der ehrenden Würdigung Goethe's in seinen Rezensionen der „Jenaer allgemeinen Literaturzeitung“ zu erfreuen gehabt. Sein Talent ist allerdings beschränkt, aber in dieser Beschränkung hat er Bedeutendes geleistet. Er ist der Dichter des Bürgerthums, des reichsstädtischen Lebens, aber freilich des schon abgestorbenen, verknöcherten, das wie Goethe trefflich bemerkt, in Philisterhaftigkeit versunken ist.

Da ihm nur das Leben bekannt war, wie es sich in seiner Vaterstadt und in ihrer Umgegend entfaltet hatte, so beschränkte er sich mit richtiger Einsicht auf die Darstellung desselben, und so sind seine Gedichte beinahe ohne Ausnahme kleine Erzählungen komischer Geschichten und ergötzlicher Anekdoten oder Schilderungen von einzelnen Zuständen aus dem Leben der Nürnberger Bürgerschaft, besonders aber der Klasse, welcher er am nächsten stand. Unter den letzteren ist sein Gedicht „Das Kränzlein" von Goethe gebührend hervorgehoben worden. Man hat Grübel oft mit Hans Sachs verglichen, gewiß aber mit Unrecht. Ihm fehlte bei aller Begabung doch der großartige Sinn und die poetische Schöpfungskraft des alten Meisters.

So ragen in Nürnberg überall die Ueberlieferungen aus der Zeit der alten Reichsstadt in das moderne Leben der Gegenwart hinein, beide oft einander scheinbar widerstreitend, oft einander ergänzend; jede Zeit hat eben ihre Berechtigung.

Blicke auf Fürth, Erlangen und Ansbach. Zu dem Industriebezirk Nürnbergs gehört auch Fürth, dessen wir schon früher als eines ehemaligen bischöflichen Marktfleckens gedacht haben, das aber jetzt wieder als industrielle Stadt einen angesehenen Rang einnimmt. Die Stadt liegt an der Rednitz, die unterhalb Fürth sich mit der von Nürnberg kommenden Pegnitz vereinigt und nun den Namen Regnitz annimmt. Beide Städte, etwa zwei Stunden von einander entfernt, sind seit 1835 durch die erste deutsche Lokomotivbahn verbunden. Die urkundliche Geschichte der Stadt Fürth geht weiter zurück als die Nürnbergs. Früher im Besitz des unglücklichen Adalbert von Babenberg fiel es mit dessen Gütern dem Kaiser Heinrich und dann dem Bisthum Bamberg zu. Während in Nürnberg bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, wo die Juden mit Erlaubniß des Kaisers Maximilian ausgewiesen wurden, eine ansehnliche Gemeinde derselben bestand, wohnten in Fürth bis zum Jahre 1528 keine Juden. Im Juni des genannten Jahres erhielt der Sohn eines aus Nürnberg vertriebenen jüdischen Weinwirths die Erlaubniß, sich in Fürth niederzulassen, und nun entstand bei der schnellen Verbreitung dieses Volksstammes bald daselbst eine zahlreiche jüdische Gemeinde, die nicht wenig zur Belebung und Förderung des Handels und der Industrie an dem an sich schon sehr rührigen und gewerbthätigen Ort beitrug und zur Zeit unter 24,000 Einwohnern der Stadt 4000 Mitglieder zählt.

Die Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Brandenburg, welche das Bambergische Domkapitel zu Schutzvögten der Hofmark Fürth gewählt hatte, machten allerlei Versuche, die Landeshoheit über dieselbe zu gewinnen, was zu fortwährenden Streitigkeiten mit Bamberg führte, die erst durch die Vereinigung aller fränkischen Lande mit Bayern endeten.

In Nürnberg wurde, nachdem volle vierthalbhundert Jahre seit der Vertreibung der Juden aus der Stadt verflossen waren, erst im Mai 1850 der erste jüdische Bürger aufgenommen, und es bildete sich daselbst eine neue israelitische Gemeinde, die bis nahezu 2000 Mitgliedern angewachsen ist. Im Gegensatze zu Nürnberg hat Fürth das Aussehen einer durchaus modernen Stadt; die Synagoge und das mit Fresken geschmückte mächtige Rathhaus sind

ihre hervorragendsten Gebäude. Ihre Industrie umfaßt ähnliche Gegenstände wie die Nürnberger. Weit verbreitet sind die Fürther Spiegelglas-, die Galanteriefarben-, die Bronzefarben- und Blattgoldfabriken.

Die Universitätsstadt Erlangen an der Regnitz haben wir ebenfalls schon gestreift. Auch ihre Geschichte läßt sich bis auf Karl den Großen zurückführen, der die gefangenen bekehrten Sachsen dahin bringen ließ. Der Bischof Wolger von Würzburg errichtete ihnen eine Pfarrei. Im Jahre 1017 kam der Ort an Bamberg und 1398 erhob ihn Kaiser Wenzel zu einer Stadt mit Zoll- und Accisrechten. Später kam Erlangen durch Kauf an Böhmen und wurde 1402 dem Burggrafen Johann III. von Nürnberg als Pfand überlassen.



Fürth.

Mit dem burggräflichen Hause ging sie an die Markgrafschaft Bayreuth über, deren Fürst Christian Ernst im Jahre 1686 den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten Schutz und Aufnahme gewährte und ihnen Erlangen zum Wohnsitz anwies. So entstand die Neustadt Erlangen, die, mit der Altstadt verbunden, den Ort zu größerer Bedeutung brachte, wozu auch die industrielle Rührigkeit der Eingewanderten wesentlich beitrug. Das alte markgräfliche Schloß brannte 1814 ab und wurde, wieder aufgebaut, zum Sitz der Universität bestimmt.

An dem linken Quellflusse der Rednitz, der fränkischen Rezat, liegt die Regierungsstadt des bayerischen Regierungsbezirks Mittelfranken, Ansbach, die ehemalige Residenz der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Sie ist

mit Nürnberg in neuester Zeit durch die Bahn nach Crailsheim so nahe verbunden, daß der Schnellzug nur eine Stunde zwischen beiden Städten fährt.

Die Stadt Ansbach schreibt ihre Entstehung von einem Benediktinerkloster her, welches der heilige Gumbertus, Sohn des fränkischen Herzogs Gosbert 750 daselbst gründete und das 1563 säkularisirt wurde. Früher im Besitze der fränkischen Herzoge, kam Ansbach an die denselben verwandten Grafen von Dornberg und nach deren Aussterben an den Grafen Albert zu Oettingen, dessen Nachfolger Ludwig Amt und Stadt 1331 an den Burggrafen Friedrich II. von Nürnberg um 92,000 Gulden verkaufte. Von 1486—1792 war es markgräfliche Residenz. Seine weitere Geschichte fällt mit der Bayreuths zusammen. Das gegenwärtige, jetzt königliche Residenzschloß in Ansbach wurde von den Markgrafen Friedrich Wilhelm und Karl Wilhelm Friedrich in den Jahren 1713—1732 erbaut und enthält eine schöne Bibliothek und Gemäldegalerie. Das ältere, schon 1710 durch Brand zerstörte Schloß ist unter der Regierung des Markgrafen Georg Friedrich 1587 und 1588 entstanden. An der Residenz befindet sich ein schöner Hofgarten, in welchem dem in Ansbach 1720 geborenen Dichter Uz ein Denkmal errichtet wurde. In der Nähe desselben fand am 14. Dezember 1833 der räthselhafte Findling Kaspar Hauser von unbekannter oder — wie man in neuerer Zeit behauptet — von eigener Hand den Tod. Die Stelle ist durch einen Denkstein mit der Inschrift bezeichnet: „Hic occultus occulto occisit 14. Dec. 1833.“ Auf dem Johanniskirchhof liegt er begraben; die Inschrift seines Grabsteins lautet: „Hic jacet Casparus Hauser, aenigma sui temporis, ignota nativitas, occulta mors 1833.“

Ansbach ist die Geburtsstadt der Dichter J. von Cronegk (geb. 1731, gest. 1758) und Graf Platen (geb. 1795, gest. 1835). Letzterem ließ König Ludwig I. von Bayern (1859) auf dem Schloßplatz ein ehernes Standbild errichten. Auch der Historiker Ritter von Lang (geb. 1764 zu Balgheim bei Oettingen in Schwaben), zugleich Verfasser der humoristisch-satirischen „Hammelburger Reisen“, wohnte längere Zeit hier oder auf seinem benachbarten Gute (gest. 1835).

Von den Kirchen Ansbachs haben die St. Gumpertus-Stiftskirche mit ihren drei gothischen Thürmen und die St. Johanniskirche besonderes Interesse, erstere durch die St. Georgenritter-Kapelle, als ehemalige Konventskapelle des von Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg 1440 gestifteten Schwanenordens; letztere als Gruft der alten Landesherren. Wenige Stunden von Ansbach gegen Nürnberg zu liegt das alte Kloster Heilsbronn, in dessen Kirche die Gebeine der ältesten Vorfahren des jetzigen deutschen Kaisergeschlechts bis auf Albrecht Achilles, Markgrafen von Brandenburg (gest. 1486), herab ruhen.

Das ehemalige Fürstenthum Ansbach hatte einen Umfang von 138 Quadratmeilen mit ungefähr 14,400 Einwohnern. Als es dem Königreiche Bayern einverleibt wurde, war die Einwohnerzahl auf 245,000 gestiegen.



Rothenburg an der Tauber.

Mittel- und Unterfranken.

Rothenburg ob der Tauber. — Das Altmühlthal. — Das Hochstift Würzburg. — Kissingen und die fränkische Saale. — Karlstadt, Aschaffenburg, Hanau.

Rothenburg ob der Tauber. Wir wenden uns nun zu den übrigen Landschaften, welche mit den geschilderten Gebieten der alten Reichsstadt Nürnberg und des ehemaligen Fürstenthums Ansbach, sowie des Bayreuther Unterlandes gegenwärtig den königlich bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken bilden. Es sind dies noch vier freie Reichsstädte: Rothenburg, Windsheim, Weißenburg und Dinkelsbühl, ferner das Hochstift Eichstädt und einige früher reichsunmittelbare Territorien, wie das Fürstenthum Hohenlohe-Schillingsfürst, die Grafschaft Pappenheim u. a.

Auf einer Anhöhe über der Tauber liegt Rothenburg. Schon von fern tauchen im Sonnenschein zahllose Thürme empor, welche die alten doppelten Ringmauern und Thore der Stadt krönen; aus dem tiefen Wallgraben ragt hier und da das mächtige, belaubte Astwerk eines Nußbaums zu dem verwitterten Gemäuer herauf. Zu den gewölbten Thoren führen Brücken über den Wallgraben. An dem Spitalthor könnten uns ein paar alte Kanonen, die drohend aus den Scharten der festen halbkreisförmigen Bastei hervorlugen, fast erschrecken, wenn nicht der friedliche Gruß über dem Thore:

„Pax intrantibus, salus exeuntibus!“

uns beruhigte. Auch in ihrem Innern ist die Stadt durchaus alterthümlich. Sie blieb, wie Dornröschen im Märchen, von Schlummer umfangen, unberührt von der zerstörenden, vergessen von der neubildenden Zeit und gerade in diesem Zustande das Bild einer deutschen Reichsstadt des Mittelalters, wie man es heutzutage nur noch in den Gemälden oder Holzschnitten altdeutscher Meister zu sehen gewohnt ist. In den Straßen herrscht eine fast sonntägliche, wohlthuende Stille, und das hier und da zwischen dem hellen, blanken Pflaster hervorsprießende Gras deutet darauf hin, daß auch heute, wie ehedem, kein sonderlicher Verkehr hier herrscht. Die Kirchen, die Thore, die zahlreichen Thürme, die alten Häuser mit ihren spitzen, sauber-einfachen Giebeln und hin und wieder noch gothischen Fenstereinfassungen bieten manches malerische Bild von dem reizvollen Farbenschimmer, den nur hohes Alter den Bauwerken verleiht. Was Wunder, wenn Rothenburg eine besondere Anziehungskraft auf die Münchener und Düsseldorfer Künstler übt, die hier oft wochenlang ihre Studien machen zur Freude der gastlichen Einwohner, zur besonderen Freude der Gastwirthe. Ueber dem Stammtische des von ihnen vielbesuchten Gasthauses zum Bären sieht man ein Oelbild, welches einen Bären darstellt, der Pinsel und Palette, die Abzeichen des Malers, zärtlich an sein Herz drückt und so dieser Zuneigung des Wirthes für die Künstlerschaft bildlichen Ausdruck giebt.

Die Geschichte Rothenburgs geht in uralte Zeiten zurück. Auf einem in das breite und tiefe Flußthal weit vorspringenden Punkte, der jetzt mit hübschen Anlagen für Spaziergänger versehen ist, lag die Burg, an die sich die alten Sagen knüpfen. Vom Rhein her gegen die übermächtigen Schwaben zu Hülfe gerufen, ließen sich in den Zeiten der Völkerwanderung die ersten Franken in der Umgegend nieder und ihr Herzog Pharamund oder Pluvemund erbaute hier als Grenzwarte den dicken Thurm, den er „Essigkrug" nannte. „Ich will den Schwaben ein Krüglein mit scharfem Essig hinstellen," sagte er, „daß sie sich die Zähne daran verderben, wenn sie darüber kommen." Auf demselben Platze erhob sich später die alte Burg und unter ihrem Schutze die Stadt. Von hier aus verwalteten kaiserliche Schirmvögte in den Jahren 1115 bis 1251 die fränkischen Besitzungen für das Kaiserhaus der Hohenstaufen. In der alten Burg hielt der jugendliche Herzog Friedrich von Hohenstaufen, zubenannt „von Rothenburg", der Sohn Kaiser Konrad's III. und Neffe Friedrich's des Rothbart, mit seiner schönen Gemahlin Gertrud, der Tochter Heinrich's des Löwen, sein Hoflager. Von hier zog er aus, um als der treueste Vasall Barbarossa's, der schönste Ritter im Heer, ebenso tapfer als menschenfreundlich, an dem Römerzuge theilzunehmen und das siegreiche Banner der Hohenstaufen auf dem Hochaltar St. Petri aufzupflanzen (1167). Aber nur zu früh wurde er mit vielen Fürsten und Edlen durch das so verderbliche Sumpffieber, welches die plötzliche Abwechselung von Gluthitze und Regen erzeugt, hinweggerafft. Seine Leiche ward nach der Heimat übergeführt und im Kloster Schestersheim bestattet. Mit ihm wurde in Deutschland eine schöne Hoffnung zu Grabe getragen. Er war vom Kaiser dazu auserwählt, durch seine Ehe das Band zwischen dem Kaiserhause und Heinrich dem Löwen fester zu knüpfen und dem von den Päpsten geschürten Hader der Welfen und Hohenstaufen ein Ende zu machen.

Dem Orte bei der Burg verlieh Kaiser Friedrich Rothbart 1172 das Stadtrecht. Ein reger Handelsverkehr und eine lebhafte Gewerbthätigkeit kamen hier jedoch niemals zur Entwicklung. Die edlen Rathsgeschlechter und wohlhabenden Bürger der Stadt befaßten sich vielmehr fast ausschließlich mit dem Landbau. Durch Ankauf erweiterte die Stadt ihr Gebiet allmählich derartig, daß sie zu einer Macht, einem Reichthum und Einfluß gelangte, wie sie bei so geringer Einwohnerzahl selten eine Stadt besessen hat. Dieser Aufschwung und Ankauf knüpft sich vorzugsweise an die Geschichte des muthigen und klugen Burgemeisters Heinrich Toppler, welcher von 1373 bis 1408 an der Spitze des Stadtregiments stand. Er war ein tapferer Mann, der weder Gut noch Blut schonte, um den rechtmäßig erworbenen Besitz gegen die Macht der benachbarten Fürsten und Herren zu schützen, die mit neidischen Blicken das rasche Emporblühen der Stadt betrachteten. Aber trotz seiner Verdienste um die Stadt mußte er seinen zahlreichen Feinden erliegen, deren Neid ihn mit den ärgsten Verleumdungen verfolgte. So sagten sie ihm unter Anderm nach, daß er im trunkenen Muth mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg um den Besitz der Stadt Rothenburg gewürfelt und sie an denselben verspielt habe, und suchte diese Beschuldigung damit zu beweisen, daß der Burgemeister einige alte Thürme der Stadtmauer längere Zeit hindurch nicht habe wieder aufbauen lassen. Als nun Toppler einmal nach Ansbach gereist war, versammelte sich der Rath, und seine Feinde setzten es durch, daß Reiter abgesendet wurden, die ihn unter irgend einem Vorwand zurückbringen mußten. Unbefangen kehrte er heim; als er in den Rathssaal trat, fragte man ihn, welche Strafe einem Verräther der Stadt gebühre? Seine Antwort war, ein Verräther verdiene Hungers zu sterben. Hierauf wurde er in das geheime unterirdische Gefängniß geworfen, wo ihm weder Speise noch Trank gereicht wurde. Sein Weib soll, der Sage nach, von ihrem Hause aus einen unterirdischen Gang zum Gefängniß ihres Gatten haben graben lassen; ehe man aber zu ihm gelangen konnte, war er verschmachtet. Er wurde in der St. Jakobskirche an dem von ihm gestifteten Altar begraben. Eine thatsächliche Schuld des Burgemeisters ist niemals erwiesen worden, und auch zu der Sage von der Auswürfelung der Stadt Rothenburg mag wol nur der Name „Toppler“ (d. i. Würfelspieler) und das Wappen des Geschlechts, zwei Würfel mit fünf und sechs Augen, die Veranlassung gegeben haben.

Im Bauernkriege ward Rothenburg besonders in Mitleidenschaft gezogen. Ein Theil der Bürgerschaft hielt es mit den Bauern und hatte heimliche Zusammenkünfte mit ihnen im Hause eines Tuchmachers. Nachdem der Aufruhr blutig niedergeworfen war, ließ der Rath das Haus niederreißen, die Stätte feierlich verfluchen und mit Salz bestreuen. So blieb sie hundert Jahre lang liegen und wurde als Unglücksstätte von Jedermann gemieden. Der Fluch mußte aber keine rechte Kraft gehabt haben, denn als nach jener Zeit ein vorurtheilsfreier Mann den Platz kaufte und ein Haus darauf baute, lebte der Erbauer friedlich und unangefochten lange Jahre darin. „Das hat,“ sagt ein Chronist, „dem Ansehen des Teufels und aller bösen Geister bei den Rothenburgern viel geschadet.“

Während des Dreißigjährigen Krieges begab sich Rothenburg, welches schon frühzeitig die Reformation angenommen hatte, unter den Schutz der Schweden. Da zogen am 29. September 1631 kaiserliche Regimenter heran. Eine Batterie von 6 Geschützen warf die Mauer zwischen dem Henkers- und Kummereckthurm ein. Die Sturmleitern wurden angelegt, aber die tapferen Bürger schlugen den Angriff zurück. An sechshundert Kaiserliche fielen, unter ihnen der Oberst Schrenck. Da kam um die Mittagszeit Tilly selbst mit seinem ganzen Heere auf dem Rückzuge von der Schlacht bei Leipzig vor die Stadt. Neun seiner Regimenter ordneten sich zum Sturmangriff, welcher die ganze Front vom Klingenthor bis zum Röderthore umfassen sollte. Dreißig Stunden hatten die Bürger bereits auf den Mauern gestanden, da entzündete sich der Pulvervorrath in der Klingenbastei und alsbald verbreitete sich das Gerücht, die Stadt sei schon genommen. Den Bürgern entfiel der Muth und sie öffneten das Galgenthor. Graf Tilly, Pappenheim und andere Kriegsobersten zogen mit den Altringer'schen Scharen in die Stadt. Vier Stunden währte die Plünderung. Ein altes Volkslied klagt:

„Da kamen die Weiber in der Stadt
Und baten mit ihren Kindern um Gnad;
Das war so traurig und so elend,
Ja, daß Herr Tilly selber bat,
Man sollt' ihnen doch erweisen Gnad'."

Wie die Chronik erzählt, drohte Tilly, wenigstens die Rathsmitglieder wegen ihres frevelhaften Widerstandes mit dem Tode zu strafen; der Burgemeister Bezold mußte, von Soldaten begleitet, selbst den Scharfrichter herbeiholen, der das Urtheil vollziehen sollte. Dieser entsetzte sich nicht wenig über die Zumuthung, sein blutiges Amt an seinem gnädigen Herrn selbst zu üben, und weigerte sich zu folgen, wodurch es einigen Aufenthalt gab. Und das war gut, denn inzwischen kredenzte man den Generalen und Feldobersten im Rathhaussaale den edelsten Wein; und der mächtig große, zwölf alte bayerische Schoppen (ca. 3 Liter) fassende Humpen machte fleißig die Runde. Die Gemüther wurden heiterer und man drang in den finsteren, blutgierigen Feldherrn, daß er den Rathsherren Gnade gewähren möge. Diese verhieß Tilly endlich, wenn sich von den Rathsherren einer getraue, den gewaltigen Pokal in einem Zuge zu leeren. „Dessen vermaß sich," sagt die Chronik, „der Altbürgermeister Nusch, der wol schon manchen guten Trunk gethan." Er setzte den Becher an die Lippen und leerte ihn bis auf die Nagelprobe. „Es schadete ihm aber nicht," setzt der Chronist hinzu. Da war nun große Freude. Der Rathsdiener lief dem Bürgermeister Bezold entgegen, um ihm die Freudenbotschaft zu bringen, und das Gäßchen, in welchem er ihm, sammt dem Scharfrichter begegnete, heißt bis zu diesem Tag „das Freudengäßchen".

Nicht so tapfer wie im Dreißigjährigen hielt sich Rothenburg im Siebenjährigen Kriege, wo es dem preußischen Husarencornet Stürzebecher, der mit einem Trompeter und 25 Mann vor der Stadt erschien, gelang, mit einigen Pistolenschüssen das Thor zu forciren, worauf er der Stadt eine Brandschatzung von 80,000 Thalern auferlegte und zwei Rathsherren als Geiseln mitnahm.

Als aber im Jahre 1800 ein kleines französisches Streifcorps gleichfalls eine Brandschatzung forderte, trieben die Bürger den Feind mit Mistgabeln aus der Stadt.

Im Jahre 1803 wurde die alte Reichsstadt durch den Reichsdeputationshauptschluß an Bayern übergeben. Ihr Gebiet umfaßte 6 Quadratmeilen und war mit Hecken, Gräben und Thürmen umgeben. Bei der Uebergabe an Bayern zählte es 20,000 Einwohner, die Stadt selbst 5500. Gegenwärtig hat sich diese Zahl auf etwas über 6000 gehoben.

Die kirchlichen Stiftungen und Bauten der alten Reichsstadt entstanden größtentheils im vierzehnten Jahrhundert. Die gothische St. Jakobskirche mit dem Grabmale des unglücklichen Heinrich Toppler wurde zwischen 1373 und 1471 erbaut. Sie ist mit Gemälden von Michael Wohlgemuth und dessen großem Schüler Albrecht Dürer, sowie mit Glasmalereien geschmückt. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde ihr Inneres in geschmacklosester Weise verbaut, und erst in neuerer Zeit war man bemüht, sie im Aeußern und Innern wieder zu reinigen und würdig herzustellen. Ein imposanter Bau ist das im deutschen Renaissancestil (um 1572) ausgeführte Rathhaus mit dem verwitterten, moosgrün schimmernden Hofportal. Den Marktplatz ziert ein schöner Brunnen in späterer Renaissance.

Die Umgebung der Stadt ist reich an landschaftlichen Schönheiten. Der „Lueg ins Land" gewährt eine weite Aussicht nach Unterschwaben und Franken. Im Grunde fließt die Tauber in der Mitte eines breiten Thales dahin, das von rauschenden Wassermühlen, freundlichen Weingärten, Hopfen- und Obstanlagen und anmuthigen Wäldchen belebt ist.

Das Altmühlthal. Die Tauber scheint zweifelhaft, welchem von den beiden Staaten — Bayern oder Württemberg — sie den Vorzug geben soll. „Man kann nicht einmal unbestritten sagen," behauptet Riehl, „in welches Herren Lande die Quelle der Tauber liegt. Der Fluß entspringt in Bayern und in Württemberg — wie man will: denn die Bayern sagen, sie entspringe hüben, die Württemberger, sie entspringe drüben." Jedenfalls entspringt sie an der Grenze, etwa zwei Stunden südwestlich von Rothenburg, nimmt ihren oberen Lauf abwechselnd auf bayerischem und auf württembergischen Gebiet, begiebt sich unterhalb des ehemaligen Deutschmeisterthums Mergentheim ins Badische, wird bei Tauberbischofsheim kahnbar und mündet bei Wertheim in den Main.

Dagegen gehört die Altmühl, welche etwa zwei Stunden nordöstlich von Rothenburg entspringt und sich in einer, dem Laufe der Tauber ziemlich entgegengesetzten Richtung zur Donau wendet, mit ihrem ganzen Laufe Bayern und zwar größtentheils dem bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken an, bis sie bei Kelheim in die Donau mündet. Sie berührt die Orte Leutershausen, Herrieden, Ornbau, Gunzenhausen und dann das uralte, schon 802 geschichtlich bekannte Pappenheim mit seinem gut erhaltenen Römerthurm und den Ruinen des Stammschlosses der Grafen von Pappenheim, ursprünglich von Calatin, später nach ihrem Stammschlosse benannt. Ein Heinrich von Calatin war es, der die Reichsacht an dem Mörder Philipp's von Schwaben, dem

Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, vollzog, indem er ihn bei Oberndorf in Niederbayern erschlug. Die Pappenheim waren des Heiligen Römischen Reichs Erbmarschälle und Reichs-Forst- und -Jägermeister. Fast in allen Kämpfen gegen die Feinde der Kaiser und des Reichs zeichneten sie sich durch ihre Treue und Tapferkeit aus. Der berühmteste des Geschlechts war Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim, geboren 1594, General und Chef jener kaiserlichen Kürassiere, die unter seiner Führung in den Schlachten bei Lutter am Barenberge, bei Breitenfeld und Lützen kämpften, bis er in der letztgenannten Schlacht seinen Tod fand.



Pappenheim. Aus Kugler „Das Altmühlthal".

Der letzte souveräne Graf von Pappenheim, welcher noch die Hoheitsrechte bis 1805 ausübte, kämpfte in den Schlachten bei Hanau und in Frankreich mit Auszeichnung und starb als bayerischer Generalfeldzeugmeister. In den Jahren 1819—1822 entstand das jetzige neue Schloß in Pappenheim nach Leo von Klenze's Entwurf. Das Städtchen Pappenheim ist ein lebhafter, industrieller Ort mit mehreren Fabriken und Brauereien, deren vortreffliches Bier weit und breit geschätzt wird.

Nordwestlich von Pappenheim liegt das Dorf Dettenheim, in dessen Nähe der sogenannte Karls- oder Kaisergraben, die fossa Carolina, sich befindet, die noch erhaltene Spur des großen Werkes, welches Karl der Große 793 begann, um die Rezat mit der Altmühl, und somit die Donau mit dem

Main zu verbinden, ein Unternehmen, das erst nach einem Jahrtausend seine Ausführung durch König Ludwig I. von Bayern finden sollte.

Bei Pappenheim beginnt die Altmühl ihren Durchbruch durch den Gebirgsstock des Fränkischen Jura und wendet sich dem durch seine Stein- und Schieferbrüche berühmten Solnhofen zu.

Das ehemals fürstbischöflich Eichstädtische Gebiet bildet den katholischen Theil Mittelfrankens. Der Dom von Eichstädt umschließt das Grabmal des heil. Willibald, welcher, nachdem der heil. Bonifazius das Bisthum gegründet,



Riedenburg. Aus Kugler „Das Altmühlthal".

die waldige Gegend urbar machte und den Bau des Domes begann, um welchen die freundliche Stadt entstand. Der Heilige wird daher auch als Gründer der Stadt und ihr Schutzpatron verehrt. Im Dreißigjährigen Kriege durch die Schweden fast gänzlich zerstört, erstand die Stadt zwar aufs Neue, blühte aber erst im 18. Jahrhundert wieder empor. Nach Auflösung des Fürstbisthums kam sie 1805 an Bayern und ist seit 1821 wieder der Sitz eines Bisthums. Eine neuere Episode ihrer Geschichte bildet die Verleihung der Stadt und des Fürstenthums als Standesherrschaft an den ehemaligen Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg, Schwiegersohn des Königs Maximilian Joseph's I. von Bayern (1817), nach dessen Tode sie durch Rückkauf wieder von Bayern erworben wurde. Eichstädt ist der Geburtsort

Wilibald Pirkheimer's (geb. 5. Dezbr. 1470, gest. 22. Dezbr. 1530), des kaiserlichen Rathes und Freundes Albrecht Dürer's.

Bei Beilngries und Dietfurth wird die Altmühl schiffbar und mündet bei Kelheim, etwas unterhalb jenes prächtigen Bauwerks der Befreiungshalle, in die Donau.

Das Hochstift Würzburg. Wir kehren an den Main zurück und gelangen in das schöne, weinumkränzte Gebiet des Mittelmains, der bald von den Berghöhen zur Rechten, den Haßbergen und dem Spessart, bald von denjenigen zur Linken, dem Steigerwald und Odenwald, gedrängt, nach verschiedenen Richtungen seine großen Bogen beschreibt.

Da wo die südlichen Ausläufer des Henneberger Berglandes den Fluß nöthigen, die Richtung nach Süden einzuschlagen, liegt das saubere und hübsche Schweinfurt, das seinen Namen nicht von den bekannten Hausthieren, sondern von den Sueven (trajectus Suevorum) ableitet. Anfangs unter eigenen Burggrafen, dann unter den Grafen von Henneberg stehend, wurde die Stadt 1112 reichsfrei, aber doch später wieder an Henneberg oder Würzburg verpfändet, in einem Kriege zwischen beiden 1259 zerstört und an derselben Stelle wieder aufgebaut und blieb seit 1361 freie Reichsstadt, bis sie 1803 unter bayerische Hoheit trat. Sie wurde 1805 dem von Napoleon geschaffenen Großherzogthum Würzburg zugetheilt, fiel aber nach Auflösung desselben (1815) wieder an Bayern zurück. Die Stadt ist jetzt ein wohlhabender Handelsplatz und Fabrikort, der vorzüglich Farbewaaren (Bleiweiß, Ultramarin, Schweinfurter Grün), Stärke, Tapeten, Zucker und Tabak bringt. Einer Schenkung des Schwedenkönigs Gustav Adolf verdankt Schweinfurt sein Gymnasium, das frühere Gustavianum. Neuerdings ist es berühmt geworden als Geburtsstadt des Dichters Friedrich Rückert (geb. 16. Mai 1789).

Als einer Eigenthümlichkeit erwähnen wir hier zwei reichsfreie Dorfgemeinen, die Dörfer Gochsheim und Sennfeld, die, in der Nähe von Schweinfurt mit einem Gebiete von $^3/_4$ Quadratmeilen gelegen, die Mosaikkarte des alten Reichs vervollständigen.

Fast in der Mitte der Strecke Marktbreit-Gmünden, welche die andere Seite des durch die veränderte Laufrichtung des Mains nach Nordwesten entstehenden Dreiecks bildet, liegt in einer überaus gesegneten Landschaft die alte Bischofsstadt Würzburg, der Hauptsitz des ehemaligen Hochstifts, das jetzt mit der früheren Reichsstadt Schweinfurt, dem früher kurmainzischen Aschaffenburg und einigen mediatisirten Gebieten den bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken bildet.

Unter den Höhepunkten, welche die Umgegend beherrschen, tritt einer, abgelöst von den umhergelagerten Gebirgsmassen, besonders hervor und wurde schon in ältester Zeit befestigt. Hier residirten die alten Frankenherzöge und hier gründete der Schotte Kilian seine Kirche der heiligen Jungfrau, die älteste im Frankenlande, nach der nun auch der Berg Marienberg genannt wurde. Von Kilian nahm der Frankenherzog Gosbert das Christenthum an. Der fromme Heilige wurde jedoch (689) auf Anstiften der bösen Schwägerin des Herzogs ermordet. Der heilige Bonifazius setzte 741 den heiligen Burkard

zum ersten Bischof in Würzburg ein, bei welcher Gelegenheit die beiden letzten Götzenbilder dieser Gegenden in den Main versenkt wurden. Die Bischöfe, die sich zugleich Herzöge von Ostfranken nannten, ließen sich als Zeichen ihrer weltlichen Gerichtsbarkeit ein Schwert vortragen.

An die Feste auf dem Marienberg lehnte sich die Stadt Würzburg (Herbipolis), die Wiege der Kultur in den Mainlanden. Gleichwie in Bamberg, suchten sich auch hier die Bischöfe möglichst unabhängig vom Kaiser zu machen und die Bürger ihrem Regiment zu unterwerfen. Infolge dessen kam es zu wiederholten Aufständen der Bürger gegen die Landesherrn.



Würzburg mit dem Steinberg.

In der allgemeinen Geschichte des Reichs spielt Würzburg erst seit der Reformationszeit durch seine Theilnahme am Bauernkriege und in den Grumbach'schen Händeln eine Rolle. Während des Dreißigjährigen Krieges war Würzburg einige Zeit im Besitze des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar (1632—1634), dem es von dem siegreich durch Franken stürmenden Gustav Adolf überlassen worden war, und der hier davon träumte, aus den beiden Hochstiftern Bamberg und Würzburg sich ein deutsches Herzogthum Franken zu gründen. Dem Hochstift zurückgegeben, hatte Würzburg in den Franzosenkriegen mannichfache Schicksale.

Am 5. September 1796 schlug der Erzherzog Karl von Oesterreich bei Würzburg den französischen General Jourdan und nöthigte ihn, bis über den Rhein zurückzugehen. Die Herrschaft und Macht der Fürstbischöfe ging ihrem Ende entgegen. Im Jahre 1803 kam der größte Theil des Hochstifts an Bayern, und durch den Preßburger Frieden 1805 ward Würzburg von

Napoleon als Großherzogthum dem früheren Großherzog von Toscana, Ferdinand III., einem Bruder des Kaisers, (anstatt Salzburg) als Entschädigung für sein Land zugesprochen. Als nach Napoleon's Sturze (1815) der Großherzog nach Toscana zurückkehrte, fiel Würzburg abermals an Bayern. Die Stadt wurde zur Hauptstadt des Regierungsbezirks Unterfranken und zum Bischofssitz erhoben.

Wir dürfen in der Geschichte Würzburgs eine der düstersten Seiten nicht unberührt lassen; es sind dies die schrecklichen Hexenverfolgungen. Wol keine Stadt Deutschlands mußte diesem finsteren Wahne so viele Opfer bringen als das unglückliche Würzburg. Während der Dreißigjährige Krieg draußen wüthete, überlieferte der Fürstbischof — er gehörte zu dem Geschlechte derer von Ehrenberg — in einem Zeitraum von vier Jahren etwa neunhundert Menschen als Hexen und Hexenmeister dem qualvollsten Tode. Er lebte, wie so viele andere Leute aus allen Ständen, der festen Ueberzeugung, daß es Hexenleute gäbe, und schreckte darum nicht zurück, seinen eigenen sechzehnjährigen Neffen, den letzten seines Stammes, hinrichten zu lassen, als er auch diesen der Hexerei schuldig glaubte. Selbst dem Kaiser wurde dieses unsinnigen Mordens zuviel; er sah sich genöthigt, dagegen einzuschreiten. Aber noch länger als hundert Jahre behauptete sich der schreckliche Irrwahn, und erst im Jahre 1749 wurde das letzte Opfer desselben, die als Hexe verurtheilte Subpriorin von Oberzell, Renata Singer, auf dem Marienberg bei Würzburg als Hexe verbrannt. —

Die anmuthige Lage von Würzburg zu beiden Seiten des Mains, halb von Weinbergen umschlossen, der malerische Anblick, den sie mit ihren mächtigen Kirchen und hochaufragenden Thürmen und der auf hohem Felsen thronenden Feste Marienberg gewährt, die Lieblichkeit der einem Garten gleichenden, in üppiger Fruchtbarkeit strotzenden Umgegend, die heitere Lebenslust ihrer Bewohner: das Alles vereinigt sich, Würzburg zu einer jener Städte zu machen, in denen man gern weilt. In dem durch sein mildes Klima besonders begünstigten Würzburger Kessel gedeihen die edelsten Mainweine: auf dem Südabhange des Marienbergs, der Leiste, der Leistenwein, auf dem rechten Ufer unterhalb der Stadt auf dem Steinberge der Steinwein. Was Wunder, wenn es auch den geistlichen Herren in ihrem weinbekränzten Hochstifte wohlgefiel!

Von dem Mainberge oder auch von dem ihm gegenüberliegenden Nikolausberge, wo die achteckige Wallfahrtskapelle, im Volksmunde „das Käppele" genannt, am Ende des Stationsweges steht, gewinnen wir eine prächtige Uebersicht über die thurmreiche Stadt. Der größte Theil der Stadt liegt auf dem rechten Ufer des Mains, der kleinere mit der 1042 aufgeführten Kirche St. Burkhard und der Marienberg auf dem linken Ufer. Die Straßen der Stadt sind enge, die Bauart ist unregelmäßig. Die mit zwölf Heiligenstatuen besetzte Mainbrücke führt gerade auf den Dom und theilt die Stadt in eine nördliche und eine südliche Hälfte.

Der in seinen älteren Theilen als Baudenkmal christlicher Kunst besonders merkwürdige Dom mit seinen vier Thürmen, welcher die Grabstätte der hier ruhenden Bischöfe umschließt, soll schon von dem heil. Bonifazius gegründet

worden sein, und Karl der Große soll hier im Jahre 793 das Weihnachtsfest gefeiert haben. Aus diesem ersten Bau ist nach und nach das in romanischem Stil aufgeführte Gebäude entstanden, welches 1189 eingeweiht wurde und bis in das 13. Jahrhundert noch mancherlei Zusätze und Verbesserungen erhielt. Später unterlag die ursprüngliche, mächtig wirkende Einfachheit dieses erhabenen Gotteshauses mancher störenden Verschnörkelung und Ueberladung im Innern.



Die Vogelweide in Würzburg.

Aus der älteren Zeit stammen wol die beiden schönen hinteren Thürme, sowie der Chor. Im Marienchörlein, links von der Hauptthür, erregt ein schönes Schnitzwerk, „Der Tod Maria's", von dem berühmten Würzburger Bildhauer und Holzschnitzer Tillman Riemenschneider, unsere Bewunderung. Von seiner Meisterhand sind auch die Grabdenkmale des Fürstbischofs Lorenz von Bibra und Rudolf's von Scherenberg.

Die Stätte des Märtyrertodes des heil. Kilian und seiner Gefährten bezeichnet die Neumünsterkirche, welche neben dem Dome sich erhebt. Ihre Gebeine ruhen in der Krypta der Kirche, und ihre Schädel werden, in Silber gefaßt, am St. Kilianstage zur Andacht der Gläubigen ausgestellt. Auch unser großer lyrischer Dichter aus dem Mittelalter, Walther von der Vogelweide, liegt in ihrem Kreuzgang begraben. In seinem Leichenstein befanden sich —

wie die Sage geht — vier Löcher, in welche nach seinem Vermächtniß Weizenkörner gestreut wurden als „Weide für die Vöglein".

Mit der Zeit kam jedoch die Stiftung des Dichters in Vergessenheit, und statt der Vöglein aßen die Chorherren die Weißbrotspenden, und die Inschrift des Grabsteins war kaum noch zu erkennen. Der historische Verein von Unterfranken ließ durch den Bildhauer Halbig 1843 einen Denkstein an der Außenwand des Chors anbringen, welcher Vögel aus einer Schale fressend darstellt. Darunter stehen die ursprünglichen lateinischen Hexameter des Grabsteins („Der Du bei Leben, o Walther, der Vöglein Weide gewesen, Blume der Wohlredenheit, Mund der Pallas, Du starbest. Damit nun Deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlange, so spreche, wer Dieses liest: Gott sei seiner Seele gnädig!"), und eine Inschrift von König Ludwig I. von Bayern:

„Das Leben erzog ihn, aus dem Leben sang er,
Nicht Minne, nur Vaterlandsliebe beseelten
Meistens seine Lieder, teutscher war kein Sänger."

Die an Skulpturen von Tillmann Riemenschneider besonders reiche „Marienkapelle" auf dem Marktplatze, welche an Stelle der 1348 bei der Judenverfolgung zerstörten Synagoge erbaut wurde, zeigt an ihrem nördlichen Portale ein merkwürdiges altes Kunstwerk in Relief, eine Verkündigung Mariä in ganz eigenthümlicher Auffassung. Die Hauger-Stiftskirche imponirt durch ihren Bau mit Doppelthürmen und hoher Kuppel im Stil der italienischen Renaissance. Sie wurde von dem Italiener Petrini auf Veranlassung des Fürstbischofs Philipp von Schönborn gebaut und 1671 eingeweiht.

Das schönste Denkmal hat sich unter den geistlichen Fürsten Würzburgs der Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn durch die (1579 erfolgte) Gründung des nach ihm benannten großen und reichen Juliusspitals gesetzt, das außer vielen liegenden Gütern im bayerischen Franken und in Baden ein Vermögen von 9 Millionen Mark besitzt. In dieser segensreichen und wohlthätigen Anstalt, mit welcher zugleich eine Anstalt für Geisteskranke, ein Institut für Epileptische, eine chirurgische und medizinische Klinik, eine Anatomie und ein botanischer Garten in Verbindung stehen, werden fortwährend nahe an 1000 Alte und Kranke verpflegt, zu deren Aufnahme 34 große Säle, 100 einzelne Zimmer und viele Kammern dienen. Dem Stifter hat König Ludwig I. (1847) ein Standbild in Erz errichten lassen.

Die von demselben Fürsten 1582 gegründete Julius-Maximilians-Universität ist besonders durch ihre medizinische Fakultät berühmt, welche seit einer langen Reihe von Jahren berühmte Männer der ärztlichen Wissenschaft zu Lehrern zählte (Schönlein, Siebold, Marcus, Textor u. A.). Die Zahl der Studirenden auf der Würzburger Universität übersteigt schon seit mehreren Jahren 1000, worunter ungefähr 600 Mediziner sich befinden. —

Das prachtvolle Residenzgebäude auf dem großen Schloßplatze wurde unter der Regierung des Fürstbischofs Franz von Schönborn 1720 in Bau genommen, aber erst unter seines Bruders Friedrich Karl Regiment 1744 vollendet. Der Baumeister war ein Artilleriehauptmann Joh. Balthasar

Neumann, der das Schloß in dem damals besonders beliebten neu-italienisch-französchen Stil aufführte. In den Jahren 1816—1825 bewohnte dasselbe der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern. Hinter dem Schlosse befindet sich der schöne Hofgarten.

Der Schloßkeller oder Hofkeller gehört wol zu den größten Kellerräumen, die in Deutschland zu finden sind. In ihm lagern die edelsten Frankenweine in 228 Fässern, die zusammen 25,275 Eimer enthalten. Ueber der sogenannten Sakristei, in welcher früher besonders die ältesten Weine aufbewahrt waren, steht der Vers:

„Ein Auszug besten Weins von Stein und Leistens Höhen
Auch von zweihundert Jahr ist hier verwahrt zu sehen,
Ein Wein, der, wenn er wird in ferne Land verführt,
Sogar auch übers Meer, sein Tugend nicht verliert.
Beglücktes Frankenland! Freu' Dich in jenen Gaben,
Die Leiste und der Stein Dir Mund und Herze laben,
Wir aber wollen Gott für diese Gaben danken,
Er segne fernerhin das edle Land der Franken!"

Kissingen und die fränkische Saale. Bei dem anmuthig am rechten Ufer des Mains gelegenen Städtchen Gemünden, das von den Trümmern des Schlosses Scherenberg überragt wird, empfängt der Main seinen größten rechten Nebenfluß, die fränkische Saale. Ihre Quelle liegt unter einer Anhöhe in den Haßbergen, von der ein Kirchlein der heiligen Ursula herabblickt. Sie fließt Anfangs in nordwestlicher Richtung über Königshofen, wendet sich aber, nachdem sie von rechts ihren anderen Quellfluß, die Streu, aufgenommen, gen Südwesten, fließt zwischen bewaldeten Bergen über Neustadt und Kissingen und nimmt kurz vor ihrer Mündung von rechts ihren größten Nebenfluß, die Sinn auf, die am Kreuzberg in der Rhön entspringt.

Das tief eingeschnittene Thal ist dem Verkehr im Allgemeinen wenig günstig; doch bewahrt dasselbe eine berühmte Stätte aus alter Zeit und einen Hauptanziehungspunkt für Fremde von nah und fern in der Gegenwart. Hier liegen die Trümmer einer königlichen Pfalz bei Neustadt, die Burg Salz oder die Salzburg, welche schon von Karl dem Großen erbaut sein soll und wo er nach der Sage mit dem Sachsenherzog Wittekind Frieden schloß (Friede zu Salz oder Selz 803?). Die Grundmauern bedecken eine weite Fläche; Thürme und Mauerbogen ragen noch aus dem Schutte hervor. Der andere berühmte Ort des Thales ist Kissingen, dessen heilkräftige Quellen jährlich viele Tausende in dieses stille Thal locken, um hier Genesung oder doch Linderung ihrer Leiden zu suchen. Schon im 9. Jahrhundert finden wir hier einen Ort, der unter dem Namen „Kizzicha" oder „Kinzicha" in den Urkunden als „Markt" bezeichnet wird. Später war derselbe im Besitz der Grafen von Henneberg, die ihn 1240 an das Hochstift Würzburg verpfändeten und dann von diesem als Lehen empfingen. Durch Erbschaft kam er später an die Burggrafen von Nürnberg und endlich gar an den Herzog Swantibor von Pommern, der das inzwischen mit den Rechten einer Stadt begabte Kissingen an das Hochstift Würzburg verkaufte. Nachdem im Bauernkriege die Stadt und die ganze Umgebung

verwüstet und zerstört worden, konnte sich Kissingen nur schwer erholen. Die Einwohner wurden nach der Besiegung des Aufruhrs genöthigt, die zerstörten Burgen und Klöster in der Nähe, Bodenlaube, Trimberg, Aura u. s. w., wieder aufzubauen und mußten überhaupt große Sühnopfer bringen; denn sie hatten wol in Folge der Aufforderung des Bischofs Konrad von Thüngen die Waffen ergriffen, aber nicht gegen die Bauern, sondern gegen den Bischof selbst und gegen den Adel, von dessen Herrschaft sie sich auch gleich den Bauern befreien wollten.

Der Sage nach sollen sich schon die Hermunduren und Katten um den salzspendenden Fluß, die fränkische Saale, und die heilbringenden Quellen des Rhöngebirges bekämpft haben; geschichtlich erwiesen ist, daß die Salzgewinnung aus den Quellen und die Benutzung derselben zu Bädern in der Mitte des 16. Jahrhunderts begann. Von dieser Zeit an verbreitete sich der Ruf der Kissinger Mineralquellen immer mehr und mehr und die Aerzte wandten ihnen ihre Aufmerksamkeit zu.

Je mehr Gäste die wohlthätige Wirkung der Quellen empfanden, desto mehr blühte das Städtchen auf und entwickelte sich, namentlich nachdem es mit Würzburg an Bayern gekommen war, in der langen Friedenszeit nach 1815 zu einem sehr besuchten Kurort. Während die Zahl der Kurgäste noch 1815 nur 218 betrug, stieg dieselbe in den letzten Jahren bis auf etwa 10,000, darunter viele Norddeutsche, Russen und Engländer.

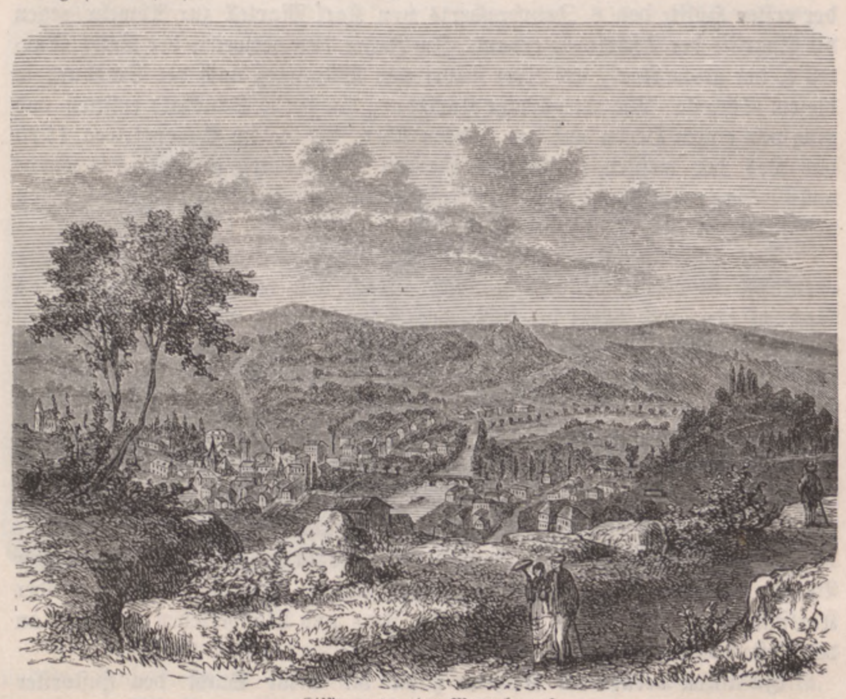
Was den Reiz von Kissingen noch erhöht, ist seine anmuthige Lage in den von belaubten Bergen umrahmten Thale, das von einem milden Klima begünstigt ist. Vieles hat die bayerische Regierung durch Errichtung des Kurhauses und der Konversationssalons mit Arkaden gethan sowie durch die Anlage des Kurgartens zwischen beiden, welcher mit schönen Bildhauerarbeiten von dem Kissinger Arnold geziert ist; unter ihnen die sogenannte Quellengruppe aus feinem weißen Sandstein, die Göttin Hygeia darstellend, welche den beiden Hauptbrunnen (Ragoczy und Pandur) Heilkraft verleiht, und das dem Könige Maximilian II. (1869) von der Stadt errichtete Marmorstandbild.

Die Entdeckung der Ragoczyquelle fällt in das Jahr 1737 und wurde bei Gelegenheit einer Ableitung des Saalflusses gemacht, dem auf Veranlassung des Fürstbischofs von Würzburg, Karl von Schönborn, auf dem Kurplatze ein neues Bett gegraben wurde. Der „Maxbrunnen", ein kochsalzhaltiger Säuerling, war schon im 16. Jahrhundert bekannt und damals die alleinige Quelle, welche Kissingen den Ruf als Heilbad erwarb. Der „Pandur" wurde früher nur zu Bädern benutzt. Ueber die Entstehung der Benennungen ist nichts Sicheres bekannt. Das Wahrscheinlichste ist, daß verwandtschaftliche Verhältnisse des Fürstbischofs zu dem Fürsten Ragoczy die Veranlassung dazu gaben.

Die hauptsächlich zu Bädern dienenden Quellen, der „Soolsprudel" und der „Schönbornsprudel", sind seit der Mitte des 17. Jahrhunderts bekannt. Von den Sprudeln aus wird die Sole in das Gradirgebäude, das Kurhausbad und das seit 1870 bestehende, sehr schön eingerichtete Aktienbad geleitet. Die Badeanstalt auf der von Kissingen eine halbe Stunde entfernten Saline wurde im Jahre 1841 erbaut. In den Anlagen des Salinenbades steht das große Erzbild des Reichskanzlers Fürsten Bismarck vom Bildhauer Manger

in Berlin, welches die Kissinger Kurgäste zur Erinnerung an den glücklich abgewandten Mordversuch (13. Juli 1875) errichten ließen. Auf dem Kirchhofe von Kissingen erinnert eine trauernde Germania an das hartnäckige Gefecht zwischen Preußen und Bayern (10. Juli 1866).

Ein romantischer Schmuck des Saalethales bei Kissingen ist die südöstlich auf steiler Höhe liegende Burgruine Bodenlaube, von der man eine schöne Rundsicht über die ganze Umgegend hat (der Minnesänger Graf Otto von Bodenlaube starb 1254). Auch die unfern Euerdorf zwischen Kissingen und Hammelburg liegende Ruine Trimberg oder Trimburg wird viel von den Kurgästen besucht.



Kissingen von der Maxruhe aus.

Eine Stunde von Kissingen aufwärts an der Saale liegt das Dorf Bocklet in üppigem Wiesengrunde zwischen den mit mächtigen Eichen und Buchen besetzten Bergen, durch seine Stahlquellen und Schlammbäder gleichfalls bekannt.

Abwärts von Kissingen fließt die Saale an dem Städtchen Hammelburg vorüber, in dessen Nähe sich die Burg Saaleck erhebt, allen Freunden der fränkischen Weine ein wohlbekannter Name durch den lieblichen „Saalecker“, der am südöstlichen Abhang des Burgberges wächst.

Als drittes unter den fränkischen Bädern erwähnen wir endlich noch Bad Brückenau an der Sinn, das von Kissingen auf den Bergwegen der Rhön freilich schon etwas schwerer zu erreichen ist (mit dem Eilwagen in fünf Stunden).

König Ludwig I., der hier viele Jahre hindurch seinen Sommeraufenthalt nahm, hat viel für die Verschönerung der Kurgebäude und Anlagen gethan.

Wir sind unterhalb der Vereinigung der Sinn und Saale wieder an dem Mainfluß angelangt und besuchen nun auch noch andere interessante Städte, an denen ihn sein Lauf vorüberführt.

Karlstadt, Aschaffenburg, Hanau. Wir wenden uns von Gemünden wieder eine kurze Strecke den Main aufwärts, um nicht den Besuch eines bei Karlstadt liegenden alten Kaiserschlosses, der Karls- oder Karlenburg, zu versäumen, deren Trümmer von steiler Höhe über den Main herübergrüßen. Diese zu den ältesten der fränkischen Bergschlösser gehörende Burg wurde in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts von Karl Martell zur Abwehr gegen die Angriffe der Thüringer erbaut. Im Jahre 793 verweilte der Enkel Martell's, der große Karl, auf einer Fahrt von Würzburg nach der Salzburg in diesem Schlosse. Die ehrwürdige Karlsburg hat herbe Schicksale erlitten und ging von einem Herrn auf den andern über, bis sie im Bauernkriege 1525 das Los der meisten fränkischen Burgen und Klöster ereilte. Sie wurde vollständig zerstört, und nur ihre Reste geben noch Zeugniß von der ältesten geschichtlichen Zeit Deutschlands.

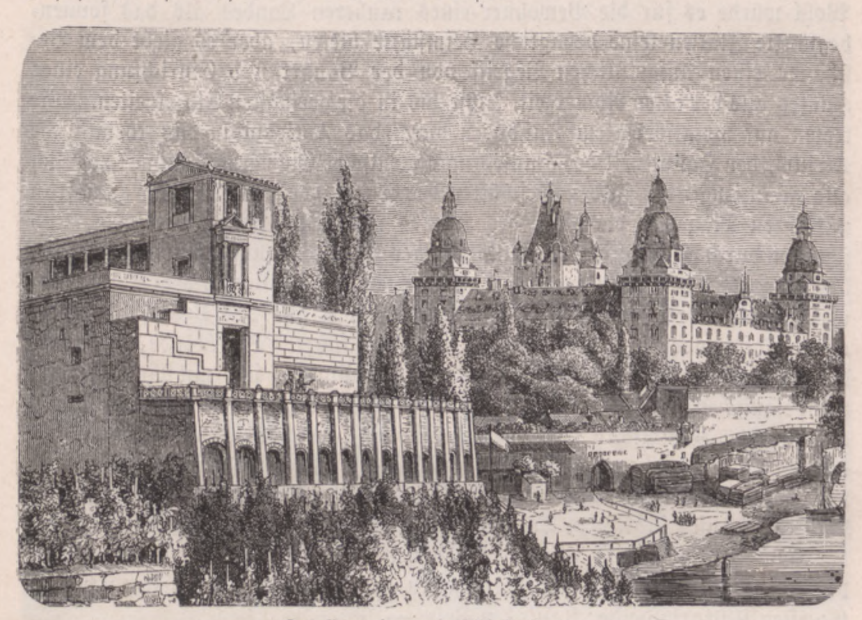
Das Städtchen Karlstadt, in der Karolingerzeit eine villa regia, wurde ebenfalls oft verpfändet und verkauft. Nach ihm benannte sich Andreas Bodenstein (geb. 1480 daselbst), der bekanntlich in der Reformationszeit eine Rolle spielte. Anfangs ein Vorkämpfer der Reformation, erregte er in Wittenberg, während Luther auf der Wartburg weilte, den gewaltigen Bildersturm, durch den Letzterer veranlaßt wurde, seine stille Zuflucht zu verlassen, um durch Predigt und Schrift beruhigend auf die Gemüther zu wirken (1522). Die Aufreizungen jenes Schwarmgeistes, der auch mit Thomas Münzer in Verbindung stand, mögen vielleicht dazu beigetragen haben, seine Landsleute zur Theilnahme an dem Bauernaufstand zu veranlassen, für welche sie später durch die Rache des Bischofs Konrad von Würzburg, der viele Karlstädter Bürger hinrichten ließ, so schwer zu büßen hatten. Andreas Bodenstein oder Karlstadt starb nach einem wechselvollen Irr- und Wanderleben zu Basel an der Pest (1541).

Zu ihren berühmten Söhnen zählt die kleine Stadt den Historiker Michael Beuther (geb. 1522 zu Karlstadt, † 1587 als Professor der Geschichte zu Nürnberg) und den Mathematiker Johann Schoner († 1547 als Professor am Gymnasium St. Aegidien in Nürnberg).

Unterhalb Gemünden wird der Main von den Ausläufern des Rhöngebirges, welche die fränkische Saale zur Rechten begleiten, und dem noch weiter gen Süden sich vorschiebenden Spessart genöthigt, jenen weiten Bogen nach Süden zu machen, mit dem er das Spessartgebirge umschließt. An der Strecke nach Süden liegen die Städte Lohr, Rothenfels auf röthlich schimmerndem Felsen und Homburg mit altem Schlosse. Auf der Strecke gegen Westen ist Wertheim an der Taubermündung mit den malerischen Ruinen des im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses der schönste Punkt. Unterwärts Wertheim treten die Gebirgsmassen des Spessart zur Rechten und des

Odenwaldes zur Linken so nahe heran, daß das freundliche Miltenberg sich fast nur mit einer Straße in das Thal hineindrängen kann. Von hier schlägt der Fluß wieder die Richtung nach Norden ein und erreicht Aschaffenburg.

Es ist eine alte Stadt, diese Ascapha-Burg, die ihren Ursprung aus der Römerzeit herleitet. Die Lage an der Stelle, wo der Main aus dem Berglande in die Tiefebene eintritt, erklärt es, daß die Römer hier auf den steilen Uferrande am Abhange des Spessart ein Kastell anlegten, auf dessen Trümmern später die fränkischen Hausmeier ein Jagdschloß erbauten. Schon im achten Jahrhundert stand hier ein Benediktinerkloster.



Das Pompejanum in Aschaffenburg.

Um das Jahr 980 gründete der Bayernherzog Otto I. ein Chorherrnstift und die Stiftskirche zu St. Peter und Alexander, eine romanische Basilika, die aber im Laufe der Zeit durch vielerlei Zuthaten ihren reinen Charakter verlor. Nach Otto's Tode fiel die Stadt durch kaiserliche Schenkung an den Erzbischof Willigis von Mainz, blieb dann kurmainzisch und wurde 1803 dem Reichserzkanzler und Erzbischof von Mainz, Fürsten Karl von Dalberg, dem Fürsten Primas des Rheinbundes, als Rest des kurmainzischen Gebietes zugesprochen. Von 1810—1814 bildete Aschaffenburg einen Theil des für denselben Fürsten neugeschaffenen Großherzogthums Frankfurt, kam 1814 an Oesterreich und wurde von diesem an Bayern vertauscht.

Das stattliche Schloß St. Johannisburg, mit seinen gewaltigen Thürmen weithin die Gegend beherrschend, wurde in den Jahren 1605—1614 unter der Regierung des Kurfürsten Johann Schweikard von Kronberg aus rothen Sandsteinquadern erbaut und war durch fast zwei Jahrhunderte die Sommerresidenz

der geistlichen Landesherrn, welche von hier große Jagdausflüge nach dem Spessart unternahmen. Es enthält eine ansehnliche Gemäldegalerie, Kupferstichsammlung und Bibliothek.

Außerhalb der Stadt, aber nahe vor dem Thore, lenkt ein eigenthümlicher Bau unsere Aufmerksamkeit auf sich: es ist das sogenannte „Pompejanum", welches der kunstsinnige König Ludwig I. nach dem Muster eines in Pompeji ausgegrabenen Gebäudes durch den Oberbaurath von Gärtner ausführen ließ (1842—1849). Cypressen und Orangenbäume umgeben das an einem der schönsten Punkte des Mainufers gelegene interessante Bauwerk. Wohl würde es für die Bewohner eines rauheren Landes als das sonnenbeglänzte Italien keine behagliche Heimstätte bieten, aber es giebt dem Beschauer einen anschaulichen Begriff von der Bauart und Einrichtung eines Hauses aus der alten Römerzeit, selbst bis in die geringsten Einzelheiten. Wir treten auf mosaikbelegtem Fußboden durch das Anticum in das korinthische Atrium, den Hauptheil des Hauses nach römischer Einrichtung, in welchem sich alle Familienglieder zu den Geschäften des Tages versammelten, die Hausfrau mit ihren Mägden, der Herr des Hauses mit den Dienern verkehrte, und schreiten durch alle Räume, die Schlafzimmer (cubiculae) und Kammern (cellae), bis wir zu dem besonders prachtvoll ausgeschmückten Tablinum, dem Empfangs- oder Gesellschaftszimmer, gelangen, von welchem aus das Peristylium, eine offene Kolonnade, zu dem Garten (viridarium) führt. Die Wände, besonders des Empfangssaales und des Speisesaales (Triclinum), sind mit Malereien im pompejanischen Stil bedeckt. In letzterem erregt besonders ein in der Wand angebrachtes Mosaikbild unsere Bewunderung, welches Papst Gregor XVI. dem König Ludwig zum Geschenk gemacht hat. In den Küchenräumen sehen wir täuschende Nachbildungen altrömischer Haus- und Küchengeräthe. Außerhalb des Hauses führt eine Treppe zu dem oberen Stock, welcher das Zimmer der Hausfrau mit einem bedeckten Balkon und die Schlafzimmer derselben und der Kinder enthält; kurz alle Einzelheiten des Gebäudes vereinigen sich zum treuesten Kulturbilde der klassischen Zeit. —

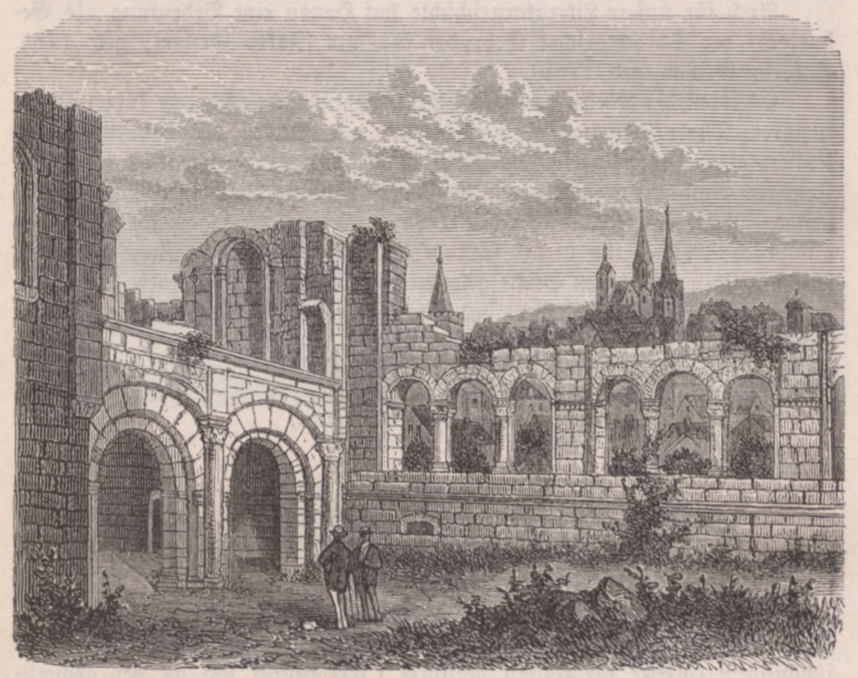
Auf dem Karlsplatze hat König Ludwig I. einem berühmten Geschichtschreiber des elften Jahrhunderts, L a m b e r t, der als Mönch in Hersfeld lebte und deshalb auch Lambert von Hersfeld genannt wird, ein Denkmal errichten lassen. (Lambert's Hauptwerk ist die Chronica de rebus gestis Germanorum.) — Der Aschaffenburger Friedhof umschließt die Grabstätten der Dichter C l e m e n s B r e n t a n o († 1842) und W i l h e l m H e i n s e († 1803).

Die Umgebung Aschaffenburgs ladet zu Spaziergängen ein; einer der lohnendsten ist nach dem „schönen Busch", $^3/_4$ Stunden von der Stadt, einem 1775 von dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Mainz angelegten Park mit See und Schloß.

Der untere Lauf des Mains zwischen Aschaffenburg und Mainz vermittelt die Verbindung der fränkischen Gebirgsgegenden mit der oberrheinischen Tiefebene; der Main tritt aus Bayern, dem er bis dahin in seinem ganzen Laufe angehörte, in das nun preußische Gebiet von Hanau und Frankfurt über. In dem Thal der Kinzig, die zwischen der Rhön und dem Vogelsberg entspringt

und bei Hanau zum Main fließt, mündet hier auch eine wichtige Verbindungsstraße aus Thüringen und Sachsen in das untere Mainland.

Hanau gehörte früher den Grafen von Hanau-Münzenberg, deren Erbbegräbniß in der Marienkirche liegt. Nach dem Erlöschen des Mannsstammes dieses Hauses (1738) kam die Grafschaft Hanau an Hessen-Kassel, an das sie auch nach der Rheinbund-Episode (1806 unter französischer Regierung, 1810 beim Großherzogthum Frankfurt) wieder zurückfiel, um fünfzig Jahre später mit dem preußischen Staat vereinigt zu werden.



Ruinen der hohenstaufischen Kaiserpfalz in Gelnhausen.

Die Stadt Hanau erhielt erst Bedeutung gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als reformirte Flamänder und Wallonen, die um ihres Glaubens willen aus ihrer Heimat hatten flüchten müssen, sich hier niederließen und ihre Gewerbe, Seiden- und Wollenweberei, Silber- und Goldarbeiten, einführten, die noch heute in Blüte stehen. Die Mischung mit welschem Blute ist auch heute noch im Charakter des Hanauers zu erkennen. Er ist rührig und gewandt, lebendig und fröhlich, leicht empfänglich und aufgeklärt, nennt sich auch lieber einen Hanauer, als Hessen, wie denn die Sympathien für Kurhessen in dieser wallonischen Stadt niemals sehr lebhaft waren. Die Erinnerung an die Entsetzung der während des Dreißigjährigen Krieges neun Monate lang (1635 bis 1636) von dem französischen General Lamboi belagerten Stadt hatte sich noch bis in unsere Zeit in dem sogenannten Lambofeste erhalten (13. Juni), bei dem nach abgehaltenem Gottesdienste Jung und Alt, Vornehm und Gering

nach dem Lamboiwalde hinauszog, um sich dort bei Sang und Klang, Schmaus und Trank bis in die kühle Nacht hinein zu vergnügen.

Bei Hanau kämpften die Franzosen ihre letzte Schlacht auf deutschem Boden (30. und 31. Oktober 1813). Als Napoleon nach der Schlacht bei Leipzig sein Heer an den Rhein zurückführte, sandte ihm Bayern, das sich jetzt auch für die Sache der Verbündeten erklärt hatte, den General Wrede entgegen, um ihm bei Hanau den Weg zu verlegen; doch gelang es Napoleon mit seiner doppelt so starken Armee den Sieg und den Rückweg zu erkämpfen.

Auch für unsere Literaturgeschichte hat Hanau eine Bedeutung als Geburtsort der Sprachforscher Gebrüder Grimm (Jakob Grimm, geb. 1785, Wilhelm Grimm, geb. 1786).

Es lohnt der Mühe, uns von der Kinzigmündung noch eine kurze Strecke in ihrem Thale aufwärts zu wenden und den Ruinen der hohenstaufischen Kaiserpfalz in Gelnhausen einen Besuch abzustatten. Hier war es, wo Kaiser Friedrich Rothbart manche große Reichsversammlung hielt, unter anderen diejenige, auf der er die Acht über den trotzigen Welfenherzog Heinrich den Löwen aussprach, weil er ihn in der Stunde der Noth auf seinem Zuge gegen die lombardischen Städte im Stiche gelassen hatte (1180). Von einem Steinbilde an der Mauer, das den Kopf des Kaisers vorstellen sollte, singt Max von Schenkendorf:

„Zu Gelnhausen an der Mauer
Steht ein steinern altes Haupt,
Einsam in dem Haus der Trauer,
Das der Epheu grün umlaubt.

Und das Haupt, es scheint zu grüßen,
Fragend uns halb streng, halb mild;
Laßt es uns in Demuth küssen:
Das ist Kaiser Friedrich's Bild."

Die südlichen Ausläufer der Rhön wehren dem Main den Weiterlauf nach Nordwesten in die gesegnete Wetterau, deren fruchtbarsten Theil er an ihrer südöstlichen Grenze bei Hanau berührte. Er wendet sich an der gewerbfleißigen, hessischen Stadt Offenbach vorbei nach Westen zu dem altberühmten Frankfurt. Hier tritt ihm der Gebirgszug des Taunus entgegen und lenkt seinen Lauf südwestlich dem Rhein zu.



Das Franziskanerkloster auf dem Kreuzberge (Rhön).

Rhön und Spessart.

Das Rhöngebirge. — Land und Leute im Spessart. — Wild und Jagd.

Das Rhöngebirge. Sowie in den Flußthälern, die in das Mainthal münden, die Verbindungsstraßen zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland laufen, so sind auch die Gebirge, welche von beiden Ufern an den Mittelmain herantreten — von Norden her Rhön und Spessart, von Süden Steigerwald und Odenwald — sich theilweise verschränken, „wie die Finger gefalteter Hände", und den Fluß zu seinen merkwürdigen Windungen und Ausbiegungen nöthigen, gewissermaßen als Verbindungsglieder zwischen dem mitteldeutschen Waldgebirge Thüringens und dem Gebirgszuge im südwestlichen Deutschland, welcher den östlichen Seitenwall der oberrheinischen Tiefebene bildet, dem Schwarzwalde, zu betrachten.

Zwischen den Thälern der Sinn, Kinzig, Werra und fränkischen Saale, in dem Raume, der ungefähr umgrenzt wird durch die Verbindungslinien zwischen den Städten Gemünden, Schlüchtern, Fulda, Vacha, Meiningen und Melrichstadt erhebt sich das Rhöngebirge. Der höchste Punkt des südlichen Theiles ist der Kreuzberg (838 m.), dessen kahler Gipfel eine ziemlich breite, mit Moos, Gras und einigen Bergkräutern bekleidete Fläche bildet. Inmitten

derselben sind drei Kreuze aufgerichtet zum Gedächtniß des Kreuzes, welches der heilige Kilian, der Apostel Frankens, bereits 668 hier aufgepflanzt haben soll. Von der Höhe bietet sich eine weite Rundsicht über das ganze nördliche Franken, im fernen Hintergrunde von dem Brocken, den Kuppen des Thüringerwaldes, des Fichtelgebirges, dem Steigerwald, Odenwald und Taunus umrahmt.

Den Kern des Gebirges bildet die „hohe Rhön" (Dammersfeld, 949 m.), ein öder und zerklüfteter Bergrücken, nur mit einer Moosdecke bekleidet, welche durch die Feuchtigkeit der hier lagernden Wolken und Nebel erzeugt ist. Das Wasser, welches nicht in den Boden einzusinken vermag, bildet Moore und Sümpfe, aus denen der Volksglaube die Glocken versunkener Städte und Dörfer läuten hört. Auf diesen Theil des Gebirges beziehen sich die Schilderungen, welche uns von der Unwirthlichkeit der Rhön und der Rauhheit ihres Klimas oft gemacht werden. „Wer die Großartigkeit des nordischen Winters bewundern will", heißt es in einer derselben von Walther, „der spare die weite Reise ans Nordkap oder vollends nach der sibirischen Tundra, er besuche die heimatliche Rhön." Auch die Sprüchwörter aus diesen Gegenden besagen ungefähr dasselbe, z. B.: „Auf der Rhön ist's drei Vierteljahre Winter und ein Vierteljahr kalt" oder: „Auf der Rhön wird am Tage vor Johanni zum letzten und am Tage nach Johanni zum ersten Male geheizt." Schon die Dorfnamen bekunden, daß von Alters her Armuth, Oede und selbst schauriges Elend das Schicksal der Bewohner dieses Landstriches gewesen sind. Da finden wir: Sparbrot, Schmalenau, Dürrfeld, Wüstensachsen, Kaltennordheim, Rabenstein, Mordgraben, Todtemann und Teufelsberg. Dennoch sind die Rhöner kräftige, ausdauernde Gestalten. Auch die Frauen sind groß und schlank, ihr meist blondes Haar ist am Hinterkopfe umgeschlagen und wird durch das sogenannte „Hoppeskäppchen" festgehalten. Da den Rhöner sein Acker nicht ernähren kann, so zieht er nach der Heuernte, die ihm noch den meisten Ertrag bietet, aus, um anderswo Arbeit und Verdienst zu suchen, verdingt sich als Taglöhner in den fruchtbareren Gegenden des Frankenlandes oder als Arbeiter beim Eisenbahnbau. Im Winter sitzt Groß und Klein daheim am Webstuhl, der aber nur kärglichen Lohn bringt. In neuerer Zeit ist mit Unterstützung der Regierung die Holzschnitzerei in der Rhöngegend heimisch geworden, auch die Wiesenkultur wird von den Behörden zu bessern und zu fördern gesucht. Bei Alledem hält der Rhöner fest am kargen heimatlichen Boden und ist schwerer als die Bewohner mancher anderen wirthlicheren Gegend zum Auswandern zu verlocken.

Einen freundlicheren Charakter zeigt die aus isolirten Bergkuppen bestehende „vordere Rhön", deren östlicher Theil, auch „das Henneberger Bergland" genannt, den linken Rand des Werrathales bildet.

Land und Leute im Spessart. Während die Rhön den Main nur mit ihren südlichen Ausläufern erreicht, wird der Spessart von ihm auf drei Seiten, im Osten, Süden und Westen umflossen. Er fällt gegen Osten und Süden steil ab, sanfter gegen Westen und nach der offenen Seite gegen Norden, wo er sich nach der Sinn und Kinzig verflacht. Man nennt auch diesen letzteren Theil den Hinterspessart, die Abfälle nach dem Main zu den Vorspessart

und die in der Mitte liegende Hauptmasse den Hochspessart. Die höchsten Spitzen liegen in dem östlichen Theile des Hochspessart, so der Geiersberg (596 m.), nördlich von Rohrbrunn, nach welchem Orte die von Aschaffenburg nach Würzburg führende Straße der Rohrbrunner Paß benannt wird.

Der Spessart ist ein rauhes, dicht bewaldetes Bergland, ein Stück alten deutschen Urwaldes, eine Wildniß, schauerlich und erhaben, der Schauplatz unserer grausigsten Räuberromane, aber doch auch reich an romantischen und malerischen Stätten, an stillen, lieblichen Waldplätzchen, auf welche das Zauberlicht des Märchens, der Sage und Dichtung fällt. Im Spessart spielt Immermann's liebliches Märchen; ihn begrüßt Friedrich von Schlegel in schwungvollen Versen:

„Gegrüßt sei, Du viellieber Wald!
Es rührt mit milder Lust,
Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
Erinn'rung mir die Brust.

Jahrtausende wol stand'st Du schon,
O Wald, so dunkel kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn
Und webtest fort Dein Grün" 2c.

Der Name „Spessart" („Spetesshardt", wie er schon im Nibelungenliede vorkommt, d. i. „Spechteshardt" oder „Spechtswald") wird nach der gewöhnlichen Annahme aus der altdeutschen Göttersage hergeleitet. Wie dem römischen Kriegsgott Mars der Specht geheiligt war, so bringt man diesen Vogel auch mit Wotan in Verbindung.

Dem Spechte werden vom Volksglauben mancherlei besondere Kräfte zugeschrieben. Er weiß die Springwurzel zu finden, mittels der man verborgene Schätze heben kann, und die Wünschelruthe, deren Kraft von Wotan ausgeht. Der Ruf des Spechts verkündet Regen, Sturm und Gewitter, und Wotan ist auch der Wasser und Wind beherrschende Gott. Wie dem Volke überhaupt früher eine gewisse Scheu und Ehrfurcht vor dem Walde eigen war, so war es besonders der „Spechtwald", den der Deutsche mit Grauen und Zagen betrat. Auch in ihm lebt die Sage von dem „wilden Jäger", Wotan's wüthendem Heere, noch fort, und die schauerlichen Geschichten von Alraunen, Bergmännlein, Hexen und sonstigen unheimlichen Wesen, welche denen, die mit ihnen in Berührung kamen, zweifelhaftes Glück oder Unheil und Verderben bringen, finden noch immer Erzähler und gläubige Zuhörer.

Die Geschichte des Spessart geht bis in die Zeiten der Römer zurück, welche das Waldgebirge kannten und seine Päße befestigten. In den aufgefundenen Münzen, Waffen und Mauerresten im Spessart und seiner Umgebung haben sie uns ihre Spuren hinterlassen. So wurden 1820 in Stockstadt römische Alterthümer — Lampen, Urnen und andere Gefäße, sowie Trümmer eines Bades — ausgegraben, welches von einer Abtheilung der XXII. Legion und der III. aquitanischen Reiterkohorte errichtet worden war. Ebenso fand man bei Miltenberg Spuren einer römischen Niederlassung. Auch die Straße, die von Großheubach bis zum Orber Reisig auf einer Höhe von 550 m. sich durch den ganzen Spessart hinzieht, die alte „via asinina", deutet auf römischen Ursprung und wird noch jetzt von den Einwohnern der „Eselpfad" genannt.

Auf dem Dammsfelde bei Elsenfeld, im westlichen Theile des Spessart, sollen einst die Römer unter Caracalla von den Alamannen und Katten

geschlagen worden sein. Grabhügel und römische Münzen, die hier und in der Umgebung gefunden wurden, sowie der sogenannte „Blutsgraben", wie ihn das Volk nennt, „weil hier bei einer großen Römerschlacht viel Blut geflossen", unterstützen die Sage. Steiner sagt in seiner „Geschichte des Maingebiets unter den Römern", daß dieser Graben ein „vallum Romanum" sei, und zwar ein Stück der römischen Grenzmark, die sich von hier durch den Spessart ziehen und an den Grenzwall im Odenwalde anschließen sollte; statt „vallum Romanum" (Pfahlgraben mit Damm) habe man im Mittelalter „Damm" gesagt und so sei der Name „Dammsfeld" entstanden. Den Alemannen folgten die Franken, deren Könige gern in den wildreichen Forsten des Spessart ihre Jagden hielten. Unter dem sächsischen Kaiser Otto II. kamen Wald und Jagd durch Schenkung an das Chorherrnstift zu Aschaffenburg und mit diesem später an das Erzbisthum Mainz. Nach der Napoleonischen Zeit kam mit Aschaffenburg und Würzburg auch der Spessart an Bayern.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1796) spielte im Spessart jene blutige Episode, in deren Folge die Franzosen ihm den Namen der petite Vendée gaben. Hier erhoben sich die ergrimmten Bauern, um Rache an den Scharen des französischen Generals Jourdan zu nehmen, die nach der Schlacht bei Würzburg vor den verfolgenden Oesterreichern nach dem Rhein flohen. Sie lauerten in den unwegsamen Waldschluchten den Flüchtigen auf, die ihnen Haus und Hof verbrannt, Weiber und Mägde weggeschleppt und das Vieh fortgetrieben hatten, erschlugen sie und warfen ihre Leichname in Abgründe und Waldesdickicht. Noch heute lebt die Erinnerung an die Mordscenen in „la petite Vendée" im französischen Volke, und der Spessarter denkt bei manchem steinernen Kreuz, an dem er im Walde vorübergeht, der Erzählungen aus dem Franzosenkriege, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. So steht am Schwarzkopfberge bei Heigenbrücken ein solches Kreuz zum Gedächtniß eines Racheaktes, den der Oberförster Sternheimer von Heigenbrücken ausübte, welcher mit seinem treuen Förster Jakob vier Franzosen, darunter einen Offizier, an dieser Stätte erschoß und ihnen die Beute abnahm, die sie bei der Plünderung seines Hauses und des ganzen Dorfes gemacht hatten.

Im Anfange unseres Jahrhunderts aber wurde der Spessart zum Schrecken aller Reisenden, die ihren Weg durch seine Wildniß nehmen mußten. Damals hausten hier die Räuberbanden eines Schinderhannes (Johann Bückler, geb. 1779, hingerichtet zu Mainz 1803), Damian Hessels u. A. Noch zeigt man in der Nähe von Lohr das sogenannte „steinerne Haus", eine durch übereinander liegende Felsenmassen gebildete Höhle, die ihnen zum Schlupfwinkel diente; dies war es, was den Spessart für längere Zeit in großen Verruf brachte, zugleich aber auch den Romanschreibern jener Zeit die willkommene Scenerie zu einer Reihe von Räubergeschichten darbot.

Im Sommer herrscht drückende Hitze in den Thälern des Spessarts, und der Wanderer erfreut sich des kühlenden Schattens, den die hohen dichtbelaubten Eichen und Buchen darbieten; aber durch fast sieben Monate behauptet hier der Winter seine Herrschaft und man trifft häufig noch im Mai oder Juni Schnee in Massen in den tieferen Schluchten des Gebirges. Die Waldbewohner,

meist Holzfäller, Köhler und Leute, deren alleinige Erwerbsquelle der Wald ist, leben in ärmlichen, strohbedeckten Lehmhütten, die, besonders wenn sie sich mit ihrer hinteren Wand an Felsen und Bergabhänge anlehnen, feucht und ungesund sind. Die zu Dörfern vereinigten Hütten und Häuser ziehen sich durch die schmalen Thäler in langen, doppelten Reihen hin. Die Dürftigkeit der Wäldler tritt am meisten im Hochspessart hervor, und hier treten auch häufig seuchenartige Krankheitserscheinungen auf. Trotz der harten Arbeit und dürftigen Nahrung findet man indessen im Spessart im Allgemeinen kräftige Gestalten.



Trachten der Spessarterinnen.

Die rauhe Bergluft härtet ab, und das unverkünstelte, rohe Naturleben erhält den Körper zäh bei allem Elend. Die Leute erreichen hier meist ein höheres Alter, als die wohlgenährte Bevölkerung unserer gesegneten Fabrikbezirke.

Der Armuth des Spessart an Ackerland und Feldbau steht sein großer Reichthum an Holz gegenüber. In seinen meist mit Laubholz bestandenen Waldungen giebt es Eichen von 50 m. Höhe, bei Rohrbrunn Buchen, die 35 m. und darüber hoch sind. Die Holzfuhr aus dem Spessart ist eine überaus bedeutende. Außer den großen Holzabgaben aus der Staatswaldung an die königliche Regieverwaltung, sowie an die Holzhöfe und Garnisonen zu Aschaffenburg und Würzburg und an mehrere große Fabriken besteht ein starker Absatz in das Ausland. Die in großen Massen zum Verkauf kommenden zum

Schiffsbau bestimmten Eichenstämme gehen, zu Lang- und Stückholz verarbeitet, meistens an den Niederrhein und nach Holland; das sogenannte Schnitt- und Daubholz bleibt in den Rheingegenden, gewöhnliches Bau- und Brennholz wird zum größten Theile nach Frankfurt und Mainz gebracht. Haupteinladungsplätze sind bei Gemünden, Lohr und Hanau. Noch jetzt liegt, wie in früheren Zeiten, der Eichen- und Holländer-Holzhandel in der Hand weniger Großhändler, welche im Spessart wie im Oden- und Steigerwald eigene Geschäftsführer zum Einkauf wie zur Besorgung der Zurichtung und des Transportes des erkauften Holzes halten. Doch ist der Holzhandel durchaus kein Monopol jener Großhändler mehr, wie es sonst der Fall war; es hat sich vielmehr infolge des großen Aufschwungs aller Holz verbrauchenden technischen Produktionszweige große Konkurrenz von Seiten der Bord-, Bau- und Daubholzhändler gezeigt, welche die stärksten Stämme, besonders wenn sie sich gut zu Borden (Schiffsborden) eignen, oft um höhere Preise erstehen als ihr Werth zu Holländerholz erreicht, zumal seit der Herstellung eiserner Seeschiffe der Bedarf an Langholz in den Niederlanden sich sehr gemindert hat. —

Im Vorspessart finden wir schon größere Behaglichkeit in der Einrichtung und Lebensweise der Bewohner. In den malerisch gelegenen Dörfern giebt es reinlich aussehende Dörfer mit freundlichen Wohnungen, wohlgepflegten Obstgärten und gut bestellten Feldern. Während die Bewohner des Hoch- und Hinterspessart in ihrer Lebensweise und Tracht sich denen der Rhön und des Vogelsberges nähern, unterscheiden sich die Vorspessarter nur wenig von den übrigen Unterfranken. Selten nur wird man noch einem Spessarter Bauern aus dem Hochwald begegnen, der den breitschaufeligen Schlapphut trägt, dessen zu beiden Seiten aufgeschlagene Krämpen bei schlimmem Wetter gelöst werden und als Schutz gegen Regen und Wind dienen, wie der Südwester des Matrosen. Auch der lange grüne Rock von Leinwand mit stehendem Kragen und breiten Aermelaufschlägen ist selten geworden. Jetzt sind Jacke und Hosen von Beidergemang (beiderlei Gewand, mit Wolle gemischtes Leinenzeug) der Werkeltagsanzug; an Sonn- und Festtagen ein langschößiger Tuchrock. — Häufiger als die alte Männertracht sieht man noch das sogenannte „Kommödche“ oder „Odenwälder Häubchen“, das im Vorspessart von jungen Frauen und Mädchen getragen wird und einem hübschen vollwangigen Gesichtchen gar wohl ansteht. Es ist ein einfaches glattes Käppchen, welches über dem zurückgekämmten, hinten zu einer Wulst zusammengewickelten Hauptthaar sitzt, mit ovalem Boden, ohne alle Garnirung, am Kopfe anschließend und mit über die Ohren reichenden, spitz zulaufenden Bindbändern. Um Partenstein, Ruppertshütten und an der Lohr, dann im Kahlgrunde und im Hinterspessart tritt an die Stelle des „Kommödche“ die gewöhnliche fränkische Bandhaube. Auch der Religionsunterschied kündet sich in der Tracht, wenigstens in der weiblichen Kopfbedeckung, an. Die katholische Spessarterin trägt ihr Häubchen senkrecht auf dem Kopfe und schlingt ein Stirntuch herum, während das Häubchen der protestantischen kleiner ist und sich nach obenzu verjüngt. Die Bewohnerinnen des Kahlgrundes tragen die Häubchen vorn mit Sammt und Silberbörtchen verziert, mit einer großen Masche und steif aus einander stehenden Flügeln.

Der Rock der Spessarterinnen ist in der Regel von blauem Wollenzeug, faltenreich, mäßig hochgeschürzt und über dem Saum mit schwarzem Sammtbande eingefaßt. Das Kamisol oder „Mützchen" ist bei den Mädchen mit blauem, bei den Frauen mit grünem Seidenbande verziert. Statt der Knöpfchen vorn am Brustlatze werden Häfteln oder sogenannte Kreppen angebracht.

Wild und Jagd.

„Er war in allen Dingen biderbe genug,
Das erste von den Thieren, die er zu Tode schlug,
Das war ein starkes Halbschwein, das schlug des Helden Hand,
Darauf er nach kurzer Weile einen ungefügen Löwen fand.

— — — — — —

Danach schlug er wieder einen Büffel und einen Elch,
Starker Ure viere und einen grimmen Schelch,
So schnell trug ihn die Mähre, daß ihm nichts entsprang:
Hinden und Hirsche wurden viele sein Fang ...."

So erzählt das Nibelungenlied von des Helden Siegfried Jagd, und wir dürfen wol annehmen, daß die wilden Thiere, welche er auf dieser Jagd erlegte, mag sie nun im Odenwalde oder im Wasgenwalde angenommen werden, auch die Wildniß des Spessart in uralter Zeit belebten. Nur in Betreff des Löwen hegen wir einige Zweifel, obgleich sich auch für dessen früheres Vorkommen in deutschen Wäldern Stimmen der Wissenschaft erhoben haben. Der verstorbene ehemalige Professor Dr. F. A. Reuß in Würzburg sagt u. A. (Analekten zur Geschichte Aschaffenburgs und des Spessarts): „Für das Vorkommen des Löwen in Deutschland im frühen Mittelalter mag die Thatsache sprechen, daß noch jetzt einzelne Tiger während des Sommers aus dem südlichen Asien bis hoch nach Sibirien hinaufstreifen, und daß Löwen einst im nördlichen Griechenland heimisch waren." Das „Halbswuol" oder „Halbschwein", wie Simrock übersetzt, dürfte schwer zu erklären sein; dagegen werden das Elenthier, der Elch des Nibelungenliedes (cervus alces), und der Auerochs oder Ur (bos urus) noch zu Ende des 13. Jahrhunderts, der Brandhirsch oder Schelch (cervus euryceros), dessen riesenhafte, oft über zwei Meter lange, schaufelförmige Geweihe hin und wieder in Unterfranken ausgegraben werden, noch 1550 in deutschen Chroniken erwähnt; Bären treiben sich noch 1457 im Spessart umher, denn das Weisthum von Lohr setzt in dem angeführten Jahr eine Belohnung für den Fang eines Bären oder Wolfs aus. Den fränkischen Herzogen oder Königen und ihren Dienstmannen mag daher die Jagd im Spessart wol noch ein ernstes Kampfspiel gewesen sein. Der Kampf mit Schwert und Jagdspieß gegen die wilden Bestien des Urwalds erforderte den vollen Muth des Mannes, und auch das Geschoß der Armbrust kam dem weithin tragenden Feuerrohr an Sicherheit nicht gleich.

Anders eine Jagd zur Zeit der Mainzer Herrschaft, als von den kurfürstlichen Jagdhäusern aus der stattliche Zug der Herren und Ritter auf stolzen Rossen, der Edelfrauen und Fräulein auf geschmückten Zeltern mit dem Falken auf der Hand, im Gefolge des Fürsten, den seine geistliche Würde nicht abhielt, der Jagdlust zu fröhnen, mit einem Heer von Jägern, Dienern und Rüden

den Forsten des Spessart sich zuwandte. Ha, wie brauste die Jagd dahin unter Hörnerklang und Peitschenknall, dem geängsteten Eber folgend, der nicht selten in Wuth und Todesangst sich gegen seinen Feind wandte und die gewaltigen Hauer in den Leib des Rosses schlug, das hoch bäumend seinen Reiter abwarf und verendend über ihm zusammenstürzte!

Wir sehen Jahrhunderte später die wilde Parforcejagd durch den Wald rasen, die Kavaliere im zierlichen Jagdkostüm der Rococozeit, das goldbetreßte Federhütchen auf dem gepuderten Haar, auf schweißtriefenden, schnaubenden Rossen dem flüchtigen Hirsch über Hecken und Gräben nachsetzen, bis er erschöpft zusammenbricht, aus den, um den Leib der Jäger gewundenen Hörnern das „Halali" ertönt und das gequälte Thier, die brechenden Augen auf seinen Verfolger gerichtet, unter dem Genickfang des Jägers verblutet.

Jetzt hat das Vergnügen an Parforcejagden in deutschen Forsten abgenommen; dagegen sind die Kessel- und Treibjagden noch beliebt, bei welchen das Wild in Massen den aufgestellten Jägern vor den Schuß getrieben wird. Die kleine oder niedere Jagd ist im Spessart natürlich sehr ergiebig, da es an dem dazu gerechneten Wild, wie Hasen, Füchsen, im östlichen Hochspessart auch wilden Katzen u. s. w. nicht mangelt. Auch an Federvieh ist der Spessart reich, vorzüglich an Haselhühnern; der Auerhahn ist nicht selten und der Geier streift von den Uferwänden des Mainthales herüber, wo er, gleich dem Uhu, mit Vorliebe horstet.

Zu allen Zeiten, namentlich aber während der Kriegsjahre des vorigen Jahrhunderts, war der Spessart von Wildschützen stark heimgesucht. Unter der Mainz'schen Herrschaft hatten mehrere edle fränkische Geschlechter, wie die Hutten, die Echter von Mespelbrunn, Fechenbach zu Sommerau, Rüdte zu Callenberg u. A., Antheil an der Forstverwaltung des Spessarts, und an der Spitze dieser Verwaltung stand ein Graf von Rieneck als Forstgraf oder Forstrichter. Jeden Samstag vor Walpurgis wurde das Förstergericht zu Höchsbach (oder Hößbach) unter den Linden im Freien gehalten. Die Förster erhielten statt einer Besoldung liegende Güter (Huben). Im 16. und 17. Jahrhundert übertrugen die adeligen Forsthübner ihre Dienste und Nutzungen an Bürgerliche, und in der Mitte des 18. Jahrhunderts kaufte die kurmainzische Regierung nach und nach die Huben und vereinte die Forstgerichte mit ihrer Landesgerichtsbarkeit.

Noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts galten im Spessart eigene Gesetze für den Jäger von Beruf. Es durfte Keiner den Hirschfänger tragen, der nicht den Nachweis liefern konnte, „daß er drei Jahre auf ordentlich gehaltenen Bestat-, Hirschfaist-Jagen und Schweinshatzen mitgezogen, sich in dem großen und kleinen Weidwerke dermaßen geübt, daß er sich getraue, Jedermann darin Satisfaktion zu geben, und daß er mit Genehmigung des Oberforstmeisters des Spessarts vor gesammter Jägerei von seinen Lehrjahren freigesprochen und nach altem Weidmannsbrauch wehrhaft geworden sei."



Jean Paul Friedrich Richter.

Fränkische Dichter aus alter und neuer Zeit.

Wolfram von Eschenbach. — Kaspar von der Rhön. — Jean Paul Friedrich Richter. — Rückert und Platen.

Wolfram von Eschenbach. Die deutsche Volksgeschichte kennt kaum einen ruhmreicheren Namen als den der Franken. Und doch, wie verschieden ist zu verschiedenen Zeiten dessen Bedeutung, wie verschieden sein Umfang! Anfangs diente er als Sammelname für jene kühnen und hochstrebenden Völkerschaften, welche, vom Niederrhein gegen das sinkende Römerreich anstürmend, nach wenigen Jahrhunderten eben diesen Namen ausgedehnt hatten über die rauhen Länderstrecken des männerreichen Germaniens, wie über die fruchtbaren Provinzen der einst so weit gebietenden Roma, so daß Karl der Große, der glänzendste Vertreter dieser älteren Frankenherrlichkeit, selbst das anerkannte Symbol der Weltherrschaft, die römische Kaiserkrone auf sein siegreiches Haupt setzen konnte (800). Als dann unter den langsam, aber unwiderstehlich wirkenden Kultureinflüssen des Christenthums und der alten Römerbildung im Verein mit äußeren Ursachen die großartige Schöpfung dieses gewaltigsten Herrschers unserer Vorzeit in Trümmer ging, als der dem Mutterlande entfremdete Theil der Franken der Romanisirung verfiel, da rettete der im Stamm-

land verbliebene Theil derselben, der seine Wohnsitze mittlerweile vom Mittelrhein längs den Flüssen Neckar und Main bis nach Thüringen vorgeschoben hatte, mit der alten, angestammten Art den alten Namen. Ostfranken hieß fortan das neue Reich, das, alle reindeutschen Stämme umfassend, sich um den festen Kern dieses Frankenvolkes bildete. Doch auch dieses hatte keinen Bestand, und als beim Aussterben des alten Königsgeschlechts der fränkischen Karolinger (911) der mächtigste der Frankenfürsten als Konrad I. (911—918) zum König gewählt wurde und, anknüpfend an die Ueberlieferungen der früheren Dynastie, die nach eigener Selbständigkeit trachtenden Stämme der Deutschen mit starker Hand zu einer festeren Einheit zusammenzufassen versuchte, mußte er gar bald von dem Unmöglichen dieses Strebens sich überzeugen. In hochherziger Entsagung bewog der edle Konrad sterbend seine stolzen Franken, sich dem mächtigen Sachsenherzog Heinrich, als dem zur ferneren Leitung oder richtiger Umbildung des ostfränkischen Reiches geeignetsten Manne, zu beugen (König Heinrich I. 919—936). Noch einmal legten später die Vertreter der vereinten Stämme in gerechter Würdigung und dankbarer Erinnerung an die Verdienste des vorherrschenden Stammes der Franken die oberste Leitung Aller in die Hand eines fränkischen Grafen (König Konrad IV. 1024—1039), dessen Geschlecht denn auch das Deutsche Reich, in welches das ostfränkische sich allmählich umgewandelt hatte, zu seiner höchsten Machtentfaltung brachte. Allein mit dem Aussterben dieses Geschlechtes der fränkischen oder salischen Kaiser (1125) erlosch auch der Glanz des alten Namens der Franken. Nachdem sich längst schon das große Stammland in zwei Haupttheile, Rhein- und Ostfranken, getrennt, lösten sich auch diese in viele kleinere Herrschaften auf, so daß der ruhmreiche Name nur noch in der späteren Kreiseintheilung des Kaisers Max I. fortlebte und jetzt wol gänzlich aus dem wirklichen Leben verschwunden wäre, wenn nicht der ebenso feinsinnige als patriotisch fühlende König Ludwig I. von Bayern den Fortbestand desselben durch Einführung der Bezeichnung Ober-, Mittel- und Unterfranken für die seinem Lande zugehörigen Theile des alten Ostfranken gesichert hätte.

Daß nun aber dieser im politischen Leben unseres Volkes so hervorragende Stamm der Franken, von denen der älteste Dichter, selbst ein Franke, sagt:

„daß sie sind gute Degen,
auch Gott dienen alle
und voll der Weisheit sind,“

auch auf dem Gebiete der Kultur keinem andern Stamme nachstehe, wer möchte dies bezweifeln? Wir verweisen auf Das, was schon in der Einleitung zu diesen Bildern aus unserem „Deutschen Lande und Volke“ (vergl. I. Bd., Seite 70 u. f.) über den alten ruhmreichen Stamm der Franken, seinen Witz und seine Erfindungsgabe gesagt wurde, und kommen hier nur noch auf einen besonderen Zweig ihrer Kulturentwicklung zu reden. Welche stolzen Namen weist allein die Literaturgeschichte auf! Und welche Fülle hervorragender Geister zeigt allein der kleine Bruchtheil, der jetzt noch den Namen Franken führt, wie auf allen anderen Gebieten, so besonders auf dem der Dichtkunst durch alle

Perioden unserer Literaturgeschichte! Der erste unter den Dichtern dieses engeren Frankens der Zeit und der Bedeutung nach ist der von Mit- und Nachwelt gleich hochgepriesene fränkische Ritter und höfische Dichter **Wolfram von Eschenbach**. Wolfram ist geboren und, wie uns ein späterer Standesgenosse erzählt, auch gestorben oder doch begraben in Eschenbach, einem Städtlein und Schloß unweit Ansbach in dem heutigen Mittelfranken. Sein Geschlecht war ein adeliges und er selbst mit der Ritterwürde bekleidet. Ob seine Familie begütert gewesen, ist ungewiß. Als nachgeborener Sohn war er jedenfalls unbemittelt, ja arm; sagt er doch selbst bei Gelegenheit der Schilderung einer Hungersnoth nicht ohne einen gewissen Galgenhumor:

„Daheim in meinem eignen Haus
Freut auch sich selten eine Maus.
Die Maus muß ihre Speise stehlen:
Die braucht man nicht vor mir zu hehlen,
Ich finde doch schon keine offen.
Allzu oft hat das betroffen
Mich Wolfram von Eschenbach
Zu erdulden solch' Gemach.“



Wappen des Wolfram von Eschenbach.

Er war also, wie viele seiner Genossen, auf sein Schwert und sein Dichtertalent angewiesen, welches ihm auf den glänzenden Schlössern und Burgen der damaligen Großen, wo Alles dem heitern Lebensgenusse huldigte und von Gesang und Poesie erst die rechte Würze desselben erwartete, die freundlichste Aufnahme sicherte. Wie weit er seine Wanderungen ausgedehnt, wohin ihn diese geführt, wer möchte das bestimmen! Am meisten und liebsten weilte er an dem prunkvollen Hofe des freigebigen und kunstsinnigen Landgrafen Hermann von Thüringen, dessen durch den Sängerkrieg in der Sage verewigte Wartburg allen dichterischen Bestrebungen seiner Zeit ebenso zum Mittelpunkte diente, wie 600 Jahre später das benachbarte Weimar die ersten Dichtergrößen der Neuzeit zu gegenseitiger Förderung und Ermunterung vereinte. Gelehrte Bildung besaß Wolfram so wenig, daß er nicht einmal wie sein großer schwäbischer Zeit- und Sangesgenosse, Hartmann von Aue, sich rühmen konnte, des Lesens und Schreibens kundig zu sein, vielmehr offen gestand:

„Ich kenne keinen Buchstaben.
An Büchern mag, wer will, sich laben.“

Dagegen hatte sich sein reger, wissensdurstiger Geist im bunten Getriebe des Lebens eine Summe der mannichfaltigsten Kenntnisse angeeignet, die er bei seiner Vorliebe zu Vergleichungen und Anspielungen aller Art auf die ansprechendste Weise zu verwerthen verstand. Wunderbar ist die Kraft und Treue,

mit der sein Gedächtniß den massenhaften Stoff seiner Dichtungen festzuhalten, erstaunlich die Schärfe und Klarheit, mit der sein ordnender Verstand denselben zu beherrschen und der geniale Schwung, mit der seine Phantasie ihn zu beleben wußte. Nicht gering ist aber auch das Selbstgefühl des Dichters:

„Und wären hier statt meiner drei,
Deren Jeder Kunst besäße,
Daß man meiner Kunst vergäße,
Es brauchte doch manch' seltnen Fund,
Thäten euch die Dreie kund,
Was ich euch künden will allein;
Ihre Mühe sollte sauer sein."

Fragt man nun nach der Zeit, in welcher er gelebt und gedichtet, so können wir nicht mit einer bestimmten prosaischen Zahl antworten, sondern nur im Allgemeinen auf jene herrliche Hohenstaufenzeit hinweisen, wo der alternde Barbarossa bei festlichen Spielen und Turnieren unter der jubelnden Theilnahme des ganzen Volkes seine Söhne mit dem Ritterschwert umgürtete, und bald nachher sein jugendlicher Enkel, der seiner Heimat halb entfremdete, geistvolle zweite Friedrich die kühne Hand nach der Krone seiner Väter ausstreckte, die, wenn nicht ihre höchste Macht, so doch ihren höchsten Glanz gerade unter dem hochsinnigen Herrschergeschlechte aus Schwaben erreichte. Unter seinem und seiner Vorfahren kühnen Kämpfen und Ringen nach einem hohen politischen Ziele war das Nationalgefühl so erstarkt, daß sich der Deutsche selbstbewußt über alle seine Nachbarn stellte; hatte der alte Reckengeist mit seinem ungezügelten Thatendrange und seiner wilden Abenteuerlust sich soweit gemäßigt, daß dessen Träger, der waffenmächtige Adel, im Gefühle seines höheren Werthes den feinern Regungen der Großmuth und des Edelsinnes Raum gebend, das Wilde und Barbarische der alten Art allmählich abstreifte und jenes Ritterthum ausbildete, das auf der Grundlage der Mannhaftigkeit und Ehre, des Frauendienstes und der Religion höhere Geistesbildung und feinere Sitte zur Folge haben mußte. Zu gleicher Zeit hatte sich unter dem überzeugungstreuen Wirken heroischer Kirchenfürsten und ihrer gelehrigen Werkzeuge der tief im Gemüthe des jugendlichen Volkes wurzelnde religiöse Sinn in hohem Grade entwickelt; ja, die Religion hatte sich den kriegerischen Geist der Völker dienstbar gemacht, als sie demselben mit der Losung „Gott will es" den Orient als Schauplatz seiner Bethätigung anwies. Die Kreuzzüge aber, die den Grundideen des mittelalterlichen Lebens, der Religion und Waffenehre, gleich sehr entsprachen, brachten die bisher getrennten Völker des Abendlandes einander näher, so daß die Geistesprodukte des einen zum Gemeingut der andern wurden; steigerten Gefühl und Phantasie aufs Höchste, boten dem angebornen Wunderglauben des kindlichen Volkes eine so reiche Nahrung, daß die kühnsten Phantasiegebilde hier durch die Wirklichkeit noch übertroffen zu werden schienen.

Der getreue Sohn dieser so vielfach bewegten, stürmisch erregten, tief poetischen Zeit ist Wolfram von Eschenbach. Ihr entlehnt er Stoff und Form seiner Gedichte. Ihr Geist, der Geist des Ritterthums und der Religion, bildet

in eigenthümlicher Verschmelzung den festen Grundton seiner Werke, die von seiner ausgesprochenen Neigung zu tiefsinniger Reflexion ihr besonderes Gepräge erhalten. Zart und weich, und dabei nicht ohne sinnliche Glut, wenn auch der Zahl nach nur gering, sind seine Minnelieder; diesen zunächst stehen in Form und innerer Behandlungsweise die zwei Bruchstücke seines den Sagenkreisen vom heiligen Gral und von der Tafelrunde des Königs Artus angehörigen „Titurel"; epischer, doch nicht ohne vielfaches Hervortreten der eigenen Persönlichkeit, ist sein „Willehalm", eine nach französischen Mustern verfaßte poetische Bearbeitung der Sage vom heiligen Wilhelm von Aquitanien, dem ritterlich-frommen Heidenbekämpfer. Sein bedeutendstes Werk aber ist das psychologische Epos „Parzival", eine Art Apotheose des durch die Religion veredelten Ritterthums und zugleich eine innere Entwicklungsgeschichte des Menschen, wie sie Goethe in dramatischer Form in seinem „Faust" durchführt; des Menschen, der an seinem Glauben irre und zur Verzweiflung gebracht wird, endlich aber durch Reue und Demuth zu Gott zurückkehrt. Parzival, der Sohn eines kühnen Helden, der nach abenteuerreichem Leben durch Verrath ein frühes Ende gefunden, wird von seiner königlichen Mutter, damit er dereinst nicht ähnlichem Geschicke verfalle, fern von Menschen in einer Wüste fromm und einfältig, in völliger Unkenntniß des ritterlichen Lebens erzogen. Bei dem zufälligen Zusammentreffen mit vier Rittern erwacht aber in ihm der angeborene Heldensinn mit solcher Macht, daß er von seiner geliebten Mutter sich losreißt und zu kühnen Thaten auszieht. Trotz des Narrengewandes, in das Letztere ihn absichtlich gekleidet, findet er bald, Dank seiner unüberwindlichen Heldenstärke, nach einer Reihe glänzender Ritterthaten am Hofe des Königs Artus und seiner Tafelrunde, dem Ideale alles weltlichen Ritterthums, die ehrenvollste Aufnahme, wird in ritterlicher Kunst und Zucht unterwiesen und erringt durch weitere Heldenthaten ein Königreich mit der Hand der schönen Konduiramur. Zuletzt erschließen sich ihm sogar, ohne daß er sie gesucht, die Thore der unsichtbaren Gralsburg, d. h. des höchsten Glückes. Allein in seiner naiven Einfalt, die des höchsten Besitzes wol würdig ist, aber denselben nicht zu ergreifen versteht, verscherzt er dieses Glück und wird zu schwerer Prüfung in des Lebens Jammer hinausgestoßen. Nach vielen Kämpfen, Täuschungen, Kränkungen und Leiden verfällt er dem Trübsinn, dem Zweifel an Gott und an sich selbst:

„Mir ist Freude wie ein Traum:
Ich trage Kummers schweren Saum.

— — — — — — — — — —

Ich suchte nichts als Kampf und Streit.
Zu Gott auch trag ich Haß und Zorn,
Denn Er ist meiner Sorgen Born,
Er hat sie allzu hoch erhaben;
Lebendig ist mein Glück begraben.

— — — — — — — — — —

Das darf ich dem zur Last wohl legen,
Der aller Hülfe mächtig ist
Und hülfreich Hülfe nie vergißt;
Mir allein half er nicht,
Was man von seiner Hülf' auch spricht."

Aus dieser verzweiflungsvollen Stimmung rettet ihn durch sanften Zuspruch und weise Belehrung ein alter Einsiedler, sein greiser Oheim, auf den er bei seiner Flucht aus dem ihm verhaßten Treiben der Welt zufällig gestoßen. Er erwacht aus seinem Taumel, bändigt seinen Trotz, demüthigt sich und gewinnt mit dem Glauben an Gott auch die Hoffnung wieder, doch noch das so thöricht verscherzte Königthum des Gral zu erringen.

Und wirklich zieht er nach weitern schweren Prüfungen, die er alle glücklich besteht, endlich ein in die Pforte der Gralsburg, findet da nach langer Trennung sein geliebtes Weib mit seinen Zwillingssöhnen Kardeiß und Loherangrin, und erringt, von Gottes Ruhm und seiner ewigen Barmherzigkeit durchdrungen, die ersehnte Krone. Und

„Wessen Leben so sich endet,
Daß nicht die Seele Gott entwendet
Wurde durch des Leibes Schuld,
Und er dennoch sich die Huld
Der Welt erhielt mit Würdigkeit,
Der blieb vom rechten Ziel nicht weit."

Wolfram gehört nicht zu den Dichtern, welche die Wirklichkeit mit objektiver Treue in ihr empfängliches Gemüth aufnehmen und sich durch die gewonnenen Eindrücke zu deren poetischer Wiedergabe begeistern lassen, sondern, eingenommen von den Idealen des eigenen Herzens, sucht er den äußern Stoff nur, um durch denselben seine Gedanken zu verkörpern und in Wirksamkeit zu setzen. Für seine hohe, rein menschliche Idee wählt er nach der Sitte seiner Zeit den Stoff aus der Sage. Er überträgt in freier Weise eine französische Bearbeitung der mystisch-religiösen Sage vom Gral, diesem geheimnißvollen Symbole der Erlösung und Beglückung der Menschheit durch Christus, dessen sich würdig zu machen durch Ueberwindung der Sinnlichkeit, gläubige Hingabe an Gott und volle Herzensreinheit neben dem Kampfe gegen den Unglauben das Streben des echten Ritterthums sein muß.

Daß Wolfram's Werk nicht wenig hinter seinem Ideale zurückgeblieben, darüber werden wir uns um so weniger wundern, wenn wir, abgesehen von dem gewaltigen Abstande, der infolge menschlicher Unvollkommenheit überhaupt zwischen Ideal und Wirklichkeit sich findet, bedenken, daß seine Bildung eine höchst dürftige gewesen und daß er im Geschmacke seiner wunderglaubenden und abenteuerliebenden Zeit nicht nur vom Reize des überreichen Stoffes sich zu sehr beherrschen läßt, sondern auch gerade im Unverständlichen, Dunkeln und Mystischen sich gefällt. Wer aber mit Anstrengung des eigenen Geistes in den Geist seiner Werke einzudringen versucht, der wird bald alle Unvollkommenheiten vergessen über der warmen Begeisterung und der aus dem Herzen kommenden Empfindung des Dichters für seine Ideale und gern einstimmen in das Lob seines Zeitgenossen:

„her wolfram,
Ein wise man von Eschenbach,
Sin herze ist ganzes sinnes sach;
Leien munt nie baz gesprach."

Zu den Zeitgenossen des großen Wolfram, welche zu dem Dichterruhme des kleinen Frankenlandes beitrugen, gehörte **Wirnt von Gravenberg**, der Sänger des „Wigalois", einer ebenfalls aus dem Sagenkreise vom König Artus geschöpften Dichtung. Etwas später lebte der auf allen Gebieten mittelalterlicher Poesie gleich fruchtbare **Konrad von Würzburg**, der Dichter der Legenden „Alexius", „Sylvester" und des Heldengedichts: „Der trojanische Krieg". Noch später verfaßte der bambergische Magister und didaktische Dichter **Hugo von Trimberg** († 1309) seine „sieben Büchlein in deutscher und fünf in lateinischer Sprache".

Kaspar von der Rhön. Zu allen Zeiten lassen sich in der Poesie zwei Hauptrichtungen erkennen, welche, grundverschieden in ihrem Wesen, doch in der Blütezeit unserer Dichtkunst, im Zeitalter der Hohenstaufen, vielfach sich berührten und von einander Gewinn zogen, eine kunstmäßige und eine volksthümliche. Erstere, als deren vollendetster Vertreter Wolfram gilt, umfaßt die höfische oder ritterliche Poesie, so genannt, weil sie, hauptsächlich von den Vertretern des Ritterstandes gepflegt, die eigenthümliche Gedanken- und Gefühlswelt dieses bevorzugten Standes in vollendetster Formschönheit zum treuen und begeisterten Ausdruck brachte. Die letztere trägt keinen besondern Namen, weil sie eben keinem besondern Stande angehört, sondern der naturgemäße Ausdruck alles Desjenigen ist, was das ganze Volk als solches denkt, fühlt oder thut. Wie alles Natürliche aber immer einfach und das Einfache stets am wirksamsten ist, so zeigten auch die einfachen und lebenswarmen dichterischen Schöpfungen des Volksgeistes, die am Anfang des 13. Jahrhunderts von geschickten Sängern aus dem Volke zu großen Epen zusammengefaßt wurden, eine weit größere Lebenskraft, als die kunstvollen und weitausgesponnen Ritterepen ihrer adeligen Sangesgenossen. Ihrem Stoffe nach aus der grauen Vorzeit stammend, wurzelten sie so fest in dem anhänglichen Gemüthe des Volkes, daß der gänzliche Umschwung der äußeren Lebensverhältnisse und der dadurch bedingte veränderte Zeitgeist, dem das Ritterthum mit seiner Kulturwelt und deren poetischer Ausdruck zum Opfer fiel, ihren Kern nicht zu verdrängen vermochte. Obwol der Glanz der alten Zeit für immer erloschen war und der praktische und reformatorische Sinn des 15. Jahrhunderts das Volk unwiderstehlich in neue Bahnen fortriß, so konnte dasselbe doch sich von den poetischen Erinnerungen einer großen Vergangenheit nicht trennen. Diesem schönen Zuge des treuen Volksherzens kam, erfüllt von dem Streben, die herrlichen poetischen Schätze der Vorzeit nicht verloren gehen zu lassen, der wackere fränkische Volksdichter und Bänkelsänger **Kaspar** (geb. zu Münnerstadt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts), genannt **von der Rhön**, entgegen, der letzte fahrende Sänger im alten Sinne des Wortes, indem er im Geiste seiner Zeit, so gut er es eben verstand, jedenfalls nicht ganz ohne Geschick und Geschmack, die alten, im Laufe der Zeit erweiterten und verflachten Volksepen umdichtete und dem sangeslustigen Volke so verkürzte,

„das man auf einem sitzen dick mög hörn anfanck und end."

So bearbeitete er aus der alten Heldensage Ortnit, Wolfdietrich, Etzel's Hofhalt, Dietrich und seine Gesellen u. a. m. und faßte alle diese in seinem

„Neuen Heldenbuche“ zusammen, dem wir das eine Verdienst jedenfalls nicht absprechen dürfen, daß es uns einige Mären aus dem deutschen Sagenkreise aufbewahrt hat, die sonst unbekannt geblieben wären. Darum Ehre dem treuen Dolmetsch des an das Erbe seiner Väter anhänglichen Volksherzens!

Jean Paul Friedrich Richter. Wie eifrig sich das geistesfrische Frankenland an dem regen Streben der Nation, auf den zerfallenden Trümmern des Mittelalters eine schönere Zukunft aufzubauen, sich betheiligte; wie kühn seine geistige Metropole Nürnberg allen anderen Städten Deutschlands auf der Bahn der allgemeinen Kulturentwicklung voraneilte; welchen Antheil insbesondere seine sangesfreudigen Söhne, Hans Sachs und die Meistersinger, Ph. Harsdörfer, Joh. Klaj und die Pegnitzschäfer, an der literarischen Entwicklung nahmen, das ist von uns schon an anderer Stelle hervorgehoben worden. Wir hätten neben Hans Sachs vielleicht auch seine Landsleute Hans Rosenplüt den „Schnepperer“ (d. i. Schwätzer) und Hans Folz, den Barbierer, sowie aus späterer Zeit den Nürnberger Jakob Ayrer († 1605), welcher unter Anderm den Ortnit und Hugdietrich zu dramatischen Stoffen wählte, eingehender zu würdigen, wenn nicht ihre dramatischen Versuche doch gar zu ungefüge und geschmacklos gearbeitet, ihre Fastnachtspiele und Schwänke zu sehr dem derben, niedrigen Volkswitz angehörten, um einen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Volksliteratur üben zu können. Eines fränkischen Dichters wollen wir jedoch hier zunächst erwähnen, dessen Andenken eine dankbare Erinnerung bereits am Orte seiner Geburt und seines langjährigen Wirkens und dichterischen Schaffens zu Ansbach im lieblichen Schloßgarten in Erz verewigt hat, des Johann Peter Uz (geb. 1720, gest. 1796), des heitern Sängers von Liebe und Wein, des Hauptvertreters der bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vielgepflegten anakreontischen Richtung in der Poesie. Wie dieser zu den Vorläufern der zweiten Blüteperiode unserer Dichtung gehört, welche unfähig, sofort den hohen Flug zu nehmen nach den lichtvollen Spitzen des Parnaß, fürs Erste sich begnügten, die hemmenden und lähmenden Bande des Auslandes abzuschütteln und einem unsicheren Drange nach poetischer Schöpfung in den niederen Gattungen Ausdruck zu geben, gehört ein anderer bedeutender Schriftsteller, der Schöpfer der deutschen Humoristik, Jean Paul Friedrich Richter, der Zeit nach bereits der klassischen Periode unserer Literatur an.

Wir haben die Geburtsstadt Jean Paul's, Wunsiedel im Fichtelgebirge — er war geboren am 21. März 1763 — sowie auch die Stätte seines dichterischen Schaffens in Bayreuth bereits kennen gelernt. Sein Vater war ein armer Schullehrer und Organist und kam zwei Jahre nach der Geburt des Knaben als Pfarrer nach dem Dorfe Joditz bei Hof. Von großem Einfluß auf die spätere Geistesrichtung des Knaben war seine Umgebung, der düstere, zur Melancholie und Träumerei anregende Tannenwald, die tiefen grünen Schluchten des Gebirges und das einfache, eigenthümliche Leben der Bewohner. Seine Einsamkeit und Zurückgezogenheit wurde dadurch noch vermehrt, daß der Vater ihn aus der Dorfschule nahm und selbst unterrichtete. Im Jahre 1776 wurde sein Vater als erster Pfarrer nach Schwarzenbach an der Saale versetzt,

der Sohn bezog 1779 das Gymnasium zu Hof. Wenige Wochen nach seiner Ankunft daselbst verstarb sein Vater. Jean Paul begann den bittern Druck der Armuth zu empfinden. Auf den Rath einiger Freunde ging er 1780 nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Allein ohne Freunde und Gönner in der großen Stadt ward es ihm unendlich schwer, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Von Kindheit an auf Selbstbeschäftigung angewiesen, hatte er viele Kenntnisse gesammelt und sich bei seinen Selbststudien daran gewöhnt, sich den Besitz des Gelesenen durch Excerpte zu sichern, die zu dicken Quartbänden anwuchsen. Jetzt lehrte ihn die Noth, aus der Schriftstellerei einen Erwerb zu machen. Aber sein erstes Werk, „Die grönländischen Prozesse" (1783), hatte keinen Erfolg; er kehrte in die Wohnung seiner armen Mutter nach Hof zurück (1784), und nun begann für ihn eine rechte Zeit der Noth und des Leidens, auf die Fr. Rückert hinweist mit den Versen:

„Schlechter ist es noch ergangen
Anderen als mir."
Stets erwäge das, und bangen
Niemals lasse dir!

Wie sich Richter mußte drücken,
Eh' er ward gedruckt,
Wie ihn, drauf der Welt Entzücken,
Erst ihr Weh durchzuckt.

Seinen Duldmuth mag zum Lehrer
Nehmen jeder Christ,
Der auch nicht ist sein Verehrer,
Wie Du's auch nicht bist."

Neben dem schnurrenden Spinnrade seiner Mutter saß er im ärmlichen Stübchen, beharrlich seine literarischen Bestrebungen verfolgend. Die Einsamkeit vertiefte sein Gemüth; je weniger Freuden ihm die Außenwelt bot, desto werther ward ihm der Friede in der Stille, das Glück der Liebe und Freundschaft, und aus dem Gegensatze zwischen seinem Ideenleben und dem kleinstädtischen Getriebe, das sich um ihn her wichtig machte, entwickelte sich bei ihm jene humoristische Auffassungsweise, in welcher sich Phantasie und Verstand das Gleichgewicht halten. Auch sein zweites Werk: „Auswahl aus des Teufels Papieren" ging noch fast unbeachtet vorüber. Doch gewann er durch die Annahme einer Hauslehrerstelle bei dem Vater eines Freundes auf dem Lande, unweit Hof, wenigstens die nothdürftigen Mittel für seinen Unterhalt (1787). Im Frühling 1790 wurde er Privatlehrer in Schwarzenbach. Von hier aus gelang es ihm, in Berlin einen Verleger für seinen ersten Roman: „Die unsichtbare Loge" zu finden. An einem späten Abend des Jahres 1793 eilte er bei Sternenschein von Schwarzenbach nach Hof, um seiner Mutter die 100 Dukaten zu bringen, die er als Honorar empfangen hatte.

Durch diesen und die bald darauf folgenden Romane „Hesperus" und „Quintus Fixlein" erwarb er sich einen gefeierten Namen. Der Bann war gebrochen, der dreizehn Jahre auf dem armen Schriftsteller gelastet hatte. Auf eine Einladung begab er sich im Sommer 1796 nach Weimar, wo sich um den Hof des Dichterfreundes und Kunstbeschützers, Herzogs Karl August, unsere größten Dichter vereinigten. Mit Herder schloß Jean Paul einen innigen Freundschaftsbund; Schiller und Goethe zeigten sich zurückhaltend. Später machte er Besuche an den Höfen zu Gotha und Hildburghausen. Der Herzog

von Hildburghausen verlieh ihm den Titel „Legationsrath", und der Fürstprimas von Dalberg setzte ihm eine Pension von 1000 Gulden aus, welche 1814 von dem Könige von Bayern übernommen wurde.

Während der Zeit von 1796 bis 1803, in welcher Jean Paul sich abwechselnd in Leipzig, den kleinen thüringischen Residenzstädten, Berlin und seit 1800 in Meinungen aufhielt, entstanden sein „Advokat Siebenkäs", „Der Jubelsenior", „Das Campanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele" und endlich sein Hauptwerk der „Titan", mit welchem sein Dichterruhm den höchsten Glanzpunkt erreichte. An diese schlossen sich seine „Flegeljahre" und seine „Vorschule der Aesthetik". In Berlin hatte er die Bekanntschaft der geistvollen und feingebildeten Karoline Mayer, Tochter des Geheimraths und] Professors der Medizin Dr. Joh. Andreas Mayer, gemacht, die ihm zur treuen Lebensgefährtin wurde (seit Dezember 1800).

Seit 1804 nahm Jean Paul seinen bleibenden Wohnort in Bayreuth. Dort sahen wir ihn bereits auf seinen Wanderungen nach der Eremitage unterwegs im Hause der durch ihn verewigten, gemüthlichen Frau Rollwenzel einkehren, die das Glück hatte, die ersten Anklänge der Gedanken zu vernehmen, die sich in seinem Geiste zu Dichtungen gestalteten. Zu diesen Bayreuther Schöpfungen des Dichters gehören „Des Feldpredigers Schmälzle Reise nach Flätz" (1809), „Dr. Katzenberger's Badereise" (1809), „Fibels Leben" (1811), seine „Levana oder Erziehlehre" (1807) und viele andere. In seinem letzten Werke „Selina" wollte er seine volle Ueberzeugung von dem Fortleben der Seele im Jenseits niederlegen. Er beendigte aber dieses Werk nicht. Von einem unheilbaren Augenübel befallen, das im Anfange des Jahres 1825 sein völliges Erblinden zur Folge hatte, ging er selbst am 14. November desselben Jahres zu dem von ihm mit solcher Zuversicht gehofften Jenseits ein.

Jean Paul war lange Zeit hindurch der gefeierte Liebling der gebildeten Lesewelt, besonders der reifenden Jugend und der vornehmen Frauen, für die seine Darstellungsweise ihren besonderen Reiz hatte. Vieles, was er gedichtet hat, scheint nur dazu dienen zu sollen, den Unglücklichen und Bedrängten zu trösten. Der reine, unverdorbene Jüngling, voll jugendlicher Unbefangenheit und Blödigkeit, die hohe Jungfrau, sinnig und ernst, der bescheidene, anspruchslose Mensch, den das gotterfüllte Herz über alle Noth der Erde erhebt, endlich der humoristische Freund, der unter der Maske des Spottes die größte Opferfreudigkeit verbirgt — das sind die Charaktere, die er mit Vorliebe behandelt; die deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, die Herzensunschuld und die deutsche treue Liebe sind die Motive, die er ihnen unterlegt; aber seine Charaktere sind nicht entwickelt, sie kommen über allem Ahnen, Empfinden und Fühlen nicht recht zum Handeln. Er besaß nicht die Mäßigung, um die Einzelnheiten zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. „Wie ein heiteres, lebendiges Kind," sagt Heinrich Kurz, „das von seinen Eltern zur Besorgung irgend eines Geschäftes ausgesendet wird, auf seinem Wege über Wiesen und durch Wälder von Allem, was ihm begegnet, hingerissen wird, und es bald einem bunten Schmetterling nachjagt, bald Erdbeeren sucht, bald dem Gesang der Vögel zuhorcht, Alles seine ganze Seele einnimmt, und es darüber seine eigentliche Aufgabe vergißt, bis es oft auf

unangenehme Weise daran erinnert wird, — so verfährt auch Jean Paul in seinen Dichtungen. Alles konnte für ihn wichtig werden, selbst der allerunbedeutendste, gewöhnlichste Umstand, weil er ihm eine Beziehung zu Herz und Geist seiner Personen zu geben wußte; und dergleichen geringfügige Umstände weiß er in solcher Tiefe aufzufassen, so erschöpfend zu entfalten, wie Niemand vor und nach ihm." So sind seine größeren Schöpfungen keine vollendeten Kunstwerke geworden, sondern Stückwerk geblieben, und gerade in den kleineren zeigt sich die eigenthümliche, große Begabung des Dichters.

Jean Paul's Darstellung ist reich an Bildern, Abschweifungen, Sentenzen und Reflexionen, sie wird oft dunkel und überschwänglich, und dennoch liegt gerade in diesen und in den einzelnen Stellen wieder der Hauptreiz und die eigenthümliche Schönheit der Jean Paul'schen Dicht- und Schreibweise. Er überrascht durch die Menge und Wahl der bildlichen Ausdrücke, ja selbst in ihrem oft schwierigen Verständniß liegt ein gewisser Reiz; besonders wirksam sind die von ihm angewandten Kontraste. Man vergleiche nur die kurze, herrliche Erzählung: „Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen" aus der Schrift: „Jean Paul's Briefe und bevorstehender Lebenslauf." Jean Paul steht in dieser Beziehung in entschiedenem Gegensatze zu Goethe, dessen Darstellung gerade durch ihre Einfachheit und objektive Klarheit die größte Wirkung erzielt. Sehr treffend urtheilt Heinrich Heine: „Jean Paul's Periodenbau besteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal so eng sind, daß wenn eine Idee dort mit einer anderen zusammentrifft, sie sich beide die Köpfe zerstoßen; oben an der Decke sind lauter Haken, woran Jean Paul allerlei Gedanken hängt, und an den Wänden sind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutscher Schriftsteller ist so reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er läßt sie nie zur Reife kommen und mit dem Reichthume seines Geistes und Gemüthes bereitet er uns mehr Erstaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuern Bäumen anwachsen würden, wenn er sie ordentlich Wurzeln fassen und mit allen ihren Zweigen, Blüten und Blättern sich ausbreiten ließe: diese rupft er aus, wenn sie kaum noch kleine Pflänzchen, oft sogar noch bloße Keime sind, und ganze Geisteswälder werden uns solchermaßen auf einer gewöhnlichen Schüssel als Gemüse vorgesetzt. Dieses ist nun eine wundersame, ungenießbare Kost, denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Cedern, Palmen und Bananen in solcher Menge vertragen."

Jean Paul hat das unbestreitbare Verdienst, zu seiner Zeit durch seine schriftstellerische Thätigkeit eine wohlthätige Wirkung auf die der Roheit und Unsittlichkeit hingegebenen Schichten der Gesellschaft geübt zu haben; aber während die Mitwelt oft in übertriebener Weise für ihn schwärmte, hat die Kritik der späteren Zeit auch die Mängel seiner Werke dargelegt.

Rückert und Platen. Aus dem „Zeitalter der Epigonen", welches der klassischen Blütezeit folgte, hat der fränkische Dichterhain zwei Zierden aufzuweisen, Dichter, die sich ihre Ziele zwar nicht so hoch, wie unsere großen klassischen Meister steckten, die aber um so mehr in den kleineren Gattungen der Dichtkunst, auf die sie sich zurückzogen, Vollendetes leisteten: Friedrich Rückert und August Graf von Platen-Hallermünde.

Fr. Rückert, geboren den 16. Mai 1789 zu Schweinfurt, ein echter und treuer Sohn seiner fränkischen Heimat, zu der ihn von allen Wanderungen und Wandlungen die Sehnsucht immer wieder zurückführte, studirte, ohne einem bestimmten Fache sich zu widmen, zu Jena und Würzburg, was den Bedürfnissen seines Dichtergeistes entsprach, besonders Philologisches und Belletristisches. Demselben Zuge seines Herzens folgte er sein ganzes Leben hindurch. Nachdem er kurze Zeit die Leiden eines Gymnasiallehrers und die eines Redakteurs gekostet, kehrte er der praktischen Thätigkeit für längere Zeit den Rücken, um (1818) das schöne Italien zu durchreisen und sich an den poetischen Produkten des italischen Volksgeistes zu erfrischen, und feierte dann nach seiner Rückkehr in Koburg und dessen Umgebung mit seiner viel besungenen Luise seinen „Liebesfrühling". Von 1826 bis 1841 war er Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, von 1841 bis 1849 in Berlin. Ein eifriger Lehrer war er aber wol nie:

„Bin ich selbst doch in der Wilde
Aufgewachsen ohne Zucht,
Ohne daß ich andre bilde,
Will ich tragen meine Frucht."

In Berlin konnte sich sein an die heimatliche Dorfidylle gewöhntes Dichtergemüth so wenig heimisch finden, daß er nicht nur die Sommermonate regelmäßig auf seinem Gute Neußer bei Koburg zubrachte, sondern sich 1849 auch ganz dahin zurückzog. Wie Jubelruf schallt's bei der Rückkehr aus seinem Herzen:

„Neuer Sitz am alten Koburg,
Mir im Herbst ein neuer Lenz,
Meine kleine Freudenfrohburg,
Ehrenburg und Residenz,
Wo ich, was ich strebt', erstrebte,
Wo ich, was ich rang, errang,
Meinen Liebesfrühling lebte,
Meinen Liebesfrühling sang."

Und da haben sie denn auch im Januar des sturmvollen Jahres 1866 die liederreiche Brust des friedfertigen Sängers in die stille Heimaterde gebettet.

Rückert ist, wenn Einer, ein Dichter von Gottesgnaden, den der Genius der Dichtkunst in der Wiege schon zu seinem hohen Berufe geweiht hat. Die Erstlinge seiner schöpferischen Kraft waren dem Vaterlande geweiht.

„Den Arm mit den ihm eignen Waffen putzend"

schleudert er in flammendem Groll über des fremden Tyrannen übermüthigen Druck und der deutschen Stämme trostlose Schwäche und Uneinigkeit seine geharnischten Sonette unter das Volk, um es zur endlichen Erhebung wider seinen Peiniger anzufeuern.

„O daß ich stünd' auf einem hohen Thurme,
Weit sichtbar rings in allen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:
Wie lang willst du dich winden gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feind's Triumphrad's Speichen?" u. s. w.

ruft er dem deutschen Volke zu und begleitet dessen wechselvolle Geschicke zur Zeit der deutschen Freiheitskriege mit seinen kriegerischen Spott- und Ehrenliedern. Doch der bittere Ernst, der flammende Zorn und das kriegerische Ungestüm sind bei ihm nur die Rückwirkung einer großen, von den edelsten Leidenschaften bewegten Zeit. Sein wahres Lebens- und Dichterelement ist die Liebe.



Friedrich Rückert.

„Im Strahl der Liebe beschaut er sich die Welt, die ohne Liebe wär' im Dunkeln"; auf allen Höhen und in allen Tiefen, allüberall auf Erde und Meer, in allen Metamorphosen des Thier- und Pflanzenreichs und in allen Wandlungen des Natur- und Menschenlebens fühlte er als das ewige Naturgesetz die Liebe heraus und verherrlicht sie als solche. Er ist der eigentliche Minnesänger der Neuzeit, kaum Goethe nachstehend an lyrischer Kraft, welche, entgegen dem Worte Uhland's:

„Will der Greis die goldnen Saiten rühren,
Wird's ein Sinnspruch, seinen Stein zu zieren."

bis in seine letzten Lebensjahre ihm treu blieb. Mit dieser Schöpferkraft verband er eine aus dem feinsten Formensinne entspringende Meisterschaft in Behandlung des poetischen Ausdrucks, die sehr vortheilhaft absticht von der Freiheit, ja Nachlässigkeit der eigentlichen Klassiker in Behandlung des Verses, und jene Herder'sche Empfänglichkeit für die dichterischen Produkte aller Zeiten und Nationen, die ihn trotz des sonstigen inneren Gegensatzes zum wirksamsten Verbündeten der eine große Weltliteratur anstrebenden Romantiker machte.

„Blumen, Vögel, Schmetterlinge,
Aller Zonen Poesie,
Hasch' ich, fang' ich, samml' ich, bringe
Meiner Lieb' in Liedern sie.“

China und das ferne Indien, Persien mit dem wüsten Arabien, Syriens Städte und Karawanserais liefern ihm die bunten Stoffe, wie der leichte Süden den Reichthum seiner spielenden Formen; die ruhige Heiterkeit der lichten Muse von Althellas und der düstere Geist der nordischen Sage wehen uns neben einander aus seinen Dichtungen entgegen; Alles aber ist überstrahlt und durchdrungen von der Innigkeit und Sinnigkeit des deutschen Gemüths! So ganz ist Rückert Dichter, daß er von sich sagen kann: „was ich nicht gedichtet, hab' ich auch nicht gelebt.“ Aber dieser bei seiner mühelosen Herrschaft über die poetische Form leicht erklärliche Drang, Alles, was ihn nicht nur gemüthlich bewegt, sondern auch was er denkt, ja was er thut und was um ihn vorgeht, in ein dichterisches Gewand zu kleiden, birgt auch den Grund zu einer nicht mit Unrecht gerügten Schwäche unseres liebenswürdigen Sängers. Wenn wir nämlich auch neben der Gefühlsinnigkeit gern den unerschöpflichen Gedankenreichthum dieses „Priesters und Magiers des Orients und Occidents“ anerkennen, wenn wir auch manche seiner reflektirenden und didaktischen Gedichte den Blüten seiner Lyrik an die Seite setzen, so kann doch selbst die vollendetste äußere Form uns nicht immer mit der oft hausbackenen Prosa des Inhalts versöhnen, ja dieser Kontrast stößt uns bisweilen geradezu ab, besonders wenn auch die Form, wie leicht erklärlich, in tändelnde Spielerei sich verliert. Ohne höheren Werth, wenigstens vom Standpunkte der Gattung aus betrachtet, und mehr für die Lektüre als für die Bühne geschrieben sind ferner auch seine Versuche auf dem Gebiete des Dramas. Auch auf dem Gebiete der epischen Dichtung ist Rückert's eigentliches Talent nicht zu suchen, und darin liegt eben der Hauptbeweis für sein „Epigonenthum“, daß er nämlich im Kleinen groß, im Großen aber klein ist.

Rückert's geistesverwandter und würdiger Nacheiferer ist August Graf von Platen. Dieser ist, gleich als sollte dem gesegneten Franken sofort für den Verlust eines Dichters Ersatz geboten werden, im Todesjahre und am Sterbeort von Uz, den 24. Oktober 1796 zu Ansbach geboren. Der Himmel verlieh ihm zu einer aristokratischen Natur im besten Sinne des Wortes eine vollendete Künstlerseele. Aus diesen beiden Grundlagen entwickelte sich mit Hülfe des regsten Bildungstriebes und eines eisernen Fleißes die eigenartige Individualität des Menschen und Dichters Platen in strengster Konsequenz mit allen Vorzügen und Fehlern, die sich aus diesen Grundelementen zu ergeben pflegen. Alles Gemeine, Formlose und Ungezügelte stieß ihn ab, vor allem Dunkeln, Unklaren, Mystisch-verschwommenen zog er unwillig sich zurück. Nur das Große und Edle zog ihn an, und das Höchste schien ihm nicht zu hoch für sein Genie. Sein Schönheitssinn lehrte ihn frühzeitig das richtige Maß; die Stetigkeit und Klarheit seines Geistes verlieh seinen Schöpfungen eine wohlthuende Ruhe und Durchsichtigkeit, während sein unvergleichliches Formgefühl über dieselben jene anmuthige Rundung und Glätte ausgoß, wie sie kein anderer Dichter vor ihm,

selbst Rückert nicht, in gleichem Maße erreicht hat. Man könnte ihn der Tulpe vergleichen, seiner Lieblingsblume, der er eines seiner ersten Gedichte weihte.

„Andre mögen Andre loben,
Mir behagt dein reich Gewand;
Durch sein eigen Lied erhoben,
Pflückt dich eines Dichters Hand."



August Graf von Platen-Hallermünde.

In einfacher, streng regelmäßiger Architektonik baut sie auf ihrem hohen Stiele sich auf und entfaltet selbstgefällig und wie siegesbewußt und in der Sonne hellem Glanz den ganzen Zauber ihrer Farbenpracht. Bewundernd hängt das Auge des Beschauers an ihr, aber bei näherer Berührung vermißt er bedauernd den süßen Duft. Diesen Duft, dieses unerklärliche Etwas, das aus jedem wahren Kunstgebilde mit unwiderstehlicher Gewalt auf uns überströmt, das vermissen wir oft bei Platen's formvollendeten und farbenprächtigen Gedichten. Daß er bei diesem scharf ausgeprägten Charakter dem verdorbenen Geschmacke seiner überreizten Zeit, die nur noch für das Ungeheuerliche, gleichviel in welcher Form, Sinn zu haben schien, wenig zusagte; daß er auch bei seinen theils der Verschwommenheit und Formlosigkeit der Romantik, theils weltschmerzlicher Zerrissenheit und Alles verneinender Spottsucht verfallenen

Rivalen im Gebiete der Dichtkunst keine freundliche Behandlung fand: Das darf uns nicht wundern. Die Nachwelt ist gerechter gegen den durch solche Verkennung im Vaterlande tief gekränkten Dichter, der grollend ausruft:

„O wohl mir, daß in ferne Regionen
Ich flüchten darf, an einem fremden Strande
Darf athmen unter gütigeren Zonen!
Wo mir zerrissen sind die letzten Bande,
Wo Haß und Undank edle Liebe lohnen.
Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!"

Die Nachwelt findet Gefallen an dem ernsten, unermüdlichen Ringen dieses sittlich reinen Dichtergeistes nach den höchsten Zielen und dem stetigen Fortschreiten desselben auf dieser Bahn; sie erkennt dankbar an, daß er die poetischen Gattungen, die er vorzugsweise gepflegt, das Sonett, die Ode und Hymne, die Ballade und das Epigramm zu höchster Formvollendung gebracht; daß er mit Muth und Geschick der Verschrobenheit und Unnatur seiner Zeit im dramatischen Gebiete entgegengetreten und in seinen „aristophanischen Komödien" Alles, was „je der fette Frosch Bombast in dunstigem Irrlichtersumpf poetischen Wahnsinns laichte" nachdrücklichst gegeißelt; kurz, daß er die Literatur wieder „aus der Willkür der Romantik zur Strenge der Klassizität, aus dem wilden Teutonenthum zum milden Griechenthum zurückgeführt und dessen rein menschlichen Gehalt für dieselbe wieder fruchtbar gemacht hat." Sie bewundert rückhaltlos die aufrichtige und warme Begeisterung des Dichters für Wahrheit, Licht und Freiheit und vergißt über solchen Vorzügen gern die kleine dichterische Eitelkeit und die etwas selbstgefällige Bespiegelung des eigenen Ich und seines dichterischen Werthes. Ja, kein Deutscher wird nach dem sonnigen Syrakus kommen, wo die Gebeine des zu früh verstorbenen (1835) Dichters ruhen, ohne den von ihm im Leben so heiß ersehnten Tribut der Bewunderung auf seinem einsamen Grabe niederzulegen, wo, wie ein nicht minder edler und ehrgeiziger, aber viel höher stehender Mann singt:

„Zwei Cypressen, dürr und klein,
Und des Weines wilde Ranken
Sieht um deinen Marmorstein
Trüb des Pilgers Auge schwanken."

und einzustimmen in das bedauernde Wort von Jakob Grimm: „Das Schicksal hat diesem edlen Dichter nicht vergönnt, seine Poesie mit einem großen Werke, wonach er rang und strebte, zu versiegeln; das würde Licht und Glanz auf seine frühere Laufbahn zurückgeworfen haben." —

Im Hinblick auf solche Männer aber und solche Leistungen wird Jeder gern zugeben, daß das engere Franken auf dem Gebiete der Dichtkunst sich allzeit würdig gezeigt des alten Glanzes seines ehrwürdigen Namens, ja daß seine sangeskundigen Söhne, die im Dichterwettstreit der deutschen Stämme neben den Ersten stets ihre Stellen behaupteten, neue Lorbern geflochten in den unverwelklichen Ruhmeskranz ihres gefeierten Stammes.



Gambrinus. Nach einem alten Bilde.

Bier und Wein in Franken.

Zur Geschichte des Bieres. — Die Bierbereitung in unseren Tagen. — Der Obstwein. — Zur Kulturgeschichte des Weinstocks. — Von der Kelter bis zur Flasche; Leisten- und Steinwein. — Eine deutsche Schaumweinfabrik.

Zur Geschichte des Bieres. „Frau Wirthin, hat Sie gut Bier und Wein?" — dies ist die erste Frage, welche in dem Uhland'schen Volksliede die von ihrer Wanderschaft heimkehrenden Bursche an die Frau Wirthin richten. Und wahrlich, wer nach langer Trennung aus der Fremde in die liebe deutsche Heimat zurückkehrt, ihre gesegneten Fluren, ihre Hopfengärten und Rebenhügel wiedersieht, bei dem mag sich wol auch der Durst nach einem deutschen Trunke regen, wie ihn die vaterländischen Gaue ihm zum Willkommsgruße darbieten; sind doch beide — Bier und Wein — uralte deutsche Getränke, an denen schon vor Jahrhunderten unsere Vorfahren sich erquickten und labten.

Noch ehe die Bewohner des südlichen Europa den Weinstock pflanzen und den edlen Rebensaft schlürfen konnten, war ihnen schon ein berauschendes Getränk bekannt, das aus Körnerfrüchten bereitet wurde. Es war kein Geschenk einer einheimischen Gottheit, denn im fernen Wunderlande der Pyramiden, auf den gesegneten Fluren des unteren Nilthales verstand man schon vor

vielen Tausenden von Jahren die Kunst des Bierbrauens, und von hier aus war sie, wie die ganze Kultur des Abendlandes, in vorhistorischer Zeit zu uns herübergekommen. Gott Osiris selbst lehrte die Zubereitung des süßlichen, schleimigen Trankes, der zugleich ein angenehmes Mittel bot, die unermeßlichen Getreideschätze Aegyptens in anderer Form zu genießen.

Von dem europäischen Urvolke der Iberer gelangte der gegohrene Gerstensaft zunächst durch die Ligurer zu den im südöstlichen Europa eingewanderten Thrakern, Pannoniern und Illyriern; durch die Kelten, deren Nationalgetränk er bei Beginn der europäischen Geschichte war, erhielten ihn die Germanen, Litauer und Slaven. In der nordisch-germanischen Götter- und Heldensage spielen aus Körnerfrüchten bereitete berauschende Getränke eine große Rolle. Julius Cäsar, der doch häufig genug mit den Germanen Mitteleuropa's in Berührung gekommen war, erwähnt nichts davon, daß dieselben Bier getrunken hätten, wohl aber Tacitus, der älteste Land- und Sittenschilderer der alten Deutschen.

Das Bier, dessen Urgeschichte wir soeben in großen Zügen vorgeführt haben, unterschied sich wesentlich von dem Nahrungs- und Genußmittel, welches man heute mit diesem Namen belegt. Es besaß zwar die hochgeschätzte Eigenschaft des Berauschens, dagegen war ihm der Hopfen fremd; Sirup, Honig und würzige oder bittere Kräuter verliehen dem Getränke einen bestimmten Geschmack sowie die beabsichtigte narkotische Wirkung.

Hopfen wurde historisch nachweisbar erst um das Jahr 700 n. Chr. dem Biere zugesetzt, und zwar zuerst im jetzigen Nordfrankreich. Die für die Bierindustrie der Neuzeit so hochwichtige Pflanze war erst lange nach der großen Völkerwanderung in Europa bekannt geworden und wurde wahrscheinlich von den Thrakern nach Westen verbreitet. Unter Karl dem Großen trat auch die Bierbrauerei in ein neues Stadium; in seinen „Inventarienbüchern" finden wir bestimmte Vorschriften über Mälzerei und über die Anlage von Hopfengärten. In einer Handschrift der heiligen Hildegarde, Aebtissin von Rupertsberg, wird um das Jahr 1070 des Hopfens als Bierzusatzes gedacht. Die hochehrwürdige Frau schreibt von ihm, „er mache die Menschen traurig, trockne die Eingeweide aus, allein durch seine Bitterkeit bewirke er die längere Haltbarkeit des Bieres".

Von Seiten der Klöster wurde der Bierbrauerei die erste Pflege zu Theil; ihnen folgten bald die Landesfürsten sowie der grundbesitzende Adel, und in den Händen dieser Drei blieb bis zu Ende des 12. Jahrhunderts die Bierbereitung von Deutschland und Franken. Von hier ab wurden die Mauern der Klöster und Burgen für die Ausübung der edlen Braukunst zu eng, die Städte bemächtigten sich des gewinnbringenden Geschäftes, brachten die neue „Industrie" zu ungeahnter Blüte und förderten dadurch, namentlich in Bayern, Franken und Sachsen, die Kultur der Hopfenpflanze. —

Das heutige Königreich Bayern hatte schon zur Zeit des ersten römischen Kaisers angesehene Brauereien, deren Produkt, aus Gerste oder Hafer und mittels der sogenannten warmen Gährung hergestellt, nach unseren Begriffen ein fades, leicht sauer werdendes Getränk gewesen sein muß. Erst durch die,

wahrscheinlich in einem Kloster erfundene kalte Gährung und mit der Verwendung des Hopfens wurde ein besseres, kräftigeres und haltbareres Getränk erzielt. In München bestand schon zur Zeit Ludwig's des Strengen ein sogenanntes fürstliches Brauhaus; der Genannte verlieh 1286 dem Heiligengeist-Spitale die Bierbraugerechtigkeit, und zwanzig Jahre später ertheilten die Herzöge Rudolf und Ludwig dem Clarissinnenkloster auf dem Anger die Bewilligung, seinen Haustrunk selbst zu bereiten. Wenn wir uns erinnern, daß zu jener Zeit die Bürgergeschlechter ihren Namen meist dem von ihnen betriebenen Geschäfte entliehen, so fällt uns der Bürgername Heinrich Preumeister auf, dem wir in einer Urkunde des Jahres 1318 begegnen.

Die älteste Brauordnung kommt in München vor und wurde 1420 erlassen. Zu ihrer Aufrechterhaltung hatten die Herzöge Wilhelm und Ludwig eine Bierbeschau angeordnet und dazu eine eigene Kommission niedergesetzt, die den gegohrenen Gerstensaft im Sommer drei-, im Winter zweimal wöchentlich besichtigen und eingehend prüfen mußte. In Augsburg erschien schon 1155 eine „Ordnung“ für die Bierwirthe, und hundert Jahre später wird in Ulm eine Biertranksteuer erhoben.

Das alte Nürnberg war es besonders, wo die Bierbrauerei schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts sehr eifrig betrieben wurde; seinem Beispiele folgten bald viele andere Städte in der Bildung förmlicher Brauvereine. Diese Vereine gaben der Biererzeugung eine ganz neue Richtung, schritten zur eigentlichen „Fabrikation“ des beliebten Gebräu's auf Grund der Arbeitstheilung und wurden auf diese Weise Urheber solcher Zünfte, deren Mitglieder sich die Erzeugung des Malzes zur Lebensaufgabe machten. In jene Zeit fällt auch die Einsetzung des Patronats des fabelhaften Königs „Gambrinus“ seitens der neugebildeten Brauervereine.

Zum Malze wurde Gerste, später Weizen, Hafer oder Dinkel genommen. Die drei zuletzt genannten Rohmaterialien wurden 1290 in Nürnberg verboten. Die Augsburger verordneten dagegen 1433 den Hafer und widerriefen diese Bestimmung erst 1550. In München folgte man im 16. Jahrhundert dem Beispiele Böhmens, indem man aus Weizen sogenanntes Weißbier zu brauen begann. In der Meinung, das braune Bier müsse besser sein und durch die Vermälzung des Weizens könne eine Brotvertheuerung eintreten, war der Magistrat gegen das weiße Bier und vindizirte zuletzt das Recht, solches brauen zu dürfen, lediglich dem Landesherrn. So entstand in München das erste fürstliche Brauhaus. Diese nur zur Erzeugung von Weißbier eingerichtete Anstalt trug der landesherrlichen Kasse soviel ein, daß 1589 auf Antrag der Hofkammer Herzog Wilhelm V. auch ein Hofbrauhaus für braunes Bier errichten ließ. —

Die Bierbereitung in unseren Tagen. Alle Fortschritte, die der Mensch auf dem Gebiete des Wissens und Könnens im Laufe der folgenden Jahrhunderte gemacht hat, kamen auch dem mehr und mehr an Bedeutung gewinnenden Braugewerbe zugute. Wenn der Brauherr heute seufzt, dann geschieht es aus Unzufriedenheit über die Gerste- und Hopfenernte, oder wegen des fühlbaren Druckes einer ihm ungerecht dünkenden Besteuerungsform, oder wegen allzustark hervortretender Konkurrenz. Vor hundert und zweihundert Jahren

stießen seine Vorgänger wol ähnliche Klagen aus, aber im Allgemeinen fühlten sie sich unter der Herrschaft einer Unzahl von strengen Bestimmungen, welche ihre zünftischen Rechte und Pflichten scharf begrenzten, nicht unbehaglich, weil vor unerwarteter Konkurrenz gesichert. Mit der fortschreitenden Kulturentwicklung sanken viele der Fesseln und Schranken, die bis dahin den Verkehr und die Verallgemeinerung der in engeren Kreisen gewonnenen Erfahrungen gehemmt hatten. Aus dem beengenden Rahmen starren Zunftzwanges und großväterlicher Gewerbeordnung hervortretend, entwickelte sich das System der Gewerbefreiheit.

Durch die Ausbreitung der Naturwissenschaften konnten auch diese mehr und mehr dem praktischen Leben nutzbar gemacht werden, sei es in Bezug auf die Veränderung der Rohmaterialen hinsichtlich ihrer äußeren Form, sei es in Bezug auf ihre chemische Zusammensetzung. Von diesem Standpunkte aus aufgefaßt, nimmt die Bierbrauerei der Gegenwart eine Stellung ein, von der man noch vor fünfzig Jahren keine Ahnung haben konnte, hat sie eine Bedeutung erlangt, die nur Derjenige übersehen kann, der die statistischen Aufzeichnungen früherer Jahre mit denjenigen der Neuzeit vergleicht.

Es würde unmöglich sein, auf dem uns knapp zugemessenen Raume die Geschichte der Bierbrauerei in allen ihren Stadien bis zur Gegenwart fortzuführen. Wir begnügen uns damit, über das heutige Bier im Allgemeinen zu sprechen und die Bedeutung der in den Rahmen unserer Betrachtungen aufgenommenen süddeutschen, zwischen Rhein, Main, der Schweiz und Oesterreich gelegenen Länder bezüglich der Ausdehnung des Bierkultus zu würdigen.

Dem Weine gegenüber muß das Bier als ein wahres Kunsterzeugniß betrachtet werden, insofern seine Herstellung eine Reihe nothwendiger Prozesse bedingt, deren Einleitung durch die geübte Hand des Menschen geschieht. Der Traubensaft vergährt auch ohne die vermittelnde menschliche Hülfe zu Wein, wogegen die beim Bierbrauen verwendeten Rohmaterialien einen langen Weg zurücklegen müssen, ehe ihre schätzbaren Eigenschaften in dem schäumenden, dem geheimnißvollen Gotte Gambrinus geweihten Getränke sich entfalten können.

Wasser, Getreide und Hopfen bilden das Material zur Bierbereitung, und zwar am häufigsten die Gerste, seltener Weizen, Reis, Mais oder Hafer. Die Fruchtkörner werden zunächst durch besondere Maschinen sorgfältig gereinigt und sortirt, hierauf in dem sogenannten Quellstock mit kaltem Wasser eingeweicht und dann zur Keimung auf der Tenne ausgebreitet. Sobald die Würzelchen etwa die anderthalbfache Länge der Körner erreicht haben, unterbricht man das Keimen, indem man die Getreidehaufen nach den Trockenräumen, auf die sogenannte Darre, bringt. Je nachdem der Darrprozeß nur durch die Luft oder aber durch künstliche Wärme vollzogen wird, spricht man von Luftmalz oder von Darrmalz.

Kontinuirlich arbeitender Darr- und Keimapparate giebt es jetzt eine ganze Menge. Es sei an dieser Stelle nur darauf hingewiesen, daß gegenwärtig nicht mit jeder Brauerei auch eine Mälzerei verbunden ist; daß es großartige Anstalten giebt, die sich nur mit der Herstellung von Malz beschäftigen, dem Brauherrn also gewissermaßen vorarbeiten und ihm die Möglichkeit

gewähren, seine ganze Kraft auf einen Gegenstand zu konzentriren, sich der Segnungen einer rationellen Arbeitstheilung zu erfreuen.

Das aus dem Trockenraum kommende Malz wird durch Maschinen von den jetzt ziemlich spröden Wurzelkeimen befreit, in Putzmühlen auch anderweitig gereinigt und unter den Steinen einer gewöhnlichen Mahlmühle oder zwischen Quetschwalzen gröblich zerkleinert, worauf man zum Einmaischen schreitet. Diese Operation verfolgt den Zweck, nicht nur alle in Wasser auflöslichen Stoffe aus den geschrotenen Körnern zu ziehen, sondern auch das noch unveränderte Stärkemehl derselben in Dextrin und Zucker überzuführen; man teigt zu diesem Behufe das Malzschrot in den sogenannten Maischbottichen erst in kaltem und dann in erwärmtem Wasser ein — eine Operation, die auf sehr verschiedene Weise ausgeführt werden kann — und gewinnt so den mit dem Namen Würze belegten wässerigen Malzauszug. Die Biertreber, nämlich die rückständigen ausgezogenen Malzkörner, finden als werthvolles Viehfutter Verwendung.

Die durch einfache Vorrichtungen geläuterte Würze wird nun nach der Braupfanne oder dem Braukessel gepumpt und so lange erhitzt, bis die Hopfendolden zugegeben und in dem Gerstensafte ausgekocht werden können. Der Braumeister weiß genau, wie lange er die Beschickung des Braukessels im Sieden zu erhalten hat; er wünscht zunächst, daß die Würze durch Wasserverdunstung den gewünschten Grad der Konzentration erreiche und daß sie sich durch Ausscheidung der Diastase, die im weiteren Verlaufe des Brauprozesses nur noch schädlich wirken würde, sowie verschiedener anderer, durch die Gerbsäure des Hopfens zum Gerinnen gebrachter trübender Substanzen kläre. Die fertige gekochte, noch heiße Würze passirt jetzt den Hopfenseiher, wo die Hopfendolden zurückbleiben, und gelangt sodann zur völligen Abkühlung und behufs weiterer Konzentration in große flache Pfannen, die sogenannten Kühlschiffe.

Jetzt ist erst der Zeitpunkt herangekommen, wo der Brauer den süßlichen, gehopften Malzextrakt in ähnlicher Weise behandeln kann, wie dies der Winzer mit dem Safte seiner Rebe macht. Einige Hähne oder Ventile werden geöffnet und die abgekühlte, geklärte, nach Wunsch konzentrirte Würze fließt nach dem Gährkeller ab, wo hohe Bottiche ihrer harren. In diesen findet, beschleunigt durch einen Hefenzusatz, die Hauptgährung der Würze und damit ein Umsatz des vorhandenen Zuckers in Alkohol und Zucker statt. Nach wenigen Tagen ist die Hauptgährung zu Ende; ihr folgt in den Lagerfässern noch eine ruhig und langsam verlaufende Nachgährung, worauf das Bier fertig und zum Verschank reif ist.

Die außerordentliche Verbreitung, welche das Bier über die ganze Welt gefunden hat, die infolge dessen überall, oft unter den verschiedenartigsten lokalen Verhältnissen erstandenen Brauereien, sowie die auseinander gehenden Geschmacksrichtungen und Bedürfnisse der Völker und Stände erklären hinlänglich die große Mannichfaltigkeit der Biersorten. Unzählige Faktoren spielen bei Benennung der letzteren eine Rolle, so das angewandte Brauverfahren, die Art der Gährung, die Farbe, der Gehalt an Alkohol und Extrakt. Man unterscheidet Lager- und Jungbiere (Winter-, Märzen- und Sommerbiere),

ober- und untergährige Biere, Braun- und Weißbiere, dünne, leichte, schwere und starke Biere (Schank-, Versandt- und Exportbiere), Hafer-, Gerste-, Weizen-, Reis- und Maisbiere. Die Namen von Wohnorten, Brauern, Stammgästen und ortsbekannten Personen haben nicht selten ein Bier unfreiwillig taufen müssen; in studentischen Kreisen wurde namentlich die Wirkung des schäumenden Gerstensaftes als Maßstab für dessen zukünftige Benennung gewählt.

Deutschland, Oesterreich, England, Belgien und Holland können als klassischer Boden der Bierindustrie betrachtet werden, wogegen sich in dem Weinlande Frankreich der Gebrauch des Gerstensaftes als Nahrungs- und Genußmittel auf Flandern, die Ardennen und einen Theil Lothringens beschränkt. Für Deutschland und seine Nachbarländer muß Bayern als die eigentliche Heimat des Bieres betrachtet werden; von ihm aus haben sich die verbesserten Braumethoden über den Kontinent verbreitet, die früher so zahlreichen Lokalbiere wesentlich beschränkt und durch Verdrängung des Branntweins eine Aufgabe von hoher kulturhistorischer Bedeutung erfüllt. Daß andere Staaten, z. B. Oesterreich, neuerdings dem bayerischen Biere in gewisser Beziehung den Rang abgewonnen haben, dies ist lediglich ein Beweis von dem hohen Werthe, den man in dem benachbarten Kaiserstaat einem gut gebrauten Biere als Nahrungs- und Genußmittel beilegt. Auch Frankreich, das noch vor wenigen Jahren sich über die Vorliebe des Deutschen für das Bier lustig machte, hat es nicht verschmäht, sich den gegohrenen Gerstensaft mehr und mehr anzueignen und dabei hauptsächlich die bayerische Braumethode zu befolgen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verdanken den hohen Aufschwung ihrer Brauindustrie zunächst deutschem, und zwar bayerischem Einflusse.

Die Weinkultur ist an gewisse Bedingungen gebunden, als deren wichtigste wir Klima und Bodenbeschaffenheit der zu bebauenden Länderstrecken bezeichnen. Anders bei dem Biere, dessen Rohmaterialien, nämlich Gerste und Hopfen, zu enorm wichtigen Handelsartikeln geworden sind und nicht nur am Orte ihres Wachsthumes, sondern auch viele hundert Meilen davon entfernt verarbeitet werden können. Daß in weinbauenden Gegenden das Bedürfniß nach Bier geringer ist als anderswo, dies bedarf kaum der Erwähnung; ebenso die Thatsache, daß in heißen Ländern der Bierbrauerei große Schwierigkeiten entgegentreten, insofern es dort darauf ankommt, sich durch kostspieligen Bezug von natürlichem oder durch Herstellung von künstlichem Eis die zum normalen Verlauf der Gährung und zur gesicherten Lagerung des Bieres nothwendige Bedingung niedriger Temperatur zu schaffen. Die Herstellung von Bier ist demnach bei unseren heutigen Verkehrsverhältnissen in allen Klimaten möglich, was früher nur da anging, wo man die Rohprodukte an Ort und Stelle bauen konnte. Hieraus läßt sich schließen, daß in der Geschichte der Bierindustrie anfänglich nur diejenigen Länder eine Rolle spielen konnten, die ihren Bedarf an Hopfen (die Kultur der Gerste stellt weniger Bedingungen) selbst zu decken vermochten. Alle Länder, in denen schon vor Jahrhunderten das Braugewerbe blühte, kultivirten auch die Hopfenpflanze, so England, Belgien, Böhmen und Süddeutschland. Wir gestatten uns hier noch einige vergleichende Bemerkungen über die Hopfen- und Bierproduktion in den genannten Ländern.

In England und dem Deutschen Reiche wird am meisten Hopfen und auch am meisten Bier produzirt. Die größten Biertrinker sind die Bayern rechts des Rheins, dann kommt Württemberg, Belgien und England; am wenigsten Bier trinken die Italiener und Russen. Bei einer Durchschnittsernte werden in Bayern 213,000 Ctr. Hopfen geerntet, in Württemberg 80,000 Ctr., in Baden 26,000 Ctr., im Elsaß 96,000 Ctr., in Preußen 62,000 Ctr. und im ganzen Deutschen Reiche 477,000 Ctr. Dem gegenüber stehen Oesterreich-Ungarn mit 92,532, Belgien mit 97,000, England mit 450,000, Frankreich mit 48,000 und Amerika mit 220,000 Ctr. Deutschland produzirt überhaupt beinahe ein Drittel des Hopfens und des Bieres der ganzen Erde. In Bayern, Württemberg, Baden und dem Elsaß sind ganze Gegenden auf den Hopfenbau angewiesen und haben ihren Wohlstand demselben zu verdanken. Die Hopfen der genannten Länder werden vielfach von böhmischen Händlern aufgekauft, nach Böhmen geschickt, dort böhmisch verpackt, mit Siegeln ꝛc. versehen und so als böhmische Hopfen zurückgeschickt. München, Nürnberg, Augsburg, Culmbach, Erlangen ꝛc. sind in der ganzen Welt als Bier produzirende Orte bekannt, weil sie Jahr für Jahr kolossale Massen des braunen Getränkes versenden. In Süddeutschland selbst trinkt man nur helle oder lichtbraune Biere und zieht das abgelagerte Gebräu vor; die für den Export gebrauten, dunkel gefärbten, schweren bayerischen Biere trinkt der Bayer selbst nur selten.

Wir schließen unsere Betrachtungen mit einem Hinweis auf die hochwichtige Mission, welche das Bier in Bezug auf die Verdrängung des Schnapses und seiner vornehmeren Verwandten zu erfüllen hat, jener Dämone, die, wie Diefenbach in seiner „Vorschule der Völkerkunde“ sagt, „nur in homöopathischer Dosis einiges Gute stiften, sonst aber unsägliches Unheil, und zwar besonders bei den nördlichen Völkern, deren Verstand, Gesundheit, Sittlichkeit und Wohlstand sie zerrütten und deren Zukunft sie schon vom ersten Keime des werdenden Geschlechts an vergiften.“

Das Bier ist das solide, gutbürgerliche Getränk, welches Tausenden von Menschen zu einem gesunden, wohlschmeckenden und anregenden Nahrungsmittel wird und dessen Bedeutung für die ärmere, arbeitende Klasse von unschätzbarer Tragweite ist. Dem Wein ist dagegen ein aristokratischer Charakter eigen. Schon die Geburtsstätte läßt diesen Unterschied erkennen. An der Berglehne oder in der Niederung rankt an mächtigen Pfählen, an Bindfaden und Draht die Hopfenpflanze hinauf; an sonnigem Bergeshange, von dessen Höhe wol ein Schlößlein oder ein Kloster herabschaut, wächst der Weinstock. Und nun vergleiche man die haarige, zapfenartige Hopfenblüte mit der schöngeformten, vollen Traubenglocke; den braun gefärbten, mit weißer Schaumschicht bedeckten Gerstensaft mit dem golden perlenden Rebensaft im hohen Römerglase; die fast plebejischen Namen mancher Biere mit den hocharistokratischen unserer edlen Weinsorten: ja, wir können auch von den Wirkungen des Genusses beider Getränke reden, indessen wir ziehen es vor, unseren Vergleich nicht weiter auszuspinnen, sondern wollen uns statt dessen lieber freuen, daß beide Gottesgaben unserm Vaterlande beschert sind, und beide, jede zu ihrer Zeit und im rechten Maße, würdigen und — trinken.

Besonders beliebt in einigen Theilen Deutschlands, so in und bei Frankfurt am Main, in Schwaben u. s. w., und wegen des billigen Preises das Hauptgetränk der arbeitenden Klassen, ist der **Obstwein.** Als Rohstoff werden vorzugsweise Aepfel benutzt, Birnen in der Regel nur im Gemenge mit Aepfeln verarbeitet. Von den Aepfelsorten liefert das sogenannte Tafelobst auch den feinsten Wein. Ganz besonders ist der Borsdorfer Apfel hervorzuheben, der einen außerordentlich feinen, dem Traubenwein nahestehenden Wein liefert; in Schwaben ist der Luckenapfel das verbreitetste Material. Gewöhnlich geht man bei der Ernte des zum Cider bestimmten Obstes ziemlich roh zu Werke; man schüttelt die Bäume und nimmt das Fallobst in Arbeit, ehe es faul wird. Will man aber auf ein feines Produkt rechnen, so darf man sich die Mühe des Pflückens und der Nachreife nicht verdrießen lassen. Das Obst wird zerquetscht oder zerrieben, wozu man sich gewöhnlich großer Mühlsteine von etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter im Durchmesser bedient, die häufig durch ein Pferd, oft auch durch Menschenkraft bewegt werden und in dem kreisbogenförmigen Mahltrog sich fortwälzen, oder man läßt es, nachdem es vorher zerschnitten worden, zwischen steinernen Walzen zerquetschen. Das „Moschten", wie man in Württemberg das Geschäft der Saftgewinnung nennt, ist eine lustige Arbeit, an der Alt und Jung theilnimmt. Der Brei wird in manchen Gegenden erst einige Zeit unter öfterem Umrühren stehen gelassen, ehe man ihn preßt; dadurch soll der Wein mehr Aroma und eine schöne Farbe bekommen. Meistens aber wird sofort zum Pressen geschritten und der Most in Fässer gefüllt, die spundvoll erhalten werden, damit Unreinlichkeiten des Saftes durch die bei der Gährung entwickelte Kohlensäure herausgejagt werden. Nach vollendeter Hauptgährung zieht man den jungen Cider auf gut geschwefelte Fässer, wo er sich vollständig klären soll, um dann abermals abgestochen zu werden. In den Cidergegenden wird der kaum vergohrene, trübe und kohlensäurereiche Most (sogenannter „Rausch") mit großer Vorliebe getrunken; geklärter Cider auf Champagnerflaschen gefüllt, verstopft und verbunden, liefert einen exquisiten Schaumwein.

Zur Kulturgeschichte des Weinstocks. Aus den Berichten der alten Klassiker sowie aus Namen von Städten und Gegenden kennt man ziemlich genau den Weg, den der Weinstock bei seinem Siegeszuge durch die Welt zurückgelegt hat. Wild wachsend als freies Kind einer glücklichen Zone ist der Wein zwischen Kaspi und Kolchis zu Haus, eben da, wo der semitische Stamm seinen Ursitz hat, der als ältester und bevorzugter Träger menschlicher Kultur dasteht. Noch sind die Bräuche, den Weinstock zu bauen und den Wein zu bereiten, zwischen dem Kaukasus und Taurus, um den Ararat, genau dieselben uralten Bräuche, wie sie die Bibel beschreibt oder die ältesten griechischen Schriftsteller. Nach den vier Himmelsgegenden ist der Weinberg durch Kreuzgänge getheilt, der Stock darf auf dem steinigen Boden kriechen oder er wird über Felsen gelegt, der Wein selbst, der durch Zerquetschen der Beere mit Händen und Füßen gewonnen, aber nicht ausgepreßt wird, ist entweder der edle pomeranzengelbe — der Zibebe entstammende — oder aber der tiefdunkelrothe kachetische (Grusien) Wein. In frühester Zeit schon ist das Land der Phöniken und der

Hebräer mit Wein bestockt; von dort wandert derselbe durch ganz Kleinasien nach Griechenland. Nicht ohne Kampf wird der neue Kulturzweig dort eingeführt, denn Jäger und Hirten sind dem thrakischen Weingott feind; Oineus wird nach der Sage, weil er Artemis nicht opfern wollte, von dem Eber bedrängt. In Latium wird zu Romulus Zeiten den Göttern noch Milch gespendet, denn unbekannt war um jene Zeit noch der Wein. Aber Herodot schon kennt die Oenotrien auf der Südspitze Italiens als Blüteland der Weinkultur, wo man anfing an Pfählen die Rebe zu ziehen, und kurze Zeit nachher, schneller noch als z. B. die Kartoffel sich in Europa verbreitete, wird der Wein in Spanien, im Süden Frankreichs und in Italien bis zu den Alpen hin gebaut.

Zur selben Zeit hören wir von den Teutonen, wie leidenschaftlich sie an der alten heimischen Sitte des Gerstensaftes hingen. Bis in das neunte Jahrhundert war das Bier ausschließlich das nationale Getränk der Deutschen. So ward 819 von Ludwig dem Frommen die Quartierlast bestimmt, die einem Bischof als königlichem Bevollmächtigten zu Theil komme: 40 Brote, ein Schwein, drei Frischlinge, drei Hühner, 15 Eier und drei Tonnen Bier. Später erst, als die Mönche mit rastlosem Eifer für Verbreitung des Weins Sorge trugen, kamen zur Quartierlast noch 9 Sextariae Weins.

Indessen war wol schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Rhätien der gelben Zibebe und der kachetischen Traube eine Konkurrenz entstanden, von größtem Einfluß auf die Wein trinkende Menschheit. Vergil schon singt von ihm: quo te carmine dicam Raetia! Wie aus Raetia im Deutschen „Ries“ wird, so der rätische Wein zum Riesling. Geht doch mit dem Wechsel des Klimas stets eine Sorte in eine andere über, dem Boden, der Temperatur und dem Feuchtigkeitsgrade der Gegend sich anschließend. Im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit rivalisirt schon Gallien als selbständiges Weinland, in welchem eigene Weinsorten entstehen, die dem Römer ungemein behagen. So redet Plinius von einer Traube — offenbar meint er die spezifisch elsäßisch-schwäbische Elbene oder Elbling, vitis elvenaca —, die auf italischem Boden nicht gedeihe, obgleich man versucht habe, sie einzuführen, und obgleich der Weinstock überhaupt von den Römern den Galliern gebracht worden sei. Wir stehen vor dem unverständlichen Räthsel der Wandlung der Arten, die je nach ihrer Umgebung ihre Eigenschaften verändern, schließlich aber doch wieder zu einer eigenen Art sich gestalten. Die ersten Jahrhunderte deutscher Weinkultur sind selbstverständlich in tiefes Dunkel gehüllt; wie weit der „Heunisch“ von den Hunnen aus Pannonien stammt und somit aufs 5. Jahrhundert zurückweist, lassen wir dahingestellt; gewöhnlich wird die Anlage von Weinstöcken in Süddeutschland dem Kaiser Probus um 281 n. Chr. zugeschrieben, jedenfalls ist im 8. und 9. Jahrhundert der Weinbau in ganz Süddeutschland in vollster Blüte. Der große Kulturkampf, der mit der Einführung des Christenthums von Rom aus bis zur gewaltsamen Ausrottung des Heidenthums gekämpft wurde, erstreckte sich ganz wesentlich auch auf die Einführung des Weinstocks, der gewissermaßen das Symbol des Christenthums wurde. So finden wir denn meist die herrlichsten Weinorte in der Nähe der Klöster, Abteien und Bischofssitze; denn glücklicherweise kam es den geistlichen Herren in erster Linie

auf die Qualität ihrer Weine an, während der heutige Weingärtner, der nur auf den Verkauf seines Produktes baut, mehr die Quantität des erzeugten Weines berücksichtigt.

Betrachten wir nach diesem allgemeinen Ueberblick die Weinkultur der süddeutschen Länder zwischen Rhein, Main, Schweiz und Oesterreich insbesondere.

Das Großherzogthum Baden gehört zu jenen durch Lage und Klima begünstigten Ländern, die überall, das höhere Gebirge ausgenommen, den Weinbau erlauben. Vermag auch der badische Boden keinen Wein erster Qualität zu erzeugen, so zeitigt er doch Trauben, deren Saft auch im Auslande geschätzt wird, wie den weißen Markgräfler und den rothen Affenthaler. Das von der Natur so reich beschenkte, langgestreckte badische Land produzirt im Durchschnitt jährlich 3—400,000 Ohm (à 150 Liter) im Werthe von 12 Millionen Mark. Die wichtigsten weinbauenden Distrikte sind die Bergstraße, die Ortenau, der Main- und Taubergrund, der Kaiserstuhl, der Breisgau, das Markgrafenthum und das Seeland. Außer dem milden, burgunderähnlichen Affenthaler (der Name wird von Ave-Maria-Thal abgeleitet) zählen noch der Zeller, sowie der nahe an der hessischen Grenze wachsende Lützelsachser zu beliebten Rothweinen. Der berühmte Markgräfler wächst im südwestlichen Theile des Landes an den sonnigen Vorbergen des Schwarzwaldes; es ist ein milder, der Gesundheit sehr zuträglicher Wein von eigenthümlich angenehmem Geschmack. Die Weine des Kaiserstuhls sind süß und mild, für die Champagnerfabrikation geeignet und auch vielfach verwendet. Der zwar immer noch säuerlich, aber dennoch angenehm schmeckende Seewein wurde einst Dreimännerwein getauft, weil er so sauer gewesen sein soll, daß zwei Männer den Trinker halten mußten.

Die Begründung der Weinkultur in Deutschland ging zum Theil von Baden aus, aber Württemberg gebührt das Verdienst, die erste Weinbauschule (zu Weinsberg) errichtet und auch die ersten Weinmärkte (zu Heilbronn) gegründet zu haben. Von den acht natürlichen Weinbaugebieten Württembergs, nämlich: Oberes Neckarthal mit Albtrauf, unteres Neckarthal, Remsthal, Enzthal, Zabergäu, Kocher- und Jagstthal, Bodenseegegend und Taubergrund beschäftigt sich das untere Neckarthal am stärksten mit der Kultur des Rebstockes, aber an keinem Orte wird ein Produkt erzielt, welches so hervorragend wäre, daß es im übrigen Deutschland gesucht oder gar im Ausland bekannt wäre. Von dieser Erkenntniß geleitet, hat man in vielen Gegenden Württembergs den Weinbau mit anderen, der Bodenbeschaffenheit angemesseneren, ergiebigeren Pflanzenkulturen vertauscht, und es darf nicht auffallen, daß in den letzten Jahren die Weinproduktion Württembergs quantitativ zurückgegangen ist.

Eine Eigenthümlichkeit der schwäbischen Weine ist das Vorwalten einer roth „schillernden" Farbe, die man vorzugsweise bei den gewöhnlichen leichten, durch gemischten Rebsatz gewonnenen Landweinen antrifft. Der Name „Schillerwein" hat demnach mit unserm großen Dichter nichts zu thun.

Das Königreich Bayern hat keinen Kreis, der nicht im Rebenbau vertreten wäre. Unter seinen rechtsrheinischen Weindistrikten nimmt Unterfranken die höchste Stelle ein; dann folgen Lindau am Bodensee, Mittelfranken (mit Windsheim und Scheinfeld) und Oberpfalz (mit Stadtamhof und Wörth).

Das Gebiet des fränkischen Weinbaues, dessen berühmteste Erzeugnisse wir weiter unten näher besprechen werden, umfaßt das ganze Mainthal mit seinen Seitenthälern, und zwar von Hanau bis Bamberg; der größte Theil gehört Bayern, einiges Baden und Hessen. Die besten Mainweine wachsen bei Randersacker (Pfülbener, Spielberg, Hohburger und Lämmerberger) und Würzburg (Stein- und Leistenwein); auch der zu Hörstein (Abtsberg) wird geschätzt, sowie das an der Saale bei Saaleck erzeugte Gewächs.

Von der Kelter bis zur Flasche; Leisten- und Steinwein. Es besteht seit Alters ein geheimer innerer Zusammenhang zwischen dem Wein und dem geistlichem Wesen, nicht allein nach der Sage und Legende, sondern durch die Wirklichkeit bestätigt. Wo ein Kloster aus einer Thalschlucht hervorschaut, steht gewöhnlich der Weinberg dicht daneben, und unsere gesegnetsten Weingauen sind die alten deutschen Bisthümer. Welche Fülle des Weines wächst auf jenem Landstrich, welchen die alten Bisthümer Bamberg, Würzburg, Mainz und andere kleinere geistliche Staaten am Main und Rhein einnahmen und welcher deshalb ehedem „die große Pfaffengasse Deutschlands" genannt wurde! Ein solcher Zusammenhang findet sich auch zwischen der Gründung des Würzburger Stiftes und dem Anbau der edelsten Mainweine; sind doch die Leisten eine alte Weinbergsgegend hart am Fuße des Schlosses an der südlichen Steilhalde unter den Mauern der Festungswerke von Marienberg, und liegt die Weinbergshalde Stein doch nur eine Stunde östlich der Stadt nicht minder günstig als die Leisten. Der Wellenmergel des unteren Muschelkalks, in welchem eine zuträgliche Mischung von Kalk und Thon sich findet, eignet sich am allerbesten für die beiden Sorten des Weißweins, der mit Vorliebe hier gebaut wird, Riesling und Elbling, und den echten Clevner, welcher den Rothwein liefert. Es ist — man sagt sicher nicht zu viel — bald tausendjährige Erfahrung des Stiftes und neuerdings der königlichen Hofkammer, nach welcher gerade diese Rebsorte und an derselben dieser Bau und Schnitt des Stockes und gerade diese Behandlung des Saftes im Keller gilt. Der königliche Hofkeller in Würzburg ist ein wahres Kulturcentrum für den Wein, eine Art Universität für die Oinologen, auf welcher nach einem konsequent eingeführten System praktisch docirt wird und ein Kurs von der Lese an bis zum Verkauf des flaschenreifen Weines währt.

Folgen wir kurz dem Gang, den der Wein durchläuft, in seinen verschiedenen Stadien von der reifen Traube an bis zur gesiegelten Flasche. Eine Auslese der edelfaulen Traubenbeere, die im Rheingau stehend ist, findet am Main nur ausnahmsweise statt. Der königliche Hofkellermeister Oppermann († 1874) hält eine genaue Auslese wirthschaftlich nicht für richtig. Es wird vielmehr nach eingetretener Reife der Traube abgelesen und ohne Raspeln oder Abbeeren das gesammte Weißgewächs, durchschnittlich aus 2 Theilen Riesling- und 1 Theil Elblingtrauben bestehend, im Bütten mit Kolben zerdrückt. Der Inhalt des Büttens wird sogleich auf die Presse geschüttet, welche 10 Hektoliter faßt, eben so viel faßt die Kufe. Ist die Presse voll, so wird abgepreßt, was stets binnen 24 Stunden vor sich geht, so daß jede Gährung an den Beeren vermieden ist. In langen Reihen stehen längs den

Wänden die Fässer, einerseits die Zehn-, andererseits die Fünfhektoliterfässer, so daß stets bei der Aufnahme des Weines schon für den Ablaß gesorgt ist. Als oberster Grundsatz gilt jetzt naturgemäße, ungekünstelte Behandlung des Saftes, wie er aus der Beere gequetscht ist.

Mitte November ist gewöhnlich die Lese beendigt und liegt der süße Wein oder, besser gesagt, der Traubensaft im Zehnhektoliterfaß. Um die Luft abzuhalten, ist ein Gußspunten aufgesetzt, unter Wasser entweicht die brodelnde Kohlensäure dem Faß. Nach der stürmischen Gährung, die bis Anfang Dezember währt, wird der Gußkübel entfernt und eine fingerdicke Lage Fließpapier über das Spuntloch gelegt, beschwert durch einen Backstein. Erst wenn keinerlei Kohlensäure mehr sich entwickelt, etwa gegen Weihnachten oder kurz nachher, wird das Faß spuntvoll gefüllt und verspuntet. Die Spunten von Eschen-, Akazien- oder Ulmenholz sind 12 Centimeter lang und werden in die ausgeriebenen Spuntlöcher ohne Leinwandstreifen eingetrieben, vollständig luftdicht verschließend. Nun bleibt der „Neue" in Ruhe bis Anfang März, in welcher Zeit der erste Ablaß stattfindet, der zweite zu Anfang Mai, der dritte zu Anfang November. Mit diesem dreimaligen Ablaß wird an Pflanzenschleimen und Hefenzellen entfernt, was überhaupt noch dem gährenden Wein anklebt, und ist nach dem dritten Ablaß der vollendete Wein im Faß. Von selbst versteht sich, daß die Fässer jedesmal spuntvoll gefüllt werden; ebenso gilt als Regel mit Ausschluß alles künstlichen Lüftens, wie es in Frankreich vielfach der Fall ist, beim Ablaß stets die volle frische Luft hinzutreten zu lassen. Auch hält die Kellerordnung darauf, daß jedes Faß frei liegt, also daß jederzeit die Luft frei um das ganze Faß streicht. Mit dem dritten Novemberablaß ist der Wein fertig, d. h. er braucht nicht mehr abgelassen zu werden, als um ihn in kleinere Gebinde zum Verkauf oder zum Gebrauch zu verfüllen. Er ist nach Jahresfrist faßreif, aber je nach seinem Gehalt und Geschmack wird er noch jahrelang im Faß gehalten, bis er nach dem Urtheile der Kenner für flaschenreif erklärt wird. Eine besondere Form der Flasche hat das reiche Juliusspital in Würzburg für seine Steinweine: es ist seit alten Zeiten der sogenannte Bocksbeutel.

Ueber die Blume des Leisten, über die Feinheit und Liebenswürdigkeit vom Stein etwas zu sagen, sei ferne von uns. Wir wissen hierüber nur Eines zu rathen: Wer noch keinen getrunken hat, sei es aus dem Hofkeller, sei es aus dem Juliusspital, der suche eilends das Versäumte nachzuholen. Der Leistenwein, am Fuße des Schlosses, ist nur Weißwein. Dagegen giebt es neben dem weißen Steinwein auch rothen Stein, welcher der Clevnertraube entnommen ist. Die Behandlung des Rothweins ist eine wesentlich andere als die des Weißweins, indem der Traubensaft erst nach Wochen von der Beere abgepreßt wird. Die zerdrückten Beeren werden in die Kufe geschüttet; die Maische gährt, bis der Saft sowol den Farbstoff als den Geschmack aufgenommen hat, der seinen Sitz wesentlich in der Haut der Beere hat. Auch der Rothwein wird in der Regel dreimal abgelassen, bis er für faßreif erklärt wird.

Eine deutsche Schaumweinfabrik. Kaum mag es bei Weinen größere Gegensätze geben, als zwischen dem hochfeinen, kühlen Leisten, der wie Oel und Aether auf der Zunge zerfließt, und dem feurigen, prickelnden, zwickenden

Schaumwein. Beides leibhaftige Brüder und doch so verschieden geartet nur durch Erziehung. Den Franzosen in der Champagne gebührt das Verdienst, den Gedanken ausgeführt zu haben, den sich entwickelnden jungen Wein in einem Zustande der tobenden Jugend zurückzuhalten und als Schaumwein in gut verschlossenen Flaschen zur Tafel zu bringen. Rheims, die alte Krönungsstadt der Könige Frankreichs, ist der Mittelpunkt der Champagnerfabrikation. Lange hielt man in Deutschland die Weißweine der Champagne für bevorzugt vor andern, den moussirenden Wein abzugeben, bis in den zwanziger Jahren einstmals ein Eßlinger Kind, das Jahre lang bei Veuve Cliquot in Rheims Schaumwein produziren half, als Kenner seiner heimatlichen Weine beschloß, nach seiner Rückkehr in die Heimat das französische Fabrikat zu imitiren. Sein Name war Keßler, und er lebt noch fort auf den Eßlinger Schaumweinmarken als der Name des ersten Deutschen, der, von der Güte des heimatlichen Weines überzeugt, den ersten Versuch wagte, mit deutschem Fabrikat dem französischen Konkurrenz zu bieten. Mit der Firma Zeller und Rauch in Heilbronn associirt, suchte Keßler den feinsten schwäbischen Wein in der Gegend von Weinsberg, Heilbronn und Besigheim auf, die Clevnertraube, kaufte centnerweise die Trauben, preßte sie rasch ab, jede Gährung an den Beeren vermeidend, und erhielt genau denselben Wein, von nahezu derselben Güte, als ihn der Himmel der Champagne reift. Seine Nachfolger waren später Stütz und Weiß und Mittler. Die Fabrikation wird wesentlich noch ganz und gar auf dieselbe Weise betrieben, wie zu Rheims oder wie überhaupt in allen Fabriken von Schaumweinen, deren heutzutage Hunderte im Deutschen Reich existiren. Der ersten, ältesten und wol immer noch der besten Eßlinger Fabrik sei dieses Gedenkblatt gewidmet!

Der nur leicht abgepreßte farblose Saft der Clevnertraube fließt von der Presse, kommt wie jeder andere Wein ins Faß und macht bis zum Frühjahr die ordentliche Gährung jedes Jungweines durch. Im Mai und Juni fängt man erst an, ihn in Schaumwein überzuführen. Zu dem Zweck wird er in die bekannten starkwandigen Champagnerflaschen verfüllt, etwas Kandiszuckersaft beigefügt und aus dem Weinkeller in ein warmes 15—16° Réaumur haltendes Lokal (cellier) gebracht. Die Flaschen sind vollkommen dicht, mit aufgebundenem Draht, verkorkt, und liegen horizontal auf Hürden, die mit Rinnen versehen sind. Vier bis fünf Prozent Flaschen zerspringen heute noch, früher 20—25 Prozent, bis man in den Glashütten die Fabrikation der starkwandigen Flaschen vervollkommnet hatte. Nach vierzehntägiger Gährung kommen die Flaschen wieder in den kühlen Keller von 6—8° Réaumur, wo sie im sogenannten „tas" aufgebeugt werden. Der „tas" ist ein Gerüst, das 52 Flaschen faßt. Darin sitzen die Flaschen kopfabwärts, damit sich hart am Kork der Satz ansammelt, drei Wochen lang und müssen täglich zweimal gerüttelt werden, bis am Schluß dieser Zeit das wichtigste und zugleich schwierigste Geschäft des Entkorkens vor sich geht; „dégorger" ist der technische Ausdruck für diese Manipulation. Der Kork wird hierbei fest in der Hand gefaßt und auf einen Augenblick weggenommen, um die am Kork sitzende Unreinigkeit abspritzen zu lassen. Im selben Augenblick wird die Flasche umgedreht, sodaß der Kopf oben steht.

Das ausgespritzte Quantum wird nun durch den „liqueur“ ersetzt, eine Lösung von Kandiszucker und Cognac; hierauf erst wird die Flasche definitiv verkorkt und stanniolirt und ist nun reif für den Handel. Der Kork trug früher die Etikette: „Kessler cidevant chez Veuve Cliquot“. In der Mitte der Etikette steht der Komet. Neunzigmal ist die Flasche vom ersten Verfüllen an bis zur Abgabe zum Verkauf in die Hand genommen worden. Daraus ersieht man wol, welche große Mühe und Sorgfalt und zugleich welche manuelle Geschicklichkeit die Darstellung des Schaumweins erfordert. Das Verfahren der Fabrikation selbst ist im Wesentlichen überall in Frankreich wie in Deutschland das gleiche. Seit Jahren erstehen allenthalben neue Fabriken und vergehen wieder; die Preise drücken sich und ebendamit verschlechtert sich die Qualität, so daß es zum Oeftern eine Qual ist statt eine Lust, eine Flasche Sekt zu trinken, und daß man immer wieder mit Vorliebe zu altberühmten Marken greift, die eine Ehre darein setzen, ihr Renommée aufrecht zu erhalten. Der feinere französische Weißwein und der bessere Cognac in Frankreich sind zwei Faktoren, die stets wieder zu Gunsten des französischen Champagners reden, um so mehr, da er infolge der niederen Zölle weit billiger als früher nach Deutschland eingeführt wird. Ein Blick in die neueren Berichte der Handelskammern lehrt uns auch, wie schwer die deutsche Champagnerfabrik gegenwärtig daniederliegt. So bedauerlich dies vom Standpunkte des Patrioten ist, der bei gleicher Güte gern dem deutschen Fabrikate den Vorzug gäbe, so gebührt, zur Ehre der Wahrheit, dem Produkte von Rheims doch immer der Vorzug vor dem deutschen Fabrikat.

Will der deutsche Wein sich nicht französisch behandeln lassen oder vermag es die deutsche Industrie in der Behandlung des Weines der französischen nicht nachzuthun, wir kommen doch immer mehr darauf zurück, den Champagner aus französischen Fabriken, den deutschen Wein aber auf deutsche Art zu trinken. Und die Fülle des edlen Weines, der an unseren heimischen Bergen am Neckar und Main wie am Rhein wächst, giebt uns die frohe Zuversicht, daß wir noch lange keinen Mangel daran leiden werden. Wir wenigstens halten es mit dem Spruche, welchen der Weinschmecker in Auerbach's Keller in Goethe's „Faust“ dem Mephistopheles zur Antwort giebt:

„Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben!“



Der Eschenheimer Thurm.

Die alte Kur- und Krönungsstadt Frankfurt am Main.

Allgemeines; zur Lage und Geschichte von Frankfurt. — Frankfurt in Goethe's Jugendjahren und das heutige Frankfurt. — Amschel Rothschild und die Judengasse. — Kaiserwahl in Frankfurt. — Bundespalais und Paulskirche. — Die Frankfurter und Sachsenhäuser.

Allgemeines; zur Lage und Geschichte von Frankfurt. Wir waren bei unserer früheren Wanderung am Mainstrom abwärts bis in die Gegend gekommen, wo die Mainebene in die oberrheinische Tiefebene übergeht, und statten nun noch einen Besuch der berühmtesten aller Mainstädte, der alten deutschen Kur- und Krönungsstadt Frankfurt ab, welche am rechten Ufer des schiffbaren Main in einer weiten, von fernen Gebirgen umkränzten Ebene sich ausbreitet.

Die Bedeutung von Frankfurt gründet sich auf seine Lage am nördlichen Zugange der oberrheinischen Tiefebene. Hier öffnen sich nach Norden und

Nordosten die Straßen durch den Hauptkamm der deutschen Mittelgebirge, so daß Frankfurt die wichtige Vermittlung zwischen dem deutschen Norden und Süden übernimmt. Die nördliche Fortsetzung der oberrheinischen Straße zieht durch die Wetterau, d. i. die nordöstliche Einbuchtung der oberrheinischen Tiefebene, welche von der Nidda, Nidder und Wetter durchflossen ist, in das Wesergebiet. Nach Nordosten führt ein Straßenzug durch das Kinzigthal nach dem Elbgebiet. Main-, Elb-, Weser-, Oberrhein- und Unterrheinstraßen kreuzen sich bei Frankfurt, welches dadurch zum Mittelpunkte des ganzen Rheingebiets wird.

Der Ursprung der Stadt geht weit in Mythe und Sage zurück. Wahrscheinlich hatten schon die Merowinger eine Pfalz an dieser Stelle. Karl der Große ging hier mit seinen Franken über den Main, um die jenseit des Flusses gelagerten Sachsen zu schlagen. Im Jahre 794 hielt er auf dem Königshofe Franconofurd (der Franken Furt) eine Versammlung der Bischöfe und Großen ab. Ludwig der Fromme ließ (822) das Pallatium mit Mauern umgeben. Nach der Theilung des Karolingischen Reiches (843) galt Frankfurt als Hauptstadt von Ostfranken oder Deutschland. Ludwig der Deutsche erweiterte die Stadt und richtete Märkte ein, welche den ersten Anfang der Frankfurter Herbstmessen bildeten.

Mit dem Wohlstande wuchsen die Rechte und Freiheiten der Stadt. Kaiser Friedrich II. verlieh ihr (1245) Reichsfreiheit und verwandelte die Burggrafschaft in ein Reichsschultheißenamt. Kaiser Karl IV., „der eine sonderliche Liebe zu dieser Stadt hatte“, ertheilte ihr das Recht, die bisher vom Reiche eingesetzten Schultheißen selbst zu wählen und erhob sie durch die Bestimmungen der goldenen Bulle (1356) zur Wahlstadt der deutschen Kaiser. Kämpfe mit dem Raubadel, Streitigkeiten mit den Geschlechtern und Zünften blieben auch hier nicht aus und hemmten zeitweise den Aufschwung des Handels.

Zur geistigen Belebung trug die Reformation bei, welche in Frankfurt schon früh durchgeführt wurde. Andere Einrichtungen erhöhten die Bedeutung der Reichsstadt. Im Jahre 1495 wurde das Reichskammergericht zu Frankfurt errichtet, dessen Sitz jedoch später öfters wechselte, bis er bleibend nach Wetzlar verlegt wurde. Dafür wurde Frankfurt der Mittelpunkt der Reichsposten und der Thurn- und Taxisschen Postverwaltung. Im Jahre 1615 erschien in Frankfurt die erste gedruckte Zeitung in Deutschland und seit 1617 die Oberpostamtszeitung.

Sehr wechselvoll waren die Schicksale der Stadt in der Napoleonischen Zeit. Zwar nach dem Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 behielt Frankfurt noch seine Reichsfreiheit und erhielt alle in seinen Ringmauern und in seinem Gebiete gelegenen geistlichen Besitzungen; aber schon 1806 wurde Frankfurt als Bundesstadt des Rheinbundes dem Fürsten Primas Karl von Dalberg übergeben und wurde dann 1810 bis 1814 die Hauptstadt des Großherzogthums Frankfurt. Nach Napoleon's Sturz erhielt Frankfurt seine Selbstständigkeit wieder, wurde zur freien Stadt erklärt und war von jetzt an der Sitz des Bundestages, bis die Ereignisse des Jahres 1866 sowol dem Bunde, als der Selbständigkeit Frankfurts ein Ende machten.

Frankfurt in Goethe's Jugendjahren und das heutige Frankfurt. Die Stadt Frankfurt hat sich in den letztverflossenen einhundertdreißig Jahren so vollständig verändert, daß auch ihr berühmtester Sohn Johann Wolfgang Goethe, der hier am 28. August 1749 geboren ward und einen Theil seiner Jugend (bis 1765) verlebte, seine Vaterstadt heute schwerlich wiedererkennen würde. Zu jener Zeit war die Begrenzung der Stadt eine doppelte, gebildet durch zwei nicht konzentrische Kreise, welche sich am Main berührten. Der innere Ring, welcher zwei Thore, wenn auch nicht mehr geschlossen, aufzeigte — den Bornheimer Thurm (abgerissen 1765) und die Katharinenpforte (1790) — und an zwei anderen Punkten, der Hasengasse und dem Salzhause, durchbrochen war, umschloß mit mittelalterlichen Stadtmauern und Thürmen die Altstadt; seine Grenze ist noch jetzt durch Straßen bezeichnet, die den Namen „Graben" führen, z. B. Wollgraben, wo die Rahmen der zahlreichen Wollweberzunft (Wollknappen) aufgestellt waren, Baugraben, Holz- und Zimmergraben, Hirschgraben. In dem letzteren, dessen Grund eine mit Nußbäumen besetzte Wiese bildete, waren ehedem die Hirsche in solcher Ueberzahl vorhanden, daß man sie öfter verschenkte oder auch zum Verkauf niederschießen ließ. An dem jährlichen Hirschessen, zu welchem ein oder zwei Stück Wein aus dem Rathskeller geliefert wurden, nahmen außer den Rathsfreunden und ihrer zahlreichen Sippschaft, die Haupt- und Amtleute, die Advokaten, Aerzte, der Stadt- und Gerichtschreiber mit ihren Untergebenen, der Oberrichter und die weltlichen Richter, dann Prälaten, Priester, Mönche und andere Gäste Theil.

Der äußere Ring der Stadt war ursprünglich ebenfalls mit einer bethürmten Mauer und einem Graben umgeben, auch mit festen Thoren versehen und an denselben mit vorliegenden Werken befestigt. Dann aber war unter den Kriegsgefahren des 17. Jahrhunderts seit 1628 ein Wall mit elf Bastionen und breiten, vom Bockenheimer Thor bis zum Untermain doppelten Wassergräben noch um die Stadt gelegt worden. Die Wälle waren mit Linden bepflanzt und dienten als Spaziergänge.

Im Gegensatze zu den engen Gassen und den dichtgedrängten Giebelhäusern der Altstadt zeigte der zwischen beiden Befestigungsringen sich ausdehnende Stadttheil (Neustadt) mehr ländlichen oder Vorstadtcharakter. Die breiten Straßen und großen freien Plätze (Fischerfeld, Klapperfeld, Peterskirchhof, Rahmhof u. s. w.) waren meistens mit niedrigen Häusern eingefaßt. Hier reihen sich straßenweise die Fuhrmannswirthschaften mit geräumigen Höfen und dazwischen liegenden Nutz- und Bleichgärten und die Ziergärten der Patrizier und reichen Kaufleute oder auswärtiger Fürsten.

Die Stadt zählte um die Zeit von Goethe's Geburt etwa 30,000 christliche Einwohner in 3000 Häusern. Die Straßen waren mit Basalt gepflastert, aber nicht gewölbt, sondern nach der Mitte zu gesenkt. Eine öffentliche Straßenbeleuchtung war zuerst 1707, dann 1711 versucht, auch durch ein kaiserliches Reskript von 1724 eingeschärft worden; aber erst 1762 entschloß man sich, die Laternen und sonstigen Erfordernisse zur Beleuchtung auf Staatskosten anzuschaffen, wegen der Unterhaltung aber eine Abgabe auf sämmtliche Häuser der Stadt zu legen, was große Schwierigkeiten machte. Die Häuser waren noch

nicht numerirt, sondern jedes mit einem Sinnbilde versehen, unter dessen Namen es jedem ansässigen Bürger bekannt war. Erst die Ueberflutung der Stadt mit Fremden und mit französischer Einquartirung machte es nothwendig, den Buchstaben des Stadtquartiers und eine Zahl (Litera und Numero) an jede Hausthür anzuschreiben.

Goethe's Eltern, Johann Kaspar Goethe, ein wohlhabender Privatmann, Doktor der Rechte und kaiserlicher Rath, und Katharina Elisabeth geb. Textor, die Tochter des Stadtschultheißen, wohnten in einem alten, aus zwei durchbrochenen Häusern gebildeten Hause am Hirschgraben (jetzt Nr. 23), dessen Besitzerin die Großmutter Cornelia war. Goethe schildert selbst das Innere seines Geburtshauses: „Eine thurmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war die untere weitläuftige Hausflur der liebste Raum, welche neben der Thüre ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher mit einander und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein südliches Ansehen. Man fühlte sich frei, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war .... Die Hinterseite des Hauses hatte, besonders aus dem oberen Stocke, eine sehr angenehme Aussicht über eine beinahe unabsehbare Fläche von Nachbarsgärten, die sich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Leider aber war, bei Verwandlung der sonst hier befindlichen Gemeindeplätze in Hausgärten, unser Haus und noch einige andere, die gegen die Straßenecke zu lagen, sehr verkürzt worden, indem die Häuser vom Roßmarkt her weitläuftige Hintergebäude und große Gärten sich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unseres Hofes von diesen so nahe gelegenen Paradiesen ausgeschlossen sahen. — Im zweiten Stock befand sich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse vor dem Fenster den Mangel eines Gartens zu ersetzen gesucht hatte. Dort war, wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle sah man in eine schöne, fruchtbare Ebene; es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lektionen ....“

So weit Goethe. Die mit Gärten angebaute Fläche, die er mit Wohlgefallen übersah, ist jetzt mit einem der schönsten neuen Stadttheile bedeckt, durch welchen die prachtvolle Kaiser- und die Friedensstraße nach den Bahnhöfen vor der Südwestseite, dem Weser-, Taunus- und Neckarbahnhof führen.

Nach dem 1754 erfolgten Tode seiner Mutter Cornelia schritt Johann Kaspar zum Umbau seines Hauses. Da aber eine am 27. Juli 1719 erlassene und noch am 6. Mai 1749 eingeschärfte Bauordnung die Ueberhänge nur im ersten Stock erlaubte, so nahm er, um den vorspringenden Raum im zweiten Stocke nicht aufzugeben, zu einer eigenthümlichen Umgehung seine Zuflucht.



Frankfurt zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Er ließ die oberen Theile des Hauses unterstützen und von unten herauf einen nach dem andern wegnehmen und das Neue gleichsam einschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem Alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. Als nun bei der Ausführung dieses Planes zuletzt auch das Dach theilweise abgetragen wurde und ungeachtet alles überspannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten der Regen bis zu den Betten der Kinder gelangte, entschloß er sich, die Kinder für einige Zeit wohlwollenden Freunden zu übergeben und sie in eine öffentliche Schule zu schicken.

In dieser Zeit, als ihm das Vaterhaus gar unbehaglich däuchte, machte der junge Wolfgang erst die Bekanntschaft seiner Vaterstadt. Begleiten wir ihn nach denjenigen Stätten, die er auf den Streifereien mit seinen Gespielen am liebsten aufsuchte, und lassen wir ihn selbst reden:

„Am liebsten — erzählt Goethe — spazierte ich auf der großen Mainbrücke. Ihre Länge, ihre Festigkeit, ihr gutes Ansehen machte sie zu einem bemerkenswerthen Bauwerk. Der schöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach sich; und wenn auf dem Brückenkreuz der goldene Hahn im Sonnenschein glänzte, so war es mir immer eine erfreuliche Empfindung. Gewöhnlich ward alsdann durch Sachsenhausen spaziert und die Ueberfahrt für einen Kreuzer gar behaglich genossen. Da befand man sich nun wieder diesseits, da schlich man zum Weinmarkte, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn Waaren ausgeladen wurden; besonders aber unterhielt uns die Ankunft der Marktschiffe, wo man so mancherlei und mitunter so seltsame Figuren aussteigen sah. Ging es nun in die Stadt herein, so ward jeder Zeit der Saalhof, der wenigstens an der Stelle stand, wo die Burg Karl's des Großen und seiner Nachfolger gewesen sein sollte, ehrfurchtsvoll gegrüßt ....“

Die Brücke besteht noch so, wie sie Goethe gesehen. Sie wurde, nachdem zwei hölzerne Brücken durch den Strom zerstört waren, nach einer großen Ueberschwemmung des Mains im Jahre 1342, auf vierzehn gewölbten Bogen ruhend, aus rothen Sandsteinquadern erbaut und ist 374 Schritt lang, 12 Schritt breit. Auch in diesen Bau wollte der Teufel sich einmischen, wie die Sage berichtet. Der Baumeister versprach ihm nämlich für seine Hülfe bei dem Baue das erste lebende Wesen, das über die Brücke gehen würde, und jagte dann einen Hahn herüber. Daran soll der goldene Hahn auf dem Brückenkreuz, der sogenannte „Gickel“, als Wahrzeichen erinnern. In neuerer Zeit (1844) wurde die Brücke mit dem Standbilde Karl's des Großen geschmückt. Lange Zeit genügte diese eine Brücke für den Verkehr; jetzt führen weiter abwärts noch drei, aufwärts noch eine Brücke über den Strom.

Die Marktschiffe, welche Goethe in seiner Jugend interessirten, gingen noch vor vierzig Jahren zwischen Frankfurt und Mainz. In der Nähe des Fahrthors, etwas unterhalb der alten Brücke, lag das Mainzer Marktschiff und fuhr jeden Morgen um 10 Uhr ab. Gegen Mittag stiegen die Reisenden in Höchst aus, um da in einem Gasthause behaglich zu Mittag zu speisen. Dann gings weiter und gegen 5 Uhr kam man in Mainz an. Heute kann man in derselben Zeit von Frankfurt nach Metz, Köln, Weimar, Nürnberg oder

Freiburg kommen; die Fahrt nach Mainz aber bewerkstelligt man in einer Stunde und auf bequemere Art. Am linken Ufer des Mains entlang, wo damals noch ein ziemlich wildes Treiben herrschte, zieht sich jetzt ein Quai („Staden" sagt man in Straßburg, man könnte diesen Ausdruck auch im übrigen Deutschland einführen) mit stattlichen Gebäuden und anmuthigen Gartenanlagen abwärts zur „Schönen Aussicht".

Von der Kaiserpfalz der Karolinger, welche die Stelle des Saalhofs einnahm, ist jetzt wol nur noch ein Theil der Grundmauern vorhanden. Die in Zimmer verwandelte kleine Kapelle zur heiligen Elisabeth, in welcher die Reichskleinodien aufbewahrt wurden, ist wahrscheinlich erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, der Bau nach der Saalgasse zu 1604, der westliche Theil des Gebäudes nach dem Main 1717, der östliche erst 1842 aufgeführt. In dem Innern des finstern Gebäudes befindet sich eine städtische Gemäldesammlung.

„Wenn wir nun so einmal unsern Umgang hielten", fährt Goethe an anderer Stelle fort, „verfehlten wir auch nicht, uns nach dem Dom zu begeben und daselbst das Grab jenes braven, von Freund und Feinden geschätzten Günther zu besuchen. Der merkwürdige Stein, der es ehemals bedeckte, ist in dem Chor aufgerichtet. Die gleich daneben befindliche Thüre, welche ins Konklave führt, blieb uns lange verschlossen, bis wir endlich durch die oberen Behörden auch den Eintritt in diesen so bedeutenden Ort zu erlangen wußten. Allein wir hätten besser gethan, ihn durch unsere Einbildungskraft, wie bisher, auszumalen: denn wir fanden diesen in der deutschen Geschichte so merkwürdigen Raum, wo die mächtigsten Fürsten sich zu einer Handlung von solcher Wichtigkeit zu versammeln pflegten, keineswegs würdig ausgeführt, sondern noch obenein mit Balken, Stangen, Gerüsten und anderem solchen Gesperr, das man bei Seite setzen wollte, verunstaltet. Desto mehr ward unsere Einbildungskraft angeregt und das Herz uns gehoben, als wir kurz nachher die Erlaubniß erhielten, beim Vorzeigen der goldenen Bulle an einige vornehme Fremden auf dem Rathhause gegenwärtig zu sein ...."

Dieser Dom oder die St. Bartholomäuskirche, wie sie jetzt noch in dem Mittelpunkte der eigentlichen Gewerbstadt, unweit der Mainbrücke, steht, ist in der Zeit von 1238 bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut worden. Schon Pipin gründete an dieser Stelle eine Salvatorkapelle, welche Karl der Große zu einem Stift erweiterte. Die darin niedergelegte Hirnschale des Apostels Bartholomäus gab Weihe und Namen. Der Chor ist aus dem 13. Jahrhundert, das Schiff 1315—1339 aufgeführt. Der Thurm (Pfarrthurm) wurde 1415—1512 bis zur Höhe von 80 m. geführt und mit einer Kuppel abgeschlossen. Auf diese wurde in neuester Zeit eine schlanke Spitze aufgesetzt, so daß der Thurm — wie die Frankfurter witzeln — von einer preußischen Pickelhaube gekrönt erscheint. In der Kirche liegt Günther von Schwarzburg, der tapfere Gegenkönig Karl's IV., begraben, der nach dem Tode Ludwig's des Bayern gewählt worden war. Auch auf die jugendliche Phantasie Goethe's machte sein Lebenslauf einen bedeutenden Eindruck. Am 27. Mai 1349 war Günther halbtodt auf einer Bahre mit allen Zeichen der königlichen Würde

nach Frankfurt gebracht worden. Am 17. Juni verzichtete er auf die Krone, nannte sich wieder Graf Günther von Schwarzburg und entband Bürgermeister, Schöffen, Rath und Bürger des Eides. Am folgenden Tage starb er im Johanniterhofe am „schwarzen Tode" oder, wie Andere sagen, an Gift. Seine Familie ließ ihm ein Denkmal in der Mitte des hohen Chors der Domkirche setzen, welches im Dezember 1352 vollendet, 1743 aber auf Anordnung des Kaisers Karl VII. an die Stelle des Einganges der Sakristei versetzt wurde. Die Kapelle, als die ehrwürdige Stätte, wo die deutschen Kaiser gewählt und gekrönt wurden, ist durchaus einfach, fast im Gegensatze zu der Macht, die aus ihr hervorging. In der Nacht vom 14. zum 15. August 1867 ergriff ein in der Nähe ausgebrochenes Feuer auch den Kaiserdom. Bald stand der ganze Dachstuhl in Flammen und aus dem Pfarrthurme erhob sich weit hinauf eine furchtbar schön anzusehende Fackel. Der Thurm brannte im Innern vollständig aus, die Glocken schmolzen. Auch das Schiff hatte gelitten. Es bedurfte der Zeit von zehn Jahren zur Herstellung der Kirche. Bei dieser Veranlassung erhielt der Dom die erwähnte Spitze, die ihm schon nach dem ursprünglichen Plane zugedacht war. Auch die schlechten Häuser, Kramläden und Buden, welche den Dom umgaben, wurden größtentheils abgebrochen. Das „Pfarreisen" an der Nordseite des Doms, mit den Buden, wo Goethe so manchen Batzen hingetragen, um sich farbige, mit goldenen Thieren bemalte Bogen zu kaufen, war schon früher geschwunden. Wenn aber Goethe klagt, daß er immer nur mit Entsetzen durch die enge, „Markt" genannte, auf beiden Seiten mit häßlichen Fleischbänken (Schirnen) besetzte Gasse gegangen sei, welche den „Domplatz" mit dem „Römerberg" verbindet, so dürfte diese ihr Aussehen seitdem wenig verändert haben.

An der Ostseite des Römerberges steht ein alterthümliches, eigentlich aus mehreren Häusern zusammengesetztes Gebäude, die drei mächtig hohen Giebel dem Platze zugekehrt. Es ist der sogenannte Römer, das Rathhaus der Stadt, wie der Dom durch Erinnerungen des alten Reichs geheiligt. Woher der Name stammt, ist schwer zu ergründen. Einige behaupten, daß er von italischen Kaufleuten herkomme, welche schon zu alter Zeit in den weiten Räumen des Hauses ihre Waarenniederlage hatten. Sicher ist das Gebäude schon seit fünftehalb Jahrhunderten Eigenthum der Stadt und erhielt etwa zur Zeit des Kostnitzer Konzils seine jetzige Einrichtung. Die auf schweren Säulen ruhende, gewölbte Halle des Erdgeschosses wurde 1412—1416 erbaut; eine steinerne Treppe, auch „Kaisertreppe" genannt, welche 1742 erweitert und geschmückt wurde, führt in den „Kaisersaal" hinauf, in welchem der neugewählte und gekrönte König zuerst Tafel hielt.

„Waren wir einmal im Römer", erzählt Goethe aus seinen Jugenderinnerungen, „so mischten wir uns wol auch in das Gedränge vor den burgermeisterlichen Audienzen" (im Sessionszimmer des Rathes). „Aber größeren Reiz hatte Alles, was sich auf Wahl und Krönung der Kaiser bezog. Wir wußten uns die Gunst der Schließer zu verschaffen, um die neue, heitere, in Fresko gemalte, sonst durch ein Gitter verschlossene Kaisertreppe hinaufsteigen zu dürfen. Das mit Purpurtapeten und wunderlich verschnörkelten Goldleisten

verzierte Wahlzimmer flößte uns Ehrfurcht ein." . . . „Aus dem großen Kaisersaale konnte man uns nur mit sehr vieler Mühe wieder herausbringen, wenn es uns einmal geglückt war hineinzuschlüpfen; und wir hielten denjenigen für unsern wahrsten Freund, der uns bei den Brustbildern der sämmtlichen Kaiser, die in einer gewissen Höhe umher gemalt waren, etwas von ihren Thaten erzählen mochte."

Schon dem Knaben Goethe fiel es auf, daß nur noch Platz für das Bild eines Kaisers übrig sei, — „ein Umstand, der, obgleich zufällig scheinend, die Patriotischgesinnten mit Besorgniß erfüllte." Es sind in der That noch drei Kaiserbilder hinzugekommen, aber ein merkwürdiges Verhängniß wollte, daß das Bild des letzten deutschen Kaisers, der in Frankfurt (1792) gekrönt ward, auch die letzte Nische des Kaisersaals füllte. Der Dichter Kopisch sagte:

„Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat, —
Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum,
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildniß Raum."

Der französische General Custine, der bald nach der Krönung (1792) die Stadt besetzte, fragte spöttisch die Bürger: „Habt ihr den deutschen Kaiser krönen sehen? Nun, künftig werdet ihr keinen mehr sehen." Allerdings, das Schauspiel einer Kaiserkrönung haben die Frankfurter seitdem nicht mehr genossen, aber ihren Kaiser haben sie wieder. Sie sahen ihn siegreich von Paris zurückkehren, nachdem er in Versailles, im Schlosse Ludwig's XIV., die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums verkündigt hatte.

Das Aussehen des alten Römer ist seit Goethe's Tagen äußerlich fast unverändert geblieben. Desto vortheilhafter hat sich der Kaisersaal (seit 1843) verändert. An Stelle der alten Brustbilder sind jetzt lebensgroße Bildnisse der Kaiser in ganzer Gestalt von hervorragenden Künstlern, wie Veit, Lessing, Steinle u. A., getreten. Die älteren sind nach Münzen und Siegeln gemalt, mit Karl V. beginnt Porträtähnlichkeit. Zierliche Architektur umrahmt sie, und die leuchtenden Farben wirken schön zusammen mit dem reichlichen Goldschmucke des Saales. Unter jedem Kaiser steht sein Sinnspruch. So schaut von diesen Wänden die ganze tausendjährige deutsche Kaisergeschichte von Karl dem Großen bis auf Franz II. auf uns herab. Auch die goldene Bulle Kaiser Karl's IV. wird noch im Römer aufbewahrt.

Früher wurde in dem Kaisersaal der Schulaktus des Gymnasiums festlich begangen. Seit seiner Wiederherstellung hat er außerdem auch zu anderen Zwecken gedient. 1846 wurde hier die erste Germanistenversammlung gehalten, 1848 regierte hier der Fünfzigerausschuß, 1859 wurde hier die Schillerfeier akademisch begangen.

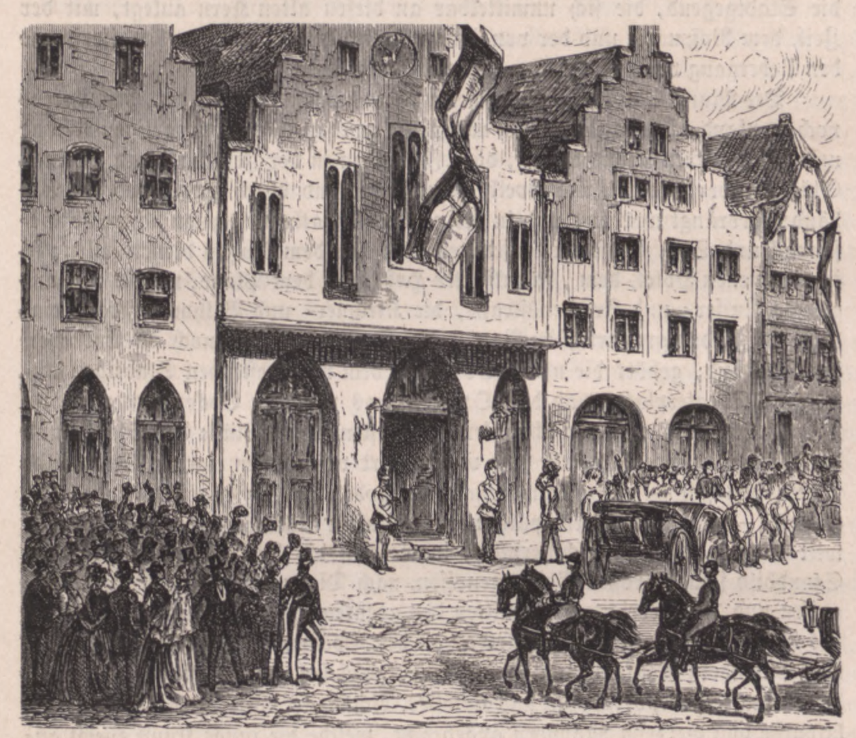
Die älteren Häuser am Römerberge haben viele, sehr nahe aneinander gerückte Fenster, die bei den Wahlen und Krönungen zu hohen Preisen vermiethet wurden. Auf der dem Römer entgegengesetzten Seite steht die St. Nikolaikirche. In dem Basaltpflaster nördlich vor derselben sind vier Sandsteine mit den Buchstaben O K eingelassen; sie bezeichnen die Stelle der „Ochsenküche", in der bei Krönungen ein ganzer Ochse am Spieße gebraten wurde.

Den allgemeinen Eindruck der damaligen Stadt faßt Goethe wie folgt zusammen: „Nichts architektonisch Erhebendes war in Frankfurt zu sehen; Alles deutete auf eine längst vergangene, für Stadt und Gegend sehr unruhige Zeit. Pforten und Thürme, welche die Grenze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die neue Stadt umschlossen war, Alles sprach noch zu deutlich aus, daß die Nothwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinwesen Sicherheit zu verschaffen, diese Anstalten hervorgebracht, daß die Plätze, die Straßen, selbst die neuen, breiter und schöner angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiste ihren Ursprung zu danken hatten .... Es war eine unserer liebsten Promenaden, die wir uns des Jahrs ein paarmal zu verschaffen suchten, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuspazieren. Gärten, Höfe, Hintergebäude ziehen sich bis an den Zwinger heran: man sieht mehreren tausend Menschen in ihre häuslichen, kleinen, abgeschlossenen, verborgenen Zustände. Von dem Putz- und Schaugarten des Reichen zu den Obstgärten des für seinen Nutzen besorgten Bürgers, von da zu Fabriken, Bleichplätzen und ähnlichen Anstalten, ja bis zum Gottesacker selbst — denn eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirkes der Stadt — ging man an dem mannichfaltigsten, wunderlichsten, mit jedem Schritt sich verändernden Schauspiel vorbei, an dem unsere kindische Neugier sich nicht genug ergötzen konnte. Denn fürwahr, der bekannte hinkende Teufel, als er für seinen Freund die Dächer von Madrid in der Nacht abhob, hat kaum mehr für diesen geleistet, als hier für uns unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenschein, gethan war. Die Schlüssel, deren man sich auf diesem Wege bedienen mußte, um durch mancherlei Thürme, Treppen und Pförtchen durchzukommen, waren in den Händen der Zeugherren, und wir verfehlten nicht, ihren Subalternen aufs Beste zu schmeicheln ....“

Sollen wir den jungen Goethe noch weiter auf seinen Wanderungen durch die alte Reichsstadt begleiten? vielleicht in der „schlimmen Mauer“ das Pförtchen zu jenem Zaubergarten suchen, in dem er sein „Knabenmärchen“ träumte? — Es würde uns wenig helfen, denn Frankfurt ist eben ein anderes geworden, und an der „schlimmen Mauer“, die Goethe niemals ganz geheuer fand, die aber ihren Namen eigentlich von dem Besitzer einer großen Liegenschaft an der vorüberführenden Straße, Slymme, herleitete, daher in noch früherer Zeit Slymmemauer oder Slymmegasse genannt wurde, führt jetzt die Stiftsstraße vom Eschenheimer Thor am Senkenbergischen Stift vorbei nach der Zeil.

Ja, das alterthümliche Frankfurt, wie es uns aus Goethe's Jugendgeschichte so lebendig vor die Augen tritt, das ist nicht mehr. Schon an den Thoren erkennt man das: alle älteren Thore kündigten als stattliche Thurmbauten die freie Reichsstadt an, jetzt sieht man an ihrer Statt größtentheils stilvolle Säulenhallen. Solcher Thore öffneten sich nach der Mainseite, wenn wir den Fluß abwärts gehen: das Obermain-, das Metzgerthor (an der Brücke), die Heilige-Geistpforte, das Fahr-, Holz-, St. Leonhard's- und Untermainthor; nach Westen das Gallus- und Taunusthor, nach Nordwesten und Norden

das Bockenheimer, Eschenheimer und Friedberger Thor, nach Osten das Allerheiligen-Thor. Nur an dem Eschenheimer Thore ragt noch der alte epheuumsponnene Thurm mit der neunfach durchlöcherten Wetterfahne, dem Wahrzeichen der Stadt. Im Jahre 1804 ließ der Fürst Primas Karl von Dalberg die Festungswerke abtragen; an ihrer Stelle umziehen schattige Baumgänge und Anlagen mit hübschen Landhäusern von Frankfurter Patriziern die Stadt.



Vor dem Römer.

Breite, neue Straßen, früher von der Diplomatie, jetzt von der Geldaristokratie bewohnt, umgeben die Stadt noch innerhalb der Anlagen; so im Süden die Schöne Aussicht, vom Obermainthor bis zur Brücke, und der Mainkai, im Westen die Neue Mainzerstraße, außerhalb die Untermain-, Gallus- und Taunusanlagen; im Nordwesten die Hoch- und Bleichstraße, außerhalb die Bockenheimer und Eschenheimer Anlagen; im Nordosten die Seilerstraße und die Friedberger Anlagen, im Osten die Lange Straße und die Obermainanlagen. Breite, auf beiden Seiten mit Baumreihen, stattlichen Landhäusern und Vorgärten besetzte Landstraßen führen aus den ehemaligen Thoren nach allen Richtungen hinaus ins Freie oder nach den neuen geselligen Vereinigungsorten in der Nähe, wie nach dem prachtvollen Palmengarten an der Bockenheimer Landstraße oder nach dem Zoologischen Garten vor der Ostseite der Stadt, nahe dem Hanauer Bahnhof, auf der ehemaligen Pfingstweide, wo die „armen

verbleichten Waisenkinder" die Theilnahme des jungen Goethe erregten, und wo man noch vor Kurzem preußische Rekruten den Gleichschritt üben sah.

Der alte Stadttheil zwischen dem Mainufer und der Zeil, der ehedem ganz Frankfurt ausmachte und den wir mit dem jungen Goethe durch- und umwandert haben, hat auch jetzt noch in seinen engen, krummen, finsteren Gassen und Gäßchen vielfach den alten Charakter behalten. Dagegen bildet die Stadtgegend, die sich unmittelbar an diesen alten Kern anlegt, mit der Zeil, dem Roßmarkt und der von ihm ausgehenden Gallus- und Kaiserstraße den Uebergang vom Mittelalter zur modernen Zeit.

Der Mangel an architektonischen und monumentalen Zierden, den Goethe noch empfand, ist seitdem reichlich ausgefüllt worden. Jene burgartigen Räume und ummauerten Klosterbezirke, die „Festungen in der Festung" und „kleinen Städte in der Stadt", wie Goethe sie nannte, sind durch große moderne Gebäude verdrängt worden, und in den neuen Privatbauten zeigt sich mehr Geschmack und Stil, selbst bei denjenigen, die nur dem Nutzen dienen sollen; so in dem neuen Hotel, dem „Frankfurter Hof", auf dem Platze, wo die neu angelegte Kaiser- und Friedensstraße, die Kirchner- und Bethmannstraße einlaufen. Zu den großartigsten Bauten der Gegenwart, die noch im Entstehen begriffen sind, gehört die neue Börse in dem nordwestlichen Stadttheil unweit des Theaterplatzes und das Opernhaus vor dem Bockenheimer Thore.

Prächtige Denkmäler schmücken die meisten freien Plätze der Stadt, und der Altmeister Goethe würde jetzt verwundert vor seinem eigenen Standbilde stehen, das sich — nach Schwanthaler's Modell in Erz gegossen und 1844 errichtet — auf dem Goetheplatz vor dem alten Theater erhebt. Und nicht weit davon, auf dem Schillerplatz, in welchen die Zeil ausläuft, steht das Standbild seines großen Geistesgenossen, nach Dielmann's Modell in Erz gegossen und 1864 errichtet. Inmitten des größten freien Platzes in Frankfurt, des Roßmarkts, welcher unmittelbar an den Goetheplatz angrenzt, sehen wir das Gutenberg-Denkmal; auf dem hohen Sockel stehen die Erfinder der Buchdruckerkunst, Gutenberg, Fust und Schöffer. Am Sockel oben sind die Medaillonbildnisse von vierzehn Männern angebracht, welche die junge Kunst zuerst angewandt und weiter ausgebildet haben. Die vier Mittelfelder des Sockels füllen die allegorischen Figuren und Wappen der Städte, in denen die Kunst zuerst geblüht: Mainz, Straßburg, Venedig und Frankfurt; unter diesen befinden sich die Wappen der Gutenberg, Fust und Schöffer und auf dem vierten Felde das Datum der Errichtung. An den vier Hauptecken des Sockels sitzen auf niedrigeren Postamenten vier allegorische Gestalten, welche die Hauptrichtungen geistiger Thätigkeit, wie sie durch den Buchdruck gefördert wurden, darstellen, nämlich die Theologie, Poesie, Naturwissenschaft und Industrie. Die vier vorderen Flächen der niedrigeren Postamente sind mit den Köpfen eines Stiers, Elefanten, einer Löwin und eines Lamas geschmückt, welche die Welttheile Europa, Asien, Afrika und Amerika bezeichnen sollen, über die sich die Kunst von ihren Mutterstädten aus verbreitete, und welche zugleich als Wasserausläufer dienen. Die drei Hauptfiguren der Brunnengruppe sind auf galvanoplastischem Wege in Kupfer hergestellt, die übrigen allegorischen Figuren

von Zinkguß mit galvanoplastischem Kupferüberzuge. Der Entwurf des ganzen Kunstwerkes rührt von Eduard von der Launitz her.

In den Anlagen oder in der Nähe sind Brustbilder in Erz von Frankfurter Bürgern aufgestellt, die sich um ihre Vaterstadt verdient gemacht haben, — wie Joh. Christ. Senckenberg (geb. 28. Febr. 1707, † im Nov. 1772), der Gründer der nach ihm benannten Stiftung mit medizinischem Institut, Anatomie u. s. w. und des Bürger-Hospitals, und Simon Moritz Bethmann (geb. 31. Okt. 1768, † 28. Dez. 1826), der Kunstgönner und Gründer des Museums mit Dannecker's Ariadne; auch das Bildniß von Ludwig Börne (eigentlich Lion Baruch, geb. 18. Mai 1786, † 12. Febr. 1837), dessen literarische Bedeutung weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinausreicht.

Wir erwähnen hier noch des Hessendenkmals vor dem Friedberger Thore, welches König Friedrich Wilhelm II. von Preußen den am 2. Dezember 1792 beim Sturm auf das von den Franzosen unter Custine besetzte Frankfurt gefallenen Hessen errichten ließ, eines Würfels mit Helm, Schwert und Widderkopf und mit den Namen der Gebliebenen, und endlich des Sieges- und Friedensdenkmals aus neuester Zeit auf dem Peterskirchhofe mit den Namen der 47 im Kriege von 1870/71 gefallenen Frankfurter. Der junge Krieger, der, nach Westen blickend, bereit ist, das Schwert aus der Scheide zu ziehen, deutet an, daß auch Frankfurts Jugend nicht zögert, das Schwert zu ergreifen, wenn dem Vaterlande Gefahr droht, und der geflügelte Genius, der sich herabneigt, um dem Sterbenden den Lorberkranz aufs Haupt zu setzen, während er in der Linken einen Palmzweig hält, weist darauf hin, wie ruhmvoll der Tod fürs Vaterland und wie ein ehrenvoller Friede des Kampfes höchster Preis ist. Das Denkmal wurde 1878 am 10. Mai, dem Jahrestage des Frankfurter Friedens (1871), enthüllt. Möge es denn auch das Denkmal eines dauerhaften und segensreichen Friedens sein! —

Wenden wir uns von den Steinen und Mauern zu den Menschen, die innerhalb derselben hausten und hausen, von dem todten zu dem lebendigen Frankfurt, und suchen wir auch hier dem Entwicklungsgange zu folgen, welchen das letztere in Wissenschaft und Kunst und in seinen gewerblichen Beziehungen seit den Tagen des jungen Goethe genommen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die Personen schildern, die im Hause der lebhaften und gemüthvollen Frau Rath ein- und ausgingen, die Maler, mit denen der vielseitig gebildete, etwas förmliche Rath Umgang pflegte und denen er manches werthvolle Stück in seiner Gemäldesammlung verdankte; wir können hier nur flüchtig diejenigen Kreise berühren, in denen der junge Goethe sich damals bewegte, und diese beschränkten sich auf das Haus und die Schule. Die letztere wurde ihm sowol durch die Ungezogenheiten vieler seiner Mitschüler, die den Familien der niederen Stände angehörten, als durch die Behandlungsweise seiner Lehrer bald verleidet. „Unsere Lehrer" — sagt Goethe — „behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen, gegen die wir uns um so mehr verhärteten, als Widersetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs Höchste verpönt waren."

Das Frankfurter Schulwesen lag freilich noch, sogar im Vergleich mit denjenigen vieler kleinen protestantischen Staaten, gar sehr im Trüben.

Ein Rathsbeschluß von 1739 hatte die Zahl der Privatschulen auf 24 beschränkt. Das Recht, eine Schule zu halten, wurde durch Erbschaft, Kauf oder besondere Erlaubniß des Raths erworben; immer aber war eine Prüfung die nothwendige Vorbedingung zur Uebung dieses Rechtes. Wenn ein Schulmeister starb, so ging das Schulrecht auf seine Wittwe über, welche mit einem geprüften Gehülfen die Schule fortführen konnte. Es war dies also wie bei anderen Zünften. Es konnten Hypotheken auf das Schulrecht aufgenommen werden, und wenn es wegen moralischer Untüchtigkeit des Besitzers nicht geübt werden durfte, so konnte es verkauft werden. Zum Verkehr mit der den Schullehrern vorgesetzten Behörde, dem lutherischen Konsistorium, wählten sie jährlich zwei Vertreter, hatten ihre Zunftlade und auch eine Wittwenkasse. Um 1755 bestanden 21 Schulen mit 1547 Schülern, welche sehr ungleich vertheilt waren, so daß eine 145, fünf über 100, zwei dagegen weniger als 25 Schüler zählten. An Schulgeld wurden je nach den Verhältnissen der Eltern und den Lehrgegenständen, an welchen die Kinder theilnahmen, 2 bis 6 Gulden jährlich bezahlt, außerdem im Winter 20 Kreuzer Holzgeld. Man rechnete bei 100 Knaben auf 300 Gulden Einnahme. Der angehende Schulmeister wurde in Gegenwart des Konsistoriums von einem Pfarrer und den beiden Vorstehern der Schullehrer im Buchstabiren, Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion geprüft. Als Schullokale dienten oft Hinterhäuser enger Nebengassen, wo eine Schulstube von 400 Quadratfuß 200 Kinder 6 Stunden täglich beherbergte. Die Kinder saßen, nach den Geschlechtern und dann nach dem Alter in je zwei, zusammen also in vier Abtheilungen gesondert, in demselben Raume. Oft unterrichtete die Frau Lehrerin die jüngsten Kinder im Buchstabiren.

In anschaulicher Weise erzählt Goethe den Vorfall, weshalb er dem gemeinsamen Unterricht wieder entzogen wurde. Der Vater übernahm wieder die Leitung seiner Ausbildung und ließ ihm durch tüchtige Lehrer Privatstunden, besonders in den Sprachen, ertheilen.

Goethe hatte kaum sein siebentes Jahr zurückgelegt, als jener Krieg ausbrach, der auch auf die nächsten sieben Jahre seines Lebens großen Einfluß haben sollte. Die freie Reichsstadt war in ein österreichisches und ein preußisches Lager getheilt und die Parteiungen im Gemeinwesen übertrugen sich bis in die Goethe'sche Familie. „Mein Großvater" (der Schultheiß Textor), erzählt Goethe, „der als Schöffe von Frankfurt über Franz I. den Krönungshimmel getragen und von der Kaiserin eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf österreichischer Seite. Mein Vater, von Karl VII. zum kaiserlichen Rath ernannt und an dem Schicksale dieses unglücklichen Monarchen gemüthlich theilnehmend, neigte sich mit der kleineren Familienhälfte gegen Preußen ..... Und so war ich denn auch Preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten .... Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde demungeachtet

in großer Gemüthsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieses war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten auf einander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrich's, sein Name, sein Ruhm in Kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde bitterer, und die Verschiedenheit der Ansichten, welche selbst Familien zerspaltete, trug nicht wenig dazu bei, die ohnehin schon auf mancherlei Weise von einander getrennten Bürger noch mehr zu isoliren. Denn in einer Stadt wie Frankfurt, wo drei Religionen die Einwohner in drei ungleiche Massen theilen, wo nur wenige Männer, selbst von der herrschenden, zum Regiment gelangen können, muß es gar manchen Wohlhabenden und Unterrichteten geben, der sich auf sich zurückzieht und durch Studien und Liebhabereien sich eine eigene und abgeschlossene Existenz bildet. Von solchen wird gegenwärtig und auch künftig die Rede sein müssen, wenn man sich die Eigenarten eines Frankfurter Bürgers aus jener Zeit vergegenwärtigen soll ....“

Aber nicht Zuschauerin allein blieb die Reichsstadt während des Krieges. Nachdem auf dem Reichstage zu Regensburg die Reichsacht über Friedrich ausgesprochen war, mußte auch Frankfurt als Reichsstand seinen Antheil zur Reichsexekutionsarmee stellen und am Kriege theilnehmen. Die Reichsstadt unterhielt damals eine Artilleriecompagnie zu 61 Köpfen und zehn Compagnien Fußvolk zu etwa 80 Köpfen auf dem Friedensfuß. Die Eintheilung dieser zehn Compagnien war diese, daß drei derselben als Stabscompagnien, deren Chefs der Oberst, Oberstleutnant und Major waren, die ständige Garnison der Stadt bildeten, während sieben sogenannte Kreiscompagnien im Kriegsfalle mit den Nassau-Weilburgischen Truppen ein Regiment der Oberrheinischen Kreistruppen bildeten. Am 7. Juni 1757 zogen diese sieben Kreiscompagnien zum Allerheiligenthor hinaus aufs Fischerfeld und schlugen dort ihr Lager auf, um noch andere Kreisvölker abzuwarten, mit welchen sie nach vier Wochen zur Reichsarmee abgingen.

Auch Frankreich nahm infolge des Versailler Vertrages als Bundesgenosse Oesterreichs am Kriege Theil, und der Kaiser hatte sich an alle Kreise mit der Bitte gewandt, den französischen Truppen Durchzug zu gewähren. Während die mächtigeren Fürsten des Reichs nach ihrem Gutdünken für Oesterreich oder Preußen kämpften, hätten die weniger mächtigen Reichsstände sich am liebsten jeder Theilnahme am Kriege ganz entzogen. Wenn die Freien Städte auch den Bundesgenossen des Kaisers nicht den Durchzug verweigern konnten, so versagten sie doch den fremden Truppen die Quartiere und jeden längeren Aufenthalt in ihren Mauern. Nach dem Gange, welchen im Feldzuge von 1758 die Kriegsereignisse genommen, waren den Franzosen für den folgenden Winter die Quartiere in der Wetterau angewiesen, und dazu ward ihnen der Besitz von Frankfurt unentbehrlich. Zu diesem konnten sie jedoch erst durch den Ueberfall vom 2. Januar 1759 gelangen, den Goethe so lebhaft schildert: „Die Durchmärsche der Franzosen war man zwar gewohnt, und sie ereigneten sich öfters und häufig, aber doch am häufigsten in den letzten Tagen

des vergangenen Jahres. Nach alter reichsstädtischer Sitte posaunte der Thürmer des Hauptthurms, so oft Truppen heranrückten, und an diesem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung seien. Wirklich zogen sie auch in größeren Massen an diesem Tage durch die Stadt; man lief, sie vorbeipassiren zu sehen. Sonst war man gewohnt, daß sie nur in kleinen Partien durchmarschirten; diese aber vergrößerten sich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am 2. Januar, nachdem eine Kolonne durch Sachsenhausen über die Brücke durch die Fahrgasse bis an die Konstablerwache gelangt war, machte sie Halt, überwältigte das kleine sie durchführende Kommando, nahm Besitz von gedachter Wache, zog die Zeil hinunter, und nach einem geringen Widerstand mußte sich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Dort verharrten und bivuakirten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen gesorgt wäre . . . ."

Welche Rolle die französische Einquartierung, der sanfte und liebenswürdige Graf von Thorane, zugleich Kunstfreund und Kenner, in Goethe's Jugendgeschichte spielte, ist uns aus Goethe's eigener Erzählung und aus Gutzkow's „Königslieutenant" bekannt. Die Franzosen hatten sich alsbald in der deutschen Reichsstadt ein französisches Theater eingerichtet. Der Schauplatz war der Konzertsaal im Junghof, welcher 1859 abgerissen wurde, um einem zu ähnlichen Zwecken bestimmten, großartigen Neubau, dem „neuen Saalbau", Platz zu machen. Der Theaterzettel war in beiden Sprachen verfaßt; in der Eingangsformel hatte die französische Militärbehörde den Vorrang vor der deutschen Civilgewalt: „Par permission de Monseigneur le Maréchal Duc de Broglie et de Messieurs les Magistrats de la ville libre de Francfort" 2c. Der junge Goethe erhielt von seinem Großvater, dem Schultheißen, ein Freibillet und machte bald Bekanntschaft mit einem zum Theater gehörigen Altersgenossen, der ihn auch hinter die Coulissen führte. Hier empfing er Eindrücke, welche später in seinem „Wilhelm Meister" dichterische Gestalt gewannen. Aber auch schon jetzt ging er zur Produktion über, er schrieb ein französisches Drama, das sein junger Freund nicht nur von Sprachfehlern säuberte, sondern auch ohne sein Wissen umdichtete, um es dann zu seinem Erstaunen und Erschrecken zugleich wirklich auf die Bühne zu bringen. —

Die Einquartierung blieb noch längere Zeit in Frankfurt und die Wogen des Krieges schlugen bis an die Wälle der alten Reichsstadt. Am 13. April 1759 wurden die Frankfurter Bürger durch den Kanonendonner der Schlacht bei Bergen, $1^1/_2$ Stunde von Frankfurt, geschreckt. In seinem Unmuth über das Mißlingen des Angriffs des Herzogs von Braunschweig auf die französischen Stellungen ließ sich der Rath Goethe zu Aeußerungen gegen seinen Gast fortreißen, infolge deren dieser ihm Arrest ankündigen ließ. Die Ausführung wurde zwar verhütet, indessen blieb das Verhältniß zwischen der Goethe'schen Familie und ihrem Gast seitdem getrübt.

Das Jahr nach dem Friedensschluß brachte dem jungen Goethe die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches, Augenzeuge einer Kaiserkrönung in seiner

Vaterstadt — es war diejenige Kaiser Joseph's II. (3. April 1764) — zu sein, und die Nachwirkung der Eindrücke, die der Knabe hier, an dem Eingange des großen Römersaals neugierig auf das Gepränge schauend, empfing, ist noch in seinem „Götz" zu erkennen.

Im Jahre 1765 verließ der sechzehnjährige Goethe seine Vaterstadt Frankfurt, um in Leipzig seine Studien aufzunehmen. Ein Theil seiner Jugendzeit lag abgeschlossen hinter ihm.

Wir wenden uns derjenigen Seite des Frankfurter Lebens zu, welcher die Stadt zum großen Theil ihre Bedeutung zu danken hatte; es ist der Handel und die großen Messen, für welche Frankfurt durch seine oben geschilderte Lage der geeignetste Platz in Deutschland war, so daß man es „das Kaufhaus der Deutschen" und „das Haupt aller Jahrmärkte auf Erden" nannte. Die Messe mag ungefähr so alt sein wie der St. Bartholomäus-Dom, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft sich schon früh Kramläden und Buden anfügten. Urkundlich erwähnt wird die erste Herbstmesse im Jahre 1240; die Ostermesse wurde im Jahre 1330 von Ludwig dem Bayern eingeführt. König Franz I. von Frankreich nannte Frankfurt die erste Handelsstadt der Welt, und Heinrich Stephanus sagt: „Soviel Fische im Meere, soviel Vögel auf den Bäumen, soviel Sterne am Himmel, soviel Waaren giebt's in Frankfurt." In den dem Dom benachbarten Straßen war dann ein solches Gedränge, Fahren und Tragen, daß man kaum hindurchzudringen vermochte, und vor beiden Häuserreihen hingen die „Nasen", d. i. die Verkaufsschilder, bis in die Mitte der engen Gassen hinaus. Auf dem Roßmarkte waren die Sehenswürdigkeiten ausgestellt, besonders die großen Thiersammlungen waren beliebt.

Im Mittelalter gingen dem feierlichen Einläuten der Messe manche wunderlichen Förmlichkeiten voraus. Wegen der Unsicherheit der Straßen wurden die Waarenzüge der Meßbesucher von Bewaffneten geleitet. Die Fürsten der angrenzenden Gebiete — Mainz, Pfalz, Hessen, Würzburg, Brandenburg-Onolzbach (Ansbach) u. a. — hatten dieses Recht überkommen und genossen dafür einträgliche Zölle von den Kaufleuten. Es war genau bestimmt, bis wohin z. B. die Nürnberger von Brandenburg-Ansbach geleitet würden und wo das Geleit an Würzburg, dann an Mainz übergeben wurde. Diese Uebergabe geschah unter gewissen Förmlichkeiten. Nicht selten erhoben sich über das Ceremoniel langdauernde Streitigkeiten, die auch in Thätlichkeiten übergingen. An der Grenze des Frankfurter Stadtgebiets, ebenfalls an genau bestimmten Stellen, übernahmen unter Beachtung gewisser Formen Frankfurter Bewaffnete das Geleit. Nach der Uebergabe wurden die früheren Geleitsmänner von den Frankfurtern bewirthet. Mit dem Abend erfolgte der Einzug in die Stadt, „da denn mancher bürgerliche Reiter weder sein Pferd noch sich selbst auf dem Pferde zu halten vermochte."

„Ganz zuletzt und mit sinkender Nacht" — erzählt Goethe — „langte der auf gleiche Weise geleitete Nürnberger Postwagen an, und man trug sich mit der Rede, es müsse jederzeit dem Herkommen gemäß eine alte Frau darin sitzen; weshalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geschrei auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen sitzenden

Passagiere keineswegs mehr unterscheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in diesem Augenblicke durch das Brückenthor herein dem Wagen nachstürzte; deswegen auch die nächsten Häuser von den Zuschauern am meisten gesucht wurden."

Noch eine andere seltsame Ceremonie schildert Goethe in höchst anziehender Weise, bei welcher er seinen Großvater, den Schultheißen, in einer sehr bedeutsamen Rolle sah. Die Städte Nürnberg, Worms und Bamberg hatten für die Frankfurter Messe von Alters her Zollfreiheit. Der Kaiser ertheilte diese Freiheit, die aber von Jahr zu Jahr erneuert werden mußte. Dies geschah durch symbolische Gaben, welche dem Schultheißen vor Eintritt der Bartholomäi-Messe gebracht wurden, und zwar des Anstands wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht saß. Die Ueberreichung fand auf dem sogenannten „Pfeifergericht" statt.

„Den Tag vor Mariae Geburt ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Kaisersaale in einem umschränkten Raume, saßen erhöht die Schöffen und eine Stufe höher der Schultheiß in ihrer Mitte; die von den Parteien bevollmächtigten Prokuratoren unten zur rechten Seite. Der Aktuarius fängt an, die auf diesen Tag gesparten wichtigen Urtheile laut vorzulesen; die Prokuratoren bitten um Abschrift, appelliren, oder was sie sonst zu thun nöthig halten.

„Auf einmal meldet eine wunderliche Musik gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es sind drei Pfeifer, deren einer eine alte Schalmei, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Hoboe bläst. Sie tragen blaue mit Gold verbrämte Mäntel, auf den Aermeln die Noten befestigt und haben das Haupt bedeckt. So waren sie aus ihrem Gasthause, die Gesandten und ihre Begleitung hinterdrein, Punkt Zehn ausgezogen, von Einheimischen und Fremden angestaunt, und so treten sie in den Saal.

Die Gerichtsverhandlungen halten bei dem Erscheinen dieses Zuges inne, Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgesandte tritt hinein und stellt sich dem Schultheißen gegenüber. Die symbolischen Gaben, welche auf das Genaueste nach dem Herkommen gefordert wurden, bestanden gewöhnlich in solchen Waaren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handeln pflegte. Der Pfeffer galt gleichsam für alle Waaren, und so brachte auch hier der Abgesandte einen schön gedrechselten hölzernen Pokal mit Pfeffer angefüllt. Ueber demselben lagen ein Paar Handschuhe, wundersam geschlitzt, mit Seide besteppt und bequastet als Zeichen einer gestatteten und angenommenen Vergünstigung, dessen sich auch wol der Kaiser selbst in gewissen Fällen bediente. Daneben sah man ein weißes Stäbchen, welches vormals bei gesetzlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, den sie immer wieder einlöste, so daß derselbe viele Jahre ein Zeuge dieser Ceremonien gewesen.

„Nachdem der Gesandte seine Anrede gehalten, das Geschenk abgegeben, von dem Schultheißen die Versicherung fortdauernder Begünstigung empfangen, so entfernte er sich aus dem geschlossenen Kreise, die Pfeifer bliesen, der

Zug ging ab wie er gekommen war, das Gericht verfolgte seine Geschäfte, bis der zweite und endlich der dritte Gesandte eingeführt wurden: denn sie kamen erst einige Zeit nach einander, theils damit das Vergnügen des Publikums länger dauere, theils auch, weil es immer dieselben alterthümlichen Virtuosen waren, welche Nürnberg für sich und seine Mitstädte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte." —

Diese alten Bräuche verschwanden mit der Zeit. Geleite und Pfeifergericht wurden im Jahre 1802 zum letzten Male gehalten. Noch etwas später, bis zum Ende der fürstlichen Zeit, hießen die berittenen Bürgersoldaten „Geleitsreiter", sie hatten aber Niemand mehr zu geleiten. Nur eine Erinnerung an jene Zeit ist noch geblieben: am ersten Meßmittwoch, dem ehemaligen „Geleitstage", betrachtet es die Frankfurter Jugend für ihr Recht, „Geleitsbrezeln", d. i. ein Gebäck von bestimmter Form, zu erhalten. Ueber die Bedeutung dieses Gebäcks weiß sie aber kaum noch Auskunft zu geben, und selbst in der Frankfurter Aussprache: „Kleitsprezele" oder gar, wie in Sachsenhausen: „Klaatsprezele", ist der Ursprung des Wortes nicht mehr zu erkennen.



Goethe's Geburtshaus.

Eine Meßüberlieferung aus neuerer Zeit hat sich dagegen bewährt. Ein Offenbacher Fabrikant, mit Vornamen Nikolaus genannt, erlaubte seinen Arbeitern jedes Mal, am letzten Montag der Meßzeit nach Frankfurt zu gehen und dort ihre Einkäufe zu machen. Dies fand auch bei Anderen Nachahmung und wurde mit der Zeit zu einem Rechte. Nun strömen an dem sogenannten „Nikelchestage" Scharen von Arbeitern und Landleuten in die Stadt und treiben nebenbei auch wol manchen Unfug; der Nikelchestag von 1873 (21. April) ist den Frankfurtern durch den Sturm auf die Bierwirthschaften in trübem Andenken geblieben.

Auch die Bedeutung der Messen an sich hat abgenommen. Nachdem gegen Ende des Mittelalters auch in Braunschweig, Frankfurt an der Oder und Leipzig Messen eingerichtet waren, wurden viele Besucher von Frankfurt abgezogen. Die Böhmen, Polen und die ungarischen Roßhändler gingen nach Leipzig. Auch der in Frankfurt ehemals sehr bedeutende Buchhandel ging, als unter dem fanatischen Rudolf II. (1572—1612) auf Betrieb der Jesuiten eine strenge Censur für die in Frankfurt feilgebotenen Bücher eingeführt wurde, auf Leipzig über. Andere Gründe von allgemeiner Natur wirkten zusammen, um die Bedeutung der Messen überhaupt, nicht der Frankfurter allein, zu verringern.

Im Mittelalter schien es schon wegen der Unsicherheit der Straßen gerathen, daß mehrere Kaufleute zusammen mit ihren großen Waarenzügen unter gemeinschaftlicher Bedeckung reisten; so erschien im Jahre 1374 allein aus Nürnberg eine Karawane von 250 Wagen. Es mußte sich also der große Handelsbetrieb auf bestimmte Zeiten des Jahres beschränken. Briefe wurden durch besondere Boten, später durch die langsame Reichspost befördert. Jetzt hat jedes größere Handelshaus seine eigenen Reisenden, die, zu welcher Zeit des Jahres es auch sei, Bestellungen übermitteln. Durch Briefe, Depeschen und Eisenbahnsendungen wird der kaufmännische Verkehr und Waarenbezug mit den entferntesten Gegenden zu jeder Zeit auf das Schnellste vermittelt. So läßt sich wol bei den gänzlich veränderten Verkehrsmitteln sagen: Die Zeit der Messen ist — für Mitteleuropa wenigstens — vorüber, sie leben nur fort, weil es so hergebracht ist, und es ist eine im natürlichen Lauf der Dinge begründete Klage, die wir seit einer Reihe von Jahren nach jeder Messe hören: „Noch keine Messe war so schlecht wie diese." Am wenigsten gilt dies von Leipzig, wo immer noch Perser, Armenier und andere Orientalen die Messen besuchen und durch die Zusammenkunft der Verlagsbuchhändler noch ein bedeutendes Moment hinzutritt. In Frankfurt wurde im Jahre 1850 die Dauer der Messen von vier auf drei Wochen beschränkt, sie wird in Zukunft wol noch mehr beschränkt werden.

Dem thätigen Handelsgeiste, der sich auf den Messen kundgiebt, hat die Stadt Frankfurt ihren Reichthum und jene wohlhabende Klasse der Gesellschaft zu danken, die auf Kapital und Revenuen ebenso stolz ist wie die Geburtsaristokratie auf Adel und Titel. Mag nun diese Frankfurter Geldaristokratie auch nicht Jedermann zu Gefallen leben und mag ihr Besitz bei Manchen, die es ihnen nicht nachthun können, ein dem Neide ähnliches Gefühl erregen, so muß man doch zugeben, daß ihr Reichthum Frankfurt jedenfalls nicht geschadet hat. Wir haben schon vorhin die Namen einiger reichen Frankfurter Bürger genannt, welche durch ihre wohlthätigen Stiftungen oder durch die Pflege, welche sie der Kunst und Wissenschaft widmeten, sich unter ihren Mitbürgern ein gesegnetes Andenken gegründet haben. Zu diesen gehört vor Allen der Arzt Johann Christian Senckenberg (geb. 1707, † 1772), von dessen Eigenthümlichkeiten uns Goethe die nachfolgende charakteristische Schilderung giebt:

„Er war ein Mann von großer Rechtschaffenheit, der aber wenig und nur in vornehmen Häusern praktizirte, behielt bis in sein höchstes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußere. Er war immer sehr nett gekleidet, und man sah ihn nie anders auf der Straße als in Schuhen und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperrücke, den Hut unterm Arm. Er ging schnell, doch mit einem seltsamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald auf dieser, bald auf jener Seite der Straße sich befand und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel sagten: er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgeschiedenen Seelen aus dem Wege zu gehen, die ihn in gerader Linie wol verfolgen möchten, und ahme Diejenigen nach, die sich vor einem Krokodil fürchten. Doch aller dieser Scherz und manche lustige Nachrede verwandelte sich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er seine ansehnliche Wohnung mit Hof, Garten und

allem Zubehör auf der Eschenheimer Gasse zu einer medizinischen Stiftung widmete, wo neben der Anlage eines blos für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, eine ansehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Direktor auf eine Weise eingerichtet ward, deren keine Akademie sich hätte schämen dürfen."

Diese Stiftung, gegründet im Jahre 1763, besteht noch; es werden botanische und anatomische Vorlesungen gehalten, besonders werthvoll für Lehrer, die dadurch ihr auf dem Seminar erlerntes Wissen erweitern können, aber sie wird auch von Personen anderer Berufsarten fleißig besucht. Im Jahre 1817 nun traten sechzehn Freunde der Naturgeschichte zusammen und gründeten eine naturforschende Gesellschaft, welcher sie den Namen der Senckenbergischen gaben. Von der Bürgerschaft lebhaft unterstützt, war die junge Gesellschaft bald im Stande, ein eigenes Haus für das Museum zu erbauen, welches im Jahre 1821 dem Publikum geöffnet ward. Bedeutend bereichert wurde die Sammlung durch den jetzt noch im hohen Alter thätigen Frankfurter Eduard Rüppell, einen ehemaligen Kaufmann. Er war dreimal in Afrika, gelangte bis nach Abessinien und legte durch die von seinen Reisen mitgebrachten Merkwürdigkeiten den Grund zu der Größe der Senckenbergischen Sammlung. Frankfurter, die sich in fernen Ländern aufhalten, wetteifern, die Sammlung zu vermehren. Und nicht nur gesammelt wird; es finden auch Vorlesungen über Zoologie, Mineralogie und Geologie statt. Die Mittel dazu giebt ein von dem in Mailand verstorbenen Frankfurter Mylius gestiftetes Vermächtniß. In wissenschaftlichen Sitzungen werden die auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gemachten Entdeckungen einem größeren Kreise näher gebracht. Es werden werthvolle Abhandlungen herausgegeben und zeitweise Preise für die bedeutendsten Arbeiten auf bestimmten Gebieten der Naturwissenschaft ausgesetzt. In neuester Zeit wurde auf Anregung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft eine Rüppellstiftung gegründet, deren Aufgabe es ist, Gelehrte in ferne Gegenden zu senden, um dort zu forschen und zu sammeln. Bis jetzt sind drei solcher Reisen ausgeführt worden: nach den Canarischen Inseln, nach Lappland und Neufundland. So reges wissenschaftliches Treiben ist aus der Stiftung eines einzigen Bürgers hervorgegangen.

Auch in anderen Vereinen findet dieser wissenschaftliche Trieb Nahrung und Befriedigung, so im „Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung", im „physikalischen Verein", dem „Verein für Geographie und Statistik", dem „Verein für Geschichte und Alterthumskunde" u. s. w.

Zur Belebung des Kunstsinnes trägt besonders die Stiftung des Kaufmanns Johann Friedrich Städel (geb. 1728, † 1816) bei, welcher der Stadt seine bedeutende Gemäldesammlung und sein übriges Vermögen mit der Bestimmung vermachte, Künstler und Bauhandwerker im Zeichnen unterrichten zu lassen und durch Stipendien zu unterstützen. Im Jahre 1817 wurde die Sammlung dem Publikum geöffnet. Ihre Vermehrung hinderte damals noch ein Rechtsstreit der Stadt mit Städel's Seitenverwandten. Nach der Beendigung desselben (1827) wurde ein neues Haus erbaut und noch manches werthvolle Gemälde erworben. Auch die mit der Anstalt verbundene Kunstschule

hat ihre Ziele höher gesteckt. An ihr wirkten unter anderen Meistern der Maler Philipp Veit, der Kupferstecher Schäffer und noch jetzt wirkt hier der Maler Eduard Steinle. Bereits ist das alte Haus zu klein geworden, auf der linken Mainseite entsteht ein neues, welches die Sammlung und Kunstschule in Zukunft aufnehmen wird.

Die städtische Gemäldesammlung, welche einige werthvolle Stücke enthält, wird nun im neuen Archivgebäude dem Publikum leichter zugänglich gemacht sein, als sie es jetzt in den Räumen des Saalhofs ist.

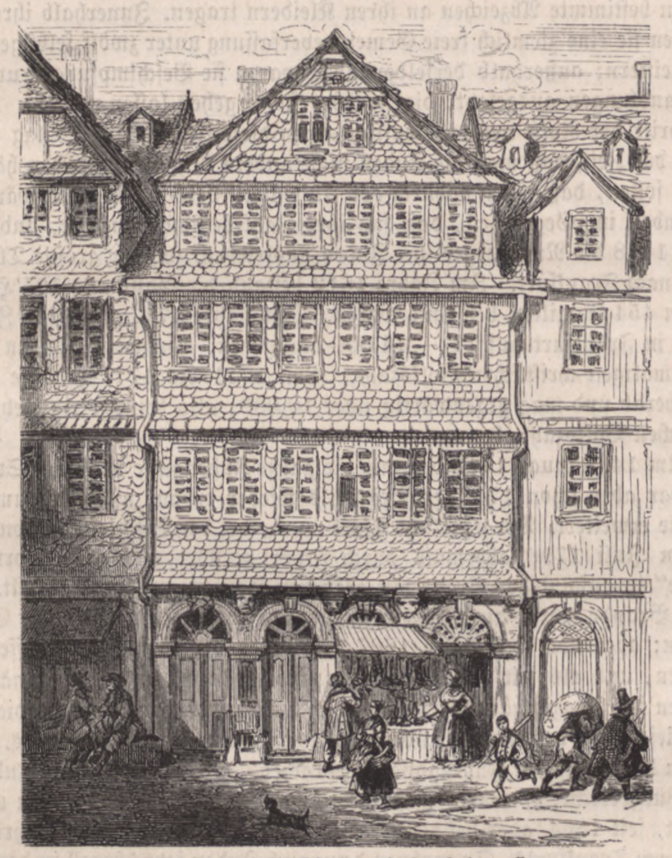
Der im Jahre 1829 gegründete Kunstverein stellt die neuen Gemälde für das Publikum aus.

Zu den lebhaftesten Förderern künstlerischer Bestrebungen gehörte ferner der reiche Bankier Simon Moritz von Bethmann (geb. 1768, † 1826), zugleich ein Wohlthäter der Armen. Das Bethmann-Museum, welches er bald nach Beendigung der Freiheitskriege erbaute, mit den besten Gipsabgüssen der in Paris befindlichen Werke antiker Bildwerke füllte und dem Publikum zugänglich machte, enthält eins der berühmtesten Kunstwerke aus neuerer Zeit, die Ariadne von Dannecker. Auch nach anderer Richtung hat sich Bethmann um seine Vaterstadt verdient gemacht. Hier sei nur ein Zug von ihm erzählt. Im Juli 1800 wurde Frankfurt wieder einmal von den Franzosen besetzt. Der General Souham legte der Stadt eine Kontribution von 800,000 Livres auf und verbot bis zur erfolgten Zahlung jede Ausfuhr von Waaren mittels Frachtfuhrwerk. Dadurch entstand eine empfindliche Stockung des Handels. Alle Vorstellungen der städtischen Behörden blieben vergeblich. Da lud Bethmann den General zu einer Jagd ein, schenkte ihm ein schönes Reitpferd und erwirkte von ihm die Erlaubniß, daß am 31. Juli eine Stunde lang beladene Wagen zu den Thoren hinausfahren durften. Etwa zweihundert Frachtfuhrleute machten Gebrauch davon.

Eine große Anzahl von Dichtern, Gelehrten und Künstlern, welche Frankfurt hervorgebracht oder doch eine Zeit lang genährt hat, wie Klinger, Börne, Clemens Brentano und seine Schwester Bettina von Arnim; Buttmann, J. G. Schlosser, Fr. Böhmer, Savigny, Feuerbach, die Maler Merian, Roes, Schütz, Morgenstern u. A., können wir hier nur dem Namen nach anführen. Das Gesagte wird genügen, um zu zeigen, daß hier, an dem größten Geldplatze Deutschlands, auch Wissenschaften und Künste eine Stätte und Pflege finden. Wir werden weiter unten noch einen Blick auf die gegenwärtige Physiognomie Frankfurts werfen, nachdem wir die verschiedenen politischen Wandlungen besprochen haben werden, bei denen die alte Reichsstadt während der letztvergangenen Jahrzehnte theils Zeugin war, theils selbst eine — wenn auch nur passive — Rolle spielte. Für jetzt widmen wir noch einem halbvergessenen Winkel der Stadt und einem seiner berühmtesten Männer — berühmt freilich nach einer ganz andern Richtung als die soeben genannten — unsere Aufmerksamkeit.

Amschel Rothschild und die Judengasse. Maier Amschel Rothschild hieß der Mann, dem der kecke Ausspruch zugeschrieben wird: „Wenn ich nicht will, dürfen die Könige keinen Krieg führen", und in der That beherrschte das Haus

Rothschild eine Zeit lang den Geldmarkt von Europa in der Weise, daß man ihm auch einen politischen Einfluß zuerkennen mußte. Suchen wir die Wiege dieses mächtigen Potentaten, so gerathen wir in eine düstere Gasse Frankfurts, die freilich früher noch viel düsterer war. Sie lag an der nordöstlichen Grenze der Altstadt, durch Mauern von der übrigen Stadt abgeschlossen und mit drei Thoren bewahrt. Sie war etwa fünf bis sechs Schritte breit, dicht mit Holzhäusern besetzt und hatte wenig Luft und Licht.



Das alte Rothschild'sche Haus in der Judengasse.

„Zitternd ging ich als Knabe", erzählt Weber, „an der Hand meines Oheims durch die Höhle, in welcher das Volk Israel eingesperrt war. Schon von Weitem trat ein zurückschreckender Duft entgegen und das Innere glich einem Bienenschwarm, nur daß es nicht nach Honig, sondern nach Zwiebeln und Knoblauch roch. Die Giebel der schwarzen Häuser neigten sich gegen einander; in einer Baracke wohnten oft Hundert." Diese enge Gasse war den Juden Frankfurts durch eine Bestimmung Kaiser Friedrich's III. (1462) angewiesen worden; nur in ihr durften sie wohnen. Die Thore wurden Nachts,

Sonntags und an christlichen sowie jüdischen Feiertagen geschlossen, ebenso bei Kaiserkrönungen und anderen großen Festlichkeiten. Kein Jude durfte da außerhalb der Thore betroffen werden. Auch an anderen Tagen war den Juden das Betreten gewisser Straßen und Plätze untersagt; so durften sie sich nicht in der Stadtallee, dem jetzigen Goetheplatz, sehen lassen, dem einzigen im damaligen ummauerten Frankfurt zu Erholungsgängen geeigneten Platze. Sie waren auch im Handel beschränkt, mit manchen Abgaben belastet und mußten bestimmte Abzeichen an ihren Kleidern tragen. Innerhalb ihrer Gasse genossen sie eine ziemlich freie Gemeindeverfassung unter zwölf selbstgewählten Baumeistern; außerhalb derselben aber waren sie Beschimpfungen und sogar Mißhandlungen ausgesetzt, die sie über sich ergehen lassen mußten. Vergeblich schritt der Rath wiederholentlich gegen diese Unsitte ein; es lag eben im Geiste der Zeit, daß man die Juden nicht anders behandelte. Man hätte nun denken sollen, daß ihnen dadurch der Aufenthalt verleidet worden wäre; aber wir finden im Gegentheil, daß sich ihre Zahl beständig mehrte, und als im Jahre 1498 die Nürnberger ihre Juden austrieben, zog der größte Theil derselben nach Frankfurt. Im Jahre 1612 bestand die Gasse aus 195 Häusern, die von 454 Familien bewohnt waren. Im Jahre 1711 wird die Zahl der Juden in Frankfurt auf 11- — 14,000 angegeben, also mehr als ein Drittel der damaligen christlichen Volkszahl. Von 1711 bis 1777 sank sie bis auf 6600 herab und mag gegenwärtig über 10,000, also beinahe ein Zehntel der christlichen Volkszahl, betragen.

Am 14. Januar 1711 brannte die ganze Judengasse nebst der Synagoge ab, war aber schon 1713 größtentheils wieder erbaut und auch um einige Schritte erweitert. Der nördliche Theil wurde bei der Beschießung von Frankfurt im Juli 1796 abermals durch Feuer zerstört und als „Bornheimer Straße“ in anständiger Breite mit größeren Häusern wiederhergestellt. Nach diesem Brande wurde auch einzelnen Juden erlaubt, außerhalb ihrer Gasse zu wohnen; aber noch im Jahre 1807 war ihnen der Besuch der Kaffeehäuser verboten, und als seit 1806 die Wälle und Gräben der Stadt allmählich in Anlagen für Spaziergänger umgewandelt wurden, durften Anfangs die Juden auch diese nicht betreten. In der fürstlichen Zeit wurde dies anders. 1808 wurden die Thore der Judengasse abgebrochen. 1811 erhielten die Juden das volle Bürgerrecht; es wurde ihnen allerdings später wieder entzogen oder beschränkt, seit 1864 aber besitzen sie es in demselben Maße wie die christlichen Bewohner Frankfurts. So wohnen denn auch Juden jetzt überall in der rechtsmainischen Stadt zerstreut und bilden ein bedeutendes Element der Frankfurter Bevölkerung. Ihre Häuser gehören zu den schönsten der Stadt.

Aus der Judengasse stammt nun die Familie Rothschild. In einem Hause, das den Namen „Zum rothen Schilde“ führte, wurde (1743) Maier Amschel als Sohn des Händlers Amschel Moses Rothschild geboren. Als Knabe mußte er im Auftrage seines Vaters mit einem Geldsäckchen zu den Bankiers gehen, um kleine Münze gegen grobes Geld umzuwechseln. Da mag es ihm wol manchmal begegnet sein, daß er von übermüthigen Christenjungen mit dem Zuruf: „Judd mach' Mores“ angehalten wurde, stehen blieb und

demüthig sein Käppchen abzog. Zum Rabbiner bestimmt, verlebte er einen Theil seiner Jugendzeit in Fürth, um jüdische Theologie zu studiren; doch blieb er nicht bei diesem Vorsatze. Wir finden ihn dann als Gehülfen im jüdischen Bankhause Oppenheim zu Hannover. Dort erwarb er sich das volle Vertrauen seines Herrn und wurde mit dem nachherigen General von Estorff bekannt, einem großen Grundbesitzer, für welchen er mancherlei Geldgeschäfte zu vermitteln hatte. Diese Bekanntschaft sollte für ihn folgenreich werden. Gegen das Jahr 1770 kehrte Rothschild nach Frankfurt zurück; er gründete ein selbständiges Geschäft, handelte mit mancherlei Gegenständen, unter Anderem mit alten Münzen, deren Kenntniß er sich schon früh angeeignet hatte, mit altem Silber und Gold, war Geldwechsler und Makler und wurde allmählich Bankier. Er verheirathete sich (1770) mit Gutle Schnapper, die ihm fünf Söhne und ebenso viel Töchter gebar. Um das Jahr 1780 kaufte und bezog er das mit Nr. 148 bezeichnete Haus „Zum grünen Schilde“ auf der andern Seite der Judengasse. Es steht noch heute, ist aber unbewohnt und geht wie seine Nachbarn dem Verfall entgegen, während das wirkliche Haus Rothschild sich zu immer größerem Reichthum entfaltete.

Bereits im Jahre 1798 gründete Maier Amschel neben seinem Frankfurter Handlungshause ein zweites in London, dem der talentvollste seiner Söhne, Nathan, vorstand. Um das Jahr 1801 suchte der Landgraf (spätere Kurfürst) Wilhelm IX. von Hessen-Kassel einen Hofagenten. Der ihm nahestehende General von Estorff rieth ihm zu dem Frankfurter Juden Rothschild. Der Landgraf ließ diesen kommen. Er saß gerade mit Estorff bei einer Schachpartie, als Rothschild eintrat. In das Spiel, das für ihn nicht zum Besten stand, vertieft, beachtete er eine Zeit lang den hinter ihm stehenden Juden nicht. Endlich blickte er sich um, sah diesen und fragte: „Versteht Er auch das Schachspiel?“ — „Ich versteh's doch, Durchlaucht“, war die Antwort, und daran reihte sich die Bitte, Rath ertheilen zu dürfen. Sie ward gewährt und der Landgraf gewann das Spiel. Später unterhielt sich der Fürst allein mit Rothschild und sagte nach dieser Unterredung zu Estorff: „Sie haben mir da keinen dummen Mann empfohlen.“

Der Kurfürst mußte infolge der Ereignisse des Jahres 1806 aus seinem Lande flüchten. Da vertraute er dem Hofagenten den größten Theil seines Vermögens an, und dieser hielt die Millionen in Weinfässern in seinem Keller geborgen. Die Franzosen bekamen nichts davon zu genießen.

Bereits seit 1802 machte Rothschild Anleihegeschäfte mit Dänemark. Im Jahre 1808 übernahm er die Geldlieferungen an das in Spanien gegen die Franzosen kämpfende Heer. Er hatte dafür eine bedeutende Kaution zu leisten. Die Mittel dazu gewährten ihm mit Bewilligung des Kurfürsten dessen in der englischen Bank angelegte Gelder.

Maier Amschel starb, 69 Jahre alt, am 19. September 1812 in Frankfurt. Vor seinem Tode ermahnte er noch seine Söhne, stets in brüderlicher Eintracht zu leben und zu handeln. Seine Wittwe überlebte ihn lange; sie starb, fast 96 Jahre alt (1849), in demselben kleinen Hause, das sie fast siebzig Jahre lang bewohnt hatte. Das Anerbieten ihrer Söhne, ihr ein anderes

Haus einzurichten, lehnte sie beharrlich ab; sie glaubte, das Glück werde von ihrer Familie weichen, wenn sie, sich überhebend, die Hütte verlassen wolle, in welcher der Grund zu demselben gelegt ward.

Es gab nun fünf Rothschild'sche Handlungshäuser unter den fünf Söhnen: Amschel (Anselm) in Frankfurt, Salomon in Wien, Nathan in London, Karl in Neapel, Jakob (James) in Paris. Die Söhne sind dem letzten Rathe des Vaters gefolgt und halten unter einander so einträchtiglich zusammen, daß es fast berechtigt erscheint, wenn man auch jetzt noch von „dem Rothschild" wie von einem Manne sprach, während ihrer fünf den Namen führten. Sie haben sich später in noch viel mehr Aeste und Zweige gespalten; dennoch ist es ihnen gelungen, sich durch eine Reihe von Kredit- und Finanzoperationen zu einer Geldmacht emporzuschwingen, welche dem Hause Rothschild noch heutzutage eine politische Wichtigkeit giebt. Sie haben den Freiherrntitel erhalten, sind aber bei ihrem Geschäfte und bei der jüdischen Religion geblieben. Sehr bedeutend sind die von der Familie Rothschild gegründeten oder unterstützten Wohlthätigkeitsanstalten, und nicht alle sind nur für ihre Glaubensgenossen bestimmt. Ihr Beispiel hat bei anderen reichen Juden — Königswarter, Höchberg, Flersheim — Nachahmung gefunden.

Auf dem jüdischen Friedhof in Frankfurt sieht man die Gräber der Rothschild. Am meisten fällt das Grab des im Jahre 1855 verstorbenen Frankfurter Amschel Rothschild auf, das mit einem Denkmal von karrarischem Marmor von Schmitt von der Launitz geschmückt ist; es zeigt als Inschrift den Wahlspruch des Hauses: „Concordia, integritas, industria". Daneben liegt das Grab des Neapolitaners Karl († 1855), seiner Gattin und seines gleichfalls in Neapel verstorbenen Sohnes, dann das des Wieners, Anselm Salomon († in Döbling bei Wien 1874). So sind die Leichen mehrerer auswärts verstorbener Familienglieder nach Frankfurt gebracht worden. Die Rothschild betrachten eben Frankfurt als ihren Stammort und ehren ihn als solchen. Auch die zeitweise stattfindenden Familienberathungen werden in Frankfurt gehalten. Eine deutsch-patriotische Gesinnung haben jedoch die Rothschild in der Fremde nicht bewahrt. Namentlich zeigte sich der Pariser, Edmund von Rothschild, Sohn Jakob's, den Deutschen während des letzten Krieges wenig freundlich gesinnt.

Die Kaiserwahl in Frankfurt. Die alte Reichsstadt Frankfurt wird dem Deutschen als die Kurstadt seiner Kaiser immerdar ehrwürdig bleiben. Sie hatte diese Bestimmung durch die Goldene Bulle Kaiser Karl's IV. (1356) erhalten, wogegen die feierliche Krönung nach wie vor in Aachen stattfinden sollte und nur in Ausnahmefällen an der Wahlstadt selbst erfolgte. Seit dem 18. Jahrhundert ging indessen auch der letztere Vorzug auf die Mainstadt über.

Von den Vorgängen bei der Wahl und Krönung Kaiser Joseph's II. (3. April 1764) hat uns Goethe in dem fünften Buche von „Wahrheit und Dichtung" eine lebendige Schilderung hinterlassen, welche den meisten unserer Leser bekannt sein wird. Wir greifen noch etwas weiter zurück, indem wir für unsere Schilderung das Diarium der Wahl und Krönung Karl's VI. vom Jahre 1711 zu Grunde legen.

Nach dem im April dieses Jahres erfolgten frühen Tode Kaiser Joseph's I., der eine so bedeutsame Wendung in dem noch währenden Spanischen Erbfolgekriege zur Folge hatte, schrieb der Kurfürst von Mainz die Wahl für den 20. August nach Frankfurt aus. Vor der Eröffnung der Wahlversammlung hatten Rath und Bürgerschaft von Frankfurt den Sicherheitseid zu leisten, d. h. sich zu verbürgen, daß sie die Kurfürsten, die Gesandten und deren Gefolge mit „treuem Fleiß und ernstlicher Sorgnuß“ beschirmen und behüten wollten. Nun aber hatten die Kurfürsten und Gesandten mehr Leute, als nach der goldenen Bulle verstattet war (nämlich fünfzig Gewaffnete), mitgebracht. Dies führte zu Verhandlungen und Protestationen. Es wurden im Gefolge der Fürsten manche Personen aufgeführt, die ziemlich unnöthig schienen, z. B. bei Mainz ein Hofstahl- und Glasschneider, bei Trier ein Kapaunenstopfer, bei Pfalz zwei Hühnermeister, in des später ankommenden Kaisers Gefolge ein Geflügelsmeyer und eine Mundwäscherin sammt ihrem Mann. Außerdem nahmen die Fürsten auch — gegen die Vorschrift der goldenen Bulle — andere Personen, die nicht zu ihrer Dienerschaft gehörten, in ihre „Protektion“, Pfalz sogar einige Juden (Hertz Jacob, Jud von Mannheim mit seiner Familie, und Salomon, Jud von Mannheim), seine Hoflieferanten. Für alle diese Personen sollte Unterkunft geschafft werden. Die Besatzung mußte vermehrt werden; Prinz Eugen lieh dazu drei Compagnien von Landau. Es mußte gesorgt werden, daß keine Unberechtigten zur Stadt hereinkamen; dazu wurden Rathsglieder an die einzelnen Thore geschickt. Am 16. Juli erschien eine Rathsverordnung, daß binnen acht Tagen — bei Leibesstrafe — alle Bettler und herrenloses Gesindel „ihren Stab von hinnen weiters fortsetzen“, auch andere Fremde „ihr Glück weiter suchen“ sollten. Das „Tobacktrinken“ wurde als feuergefährlich verboten. Eine Taxordnung wurde festgestellt; danach sollten z. B. für die aus drei Fleischgerichten bestehende trockene Mahlzeit dreißig, für eines Dieners Fleischmahlzeit sammt einer Maß Bier zwölf Kreuzer, für eine beste Stube mit Kammer nebst wohlbereitetem Bett wöchentlich drei und einen halben Gulden gezahlt werden. Dann hatte der Rath den Herrschaften Besuche zu machen und Geschenke (Rheinwein, dabei auch wol Hafer) zu geben. Ja, er hatte viel Last; doch mögen auch seine Glieder von dem Gefühle gehoben worden sein, daß bei dieser Gelegenheit ihre Stadt, wie Goethe sagt, als „ein kleiner Souverän“ erschien.

Bereits im Juli kamen Gesandte an. Von den Kurfürsten erschienen persönlich nur Mainz, Trier und Pfalz. Böhmen, Brandenburg und Sachsen ließen sich durch Gesandte vertreten. Bayern und Köln waren, weil sie sich im Kriege auf Frankreichs Seite geschlagen, in die Acht erklärt und befanden sich außer Landes. Sie protestirten gegen eine in ihrer Abwesenheit zu vollziehende Wahl, es wurde aber darauf keine Rücksicht genommen.

Besonders prächtig war am 7. August der Einzug des Kurfürsten von Mainz. In hundert Nummern führt das Diarium sein Gefolge an. Nach dem Eintreffen der Kurfürsten und ihrer Gesandten fanden die Besuche und Gegenbesuche statt, und dabei wurden immer neue Kleidung, immer andere Kutscher und Pferde vorgeführt.

Am 25. August wurde die erste Sitzung der Wahlberechtigten gehalten; jeder derselben fuhr mit großem Gefolge an den Römer. Von Seiten der Stadt waren dabei vierundzwanzig Mann mit Springstöcken befehligt, die nach dem Römerberg führenden Straßen freizuhalten. Vor der Wahl fanden siebenundzwanzig Sitzungen statt, nicht um über die Wahl selbst zu rathschlagen, — darüber waren Alle einig: den Bruder des verstorbenen Kaisers, Karl (VI.), damals, wenigstens dem Namen nach, König von Spanien, zu wählen; — aber es galt, sich über Förmlichkeiten zu verständigen, z. B. wie es bei Besuchen zu halten sei; durch wen die Einladungen geschehen, wer die Geladenen empfangen solle; was für Diener die Stühle zu rücken hätten. Das waren damals sehr wichtige Dinge. Ja, das war eine andere Wahl als die Konrad's II. (1025) auf der Rheinebene bei Oppenheim, wie sie uns Uhland in seinem „Herzog Ernst" beschreibt.

Doch gab es außer den Förmlichkeiten noch ernstere Dinge zu besprechen, vor allen die sogenannte Wahlkapitulation, die dem Kaiser zum Schwur vorgelegt wurde und durch welche jeder Reichsstand seine Gerechtsame zu wahren und sein Ansehen zu mehren suchte.

Am 2. Oktober wurde vom Rathe und den Offizieren im Kaisersaale durch Handgelöbniß an den Kurfürsten von Mainz der Sicherheitseid geleistet, „und giengen darauff wiederumb in tieffesten Reverences rückwärts". Die auf dem Römerberge quartierweise versammelte Bürgerschaft „in Mänteln und ohne Degen" sagte die ihr vom Mainzischen Vizekanzler vorgesprochenen Worte des Eides nach.

Als Wahltag wurde der 12. Oktober bestimmt. Vor diesem ging der Reichserbmarschall Graf Pappenheim zu dem päpstlichen Nuntius und anderen vornehmen Fremden, die sich in der Stadt aufhielten und stellte ihnen „glimpflich" vor, daß sie sich nach den Bestimmungen der goldenen Bulle am Tage vor der Wahl aus hiesiger Stadt zu verfügen hätten. Andern Fremden wurde durch Rathsbeschluß geboten, sich am 11. Oktober „bei Sonnenschein" aus der Stadt zu begeben. Am Abend vor dem Wahltage wurden sämmtliche Thore geschlossen; die Juden wurden in ihre Gasse gesperrt.

Am Wahltage hatten die Frankfurter viel zu sehen; am Römerberg waren „alle Fenster und Tächer besetzet und gesteckt voll". Die Fürsten und Gesandten fuhren mit großem Gepränge an den Römer, von da ritten sie, die Kurfürsten im „Chur-Habit", an den Dom. Mit peinlicher Genauigkeit beschreibt das Diarium Kleidung, Pferde und deren Geschirr. Bei Pfalz wird bemerkt: „Der Hut war gleich dem Rock etwas alt und abgeschlissen, angesehen derselbe schon von Herrn Pfaltz-Grafen Chur-Fürsten Friderico II., so Anno 1556 verstorben, und dessen Chur-Successoren getragen worden ist."

In der Kirche verweilten die Herren etwa von zwölf bis vier Uhr. Auch hier vertraten weitläufige Ceremonien die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung. Die Kirchthüren öffneten sich; ein Mainzer Domdechant verkündete dem harrenden Volke draußen das Ergebniß. Nun vieltausendstimmiges Vivat, Glockengeläute, Kanonendonner; die wieder geöffneten Thore der Stadt ließen die zahlreich zuströmende Menge herein.

Der Prinz von Pfalz-Sulzbach wurde an den Neugewählten abgeschickt. Dieser war am 26. September unter dem Schutze englischer und holländischer Schiffe von Barcelona abgereist und über Genua am 13. Oktober in Mailand angelangt. Es war beschlossen worden, die Krönung „wegen des noch währenden importanten Kriegs nicht in der nach der Güldenen Bull bestimmten Wahl-Stadt Aachen", sondern in Frankfurt abzuhalten, „jedoch jedermänniglichen ohne Nachtheil". Die Gesandten der eigentlichen Krönungsstadt Aachen kamen an und brachten die dort bewahrten Reichskleinodien — das Schwert Karl's des Großen, ein Evangelienbuch, ein Reliquienkästchen — mit; sie verwahrten, wie jedesmal, wenn die Krönung anderswo stattfand, feierlich die Rechte ihrer Stadt und erhielten die Zusicherung, aus „sonderbaren bewegenden Ursachen" sei Frankfurt gewählt worden, es sei aber dabei nicht gemeint gewesen, „dardurch denen von Aachen an ihrem alten löblichen Gebrauch und Herkommen ichtwas zu entziehen und zu benehmen". Damit mußten sie sich zufrieden geben. Uebrigens hatten sie noch zwei andere Protestationen in den Taschen. Die eine war gegen Nürnberg gerichtet. Nürnberger Gesandte hatten andere, in ihrer Stadt aufgehobene Kleinodien, u. a. die Krone, gebracht. Die Aachener behaupteten, die Bewahrung derselben stehe ihnen zu, und die Nürnberger antworteten nicht darauf. Endlich protestirte Aachen wegen der Stadt Köln, deren Gesandter „wieder austrückliche Verordnung der Güldenen Bull und das uhralte Herkommen" eingeladen worden sei. Die gute Stadt Aachen mußte sich damit beruhigen, daß ihren Abgeordneten bei Tisch der Vorsitz vor den Kölnern gesichert wurde.

Am 19. Dezember hielt von Hanau her der Kaiser seinen feierlichen Einzug. Die Fürsten und Gesandten sowie die Frankfurter Rathsmitglieder empfingen ihn an den Niederhöfen, etwa eine halbe Stunde vor der Stadt, natürlich auch wieder mit vielen Förmlichkeiten, der Magistrat mit dreimaliger „allertieffester Knie-Biegung".

In der Stadt fuhr der Kaiser zunächst nach dem Dom, dann in seine Wohnung, das Haus „zum Braunfels". Am folgenden Tage hatten Abgeordnete des Magistrats Audienz bei ihm und verehrten ihm dabei etwas Silberzeug und einen Beutel mit 500 Doppeldukaten. An demselben Tage wurde der Ochse, der den zweifelhaften Vorzug haben sollte, g a n z gebraten zu werden, geschmückt in der Stadt mit Trommeln und Pfeifen herumgeführt. Fast vor jedem Hause auf dem Römerberge wurden Gerüste aufgeschlagen für Zuschauer am Krönungstage.

Dieser Tag war der 22. Dezember. Da wurden wieder die Thore verschlossen gehalten, und auch die Juden mußten wieder in ihrer Gasse bleiben. Die Reichskleinodien wurden in sechsspännigen Wagen in die Kirche gebracht. Die anwesenden weltlichen Kurfürsten versammelten sich nun in der Kurkleidung, die Gesandten in spanischer Tracht, auf dem Römer und begaben sich um 9 Uhr Morgens von da paarweise zur Abholung des Kaisers nach seiner Wohnung im Braunfels. Bei der Prozession ritten sie mit unbedecktem Haupte vor dem Kaiser her, unmittelbar vor ihm der Reichserbtruchseß mit dem Reichsapfel, vor diesem der Reichserbkämmerer mit dem Scepter, links der Reichs-

erbschatzmeister mit der Krone, dann einzeln der Reichserbschenk und der Reichserbmarschall mit dem entblößten Schwerte des heiligen Moritz. Nun folgte der König zu Pferde im Hausornat unter einem von zehn Rathsherren getragenen Baldachin. Ihm zur Seite schritten mehrere Herren des Hofstaats; es folgten die Leibgarden in weißseidenen Strümpfen, dann eine Bürgercompagnie mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen; das Gefolge des Kaisers und der weltlichen Kurfürsten schlossen den Zug.

Bei dem äußeren Kreuzgange des Domes, wo die Schweizergarde paradirte, stieg der Kaiser vom Pferde; der Kurfürst von Mainz überreichte ihm, von den anderen geistlichen Kurfürsten umgeben, das Weihwasser und er betrat den Dom. Nach einigen Gebeten führten Köln und Trier den Kaiser zum Altar, wo ihn der Kurfürst von Mainz im bischöflichen Ornat erwartete, um die Krönung zu vollziehen. Der Kaiser kniete nieder, der Kurfürst sprach Gebete über ihn, dann stand er wieder auf und nahm in seinem Betstuhle Platz. Nachdem nun der Kurfürst von Mainz den Meßornat angelegt, begab sich der Gewählte, des Hausornates entkleidet, wieder zum Altar und kniete nieder; die geistlichen Kurfürsten beteten über ihn. Nach geendeter Litanei fragte ihn Mainz in lateinischer Sprache, ob er dem katholischen Glauben treu bleiben und ihn durch Werke bekräftigen wolle, ob er Schützer der Kirche und ihrer Diener sein, ob er gerecht regieren und das Reich schützen, ob er die Rechte der Reichsglieder erhalten, die ungerecht zerstreuten Güter wieder sammeln und zum Nutzen des Reichs verwenden, ob er gerechter Richter der Armen und Reichen, der Wittwen und Waisen und deren Vertheidiger sein, ob er dem Papste und der Römischen Kirche die schuldige Ehrerbietung erweisen wolle. Auf jeden dieser Punkte antwortete der Kaiser: Volo, stieg dann die Stufen des Altars hinan und beschwor sein Versprechen auf das Evangelienbuch. Hierauf wandte sich der Kurfürst von Mainz an die Anwesenden und fragte sie, ob sie diesen Fürsten annehmen, sein Reich befestigen und seinen Befehlen gehorchen wollten, und alles Volk antwortete: Fiat! fiat! fiat! Nach abermaligem Gebet des Kurfürsten von Mainz über den Kaiser erhob sich dieser, stieg wieder zum Altar hinan und ward des Oberkleides entledigt. Das Unterkleid hatte an den Stellen, wo der Kaiser gesalbt werden sollte, Oeffnungen; der Kurfürst ließ sich nieder und salbte den Kaiser auf Scheitel, Brust, Nacken zwischen den Schultern, auf den rechten Arm, in das Gelenk des rechten Armes und in die flache Hand. Bei jeder Salbung sprach er: „Ich salbe Dich zum König im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Zwei Weihbischöfe trockneten dem Kaiser das Salböl mit Baumwolle und Roggenbrot ab, der brandenburgische Gesandte band ihm mit Hülfe der Hofämter die offenen Stellen des Kleides wieder zu und Trier und Köln geleiteten ihn in das Konklave, wo ihm das kaiserliche Ornat angelegt wurde. In die Kirche zurückgekehrt, empfing er aus den Händen der Kurfürsten von Trier und Köln das entblößte Schwert Karl's des Großen, gab es dem Gesandten des Kurfürsten von Sachsen als Erzmarschall, der es in die Scheide stieß und ihn mit Hülfe der übrigen Kurfürsten damit umgürtete. Der Rektor des Chors und Propst des Domstifts überreichte ihm nun die zum kaiserlichen Ornat gehörigen Handschuhe.

Der Kaiser zog sie an, steckte den Ring an die Hand, nahm das Scepter in die Rechte, den Reichsapfel in die Linke. Sachsen zog das Schwert Karl's des Großen aus der Scheide und gab es dem Erbmarschall, der dafür das Schwert des heiligen Moritz, das er bisher geführt, auf den Tisch neben dem Altar legte. Der Reichserbkämmerer legte darauf mit Hülfe der Nürnberger Deputirten dem Kaiser den Mantel an und der Reichserbschatzmeister brachte die Krone herbei, welche die drei geistlichen Kurfürsten dem knieenden Gesalbten aufs Haupt setzten.



Der weinspendende Brunnen auf dem Römerplatze. Nach einem alten Bilde.

Der Kurfürst von Mainz sprach wieder ein Gebet und der Kaiser erstieg, von allen Kurfürsten begleitet, die Stufen des Altars, um nochmals in lateinischer und deutscher Sprache sein Gelübde zu wiederholen. Hierauf wurden die Reichsinsignien wieder den Reichsämtern übergeben und der Kaiser von den Kurfürsten zum Betstuhl geführt. Das Hochamt ward fortgesetzt und der Kaiser empfing ohne Krone das Abendmahl. Er bestieg dann mit der Krone

den kaiserlichen Thron und empfing die Glückwünsche der Kurfürsten durch den Kurfürsten von Mainz, worauf dieser am Hochaltar das Tedeum anstimmte, das von Glockengeläute und Kanonendonner begleitet ward. Die geistlichen Kurfürsten legten nun ihre Kurkleider wieder an, der Kaiser aber blieb auf dem Throne sitzen und empfing nochmals das Schwert, um damit die neuen Ritter zu schlagen. Es waren einunddreißig an der Zahl. Vor allen hatten seit Kaiser Friedrich I. die Dalberg Ansprüche auf den Ritterschlag, und wenn unter den neuen Rittern diese Familie nicht vertreten war, so erging laut durch die Kirche der Ruf des kaiserlichen Herold: „Ist kein Dalberg da?“ — Nach Beendigung dieser Ceremonien, um 1 Uhr, schritt der Kaiser, die Krone auf dem Haupte und mit den kaiserlichen Gewändern angethan, zu Fuß, auch wieder unter dem Baldachin, über die indessen gelegten, mit gelb-schwarz-weißem Tuche bedeckten Breter in den Römer.

Und nun ist es nicht zu verwundern, daß er sich zunächst in seine „Retirade“, ein Zimmer des Römers, führen ließ, um sich ein wenig auszuruhen. Dann wurde er in den Kaisersaal geführt und sah von einem Fenster aus zu, wie von den Erz- und Erbämtern die vorgeschriebenen Förmlichkeiten vollzogen wurden. Graf Pappenheim ritt an einen aufgeschütteten Haufen Hafer und holte etwas von diesem für des Kaisers Pferd; der Kurfürst von Sachsen oder dessen Gesandter nahm ein Stück des gebratenen Ochsen und brachte es auf des Kaisers Tisch. Diesen Ochsen und die Hütte wollte man, „zu Verhütung besorglichen Unglücks“, nicht preisgeben, aber das Volk drang hinzu, „hat die Küche und den Ochsen eins mit dem andern zerrissen, und Fleisch und Bretter davon geschleppt, und die gantze Küche abgebrochen.“

Nun hätte zunächst der brandenburgische Gesandte kommen sollen; da aber sein Pferd noch nicht zur Hand war, so ließ er es unter Verwahrung, daß dadurch kein Präjudiz hervorgehe, geschehen, daß zuerst der braunschweigische Gesandte sein Amt verrichtete. Dieser warf goldene und silberne Münzen unter die Menge aus, „worbey ein unbeschreibliches ringen und rauffen entstanden.“ Hierauf holte der Brandenburger in silbernen Gefäßen Handwasser für den Kaiser. Endlich ließ man aus einem eigens zugerichteten, von einem gekrönten Adler überragten Brunnen rothen und weißen Wein springen. Mit dem Adler ging es wie mit dem Ochsen und der Hütte. „Jedennoch ist kein einiges Unglück daraus entstanden, sondern nachgehends alles wieder gestillet und in Ruhe gesetzet worden.“

Der Kaiser, von Fürsten und Grafen bedient, speiste an einem Tische allein, ebenso jeder der drei anwesenden Kurfürsten. Die Tische der übrigen Kurfürsten waren mit verdeckten Schüsseln besetzt, „ist aber niemand da gesessen“; auch die Fürstentafel in der Mitte des Saales blieb leer. Die Wahlbotschafter speisten bei ihrem sächsischen Amtsgenossen. Im Rathszimmer aßen an einem kreisrunden Tische nebst mehreren Frankfurter Rathsgliedern die Abgeordneten von Nürnberg, Aachen und Köln.

Gegen acht Uhr fuhr der Kaiser, wieder die Krone auf dem Haupte, in seine Wohnung, „womit sich dann dieser hochansehnliche Actus zu allerseits höchster Freud und Vergnügen geendiget.“

Noch an demselben Abend nahmen die Nürnberger die betreffenden Kleinodien wieder in Empfang.

An den folgenden Tagen kamen Besuche und Gegenbesuche der Fürsten, wobei bemerkt wird: „So offt Ihro Kays. Maj. einem Chur-Fürsten die Revisite gegeben, oder von demselben tractiret worden, haben Sie Ihren eigenen Sessel, so in Trauer bekleidet gewesen, dahin bringen lassen." Dann folgten die Neujahrswünsche und am 3. Januar ein Dank- und Freudenfest. Am 9. Januar nahm der Kaiser die feierliche Huldigung des Raths und der Bürgerschaft an. Am 11. Januar verließ er, unter Glockengeläute und Kanonendonner und mit großem Ehrengeleit, die Stadt, um über Aschaffenburg nach Wien zu reisen. Auch die Fürsten und Gesandten reisten allmählich ab, und Frankfurt legte nun, nach sechsmonatlicher Aufregung und Befriedigung der Neugier, wieder seine gewöhnliche Tracht an.

Frankfurt hat im ganzen zehn solcher Krönungen gesehen; die erste war die von Maximilian II. (1562). Sie wurde nicht in Aachen gehalten, „weilen diese Reiß in so harten winterlichen Zeit (Ende Nov.) auf Aach fast beschwerlich". Im 18. Jahrhundert allein fanden sechs Kaiserkrönungen in Frankfurt statt; 1711: Karl VI., 1742: Karl VII., 1745: Franz I., 1764: Joseph II., 1790: Leopold II., 1792: Franz II., unter welchem im Jahre 1806 die Auflösung des Reiches erfolgte.

Bundespalais und Paulskirche. Die geschichtlichen Ueberlieferungen hatten der Reichsstadt Frankfurt eine Bedeutung gegeben, die sie auch noch in neuerer Zeit als Mittelpunkt des deutschen Gemeinlebens erscheinen ließ. Die nationale Bewegung, welche, von der Errichtung des deutschen Bundes ihren Ausgang nehmend, sich durch ein halbes Jahrhundert zog, knüpfte vielfach an Frankfurt an. Vor allen sind es zwei Gebäude, welche die Erinnerung an diese Periode bewahren; das ehemalige Palais des Reichspostmeisters Fürsten von Thurn und Taxis (erbaut 1730), welches von 1816 bis 1866 mit kurzer Unterbrechung der Sitz der Bundesversammlung war und daher auch Bundespalais genannt wurde, und die Paulskirche, ein nicht sehr kunstvolles Bauwerk aus neuerer Zeit (erbaut 1796 bis 1833), ein Rundbau mit Kuppeldach — nach Clemens Brentano einer Pastete nebst Champagnerflasche zu vergleichen —, in welchem 1848 bis 1849 das erste deutsche Parlament tagte. Merkwürdiger Gegensatz! Dort das langsame Hinsterben einer halb polizeilichen, halb bureaukratischen Staatseinrichtung, welche das deutsche Volk nach den Freiheitskriegen für die gehoffte Reichsverfassung nach des Volkes ureigenstem Geist entschädigen sollte; hier das stürmische Aufbrausen der noch unbändigen, über ihre Ziele unklaren jungen Volkskraft. Dort die hohe Schule der deutschen Diplomatie nach Talleyrand's System, welches darin bestand, mit vielen Worten nichts zu sagen; hier die Tribüne für kühne Volksredner, deren Worte unmittelbar im Volke zünden sollten und in diesem oft eine revolutionäre Wirkung hervorbrachten. Wir wenden uns zunächst zum Bundespalais.

Auf dem Wiener Kongresse (Sept. 1814 bis Juni 1815) war nach den Freiheitskriegen über die Neugestaltung Deutschlands beschlossen worden.

Was aus den Berathungen der dort versammelten Staatsmänner hervorging, war ein Deutscher Bund von achtunddreißig Staaten unter dem Vorsitze Oesterreichs „zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands und Unverletzlichkeit der einzelnen Bundesglieder“, ohne einheitliche Spitze und Vertretung, ohne Mitwirkung des Volkes an der Gesetzgebung, ohne die Grundbedingungen einer fortschreitenden Entwicklung. Welche Früchte ließen sich von einem Baum erwarten, der in der Krone verstümmelt war, im Herzen des Volkes nie Wurzel schlagen konnte! Der Deutsche Bund bedeutete niemals eine Macht, bald sollte er nur noch eine Hemmung des deutschen Volkslebens bedeuten. Anstatt des Reiches gab es nur ein Oesterreich, ein Preußen und eine Anzahl größerer oder kleinerer Einzelnstaaten. Die Angelegenheit des Bundes wurden in der Versammlung der Bundestagsgesandten gemeinschaftlich berathen. Der Sitz des Bundestags war Frankfurt, und hier wurde das frühere Thurn- und Taxissche Palais in der Eschenheimer Gasse für die Wohnung des Präsidialgesandten und für die Sitzungen der Bundesversammlungen eingerichtet. Frankfurt wurde durch die Wiener Bundesakte für souverän erklärt in einem Sinne, wie es dies früher nie gewesen war, und für ein selbstständiges Glied des Deutschen Bundes. Thatsächlich aber stand es gerade, weil es Sitz der Bundesversammlung war, unter strengster Aufsicht. Sobald sich unter den regierenden Häuptern der freien Stadt eine freiere Regung kundgab, beschied der österreichische Gesandte den Burgemeister zu sich, machte ihm Vorstellungen und fügte auch wol Drohungen hinzu, und die regierenden Häupter neigten sich in pflichtschuldiger Devotion.

Die Folgen dieser unvolksthümlichen Einrichtung waren Unzufriedenheit und Mißstimmung im Volke, die sich in einem feindseligen Verhalten gegen alle Maßregeln der Regierungen äußerten. Die Lenker der Staaten empfanden bald diese wachsende Opposition; sie setzten ihr Gewalt, Verbote und Bestrafungen entgegen und verliehen somit dem Staatsorganismus den Charakter eines Polizeistaats. Den Ausschreitungen der Jugend, welche sich in der Begründung der „deutschen Burschenschaft“ und den „demagogischen Umtrieben“ kundgaben, traten die Regierungen mit den sogenannten „Karlsbader Beschlüssen“ entgegen, welche eine verschärfte Censur einführten, die Universitäten unter die Aufsicht besonderer Regierungsbeamten stellten und den Beschlüssen des Bundestags unbedingte Giltigkeit für alle Regierungen beilegten. Zugleich wurden durch die Bestimmungen der „Wiener Schlußakte“ gewisse Artikel der Bundesverfassung verschärft, durch welche dem demokratischen Geiste der in den süddeutschen Staaten eingeführten Landstände Schranken gesetzt werden sollten.

Es war eine trübe Zeit in der deutschen Entwicklung, in welcher der Strom der Geschichte zu stocken schien: auf der einen Seite das Streben, jede freie Regung im Volke zu unterdrücken, auf der andern Seite eine systematische Opposition gegen alle Maßregeln der Regierung und Enthaltung von dem öffentlichen Gemeinleben. Insbesondere wurde der deutsche Bundestag dem Volke bald verhaßt, als eine Organisation, die nur den Zweck habe, die reaktionären Maßregeln der Regierungen zu überwachen.

Das deutsche Volk entschließt sich schwer zu selbständigem politischen Handeln; der Anstoß dazu kommt ihm oft vom Auslande. Einen solchen gab die Kunde von der Pariser Julirevolution 1830. Dieselbe bewirkte eine mächtige politische Erregung der Geister in Deutschland. Aber schon hatte die lange Reaktionszeit und die Trennung der Nation in so viele Staaten ohne ein gemeinsames Band die Folge, daß der Wille des Volkes nicht mehr einen klaren und bestimmten Ausdruck fand, sondern daß es nur in den einzelnen Ländern und Orten zu heftigen Ausbrüchen oder auch zu leeren Deklamationen gegen die „Tyrannei" der Fürsten, die „Servilität der Beamten" u. s. w. kam, wie bei dem „Hambacher Konstitutionsfest" (27. Mai 1832).



Eingang zum Palais des ehemaligen Bundestages in der Eschenheimer Gasse.

Um dieselbe Zeit faßte der Bundestag seine bekannten Beschlüsse (28. Juni und 5. Juli 1832) „zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe", durch welche die Abneigung gegen denselben im Volke noch vermehrt ward.

Auch Frankfurt, der Sitz des Bundestages, war der Schauplatz solcher planlosen, aber blutigen Auftritte. Die Tage der Weinlese des Jahres 1831 bildeten ein Vorspiel zu denselben. Es gab damals noch viel mehr Weinpflanzungen um Frankfurt als jetzt. An den Abenden der Erntetage wurde in hergebrachter Weise viel geschossen und Feuerwerk abgebrannt. Besonders die Jugend freute sich das ganze Jahr auf dieses Fest und sparte ihre Kreuzer, um sie dann in wenigen Stunden zu verpuffen. Es war auch hergebracht, daß an

drei bestimmten Tagen in dieser Zeit die Thore bis zum späten Abend offen blieben. Dieses Jahr aber kehrte sich der Burgemeister nicht an das Herkommen und ließ sie zu derselben Stunde wie gewöhnlich schließen. Das erbitterte die Menge; sie machte hier und da Miene, die Thore zu stürmen, und am Allerheiligenthore wurde ein Soldat der Thorwache erschossen, zwei andere schwer verwundet. Die Stadtregierung ergriff nun ernste Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung, aber auch eine, welche vielen Spott erregte. Sie bestimmte nämlich, daß Jeder, der sich nach zehn Uhr auf der Straße blicken ließe, eine Laterne mit brennendem Lichte tragen solle. Da wurden nun Laternen aller Art beschafft. An einem der nächstfolgenden Abende sah man auf der Zeil wol zehntausend wandernde Laternen. Ein lange Reihe von Wagen fuhr da im Schritt die Straße hinab, der Kutscher hatte eine Laterne, ein neben ihm sitzender Bediente desgleichen; hintenauf standen wieder ein Paar Bediente mit Laternen und zu jedem Wagenfenster leuchtete eine Hand mit einer Laterne hinaus. Diese närrische Art von Straßenbeleuchtung hatte keine weiteren Folgen, die Gemüther beruhigten sich allmählich und die obrigkeitliche Laternenverordnung wurde wieder aufgehoben.

Bedenklicher war um diese Zeit das Wiedererwachen der burschenschaftlichen Verbindungen und des Demagogenwesens auf den Universitäten, das zu dem sogenannten „Frankfurter Attentat“ vom 3. April 1833 führte. Einige junge Leute — Studenten, Literaten, politische Flüchtlinge — hatten die wahnwitzige Idee gefaßt, am Sitze der Bundesversammlung einen Aufruhr zu erregen, der sich über ganz Deutschland ausbreiten und einen gewaltsamen Umsturz aller bestehenden politischen Einrichtungen herbeiführen sollte. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr Abends brachen sie gegen die Hauptwache und Konstablerwache an den beiden Enden der Zeil vor und forderten die neugierig zusammengelaufene Menge auf, sich ihnen anzuschließen, indem sie ihnen zuriefen, es ginge in diesem Augenblicke in ganz Deutschland los; sie fanden aber weder Glauben noch Anschluß. Die Wachen wurden zwar von ihnen genommen, auch einige Soldaten getödtet; als aber die Bürgerschaft sich vollständig kühl verhielt und die versprochenen Zuzüge vom Landvolke ausblieben, wurden die Wachen nach einer halben Stunde von den anrückenden Frankfurter Soldaten wieder erobert und besetzt. Wer sich nicht durch schleunige Flucht zu retten vermochte, ward verhaftet. Die ganze Episode verlief so schnell, daß Diejenigen, welche um 10 Uhr nach dem Schluß der Vorstellung aus dem nahe bei der Hauptwache gelegenen Theater kamen, jetzt erst mit Verwundern vernahmen, was für blutige Scenen unterdessen auf der Straße gespielt hatten. Unter den Geflüchteten war auch ein junger Mann, der dreißig Jahre später seine Vaterstadt wieder besuchte, als er amerikanischer Gesandter in Spanien war, der Dr. Gustav Körner.

Daß durch solche Vorgänge die nationalen Ziele nicht gefördert wurden, liegt auf der Hand. Unter der Wirkung und Gegenwirkung von Revolution und Reaktion war eine ruhige, gesetzliche Entwicklung nicht möglich. Die Idee der nationalen Einheit schien durch die Sonderinteressen der Staaten, die Polizeimaßregeln des Bundestages zur Ueberwachung der Volksbestrebungen immer mehr in den Hintergrund gedrängt zu werden. Da kam durch die

Pariser Februarrevolution von 1848 abermals ein Anstoß von außen. Immer höher gingen die Sturmwellen auch in Deutschland. In stürmischen Bittschriften forderte das Volk von den Regierungen die Gewährung freisinniger Einrichtungen. Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Versammlungsrecht, Schwurgerichte, das waren die Hauptgegenstände der Petitionen, welche von der aufgeregten Menge meistens unter Drohungen und Gewaltakten in die Paläste getragen wurden. Diesem erneuten Ansturm schien das baufällige Bundestagsgerümpel nicht widerstehen zu können. Schon im Frühjahr 1848 (30. März) war zu Frankfurt eine Versammlung von etwa fünfhundert Mitgliedern der deutschen Ständekammern aus eigener Initiative zusammengekommen, um einer demnächst einzuberufenden Vertretung der gesammten deutschen Nation den Weg zu bahnen. Nachdem dieses sogenannte Vorparlament den Grundsatz der Volkssouveränetät ausgesprochen und die Bestimmungen für die Wahlen getroffen hatte, überließ es die weiteren Schritte und die Ueberwachung der Wahlen einem „Fünfziger-Ausschuß" aus seiner Mitte. Dieser setzte sich mit der Bundesversammlung, welche sich unterdessen durch 17 Vertrauensmänner aus dem Volke verstärkt hatte, in Verbindung, um im Einverständniß mit derselben und mit den Regierungen die Wahlen zum Parlament auszuschreiben.

Am 18. Mai trat die konstituirende Nationalversammlung oder das erste deutsche Parlament, welches aus den unbeschränkten freien Volkswahlen hervorgegangen war, in Frankfurt zusammen, um durch freie Berathungen und durch Vereinbarung mit den Regierungen die künftigen Rechtszustände und die Verfassung Deutschlands auf volksthümlicher Grundlage festzustellen. Es waren die edelsten und begabtesten Männer aus allen Gauen, die Zierden Deutschlands, die in dieser Versammlung erschienen, zum Theil solche, die bereits ihre ganze Vergangenheit, ihre besten Kräfte dem jetzt von Allen gemeinschaftlich angestrebten Ziele gewidmet, die dem Traume ihrer Jugend Achtung bewahrt hatten und ihn jetzt mit männlicher Begeisterung in das Leben zu übertragen hofften. Namen von Männern, welche bereits als Geschichtschreiber, Staatsgelehrte und Dichter, oder als freimüthige Vorkämpfer deutscher Volksrechte einen guten Klang hatten — wie Dahlmann, Droysen, Raumer, Gervinus, Welcker, Arndt, Uhland, Jakob Grimm, Heinrich von Gagern, Beckerath, Mathy, Radowitz, Fürst Lichnowsky — waren hier vertreten; neben diesen freilich auch solche, deren Wahl die aufgeregte Zeitstimmung und die unreifen, wenn nicht unreinen Bestrebungen eines Theiles der Wähler erkennen ließ, Männer der unbedingten Verneinung und des Umsturzes.

Nachdem die Abgeordneten sich im Kaisersaale des Römers versammelt hatten, zogen sie, geführt von den Mitgliedern des Frankfurter Festcomités, mit entblößten Häuptern unter Glockengeläute und Kanonendonner und dem lauten Zuruf der Menge, zwischen den Reihen der aufgestellten Frankfurter Stadtwehr durch die fahnengeschmückten Straßen in die Paulskirche. Wir betreten mit ihnen den für diese Zeit zum Parlamentssaal umgeschaffenen inneren Raum der Kirche. Ueber dem verdeckten Altar ist der Platz des Präsidenten, davor die Rednerbühne. Vor der Orgel ist ein Bild der Germania aufgestellt, auf jeder Seite von diesem ein Uhland'scher Spruch, zur Linken:

„O walle, du Opferbrand,
Hin über Land und Meer
Und schling' ein Liebesband
Um alle Völker her!"

Zur Rechten:

„Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück,
O schafft sie, o bringt sie dem Volke zurück!"

Ob dieser Spruch wol wirklich in den Herzen aller Versammelten Widerklang fand? — wir möchten es annehmen, wenigstens in diesem Augenblicke. In wie verschiedener Gestalt sie sich auch das freie, einige Deutschland dachten, das zu schaffen sie berufen waren, so glauben wir doch, daß dieses das damals Allen vorschwebende Ideal war. Aber ach, wie bald wurde dasselbe durch Parteienhader und Leidenschaft getrübt! Arme Paulskirche, was hast du Alles schon in den nächsten Wochen hören müssen! Stolze, begeisternde Freiheitsreden, auf die man wol die Goethe'schen Worte anwenden durfte:

„Denn wer leugnet es wol, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reinerem Pulse geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob!" —

Und wieder wilde, verwegene Worte, die zu Aufruhr und Bürgerkrieg reizten und an die Herwegh'sche deutsche Marseillaise erinnerten:

„Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden" u. s. w.

Ueber die erste Schwierigkeit, die Einsetzung einer provisorischen vollziehenden Gewalt, kam man auf den Vorschlag des Präsidenten von Gagern durch Uebertragung der Würde des Reichsverwesers an den volksbeliebten Erzherzog Johann von Oesterreich mit einem verantwortlichen Reichsministerium schnell hinweg. Am 11. Juli zog der Schattenkaiser in die alte Kur- und Reichsstadt ein, hielt vom Balkon des Russischen Hofes aus eine kurze Ansprache an die versammelte Menge und ließ sich am folgenden Tage von fünfzig durch das Los erwählten Abgeordneten abholen, um in bürgerlicher Kleidung sich zu Fuße nach der Paulskirche zu begeben. Hier erklärte er auf Gagern's Aufforderung, das Gesetz über die Einführung einer provisorischen Centralgewalt halten zu wollen und schloß, indem er dem Präsidenten die Hand reichte, mit den Worten: „Auf der Welt darf man nichts halb thun; hat man einen Entschluß gefaßt, so muß man sich dem ganz widmen, wozu man berufen ist, nämlich der deutschen Nation." Der Reichsverweser bezog seine Wohnung in dem jetzigen Hause des Bürgervereins und die Bundesversammlung räumte das Palais.

So schien denn überall die beste Eintracht zu walten; aber näher angesehen, lagen die Dinge doch nicht ganz so gut, als es den Anschein hatte. Der „kühne Griff" des Präsidenten erwies sich nur zu bald als ein Mißgriff. Ueber die Landesfürsten mit souveräner Gewalt, die ohnehin nur mit Widerstreben einen Theil ihrer Hoheitsrechte zum Opfer brachten, hatte man einen Fürsten

ohne Land und Heer gesetzt, um die Beschlüsse des Parlaments nöthigenfalls auch gegen die Regierungen durchzusetzen.

Auch in Preußen erzeugte die dadurch geforderte Unterordnung des hohenzollernschen Königthums unter einen habsburgischen Erzherzog eine gewisse Mißstimmung. Dieselbe steigerte sich bei den preußischen Abgeordneten im Parlament zur Entrüstung, als bei der Debatte über Ertheilung einer Amnestie an politische Verurtheilte und über die Zulassung des im badischen Wahlkreise Thiengen gewählten Freischarenführers Hecker zum Parlament der Abgeordnete Brentano sich auf der Tribüne zu den Worten vergaß: „Wollen Sie denn unsere Landsleute, die in Baden die Waffen ergriffen haben, zurücksetzen gegen einen Prinzen von Preußen?“ — Unter Lärmen und Toben wurde auf der einen Seite der Ordnungsruf gefordert, von der andern verwehrt; die Sitzung mußte aufgehoben werden. Als am folgenden Tage der Ordnungsruf wirklich ausgesprochen wurde, wiederholte sich der Tumult; die auf den Galerien versammelte Volksmenge nahm Theil daran und der Präsident sah sich genöthigt, die Galerien räumen zu lassen.

Als wenige Tage darauf der Reichsverweser mit einem großen Theile der Versammlung sich zum Dombaufeste nach Köln begeben hatte und König Friedrich Wilhelm IV. die „Baumeister am Werke der Einheit“ in seiner gewinnenden Weise begrüßte, unterdrückte er doch nicht die Mahnung: „Vergessen Sie nicht, daß es in Deutschland auch Fürsten giebt und daß Ich zu diesen gehöre!“ — eine bestimmte Hinweisung darauf, daß er nicht Willens sei, von seinen hoheitlichen Rechten zu Gunsten eines andern Fürsten oder des Frankfurter Parlaments etwas zu opfern.

Anstatt rüstige Hand an das Verfassungswerk zu legen, ging das Parlament mit deutscher Gründlichkeit an eine langwierige Berathung der Grundrechte aller Deutschen. Das Volk, welches sich bereits im thatsächlichen Besitze der ausgedehntesten Rechte und Freiheiten befand, fühlte sich dadurch in Langeweile und Ungeduld versetzt, und die Volksmenge, welche täglich die Galerien besetzt hielt und auf dem Platze vor der Paulskirche lagerte, äußerte laut ihren Unmuth über die Abstimmungen der Rechten. Besonders stürmisch wurden die Debatten, welche sich an den Waffenstillstand von Malmoe (26. Aug.) knüpften, den Preußen zugleich für die Centralgewalt mit Dänemark abgeschlossen hatte. Die Mitglieder der Linken zeigten sich entrüstet über die Bedingungen dieses Waffenstillstands, welcher die Würde der deutschen Nation verletze. Am 5. September beschloß die Versammlung mit 238 gegen 221 Stimmen die Verwerfung des Waffenstillstands und die Sistirung der militärischen Rückbewegungen. Das Parlament hatte einen Beschluß gefaßt, ohne die Macht zu seiner Durchführung zu besitzen. Konnte man glauben, daß Preußen sich diesem Parlamentsbeschlusse unterordnen, daß es infolge desselben seinen bereits auf dem Rückmarsche begriffenen Truppen Halt gebieten und auf die Gefahr großer europäischer Verwicklungen hin den Krieg gegen Dänemark wieder aufnehmen würde? Oder dachte man daran, ohne Preußen mit den Truppen der kleinen deutschen Staaten Krieg gegen Dänemark zu führen? Diese Bedenken sowie die Gefahr eines Bruches innerhalb des Parlaments

und mit der preußischen Regierung schafften doch allmählich einer ruhigeren Auffassung Bahn. In den Tagen vom 14. bis 16. September wurden die Beschlüsse einer nochmaligen Revision unterzogen und nach sehr erregten Debatten mit 258 gegen 237 Stimmen wieder aufgehoben, dagegen die Vollziehung des Waffenstillstands beschlossen.

Dieser Beschluß wurde alsbald das Signal zu einem blutigen Straßenaufstand in Frankfurt. Nicht, als ob den Volksführern draußen die schleswigholsteinische Sache oder die Würde der Nation mehr am Herzen gelegen hätte, als den Abgeordneten in der Paulskirche; — sie suchten nur einen Vorwand, um einen entscheidenden Schlag gegen die Paulskirche zu führen und die Leitung der revolutionären Bewegung dann selbst in die Hand zu nehmen. Schon während der Tage, an welchen die entscheidenden Berathungen stattfanden, besonders aber an dem darauf folgenden Sonntag (17. Sept.), kamen große Züge von Bewaffneten aus der Umgegend und den benachbarten Fabrikstädten Offenbach, Hanau, Mainz nach Frankfurt. Die Abgeordneten der Rechten wurden auf der Straße beschimpft und bedroht. Am Abend des 17. September fand auf der Pfingstweide, da wo jetzt der zoologische Garten liegt, eine Volksversammlung statt, an welcher etwa 20,000 Menschen Theil nahmen. Aufrührerische Reden gegen das Parlament wurden gehalten; unter Anderm sagte der Abgeordnete Zitz aus Mannheim, die Zeit der Adressen sei nun vorüber, man müsse fortan „in Frakturschrift reden". Die Fremden blieben auch über Nacht in Frankfurt. Auf Anregung des Frankfurter Senats wurden von Mainz preußische und österreichische Truppen herbeigerufen.

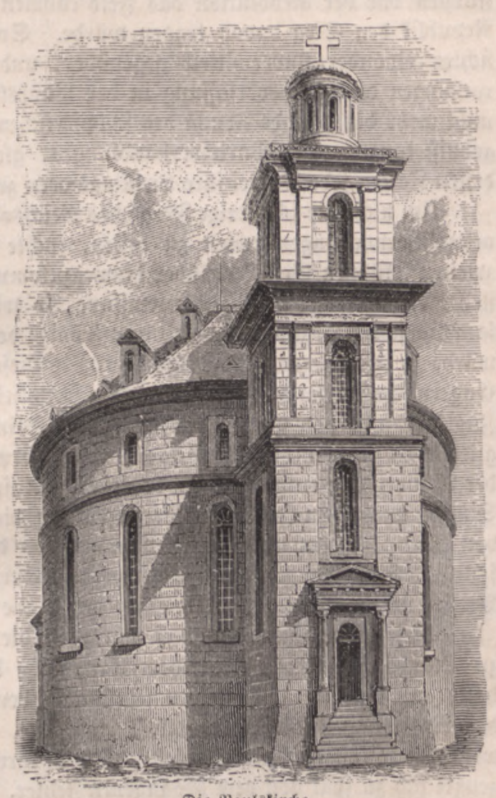
Am folgenden Morgen (Montag) eröffnete das Parlament zur gewohnten Zeit — um 9 Uhr — seine Sitzung. Während vor der Paulskirche die Volksmenge sich zusammenrottete, fuhren die Abgeordneten drinnen in der Berathung der Grundrechte aller Deutschen fort. Die Ueberreichung einer Sturmadresse, in welcher die 285 Abgeordneten, welche bei dem Beschlusse über den Waffenstillstand die Mehrheit gebildet hatten, für Hochverräther erklärt und zum Austritt aufgefordert wurden, sollte als Einleitung zu dem großen Schlage gegen die Paulskirche dienen. Gegen 10 Uhr hörte man heftiges Drängen und Stürmen gegen die Thür, in deren Nähe die Mitglieder der Rechten saßen. Dann hörte der Lärm auf; die Truppen hatten die Kirche umstellt und die Aufrührer verzogen sich nach anderen Stadtgegenden. An vielen Straßenecken erhoben sich Barrikaden, offenbar nach einem vorher festgestellten Plan. Hier und da kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Truppen und den Aufständischen. Immer mehr Bewaffnete aus der Umgegend strömten herzu. Am Nachmittag wurde der Straßenkampf allgemein. Es krachte und dröhnte, als ob ganze Häuser zusammenstürzten, wenn die Kanonenkugeln in das alte Gerümpel der Barrikaden fuhren.

Während in der Stadt ein hinterlistiger und feiger Kampf geführt ward, forderte vor den Thoren der Mord seine Opfer. Die Abgeordneten Fürst Lichnowsky und General Auerswald waren schon vor Beginn des Straßenkampfes aus der Stadt geritten und gelangten in die Nähe eines Postens der Aufständischen. Vom Pöbelhaufen erkannt und verfolgt, suchten sie Schutz in einer

Gärtnerwohnung auf der Bornheimer Heide, wurden aber entdeckt, ins Freie geschleppt und unter entsetzlichen Mißhandlungen ermordet.

In der Stadt dauerte der Kampf noch bis in die Nacht, aber an dem Siege der Truppen war nicht zu zweifeln. Am andern Morgen war die Ruhe hergestellt; nur das aufgerissene Straßenpflaster, die Trümmer der Barrikaden, die Kugelspuren an manchen Häusern erinnerten noch an das geflossene Blut.

Man muß es den linksmainischen Sachsenhäusern lassen, daß sie in ihrer Stadt auf eigene Hand die Ruhe aufrecht zu erhalten verstanden. Als am Nachmittag um vier Uhr eine starke bewaffnete Schar von Offenbach her vor dem Sachsenhäuser Affenthor erschien, eine rothe Fahne aufpflanzte und sich anschickte, eine Barrikade zu bauen, rückten ihnen die Sachsenhäuser Bürger, unbewaffnet, wie sie waren, zu Leibe, nahmen ihnen die Fahne weg und zwangen sie, die angefangene Barrikade wieder wegzuräumen. Ohne Verstärkung durch Truppen hielten die Sachsenhäuser eine musterhafte Ordnung und ließen keinen Bewaffneten zum Thore herein.


Die Paulskirche.

Unter dem schmerzlichen Gefühl, daß die Arbeit der Volksvertreter bereits mit Blut befleckt sei, nahm das Parlament seine Berathungen wieder auf und trat an seine eigentliche und schwerste Aufgabe, das deutsche Verfassungswerk, heran. Der Rausch der ersten Begeisterung für dasselbe war indessen längst geschwunden; die nüchternen Parteibestrebungen drängten sich in den Vordergrund. Die Frage über die Stellung Oesterreichs in oder zu dem neuen Reiche vermehrte die Zersplitterung. Die einsichtsvollsten und bedeutendsten Mitglieder unter Leitung des an die Spitze des Reichsministeriums berufenen Heinrich von Gagern wirkten für die Bildung eines engern Bundesstaates unter dem erblichen deutschen Kaiserthum der Hohenzollern und im unauflöslichen Bunde mit Oesterreich; aber die Partei der „Großdeutschen" unter Schmerling's Führung wollte von einem Ausscheiden der Deutsch-Oesterreicher aus dem

neuen Reiche nichts hören. Auch der größte Theil der Süddeutschen sträubte sich aus partikularistischem Selbstgefühl gegen die Unterordnung unter das Kaiserthum der Hohenzollern; die Ultramontanen erblickten darin eine Gefahr für die Katholische Kirche in Deutschland, endlich die vorgeschrittene Linke verwarf die Idee eines erblichen Kaiserthums, weil sie dem von ihr verkündeten Grundsatz von der Volksoberhoheit widersprach; sie hoffte, daß die Fürsten vor der Revolution das Feld räumen würden und daß die Idee der Republik den Sieg davon tragen würde. So standen die verschiedenen Ansichten einander unvermittelt gegenüber, und als endlich nach langen Berathungen die Reichsverfassung in der Paulskirche zu Stande kam, war sie nicht mehr die gesunde Frucht des schöpferischen Volksgeistes, sondern das Ergebniß langwieriger Parteiverhandlungen, gleichsam ein weiter Mantel, in dessen Falten jede Partei ihre Lieblingsideen zu bergen suchte.

Um nicht die schwierige Frage des Reichsoberhaupts zum Ausgangspunkt neuer Verwicklungen reifen zu lassen, suchte die Versammlung durch einen zweiten „kühnen Griff" darüber hinwegzukommen. Der Abgeordnete Welcker stellte den Antrag, die Reichsverfassung, so wie sie vorlag, durch einen Gesammtbeschluß anzunehmen und dem Könige von Preußen die erbliche Kaiserwürde zu übertragen (12. März 1849). Dieser Antrag wurde, nachdem die Gagern'sche Partei die widerstrebenden Mitglieder der Linken durch mancherlei Zugeständnisse gewonnen hatte, mit 290 Stimmen angenommen; 248 Mitglieder — größtentheils Oesterreicher, Bayern, Ultramontane — hatten sich der Abstimmung enthalten. In begeisterter Ansprache verkündete der Präsident Simson unter dem Jubel der Versammlung dieses Ergebniß. Glockengeläute von allen Thürmen und Kanonendonner von den Wällen begrüßten den Beschluß. Eine Gesandtschaft von vierunddreißig Mitgliedern begab sich nach Berlin, um den König zur Annahme der Krone aufzufordern.

Dieser Verfassungsentwurf war ohne die Theilnahme der Regierungen zu Stande gekommen. Auf dem Grundsatze der Volkssouveränetät fußend, hatte das Parlament denselben selbständig berathen und erwartete nun von den Regierungen die rückhaltslose Annahme. Sie unterschätzte die Macht, welche diese bestehenden Obrigkeiten noch in ihren Ländern besaßen, und überzeugte sich zu spät von dem begangenen Fehler. Die Welfen und Wittelsbacher wollten ebenso wenig von einer Unterordnung unter das Kaiserthum der Hohenzollern hören, wie der fränkische und schwäbische Volksstamm dem preußischen den Vorrang zuerkennen mochte. Oesterreich, obgleich aus den Wunden der Wiener Oktoberkämpfe blutend, war keineswegs Willens, seine alte Ehrenstellung in Deutschland zu Gunsten Preußens aufzugeben. Und endlich König Friedrich Wilhelm IV. selbst besaß nicht den Fridericianischen Geist, um, gestützt auf die geeinte Volkskraft, alle äußeren und inneren Schwierigkeiten zu überwinden und sich, im Bewußtsein der eigenen Macht, die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen. Er betrachtete diese vom Parlament ihm dargebotene Krone als ein Danaergeschenk.

Die Antwort, welche König Friedrich Wilhelm IV. der Deputation des Frankfurter Parlaments im Weißen Saal des königlichen Schlosses an der

Spree ertheilte (3. April 1849), war keine unbedingte Ablehnung, aber der Eindruck war ein nicht viel anderer. Er machte die Annahme von der freien Zustimmung der deutschen Regierungen und von weiteren Verhandlungen mit dem Frankfurter Parlament abhängig. Erst nachdem die Einwendungen der preußischen Regierung gegen die Reichsverfassung in Frankfurt unberücksichtigt geblieben waren, bekräftigte der preußische Ministerpräsident Graf Brandenburg vor der Zweiten Kammer (21. April) die definitive Ablehnung durch sein historisches „Niemals, niemals, niemals!“

Von einer Vereinbarung über die den Regierungen unannehmbaren Punkte und von Zugeständnissen an dieselben wollte das Frankfurter Parlament nichts wissen. Oesterreich rief seine Abgeordneten zurück, Preußen that dasselbe, Sachsen folgte. Eine große Anzahl ehrenwerther Mitglieder — unter ihnen Gagern, Arndt, Dahlmann u. A. — legten voll Schmerz über das Scheitern ihrer Hoffnungen und vaterländischen Bestrebungen ihre Vollmachten nieder. Nur die demokratische Linke erklärte offen, daß das Werk, welches mit den Fürsten nicht gelungen sei, jetzt ohne und gegen die Fürsten durchgesetzt werden müsse und machte einen Versuch, das Volk zu einer bewaffneten Erhebung für die Reichsverfassung aufzurufen, verlor aber dadurch mehr und mehr die Theilnahme aller besonnenen Vaterlandsfreunde.

Am 30. Mai beschloß der Rest der einst so glänzenden Versammlung, jetzt mit dem Spottnamen des „Rumpfparlaments“ bezeichnet, nach Stuttgart überzusiedeln, um dem Herde der revolutionären Bewegung, die in Sachsen, der Rheinpfalz und insbesondere in Baden bereits in offenen Aufruhr übergegangen war, näher zu sein. Hier wurde die Versammlung auf Anordnung der württembergischen Regierung, deren Ministerpräsident Römer ehedem selbst auf den Centrumsbänken der Paulskirche gesessen hatte, durch Soldaten am Zusammentritt gehindert. Die letzten Mitglieder des Parlaments, auf dem einst die stolzesten Hoffnungen der Nation ruhten, endeten im offenen Aufruhr auf den Barrikaden oder als irrende Flüchtlinge auf fremdem Gebiet. In der leeren Paulskirche zu Frankfurt aber hing noch die jetzt so traurig klingende Uhland'sche Mahnung:

„Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück,
O schafft sie, o bringt sie dem Volke zurück!“ —

Die Paulskirche hatte ihre politische Rolle ausgespielt, und nach einem kurzen Interregnum, welches durch den Dreikönigsbund, die preußischen Unionsbestrebungen, die Episode von Bronnzell und den diplomatischen Rückzug von Olmütz ausgefüllt wurde, ward auch das Palais in der Eschenheimer Gasse seiner früheren Bestimmung zurückgegeben. Die Physiognomie der alten Reichsstadt hatte sich abermals verändert. Die Gruppen der Abgeordneten und Volksmänner, innerhalb deren früher die Berathungen aus der Paulskirche auf der Straße fortgesetzt wurden, die Männer in Bluse und Kalabreserhut, waren verschwunden; statt dessen sah man wieder die Diplomaten des Bundestags in lebhaft flüsternder Unterhaltung die Eschenheimer Gasse entlang schlendern und an den aufgehobenen Fingern die Bedeutung des Bruchtheils ihrer Kurie in der Abstimmung nachrechnen. An der Börse sah man die Vertreter der großen

Geldhäuser ihre Geschäfte abschließen, vor der Hauptwache sammelten sich die österreichischen und preußischen Offiziere in ihren bunten Uniformen — der weiße Rock war im Allgemeinen auf dem Salonparket, der blaue im soliden Bürgerhause mehr beliebt, — die Zeil entlang rollten die Equipagen der eleganten Welt, mit einem Mohren vorn und einem Groom hinten, und an der grünen Tafelrunde des Palais saßen die Gesandten des Bundestages, redeten, flüsterten, schrieben und „kochten breite Bettelsuppen".

Die ersten Arbeiten des wiederhergestellten Bundestages schienen keinen andern Zweck zu haben, als alle Spuren der Bewegungsjahre wieder auszulöschen. Die deutsche Flotte, in den Tagen der erwachenden Begeisterung für ein einiges Deutschland zum Theil durch freiwillige Beiträge des Volkes geschaffen, wurde im Auftrage des Bundes unter dem Hammer Hannibal Fischer's öffentlich versteigert; die deutschen Grundrechte und die mißliebigen Artikel aus den ständischen Verfassungen der kleinen Staaten wurden mit Hülfe des Bundes wieder beseitigt und der Deutsche Bundestag schien nichts Anderes zu bedeuten, als „ein Treib- und Konservirhaus gefährlicher und revolutionärer Partikularbestrebungen". Schon aber hatte an dem Tische der Bundestagsgesandten der Mann seinen Platz gefunden, der berufen war, die Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes, freilich mit ganz anderen Mitteln als den bisher angewandten, zum Ziele zu fördern. Otto von Bismarck machte als preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt seine staatsmännische Schule durch und sammelte hier diejenigen Kenntnisse und Erfahrungen, die er später als preußischer Ministerpräsident in so überraschender und erfolgreicher Weise anwandte.

Noch einmal wurden in Frankfurt die Erinnerungen der alten Kaiserzeit lebendig, als im Sommer 1863 Kaiser Franz Josef von Oesterreich auf Betreiben der früheren Großdeutschen im Parlament den romantischen Plan faßte, einen Fürstentag nach Frankfurt auszuschreiben und mit seinem Plan einer Bundesreform den preußischen Einigungsplänen zuvorzukommen. Die deutschen Fürsten beeilten sich dieser Einladung nachzukommen; außer Preußen hatten nur Lippe-Detmold, Anhalt-Bernburg und Holstein (Dänemark) ihre Betheiligung abgelehnt. Die heitere Mainstadt legte ihr festlichstes Gewand an zum Empfange so vieler edler Gäste. Sie prangte wieder im Schmucke der Fahnen und Laubgewinde; neben mächtigen schwarzrothgoldenen Fahnen, welche die Straßen überschatteten, sah man die Regenbogenfarbenpracht von 34 Vaterländern an den Hotels der verschiedenen Fürsten und ihrer Gesandten entfaltet. Selbst über dem Portale des Bundespalais, das zur Residenz des Kaisers bestimmt war, gewahrte man an hohem Flaggenstocke die drei Farben, welche vor nicht langer Zeit als revolutionär verpönt waren. Frankfurt hat seine ehren- und erinnerungsreiche Geschichte; es hat auch in der jüngsten Zeit denkwürdige Tage gesehen, Sänger-, Schützen-, Turnertage und andere mehr, aber ein Parlament von dreißig Landesvätern, — wenn man die Burgemeister der Freien Städte auch unter dieser Bezeichnung mit einbegreifen darf — welches in seinen Mauern über die Neugestaltung Deutschlands rathschlagen sollte, hatte in seinen Mauern noch nie getagt.



Frankfurt am Main.

Es war gegen 6 Uhr Nachmittags (15. August), als der Kaiser auf dem Main-Neckarbahnhof in Frankfurt ankam und von dem Burgemeister und Senat der Freien Stadt feierlich empfangen ward. Die meisten deutschen Fürsten waren schon vor ihm eingetroffen. Der folgende Tag, der „goldene Sonntag“, wie die Frankfurter ihn nannten, war der Etikette gewidmet: gegenseitige Besuche der Fürsten, Diner beim Kaiser von Oesterreich, Besprechungen der Minister. Unaufhörlich rollten die Karossen durch die belebten Straßen, begleitet von den Hoch- und Hurrahrufen der Menge. Die Frankfurter freuten sich über die Einfachheit und Leutseligkeit der hohen Herren, sie staunten über die Pracht der Wagen und Rosse, über das Isabellen-Viergespann des Kurfürsten von Hessen, wie über die mäusefarbenen Pferde des Welfenkönigs und den riesengroßen Kutscher des Fürsten von Liechtenstein. In der Volksgunst standen Oesterreich, Bayern, Baden und Koburg wegen ihrer liberalen Neigungen am höchsten; dafür eroberte Liechtenstein durch Schönheit und Jugend die Herzen der Damen.

Die Stadt Frankfurt feierte ihre hohen Gäste mit einem glänzenden Banket auf dem Römer (17. August). Dort in dem hohen Saale, wo hundert Jahre zuvor der junge Goethe Josef II. in seiner Kaiserpracht, umgeben von den geistlichen und weltlichen Kurfürsten des Reichs, beim festlichen Krönungsmahle sah, saßen jetzt die gefürsteten Häupter der Nation und die Väter der Freien Städte, Kaiser Franz Josef gerade unter dem Bilde jenes Josef II. Da wurde manche große Erinnerung wach, manches stolze Wort wurde gesprochen. Unten aber auf dem Römerplatze und am Mainufer wogte und jubelte die Menge zu Tausenden und aber Tausenden ganz wie damals; man vermißte nur den im Ganzen gebratenen Ochsen und den Doppeladler, der aus seinen beiden Schnäbeln rothen und weißen Wein fließen ließ. Dafür entschädigten in den Abendstunden die Buntfeuer, welche den Platz in zauberhaftem Lichte strahlen ließen, und die aufsteigenden Raketengarben an der Mainluft, ein farbenreiches Brillantfeuerwerk, ähnlich dem Kongresse selbst, zu dessen Ehren es veranstaltet ward, in seiner Pracht und in seiner Wirkung.

Sollen wir auch versuchen, durch die geschlossenen Pforten des Sitzungssaals im Bundespalaste einzudringen und den Berathungen des fürstlichen Parlaments beizuwohnen? Die Reden der Gekrönten verhallten hier im Bundespalaste, wie diejenigen der Volksvertreter in der Paulskirche verhallt waren, ohne jeden praktischen Erfolg. Sowol hier wie dort hatte man vergessen den wirklichen, realen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Das ganze mit soviel Aufwand von Pracht und Staatsweisheit in Scene gesetzte Reformwerk scheiterte an dem stummen Proteste des abwesenden mächtigen Königs, welcher seinem Staate nicht die Machtstellung verkümmern lassen wollte, die das wohl erworbene Erbtheil seines Hauses und seines Volkes war, und welcher die Einheit Deutschlands auf ganz anderen Wegen herbeizuführen dachte.

Noch waren keine drei Jahre seit jenem Frankfurter Fürstentage vergangen, so hatten die Dinge eine ganz andere Wendung genommen. Die deutsche Frage war zu einer Machtfrage zwischen Preußen und Oesterreich geworden. Am 11. Juni stellte der österreichische Präsidialgesandte am Bundestage in

einer außerordentlichen Sitzung den Antrag, das gesammte Bundesheer — mit Ausnahme der preußischen Armeecorps — gegen Preußen mobil zu machen. In der Annahme dieses Antrages, welche in der That in der Sitzung vom 14. Juni mit einer zweifelhaften Mehrheit von drei Stimmen erfolgte, sah Preußen eine Kriegserklärung. Sie war zugleich das Todesurtheil des Deutschen Bundes. Als General Vogel von Falckenstein mit der preußischen Mainarmee nach einem zehntägigen Feldzuge sich den Thoren der Freien Reichsstadt näherte, packten die Diplomaten des Rumpfbundestages schleunigst ihre Protokolle und flüchteten unter den Schutz der „Drei Mohren" nach Augsburg.

Verschwunden war das bewegte Treiben an dem alten Sitze des Bundestages, die Pracht der Rosse und Wagen, der Sportsmen und der eleganten Toiletten aus den Straßen und Anlagen der sonst so lebensfrohen Mainstadt, als die ersten preußischen Bataillone unter kriegerischen Klängen in die Stadt einrückten (16. Juli). Das Vorgefühl, daß sie bald unter preußischem Scepter einer neuen Aera entgegengehen werde, lag zunächst nur wie ein schwerer Druck auf den Herzen der Bürger der alten Freien Reichsstadt. Frankfurt wurde durch das Besitzergreifungspatent vom 16. August dem preußischen Staate einverleibt, und an Stelle des alten Bundes trat der Norddeutsche Bund als Grundlage unsers gegenwärtigen Deutschen Reiches.

Mit schwerem Herzen fügte sich Frankfurt in die neue Ordnung der Dinge, von welcher man zunächst nur die Lasten empfand. Es liegt fern von uns, hier Wunden berühren zu wollen, die im Verheilen sind. Wir gedenken vielmehr nur noch eines Ereignisses aus neuer Zeit, an welches sich der Name von Frankfurt knüpft.

Die milde warme Maienzeit ist wiedergekommen. Die Anlagen, die Gärten der Vorstadt schmücken sich mit frischem Grün; die Herzen der Frankfurter Bürger schlagen in dem stolzen Gefühl, daß auch ihre Vaterstadt in Sturm und Drang treu zum Reiche gestanden und mit dem Blute ihrer Söhne zu den großen Erfolgen des soeben beendeten Krieges beigetragen hat. Durch die Straßen der Stadt flutet eine froh bewegte Menge. Sie sammelt sich besonders vor den beiden Hotels zum „Russischen Hof" und zum „Weißen Schwan", wo die Bevollmächtigten der Französischen Republik und des Deutschen Reiches eingetroffen sind, um die Friedenspräliminarien in einen definitiven Friedensvertrag zu verwandeln, — dort der französische Minister Jules Favre, hier der deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck. Neugierig erwartet man die Nachrichten, die aus diesen Hotels in das Publikum dringen. Und siehe! das Friedenswerk schreitet rasch vorwärts. Am 10. Mai 1871 wird im Hotel zum Schwan in Frankfurt der definitive Friede unterzeichnet. Alle Häuser der Stadt schmücken sich mit Flaggen, die Glocken, welche in jüngster Zeit so oft zur Siegesfeier geläutet haben, erheben ihre Stimmen zum Friedensgeläut und alle Herzen schlagen dankbar und froh zu Gott.

So war es denn wieder die alte Reichs-, Kur- und Krönungsstadt Frankfurt, welche einem der berühmtesten Friedensschlüsse aus neuerer Zeit ihren Namen gegeben. Möge denn auch dieses Ereigniß von glücklicher Vorbedeutung sein für die Zukunft der Stadt und des Reiches!

Die Frankfurter und Sachsenhäuser. Wir haben nur noch Weniges zur Charakteristik der Frankfurter und ihrer linksmainischen Nachbarn, der Sachsenhäuser, hinzuzufügen. Die Lage von Frankfurt an der Kreuzung so vieler Straßen aus Nord- und Süddeutschland und in der Nähe unserer besuchtesten Badeorte, die vornehme und selbständige Rolle, welche die Stadt in der Geschichte spielte, die Beschäftigung mit dem Handel und die Frankfurter Messe, dies sind die Elemente, welche auf die Entwicklung der Frankfurter Volksart am meisten von Einfluß gewesen sind, in der wir Leichtlebigkeit, verbunden mit Neigung zum Wohlleben und Genuß, ein stolzes Selbstgefühl, einen stark ausgebildeten praktischen Sinn und Handelsgeist und einen großartigen Wohlthätigkeitssinn als Haupteigenthümlichkeiten erkennen. Wo irgend in deutschen Landen oder außerhalb eine Hülfe nöthig war, bei Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen, Nothständen, öffneten die Frankfurter freigebig die Hand. Daß in diesem Wohlthätigkeitssinn auch etwas Selbstgefühl, begründet auf das Bewußtsein, daß man ja die Mittel dazu habe, sich einmischt, kommt bei dem damit erreichten guten Zwecke nicht in Betracht. Nach dem großen Brande in Hamburg (1842) beantragte der Senat bei der gesetzgebenden Versammlung, eine Gabe von 50,000 Gulden dorthin zu senden. Ein Mitglied der Versammlung aber, der (kürzlich verstorbene) Advokat Dr. Max Reinganum, sagte: „Wenn Frankfurt ausfährt, muß es vierspännig fahren; wir wollen 100,000 Gulden geben.“ Dies wurde beschlossen und ausgeführt. Außerdem aber kamen bei der Bürgerschaft noch 90,000 Gulden zusammen. Keines der deutschen Königreiche Hannover, Sachsen, Bayern, Württemberg konnte es der freien Reichsstadt gleichthun.

Von den alten Bräuchen und Sitten der Frankfurter, die nun — wie das weiland Pfeifergericht — meistens geschwunden sind, haben wir schon oben erzählt, auch einiger Volkssagen erwähnt. An die neunmal durchlöcherte Wetterfahne auf dem Eschenheimer Thurme, das zweite Wahrzeichen der Stadt, knüpft sich die Sage von dem Wildschützen Hans Winkelsee, welcher, von den Frankfurtern gefangen, diesen trefflichen Neuner in das Blech der Windfahne schoß, dafür begnadigt und zum Schützenhauptmann gewählt wurde, es aber doch vorzog, in die Wälder zu seiner alten Beschäftigung zurückzukehren. Im Volksliede lebt noch der Schwank von dem Frankfurter buckligen Fiedler, der den Weibern, die in der Walpurgisnacht den Rosenkranz getanzt, lustig aufgegeigt und dafür von der ersten seinen Lohn erhalten:

> „Sie griff ihm behend unters Wamms sofort
> Und nahm ihm den Höcker vom Rücken fort.
> So gehe nun hin, mein schlanker Gesell,
> Dich nimmt nun jede Jungfrau zur Stell.“

Als Probe der Frankfurter Mundart möge hier eine Stelle aus der „Krebbelzeitung“ folgen: „In de nechste Däg werrd erscheine un in alle solide Buchhannelunge ze hawwe sein: Die Zukunftskaart von Eiroba im Jahr 1860, vom Standpunkt der Krebbelzeitung aus. Ein Folioblatt mit Frankfortischem Text. Preis 6 kr. Da jetz bereits e franzeesch un e deitsch Zukunftskaart von Eiroba erschiene sein, so is e dritt im Bund dringend nothwennig worrn.

Diesem Jwwelstand soll odder dorch e Zukunftskaart der Krebbelzeitung grindlich abgeholfe weern. Es duht mer odder schont im Voraus uffrichdig for'sch Großherzogduhm Hesse laad, dann weil meer do net hiderfe, so hawwe merrsch ewens ohne weitersch Frankfortisch mache misse. Doderdorch werd odder aach Nidderorschell hibb der Bach und Niderorschell dribb der Bach widder e aanig deitsch Vatterland weern. Ofebach, Darmstadt un Meenz weern vor Vorstädt von Frankfort erkleert un ums Ganze vom Stadtgäärtner Renz e groß Promenad gezoge, wodorch sehr viel neie Bauplätz entsteh dehte un der Spekelation e groß Feld geeffnet weern deht. Doderdorch käm aach zegleich Darmstadt an Maa ze leihe un Frankfort an Rhei, wos en baade ze gunne weer. Bei Enkheim un Seckbach werrd Kurhesse an Frankfort des link un recht Mexterbruch-Ufer abtrete misse, wodorch der Mexterbruch, waan aach kaa ganz reiner, odder doch e ganz Frankfortischer Fluß weern deht. Daderfor muß odder Kurhesse entschaddigt weern. Merr weern em Sardinje gewwe. Paris werrd Homborjisch. Heddernheim fällt dem nein König von Jerusalem zu. Bronnzell herrngege werdd Preißisch. Un so weiter. Das Elsas odder werrd als besonner deitsch Kenigreich von Baruch I. regiert weern, der namhafte Aasprich druff hawwe duht."

Die Sachsenhäuser, wie man sagt, Nachkommen der von Karl dem Großen hier angesiedelten Sachsenkolonie, meist Obst- und Gemüsegärtner, Fischer Schiffer und Tagelöhner, sind als ein kerniges, derbes und grobes Geschlecht bekannt, aber auch fleißig und gutmüthig. Der beliebte Ausdruck „Dos" (auch „dumm Dos" oder „Schinnoos") bedeutet bei ihnen nichts anders, als eine zutrauliche Anrede. Kernflüche wie die nachfolgenden gehören zu ihren frommen Wünschen: „Eich wollt, e Gewitter deht dich in die Erd' enein verschmeiße, daß dich unser Herrgott am jingste Dag met der Ladern suche mißt!" oder: „Eich wollt, du heßt e Simmere Leus uff em Kopp und so korze Erm, daß de net kratze kennst!" — Viele Anekdoten werden von der kräftigen Ausdrucksweise der Sachsenhäuser erzählt. Als einst ein fremder hoher Herr einen Sachsenhäuser nach dem Deutschen Ordenshause daselbst fragte, erhielt er die Antwort: „Nu, Sie dumm Dos, Sie stehn ja davor!" Ein anderer Sachsenhäuser, der dies gehört hatte, rief ihm zu: „Hannes, weeßt Du aach, wer das war? Das war ja der — —!" Jener antwortete mit voller Ruhe: „Nu, da is mer'sch doch lieb, daß ich nicht grob gewese bin." Einem Berliner, der einen Sachsenhäuser nach dem Wege fragte mit den Worten: „Sie, lieber Freund, ich möchte jerne nach der Eschenheimer Jasse jehen," antwortete der Letztere bündig: „Was geit's mich an, geh' Sie hin!" — Die Sachsenhäuser Frauen können wir an den Markttagen nicht mehr in der engen Straße, die den Namen „Markt" führt, sondern in einer geräumigen, bedeckten Halle — bei ihren „Mahnen" — d. i. großen, henkellosen Körben — mit Gemüse und Obst im Gefühl ihrer Würde sitzen sehen. Hat aber Jemand das Unglück, einen Kohlkopf umzuwerfen, so muß er eine ganze Flut Sachsenhäuser Kernflüche über sich ergehen lassen; denn eine Sachsenhäuserin giebt nach Weber's Ausdruck „den Damen der Halle in Paris und den Berliner Fischweibern noch vierundzwanzig auf die Partie vor."

Einen besonderen Betriebszweig der Sachsenhäuser bildet die Kultur des Apfelweins, die sie bis auf Karl den Großen zurückführen, — so wenigstens die Witzbolde, welche meinen, daß der Reichsapfel, den Karl der Große auf der Mainbrücke in der Hand hält, das Symbol des Sachsenhäuser Apfelweins bedeute. Bekannt ist, daß auch Kaiser Wilhelm bei seinem letzten Aufenthalt in Frankfurt im Herbst vorigen Jahres den Ehrentrunk in Sachsenhäuser Apfelwein gern und dankend annahm.

Uebrigens sind die Sachsenhäuser eben so treuherzig und gerade, als derb und handfest, den Neuerungen abhold; kommunistische Ideen fassen keine Wurzeln bei ihnen, wie wir schon aus der Aufnahme, welche die Offenbacher Freischar beim Frankfurter Septemberaufstand (1848) fand, ersehen haben. Als in der Zeit des Frankfurter Fürstentages der König Maximilian II. von Bayern in bürgerlicher Kleidung ohne Begleitung am Sachsenhäuser Mainufer lustwandelte, soll ein biederer Sachsenhäuser sich ihm genähert und ihn treuherzig angesprochen haben: „Komm her, Max, Du sollst ein rechter Kerl sein; daderfor will ich Dir die Hand drücke;" und er soll die königliche Rechte kräftig in der seinigen geschüttelt haben.

Mögen denn die Sachsenhäuser immerhin derb und grob bleiben, wenn sie nur das Herz stets auf dem rechten Flecke behalten! Ebenso wollen wir den Frankfurtern ihre Reichthümer gern gönnen, wenn sie ihnen zur Bewährung eines solchen Wohlthätigkeitssinnes dienen, und ihnen die Freude am heitern Lebensgenuß nicht verargen, wenn sie zugleich fortfahren in der hochherzigen Pflege der Wissenschaften und Künste. Wir grüßen die nun preußisch gewordene, deutsch gebliebene schöne Mainstadt mit dem Wunsche von Kopisch:

„Erprange denn auch fürder am Main, du werthe Stadt,
Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat!" —



Ende des zweiten Bandes.


BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

KÖNIGREICH BAYERN



Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

